Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik.

# Neue Monatshefte für Dichtkunst und Kritik.

3

# Neue Monatshefte

für

# Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben

von

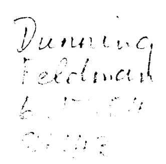
Oscar Blumenthal.

Dritter Band.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1876.



# Mitarbeiter des dritten Bandes.

---



---

# Inhalts-Verzeichniss.

## Dramatisches.



## Novellistisches.



## Lyrisches.

## Vermischte Aufsätze.

## Kritiken.



## Antikritisches.



## Miscellen.

# Der Ordnungsfanatiker.

Ein Kapitel aus dem „Wanderbuch".

Von **Johannes Scherr.**

I.

Der ehrenwerthe Langalibalele, Kaffernhäuptling a. D., gab eines Tages einem englischen Missionär auf dessen Frage, was für auszeichnende Merkmale er, Langalibalele, an den Engländern wahrgenommen hätte, zur Antwort: „Augen, die alles sehen, und Hände, die alles nehmen wollen."

Diese unzweifelhaft beste Charakteristik der „hochherzigen" Briten kam mir zu Sinne, als ich, von der alten Taminabrücke her die Gasse zum Hof Ragaz heraufgehend, die schon gewohnte Schaar von Neugierigen vor dem „Chalet" rechter Hand auf der Lauer stehen sah. Richtig fehlten denn auch in erster Linie nicht die langgestreckten Hälse verschiedener Traveller-Books in Hosen und die vorquellenden Glotzaugen diverser Prayer-Books in Unterröcken. Doch muß ich sagen, daß eine erkleckliche Anzahl von Nasen, die da sind wie „der Thurm Davids, so gen Damaskus schaut", aus der Gafferreihe hervorragten und daß inmitten derselben, der Gafferreihe nämlich, nicht der Nasen, wenigstens ein Halbdutzend Rosen von Saron blühten, so in Wien oder Berlin gewachsen waren.

Maßen nun mir, als einem altfränkischen Menschen, erlaubt sein muß, die Rose allen neumodischen Treibhausblumen zum Trotz noch immer als die Königin der Blumen zu verehren, und maßen ich fernerweit für die Rosenspecies von Saron eine allem Indogermanenthum hohnsprechende Vorliebe hege, so mischte ich mich, um die besagten Thürme Davids herumlavirend, unter die mehrbesagten Rosen. Die Wahrheit zu gestehen, sie hatten jetzo kein Lächeln für mich, wie sie es doch auch schon gehabt. Wahrscheinlich sahen sie mich gar nicht, denn ihre Augen, ja und auch ihre Seelen — ich glaubte nämlich und glaube noch, daß sie solche „aus der Wissenschaft längst hinausgeworfene" Dinger besaßen — waren an das Chalet da drüben festgeleimt.

Es lohnte sich aber auch der Mühe, denn unter dem Dache des kleinen Holzhauses hauste zur Stunde ein rares Trifolium: — eine weggejagte Kaiserin, die Donna Eugenia, ein weggewunkener Kardinal, der Prinz von H. Sch. und ein weggeschickter Schwiegersohn des Khedive von Aegypten, Mustapha Sadyk Pascha.

Der Pascha war ein nettes Kerlchen mit einem Bäuchlein im ersten Stadium und einem verbindlichen Lächeln. Die ungeschriebene Badchronik erzählte, der gute Türke langweilte sich wie der letzte der Möpse und fände die sämmtlichen anwesenden Damen zu schlank. „Zu schlank?“ rief Herr S., der Beherrscher von Ragaz, erschrocken aus — „und doch haben wir im Quellenhof eine Französin, welche sich nur seitlings zur Thüre des Speisesaals hineinzwängen kann, und eine Mecklenburgerin, unter welcher schon drei Bettgestelle zusammengebrochen sind.“ Der Herr Kardinal war leidend und ging an Krückstöcken. Kein Wunder also, daß er mit der rückwärts die Jahrhunderte, bis zum elften, hinaufstürmenden Kirche nicht mehr recht hatte Schritt halten können. Was die Kaiserin anging, so war sie eben nur noch eine gemalte, und zwar eine mit dick-aufgetragenen Farben gemalte. Die Badchronik sagte ihr nach, sie sei vor etlichen Tagen über einen ihr begegnenden Herrn aus Berlin, welcher dem verflossenen Verhuell wirklich täuschend ähnelte, so erschrocken, daß ihr ein Stück gemalter Wange abgefallen. Verhuellius Naso redivivus dagegen behauptete, vom Erschrecken habe er nichts bemerkt, wohl aber hätte die Donna eine Bewegung gemacht, als wollte sie dem Doppelgänger ihres höchstseligen Gemahls um den Hals fallen.

Was mich angeht, so muß ich gestehen, daß mich weder wirkliche, noch gemalte Kaiserinnen, weder Kardinäle noch Paschas sehr interessiren. Wohl aber that dies ein hagerer Mann, der, so er stand, ungewöhnlich lang sein mußte, ein Mann mit weißen Haaren und einem grauen Bart, vor den Augen blaue, runde Brillengläser von ungewöhnlicher Größe, darunter eine sogenannte Kartoffelnase und ein dünnlippiger, an den Winkeln sardonisch niedergekrümmter Mund, auf dem Kopf ein Strohhut, dessen Krämpe von einer Breite, wie mir noch nie vorgekommen. Diese Figur saß auf einem Feldstuhl, hielt mit der linken Hand einen grüngefütterten Sonnenschirm über besagten Strohhut empor und lenkte mit der rechten einen kleinen Tubus, welcher an einem in die Erde gerannten Stock festgeschraubt war. Daß der Herr und Lenker dieses Tubus auf das Chalet jenseits der Straße vigilirte, brauch' ich nicht ausdrücklich zu sagen. Aber mich gaudirten die Umständlichkeit, der Apparat, der Forscherernst, womit des Mannes Neugier verfuhr. Hatte ich da einen letzten Mohikaner vor mir, eines der letzten Originale, welche in der breiten Verflachung modernster Mittelmäßigkeit und Uniformität mehr und mehr verschwinden? Wer war der Mann? Das alte liebe Nest Ragaz hat sich, nicht eben zur Freude von jedermann, zum „Weltbad“ verwandelt und man begegnet dort alljährlich absonderlichen Figuren genug. Aber eine wie der Mann vom Feldstuhl und Tubus, der sich geschwind ein Observatorium eingerichtet hatte, ist doch auch im Ragaz von heute eine exotische Pflanze und verlohnt wohl der Mühe der Beobachtung.

Schade, dacht' ich, daß der Amadeus Hoffmann nicht mehr lebt oder der Edgar Poe. Der da wäre für diesen oder jenen ein gefundener Fraß.

Das mehr oder weniger zu verehrende Publikum verlor sich allgemach, da weder die weggejagte Kaiserin noch der weggewunkene Kardinal sich zu zeigen geruhte und es doch nachgerade langweilig wurde, den rothen Fez des Pascha's anzugaffen, welcher über der Balustrade der Veranda rechts sichtbar war. Zuletzt waren nur noch unser zwei da: der Tubusmann, welcher seine Beobachtung fortsetzte, und meine eigene liebwerthe Person, welche den hartnäckigen Beobachter beobachtete.

Beide erreichten wir schließlich unsern Zweck: er, indem er Madonna Eugenie und den Prinzen-Kardinal kurz nach einander aus dem Holzhause treten sah; ich, indem

ich Zeuge der geometrischen Regelrichtigkeit sein durfte, womit der Vigilator sein Observatorium abbrach.

Das ging alles so gemessen, als gälte es, mit der bekannten „Harmonie der Sphären" Takt zu halten. Schon die Art seines Aufstehens zeigte den Mann, welcher nie einen Fuß vor den andern setzte, ohne daß er sich zuvor genau vergewissert hätte, wohin er träte. Als sich die lange dürre Gestalt zu ihrer vollen Höhe auseinandergeschoben hatte, galt es vor allem, klar zu sehen. Es wurde daher die Brille sachte von der Kartoffelnase genommen und wurden die großen runden blauen Gläser mit einem aus der rechten Westentasche gezogenen Lappen weichen Leders nachdrücklich abgerieben. Nachdem Lederlappen und Brille wieder an ihren Orten waren, ging es an das Geschäft des Aufräumens, ohne Hast, aber auch ohne Rast. Zunächst wurde der Tubus losgeschraubt, zusammengeschoben, mit einem großen rothseidenen Taschentuch um und über abgewischt und in eine lederne Kapsel verschlossen, welche zuvor sorgsam ausgeblasen und dann behutsam auf den Feldstuhl niedergelegt ward. Hierauf ging es an den Stock, der als Tubusgestell gedient hatte, bei näherer Bekanntschaft aber als ein wahres Wunder, so zu sagen als ein Kompendium oder Konversationslexikon von Stock sich auswies. Offenbar war er der Stolz und die Freude seines glücklichen Besitzers. Das konnte man dem Wohlgefallen abmerken, womit er die verschiedenen Federn des komplicirten Möbels spielen ließ, um die zahlreichen Metamorphosen aufzuzeigen, welche den Stock nach und nach als ordinären Spazierstock, als ramassirten Bergstock, als Regenschirm, als Hacken, als Steinhammer, als Stilet, als Lichtscheere, als Lesepult, als Korkzieher, als Trinkbecher, als Stemmeisen, als Schreibzeug und noch als sonst allerhand zum Vorschein kommen ließen. Ich würde mich zuletzt wahrhaftig nicht mehr gewundert haben, wenn sich das vexirliche Ding auch noch als Landtagsredner oder Reichstagsschweiger entpuppt hätte.

Der Mann konnte mir die unverhohlenste Bewunderung und die reinste, menschenbrüderlichste Theilnahme leicht vom Gesichte lesen und sagte daher, auf seinen wieder in alltägliche Rohrgestalt gebrachten Stock deutend: „Das Resultat fünfjähriger theoretischer Studien und dreijähriger praktischer Konstruktionsversuche. Ja, mein Herr, mit Genie und Ordnung bringt man doch etzliches Ordentliche zuwege auf dieser unserer unordentlichen Erde."

Damit lehnte er den Wunderstock vorsichtig an einen Platanenstamm, schnallte die Tubuskapsel an einen breiten Riemen, welcher ihm wie ein Bandelier von der rechten Schulter herabhing, nahm den Feldstuhl auf, machte daran herum, bis derselbe zu einem winzigen Volumen zusammengeschoben und eingeklappt war, und schnallte das Ding, in welchem jetzt kein Mensch einen Stuhl hätte vermuthen können, ebenfalls an den Riemen. Hierauf nahm er sein Stockkompendium zur Hand, stieß die Spitze leicht auf den Boden und sagte mit dem Vollbewußtsein wohlgethaner Arbeit: „Alles in Ordnung! Kardinal, Pascha, Exkaiserin abgemacht, in aller Ordnung."

„Heil'ge Ordnung, segensreiche!" stimmte ich bei, die Schillerglocke läutend.

„Ja, mein Herr, das ist das gescheideste Wort, welches der unsterbliche Marbacher von sich gegeben hat. Um das zu können, mußte er selber ein Mann der Ordnung sein. Und das war er auch, wie sein jetzo gedruckter Schreibkalender ausweist. Leider sind seine Abführpillenrechnungen noch nicht veröffentlicht. Item leider auch noch nicht Goethe's Rheinweinrechnungen, wie uns ebenso der gedruckte Nachweis fehlt, wie viele

Fidibus dem Johann Heinrich Voß seine sorgsame Hausfrau Ernestine gedreht habe. Ich muß aber zugeben, daß doch allmälig Ordnung in unsere Literarhistorie kommt. Auf die exakte Forschung muß sie basirt sein. Nur dadurch fällt Licht in das Chaos. Erst wenn es gelungen sein wird, das Verhältniß von Goethe's Verdauung zu seiner dichterischen Produktion unanfechtbar klarzustellen, kann man daran denken, das Verhältniß des ersten Theils vom Faust zum zweiten richtig zu bemessen. Glücklicher Weise leben und streben dermalen Männer, welche wissen, daß die sogenannten Minutien und Lappalien eigentlich das Wichtigste sind. Ich kenne einen Leipziger Magister, welcher den wissenschaftlichen Beweis gebracht hat, daß die wahre Literatur die sei, welche man schnöderweise die Papierkorbliteratur zu nennen pflegt. Ich kenne einen andern dito Leipziger Alexandriner, welcher demnächst ein von der lieben Kameradschaft mit Recht schon zum voraus als epochemachend signalisirtes Werk ediren wird, dessen Titel lautet: „Die Wäschezettel unserer Klassiker und Romantiker als Akten- und Urkundensammlung zu einer induktiv-wissenschaftlich zu schreibenden Geschichte der deutschen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts." Ich kenne einen dritten abermalen Leipziger Byzantiner, welcher die „diplomatische" Geschichtschreibung auf den Gipfel der Vollendung führen wird. Er hat nämlich die verschiedenen Sorten Tabak, welche Friedrich der Große nach und nach schnupfte, zum Gegenstande seiner „grundlegenden" Forschungen gemacht, um den Nachweis zu führen, welche Einflüsse Rappée, Pariser oder Doppelmops auf die Gehirnnerven besagten Friedrich's und folglich auf die Geschicke der Menschheit gehabt haben. Sehen Sie, mein Herr, das ist echte Wissenschaftlichkeit, gesunder Realismus, gediegene Exaktität. Haß und Krieg jeder Unordnung! Es ist unglaublich, was diese zu unserer Zeit für Unheil anstiftet. Hat sich nicht neulich Einer erfrecht, ein ganzes Buch hindurch beharrlich Göthe statt Goethe — G.o.e.th.e — zu schreiben? Ja, so hat er. Zum Glück hat man ihm mit dem Schulmeisterbakel tüchtig auf die Finger geklopft. „Göthe", was? Zwar ist es Blödsinn, im Deutschen die Diphthongen ä, ö, ü mit ae, oe, ue zu schreiben, ich geb' es zu, und Goethe selbst würde sich wohl heutzutage das e in der ersten Silbe seines Namens ersparen und sich auch nicht mehr „Geheimbde-Rath" unterzeichnen; allein die Schreibweise G.o.e.th.e ist einmal als ordnungsmäßig anerkannt und nur Anarchisten und Rebellen sind daher gottlos genug, das e in der ersten Silbe wegzulassen. Ordnung muß sein, im Großen und Größten, im Kleinen und Kleinsten"...

Er hielt erschöpft inne, und schnappte nach Luft.

„Auf Erden und am Himmel," ergänzte ich auf's Gerathewohl den Satz.

„Am Himmel? Hm, hat sich was damit!" sagte er mit niedergekniffenen Mundwinkeln. Zugleich ließ er aus seinem erhobenen Stock die Lichtscheere hervorgucken, als wollt' er damit geschwind etliche „anarchische" Sterne da droben ausputzen. „Wissen Sie, am sogenannten Himmel ist auch keine rechte Ordnung. Sonst hätte man ja den unordentlichen Lebenswandel der Kometen schon lange nicht mehr geduldet. Und dann dieses Vorübergehen der Venus vor der Sonnenscheibe, was sagen Sie dazu? Ist das in der Ordnung? Die Venus soll hübsch ordentlich unter oder meinetwegen über der Sonne dahingehen, aber nicht quer vor Ihro allerhöchsten Nase vorüber. Das heißt ja der Sonne so zu sagen ein Schnippchen schlagen und ist wider allen Respekt, wider alles Dekorum, wider alle Ordnung."

So sprechend, schoß er von mir weg — wir waren derweil in den Hof Ragaz und

im rechten Flügel bis ins erste Stockwerk gelangt — und fuhr wie der Wind auf einen im Korridor stehenden Tisch zu, an welchem, wie es schien, etwas nicht in Ordnung sein mußte.

„Da haben wir es wieder!“ murmelte er und fuhr langsam mit der Spitze des Zeigefingers über die Tischplatte, bis auf der nicht abgestaubten Fläche in Frakturbuchstaben „Staub!“ zu lesen war.

„So sind die Weibsleute!“ brummte der Besitzer des Wunderstockes. „Können Sie es für möglich halten, daß ich schon gestern auf dieselbe Tischplatte denselben Ordnungsruf geschrieben habe? Umsonst!“

Und mit temperirter Energie seinen vielseitigen, aber rücksichtsvoll zu behandelnden Stock auf die erste Stufe der Treppe zum zweiten Stockwerk setzend, fuhr er fort: „Sagen Sie, mein lieber Herr, ist Ihnen jemals ein weibliches Wesen vorgekommen, Kind, Mädchen, Frau, Greisin, welches jemalen mittels Ermahnung, Güte, Ernst, List oder Gewalt zu vermögen gewesen wäre, eine Thürklinke ganz ins Schloß zu drücken oder einen Fensterriegel ganz zuzudrehen?“

„Nein; die Wahrheit zu sagen, so ein weibliches Wesen ist mir noch nicht vorgekommen.“

„Nicht wahr?“ fuhr er mit frohlockendem Lachen fort. „Oh, wenn Sie wüßten, welche Mühe, welche unsägliche Mühe ich mir jahrelang gegeben, meinen Frauenzimmern daheim die Thürklinken- und Fensterriegelordnung beizubringen. Rein umsonst! Aber wissen Sie, wie ich bei mir zu Hause das unordentliche Geziefer bestrafe? Wo ich eine Thüre nur angelehnt, wo ich ein Fenster nur halb geschlossen finde, hebe ich sofort die Thüre oder den Fensterflügel aus den Angeln und stelle sie seitlängs an die Wand. Das verursacht den Damen hübsch Aerger und Arbeit, namentlich im Winter. Ordnung muß sein, sag' ich. Aber ist das da Ordnung, wie?“

Und mit sittlicher Entrüstung wies er auf eine Stufenfolge von frischen Milchflecken hin, welche sich die Treppe hinaufzog. Ein mit dem Frühstücksapparat die Treppe hinauf- oder herabgeeiltes Zimmermädchen mußte den Milchtopf nicht „ordentlich“ im Auge behalten haben.

Was that nun mein Ordnungsfanatiker? Etwas, das ich noch nie gesehen hatte. Er zog nämlich ein Stück Kreide aus der Tasche und zeichnete damit Treppenstufe für Treppenstufe um jeden der verschütteten Milchtropfen her einen sauberen Kreis.

„Sehen Sie,“ sagte er, „dies ist die Art und Weise, wie ich daheim bei mir meine Frauenzimmer auf derartige Verstöße gegen alles Scham- und Schicklichkeitsgefühl, die sie natürlich nicht von sich aus sehen und korrigiren würden, aufmerksam mache. Oh, Unordnung, dein Name ist Weib!“

## II.

Ich beeilte mich, meiner aus dem Bade gekommenen Reisegefährtin von dem kostbaren Funde zu erzählen, welchen ich soeben gemacht. Allein die Gute war von dem Tubusmann und Staubfeind viel weniger erbaut als ich.

„Unstreitig ein Prachtexemplar von Haustyrann,“ meinte sie. „So ein Töpfegucker und Staublappenwütherich! Mich erbarmen nur seine „„Frauenzimmer daheim““.

Dieses Ausheben von Thüren und Fensterflügeln! Im Winter! Das ist ja die pure, blanke Verrücktheit. Der Mann gehört ins Narrenhaus. Hast Du ihm das nicht gesagt?"

„Wie sollt' ich? Konnte ihm ja nicht so ganz Unrecht geben. Du weißt, das bewußte Verhalten von frauenzimmerlichen Händen zu Thürklinken und Fensterriegeln ist eine weltgeschichtliche Thatsache, gegen welche man nicht aufkommen kann, und" ...

„Was? Auch Du, Brutus? Warte nur, ich will es dem Herrn mit der blauen Brille und der Kreide bei erster Gelegenheit schon sagen" ....!

Die Gelegenheit kam aber nicht so geschwind.

Als ich vor Tische noch einen Gang in der Umgebung des Hofes machte, ergab ich mich einem Hauptlaster der Ragazer Kurgäste, will sagen der zudringlichen Begaffung, womit man Ankommende, wenn sie aus den vom Bahnhofe herfahrenden Omnibussen aus- oder in die zum Bahnhofe hinfahrenden Omnibusse eingepackt werden, schonungslos zu behelligen pflegt.

Gerade war ein riesiger Omnibus mit Scheidenden vollgepackt oder eigentlich vollgepöckelt. Aus dem Hinterfenster ragte der Griff eines Alpstocks hervor und über dieser Gestalt meiner Stockbekanntschaft von heute Morgen erschienen ein paar große runde blaue Brillengläser, jedoch nur für einen Moment, denn im folgenden fuhr eine breite Stohhutkrämpe über die Brillengläser herab und zugleich ertönte eine Stimme aus dem wuselnden Innern: „Herrgott, ist das 'ne Ordnung! Einen so zu stoßen, was? Einem so zu sagen den Hut antreiben, wie? die reine Anarchie, Herr Justizrath."

Und siehe, der Bergstocksgriff verwandelte sich in eine Stiletspitze.

Der lustige Justizrath, ein guter Bekannter und lieber Tischnachbar von mir, intonirte ernsthaft:

„'s ist keine Ordnung in der Schweiz,
Im Winter regnet's, im Sommer schneit's" ....

„Ja, da haben Sie sehr recht, bester Justizrath. He, wer stößt mir mit einem Regenschirm oder so was in den Rücken? Einen Omnibus so vollzustopfen! Schreckliches Land! Nicht der Schatten einer Idee von Ordnung! Gestern hört ich in Chur einen Bierwirth mit „Herr Präsident!" anreden. Nein, so was! Solche Begriffeverwirrung und Ständeverwechselung! „Herr Präsident, ein Glas Bock!" Schauder! wo Bierwirthe Präsidenten sein, wie kann die Ordnung da gedeih'n?"

„In's Dreiteufelsnamen, Herr!" rasselte eine fette Stimme in dem Wagen. „Machen Sie selber Ordnung mit Ihrem Dings von Stilet da! Sie hätten mir ja fast ein Auge ausgestochen."

„Bitte tausendmal um Entschuldigung, mein Herr." (Die gefährliche Stiletspitze machte einem harmlosen kleinen Trinkbecher Platz, als sollte dem unwirschen Gegenüber daraus der Versöhnungstrunk kredenzt werden.) „Aber, Herr Justizrath, Sie bringen mir die fragliche Sache auch gewiß in Ordnung, nicht wahr?"

„Ganz gewiß, mein lieber Herr Gigax. Alles soll ordentlich, ordentlicher, ordentlichst geordnet werden."

„Und noch von hier aus, wie? Denn Sie wissen, Ordnung, ordentliche Ordnung soll und muß sein, in Allem und Jedem ...."

„Im Größten wie im Kleinsten," ergänzte der Justizrath.

„Auf Erden und am Himmel," schloß ich.

„Ja, ganz richtig. Ord —"

Die Pferde zogen an....

„Nung!" scholl es noch aus dem Wagenschlag und dahin fuhr der Ordnungsmann.

„Ein Prachtkerl!" sagte der Justizrath, als der Omnibus links hin auf die neue Taminabrücke eingebogen und unseren Blicken entschwunden war. „Aber kennen Sie ihn denn?"

„Seit heute Vormittag von Person, aber nicht von Namen. Sie nannten ihn Herr Gigax, wenn ich recht verstand."

„Ja, Gigax, Ambrosius Gigax heißt er, ist aber bei uns zu Hause allgemein bekannt als der „„Ordnungsfanatiker"", welchen Spitznamen er keineswegs als einen solchen übel nimmt, sondern vielmehr als einen Ehrennamen betrachtet und hoch hält."

„Der Ordnungsfanatiker? So hab' ich ihn ja auch im Stillen heute früh genannt, nachdem ich sein punktilios ordentliches Gebahren zu beobachten und seine Bekanntschaft zu machen Gelegenheit hatte."

„Wie war denn das?"

Ich erzählte und der Justizrath sagte dann: „Ja, der ganze Ordnungsfanatiker!"

„Er ist Ihr Landsmann?"

„Und Hausnachbar. Auch ein sehr guter Klient, denn ohne etliche Prozesse auf den Armen zu haben, kann er nicht leben. Er nennt das Ordnung machen. Sie können sich nicht vorstellen, was für abenteuerliche Querelen er schon ausspintisirt und angesponnen hat. Keineswegs aus Händelsucht, denn er ist im Grunde der gutmüthigste Mensch von der Welt — sondern aus purer Ordnungswuth."

„Also nicht ganz richtig im Oberstübchen?"

„Nun, Sie sahen ja selbst, wie polizeiwidrig lang der Mann gewachsen ist. Häuser von sechs oder gar von sieben Stockwerken pflegen aber bekanntlich im obersten nicht am besten bewohnt zu sein. Uebrigens war der Herr Geheimrath, Professor Dr. Ambrosius Gigax früher ein berühmter Gelehrter, eine vielgenannte Kathederkerze, geradezu eine Autorität."

„Zu meiner Schande muß ich gestehen —"

„Daß Sie von dem großen Gigax nichts wußten? Nun, trösten Sie sich! Von gar vielen berühmten Gelehrten, Geheimräthen, Professoren, Doktoren, Kathederkerzen und Autoritäten von heute, wird man schon morgen nichts mehr wissen. Das stupend gelehrte Opus, an welchem Gigax viele Jahre lang gearbeitet hatte, ist ja auch nie fertig geworden. Es sollte den Titel führen: „Das Kehrichtfaß der Weltgeschichte" und begeisterte Gigaxianer behaupteten, es würde die Philologie, die Philosophie, die Historik, die Politik und was weiß ich was alles sonst noch reformiren, die Lehre vom Unendlich-Unbedeutenden zu einem neuen Weltgesetz entwickeln und aus jedem verschollenen Papierschnitzel den einen oder den anderen Paragraphen dieses Gesetzes herausbuchstabiren."

„Ah, jetzt dämmert es mir auf: Die vielen gelehrten Lappalienkrämer und Minutienboßler, welche sich heutzutage so mausig machen, sind eigentlich Gigaxianer?"

„Freilich, der Mann hat eine zahlreiche, weichselzopfig verfilzte Schule gegründet, und wie der Meister es trieb, treiben es die Schüler. Das ist ein Aufstöbern von Briefschnitzeln, ein Aufstäuben von altem Kehricht, eine Lesartenjagd, eine Variantenklauberei,

ein Zank, ob „und“, ob „oder“, ob „et“ oder „ac“ zu lesen sei, ein Stank, ob in der Handschrift oder im ersten Druck von Goethe's Götz jene berühmteste zum Fenster der Burg Jaxthausen hinausgerufene Stelle rund und nett ausgeschrieben oder aber bloß mit den Anfangsbuchstaben gezeichnet oder gar nur mit Gedankenstrichen angedeutet gewesen sei. Und das Alles „um Hekuba“!

„Doch nicht so ganz. Sie vergessen, daß die Herren Stöberer und Stäuber, Jäger und Klauber, Zänker und Stänker in ihrer Impotenz quälendem Gefühle sich gedrungen fühlen, mit ihren „Fünden“ das „Ginnungagap“, das gähnende Hohl und Leer unter ihren Schädeldecken einigermaßen auszufüllen, wohl wissend, daß den guten Deutschen und besseren Deutschinnen nichts so imponire wie die Ordiniärietät oder Ordinarietät, welche sich gelehrt zu schminken und zu frisiren versteht“ ....

Eine Woche nach diesem ruchlos unwissenschaftlichem Gespräche gingen wir an einem heißen Augustmorgen durch die Gassen der alten Koncilsstadt am Bodensee. Wir hatten uns müde gegangen, und da wir gerade das Münster vor uns hatten, machte ich meiner Begleiterin den Vorschlag, einzutreten und uns in der Kühle auszuruhen. Es war aber da drinnen nicht kühl, sondern schwül, denn wir trafen eine zahlreiche Versammlung von mehr oder weniger Andächtigen und fielen mitten in die Festpredigt — es war Mariä Himmelfahrt — hinein.

Die alte dogmatische Wassersuppe mit den Unschlittaugen einer barocken Mythologie darauf. Im Uebrigen gab sich der Prediger alle erdenkliche Mühe, zu beweisen, daß der Ruhm aller berühmten Männer von Adam bis herab auf Bismarck, verglichen mit dem Ruhme der allerseligsten Jungfrau und Himmelskönigin, doch eigentlich nur Bafel sei.

Wir warteten den Beginn der Messe ab und das alte Lied, die alte Leier klimperte mir nach nahezu dreißigjähriger Entwöhnung seltsam im Ohre. Was sich wohl die Nonnen, die da knieten, dabei dachten? Wahrscheinlich nichts. Aber die Tradition ist doch eine wunderbare Macht! Dieselben Händefaltungen und Armespreitungen, dieselben Neigungen und Kniebeugungen, dieselben Murmelungen, Sprengungen und Räucherungen, welche wir hier vor uns sahen, haben schon vor Jahrtausenden im Tempel des Sonnengottes Ra zu On im alten Aegypten gläubige Seelen „erbaut“, ohne daß sie wußten, warum und wie. Alles wohl erwogen, ist der Glaube doch ein bequemerer Gesellschafter als der Gedanke. Schade nur, daß dieser, wo er einkehrt, jenen unerbittlich und für immer zum Hause hinauswirft.

Wir blieben nicht bis zur Peripetie und Katastrophe des liturgischen Messedramas. Hatten schon an der Exposition genug; die Kirche war schon lange nicht gelüftet worden und der Weihrauch roch so schlecht!

Als wir uns einem der Seitenportale zuwandten, kam mir vor, eine dem Ordnungsfanatiker ähnelnde Figur an einer Säule lehnen zu sehen. War er es wirklich? War es eine optische Täuschung? Nein, denn kaum waren wir zu der Pforte hinaus, als ich richtig die Stimme des Herrn Ambrosius Gigax hinter mir vernahm: — „Ah, Herr...r...r, Sie haben es auch nicht länger ausgehalten in der Unordnung da drinnen?“

„Unordnung? daß ich nicht wüßte!“

„Ja, so sagt' ich. Da will sich der sogenannte Fels Petri für den Grund- und Eckstein aller Ordnung ausgeben und weiß nicht einmal im eigenen Hause Ordnung zu halten. Schmählich! Was?“

„Ich verstehe Sie nicht, verehrter Gönner und Freund."

„Wie? haben Sie denn nicht bemerkt, daß da drinnen Verstöße gemacht werden, welche der Würde des Kultus geradezu hohnsprechen? Auf dem Hochaltar steht der mittlere der drei Leuchter auf der rechten Seite mindestens einen Zoll zu weit links, wodurch die Symmetrie und mit dieser natürlich zugleich die Symbolik, die Leuchtersymbolik garstig beeinträchtigt wird. Sodann ist die Mechanik des Rauchfasses ganz elend: der Deckel ließ sich nicht regelrichtig auf- und niederziehen, sondern blieb an einer der drei Seitenketten unästhetisch hängen. Aber das Tollste waren die vier Ministranten! Nämlich drei davon lange Bengel und der vierte ein wahrer Knirps. Wem durch diese maßlose Ungleichheit nicht alle Illusion und Andacht gestört und vernichtet wurde, der hat keine Augen im Kopfe und keine Seele im Leibe. Was?"

Er war ganz roth im Gesichte vor heiligem Ordnungseifer. Meine Begleiterin blickte zur Seite, um ihr Lächeln zu verbergen, ich aber sagte mit geziemendem Ernst: „In der That, das sind bedenkliche Ausartungen. Sie sollten dieselben den sogenannten Altkatholiken denunciren. Da hätten diese bei ihrer nächsten Generalsynode doch mal einen Verhandlungsgegenstand, welcher Hand und Fuß hat. Aber erlauben Sie, hochverehrter Herr, daß ich Ihnen meine Frau vorstelle."

„Sehr verbunden," sagte Herr Gigax und entwickelte bei dieser Vorstellung eine so regelrechte, umständliche, mit dem Zirkel abgemessene Galanterie, wie sie nur immer in einem Komplimentirbuch aus dem Anfang unseres Jahrhunderts gedruckt steht.

Meine Frau behauptete aber nachher schnöder Weise, Herr Ambrosius habe sicherlich ihre Hände darauf angesehen, ob dieselben wohl schon jemals eine Thürklinke oder einen Fensterriegel ganz zugedrückt hätten.

Es fand sich, daß der Ordnungsfanatiker wie wir im „Inselhôtel" abgestiegen war und uns bei Tische gegenüber saß.

Da war es nun ein großer Genuß, zu sehen, wie sehr Herr Gigax in Allem und Jedem der Würde des Ortes eingedenk war. Der Speisesaal im Inselhôtel ist nämlich bekanntlich eine ehemalige Klosterkirche und durchweg im kirchlichen Sinne restaurirt und eingerichtet. Die Speisen und Getränke hatten auch entschieden etwas Asketisches. An den Wänden hat man da und dort fürchterlich schöne mittelalterliche Heiligenfresken stehen lassen, mit Füßen wie Froschkeulen und Leibern, bei deren Betrachtung Einem Wesen und Bedeutung der geraden Linie aufgeht. Ob die Essigblicke dieser Fresken oder Fratzen zu der fünf Tage lang von mir erprobten Trübheit der Weine im Hôtel in einer mystisch-spiritistischen Beziehung standen, konnte ich nicht ergründen, sondern nur glauben.

Herr Ambrosius ließ Falkenblicke die Tafel auf- und niedergehen, um zu sehen, ob alles in Ordnung. Soweit seine Hände reichten, besserten sie allfällige Mängel der Ordnung und Symmetrie in der Tafelbeschickung gemeinnützlich aus. Insbesondere ließ er es sich angelegen sein, Salzfaß, Pfefferbüchse und Senftopf so zu ordnen, daß sie die Winkel eines tadellos regelmäßigen Dreiecks bildeten. Was seine persönlichen Vorbereitungen zum Aktus des Essens angeht, so hätte seine Vor-, Um-, Neben- und Rücksicht selbst dem „Eßkünstler" Börne's Bewunderung abgezwungen. Beschreiben läßt sich so was nicht, man muß es sehen. Genug, unser Ordnungsfanatiker saß, nachdem er seine Teller, sein Besteck, sein Brot, sein Wasser- und sein Weinglas in die richtige Ordnung gebracht und seine Serviette umgebunden hatte, in Erwartung der Suppe da mit

einer Sammlung, einer Würde, einer Feierlichkeit, wie mein hochwürdiger Herr Vetter, der Erzbischof von München-Freising, zu entwickeln weiß, wann er sich anschickt, ein Hochamt zu celebriren.

Hernach tranken wir unseren Kaffee und rauchten unsere Glimmstengel in dem ehemaligen, „stilvoll“ — wie die nordische Redensart lautet — wiederhergestellten Refektorium der Dominikanermönche. Und da hat mir nun mein Herr Gigax einen seiner tiefsinnigsten Ordnungsgedanken anvertraut.

Wir befanden uns ja im neuen deutschen Reiche und konnten also anstandshalber nur von dem Glücke reden, Bürger dieses, ob zwar vorderhand noch etwas lotterigen und schlotterigen Reiches zu sein. Kurzum, wir fühlten uns nicht nur als Deutsche, sondern auch als Teutsche, obgleich wir nicht umhin konnten, zu finden, daß man da drüben beim „Erbfeind“ in Frankreich bedeutend besseren Kaffee tränke als im neuen deutschen Reich. Ich stellte den verwegenen Satz auf, der Reichskanzler, als der einzige verantwortliche Reichsminister, sei auch für den schlechten Reichskaffee verantwortlich, und mein Herr Ambrosius fand diesen Satz „ganz in der Ordnung“. Dann kamen wir auf das Parteiwesen zu sprechen und fanden es höchst beklagenswerth, daß sogar die Nationalli—vreebedienten dann und wann so thäten, als könnten und wollten auch sie maulen und mucksen, ja geradezu gegen den Bismarcksstachel „löcken“.

„Das ist der anarchische Höllengeist unserer Zeit — was?“ rief Herr Gigax aus. „Nirgends in Staat und Kirche Uebereinstimmung, Gleichklang, Ordnung, Harmonie. Kein Kosmos, sondern ein richtiges, d. h. unrichtiges, ich meine ein solches Tohu Wabohu, wie es in der Genesis, Kaput 1, Vers 2, steht. Das muß ein Ende nehmen. Jeder anständige Mensch hat die Verpflichtung, nach Maßgabe seiner Kräfte —“ (hier sprang er auf, um ein schief an der Wand hängendes Bild geschwind ins Gleichgewicht zu rücken) — „Ordnung zu schaffen. Uns Deutschen insbesondere fehlt ein Central-Ordnungs-Princip“ ....

„Ja — unterbrach ich den Eifrigen — „das hat schon der selige Heine gefühlt und gesagt. Uns fehlt — wissen Sie?“

„„Uns fehlt ein Nationalzuchthaus
Und eine gemeinsame Peitsche.““

„Was, Sie wagen sich auf den verschollenen Heine zu berufen? Entschuldigen Sie, aber ich kann nicht umhin, Ihnen bedauernd zu sagen, daß Sie erschrecklich hinter der Zeit, in der wir leben, zurückgeblieben sein müssen. Den Heine citiren! Jetzo, wo der zeitgemäße kastalische Quell nur noch in Berliner und Leipziger Theekesseln sprudelt und nachgewiesen, wunderschön nachgewiesen und dargethan ist, daß unsere Bärenhäuter von Ahnen nur von Marzipan und Zuckerwasser sich genährt und bei der Mademoiselle Madeleine de Scudery Privatunterricht in der Poetik genommen haben. Den verruchten Heine citiren, was? Zu einer Zeit, wo der deutsche Parnaß kein mit Felskolossen und Riesenfichten bekrönter, rauschende Wildbäche zu Thale schickender Berg mehr ist, auf welchem Götter mit Nymphen scherzen, Göttinnen Heroen küssen, Titanen gegen die Ananke rebelliren und Satyrn mit Bakchantinnen Blindekuh spielen, sondern nur noch ein ordinärer Salon, allwo ordinäre Konversation gemacht, den Gästen schönseliges Butterbrot und loyaler Thee gereicht und zu ihrer Extraerbauung eine Gliederpuppe herumgeboten wird, die abwechselnd als altdeutscher Recke oder als moderner

Bauer, als Pastor oder Bankier, als Dichter, Maler, Bildhauer, Musiker, Philosoph oder sonstiger Reichsprofessor frisirt und kostümirt, aber immer dieselbe Gliederpuppe ist."

„Um Gotteswillen!" rief ich erschrocken. „Sie werden ja ordentlich satirisch, Verehrtester."

„Satirisch, ich? Ordentlich satirisch? Da muß ich Sie doch auf einen horribeln Widerspruch aufmerksam machen. Es gibt keine ordentliche Satire. Die Satire ist Unordnung schlechthin. Ordentliche Satire? Das ist gerade, als sagten Sie: nationalliberale Konsequenz."

„Bitte, bitte sehr, lassen wir das häckelige Thema. Sie wissen, der Nationalliberalismus besitzt das Patent der deutschen Intelligenz, das Monopol des deutschen Patriotismus und das Privilegium der deutschen Staatsmännischkeit. Mit einem so großen Herrn ist nicht gut Kirschen essen."

„Ei, was! ich bin selber ein Nationalliberaler dritter Potenz und mit deutschestem Mannesstolz. Und gerade, weil ich das bin, will ich, daß endlich einmal ordentliche Ordnung in die Partei komme. Sie wissen, ich beschäftige mich viel mit physikalischen Studien und mechanischen Konstruktionen. Nicht ohne Erfolg, wie ich ja wohl sagen darf." — (Hierbei hob er seinen Zauberstock in die Höhe, der jetzt die Gestalt eines Lesepultes hatte.) — „Sehen Sie", fuhr er fort, während ich eine bewundernde Verbeugung machte, „ich glaube der Mann zu sein, welcher die große oder vielmehr die einzige, d. h. die einzig und allein existenzberechtigte Partei der Intelligenz, des Patriotismus und der Staatsmännischkeit auf eine Basis von Granit zu stellen, dieselbe als einen wahrhaftigen „rocher de bronce" zu „stabiliren" vermag."

„Wirklich? Quibus auxiliis? Sie spannen meine Neugier auf die Folterbank."

„Ja, es ist allerdings etwas Großes, um was es sich handelt. Nämlich um die Erfindung und Herstellung eines Gradmessers der öffentlichen Stimmung, beziehungsweise eines Regulators der politischen Gesinnung."

„Aber wir haben ja die Presse."

„Die Presse? Bleiben Sie mir gefälligst damit vom Leibe! Das ist ja die personificirte Unordnung. Hätte ich die Macht dazu, die Presse sollte bald nirgends mehr zu sehen sein, es wäre denn als Kuriosität in einem Raritätenkabinet. Nein, ich denke an etwas ganz anderes. Wir haben Baro-, Thermo-, Hydro-, Hypso- und andere Meter, aber ein Stimmungs- und Gesinnungsmeter, wohlverstanden! ein obligatorisches, haben wir nicht. In einigermaßen geordneten Städten sind Baro- und Thermometer aufgestellt, nicht selten in Verbindung mit elektrischen Uhren. So eine Konstruktion hab' ich im Auge. Auf allen Plätzen, an allen Straßenecken, item auch in Kirchen, Theatern, Koncertsälen und Wirthschaften sollten Stimmungs- und Gesinnungsmeter aufgestellt werden, verbunden mit elektrischen Uhren, deren Leitdrähte allesammt im Reichskanzleramte zu Berlin zusammenlaufen müßten. Die Idee ist mir bereits wasserklar, nur in Betreff dieser und jener Einzelnheit der Ausführung bin ich noch nicht ganz im Reinen. Der Apparat muß eben, wie leicht begreiflich ein sehr sinnreicher sein. Die Quecksilbersäule soll den politischen Luftdruck von außen oder von innen, soll Stille oder Sturm in der diplomatischen Welt signalisiren und den amtlichen Wärme- oder Kältegrad, die ordnungs- und ordonnanzmäßige Staatstemperatur ergeben, während die Bewegung der Zeiger auf dem Zifferblatte der Uhr bestimmt ist, die einzelnen Modalitäten und feineren

Nüancen in den Anschauungen, Velleitäten und Tendenzen des leitenden Staatsmannes zu markiren."

„Genial, kolossal, pyramidal!" rief ich begeistert aus.

„Nicht wahr? Erst dann, wann mein Stimmungs- und Gesinnungsmesser in Thätigkeit sein wird, kann man von Realpolitik reden?"

„Gewiß, und die erste wohlthätige Folge Ihrer Ordnung und Harmonie schaffenden Erfindung wird sein, daß unsere Realpolitiker sich nicht mehr wie bis dato die Hälse zu verdrehen und auszurenken brauchen, um rechtzeitig zu erlickern und zu erlauschen, auf welche officielle Tonart die liberale Nationalgeige zu stimmen sei."

„Ganz recht. Schon das „ist des Schweißes der Edlen werth". Aber was will es sagen gegenüber der sicheren Aussicht auf eine Zeit, wo mein Ordnungsregulator oder vielmehr mein Kosmoharmonium — denn so soll der Apparat heißen — die leitenden Staatsmänner in den Stand setzt, die Staaten so leicht und sicher, so ruhig und ordentlich zu regieren, wie ein Leierkastenmann sein Stücklein herunterorgelt?"

Und mit elegischem Ausdrucke setzte er hinzu: „Schade, wahrhaft schade, daß ich dannzumal nicht mehr leben werde. Ein Genuß, ein Hochgenuß müßte es sein, in einer solchen Ordnungswelt ordentlich herumzuspazieren."

## III.

Ich sehe ihn noch vor mir, wie er dasaß, mit auf die Nasenspitze oder vielmehr Nasenknolle vorgerutschter Blaubrille, über welche hinweg seine Augen durch die offenstehende Thüre auf den Seespiegel hinausblickten, — ganz Stolz und doch zugleich auch ganz Wehmuth. Durch die Furchen seiner Stirne schlängelte sich ein Abglanz des Bewußtseins, der Träger einer großen Mission zu sein; aber seine Mundwinkel hingen traurig herab, als wollten sie andeuten, daß am Ende aller Enden doch alles eitel sei, auch das „Kosmoharmonium" nicht ausgenommen.

Man konnte nach Belieben an allerhand denken: an den großen Marius auf den Trümmern von Karthago, an den großen Napoleon unter den Weiden von Longwood, an den großen Schopenhauer an der Table d'Hôte im Schwan zu Frankfurt, an einen großen und größeren, größten Nationalliberalen oder Liberalnationalen, dem eine Redeverhaltung Bauchweh macht, u. s. w.

Seine weltschmerzliche Situation hinderte jedoch meinen verehrten Gönner nicht, im Interesse der Ordnung thätig zu sein, d. h. er ordnete dem ihn vermuthlich durchtobenden Gedankensturm zum Trotz seinen Rauchapparat mit einer so bewunderungswürdigen Sauberkeit und Genauigkeit, daß ich dafür das Wort Appetitlichkeit erfinden würde, so es nicht bereits erfunden wäre und mir nicht außerdem einer der Nachtwächter, der ungeheuerlich großen Civitas virorum obscurorum bei Strafe seiner Ungnade die Wortefindungen strengstens untersagt hätte. Mein Herr Ambrosius Gigax hätte sollen von rechtswegen als Ordinarius an eine große Hochschule berufen werden, um die Aesthetik des Rauchens vorzutragen. Ich bin auch überzeugt, daß eine Raucherin — emancipata fumosa vulgaris Linn. — so eine dagewesen wäre, die scharfsinnige und edle Manier, womit der Ordnungsfanatiker Papierstreifen zu rollen verstand, um

damit die Cigarrenspitze zu reinigen, zum Küssen liebenswürdig gefunden haben würde....

Mein würdiger Freund reiste unmittelbar nach der mir gegönnten Vertrauensstunde weiter und ich habe ihn nicht wiedergesehen.

Werde ihn auch nicht wiedersehen, zu meinem nicht geringen Leidwesen.

Denn ich habe ja um der Wissenschaft, um des neuen deutschen Reiches und um der alten Menschheit willen den vorzeitigen Tod Ambrosii Gigacis zu beklagen. Den vorzeitigen Tod, maßen selbiger sich ereignete, bevor das herrliche Kosmoharmonium konstruirt und in Funktion gesetzt war.

Kaum nämlich war ich im Herbste in meine Zweisiedelei am Zürichberge heimgekehrt, als ich einen Brief von dem lustigen Justizrath erhielt, der mich in einer Proceßsache um eine Auskunft ersuchte, dann also fortfuhr:

„Lugete, Veneres Cupidinesque! Unser über die Maßen trefflicher Ambrosius Gigax ist nicht mehr, der Ordnungsfanatiker ist todt!

> Wer wird künftig unsre Mägde lehren
> Staub vertilgen und die Treppen kehren
> Und die Fensterriegel drehen zu?

Ich weiß, Sie sind im Stande, das ganze Volumen der Einbuße würdigen zu können, welche das Vaterland durch diesen so plötzlichen Todesfall erlitten hat. Und zu denken, daß der würdige Mann an seinem Ordnungssinn zu Grunde gehen mußte, welche Ironie Satans! Mit Recht haben Sie irgendwann gesagt, daß dem Menschen häufig gerade seine Tugenden zu Fallstricken würden. Aber genug der Klagen und Sentenzen. Vernehmen Sie lieber die kondensirte Geschichte der Todesfahrt unseres großen Ambrosius. Hier ist sie.... Der Selige war gewohnt, vom Frühling bis in den Herbst hinein täglich ein Strombad zu nehmen. Er behauptete, während er bis an den Hals im Wasser säße, kämen ihm die lucidesten Gedanken in Betreff seines grandiosen Kosmoharmoniums. Wohl, saß also vor acht Tagen eines schönen Morgens, wie gewohnt, im Wasser, Strohhut auf dem Kopfe, Blaubrille auf der Nase, tief meditirend wie ein indischer Jogi. Mit einmal — (Sie verstehen, ich habe die Thatsachen dieses Berichtes mit großer Sorgfalt nach und nach ermittelt; für dies und das mußte auch Combination zur Hilfe genommen werden) — mit einmal, sag ich, fährt er aus seinem Nachsinnen auf: etwas Unordentliches hat sich in seinen Gesichtskreis gedrängt! In der abgelegenen Bucht, wo er sein Morgenbad nahm, waren mehrere, Tags zuvor den Strom herabgekommene Holzflöße am Ufer befestigt. Einer derselben mußte nachlässig angebunden oder das morsche Bastseil mußte geborsten sein, kurz, der Floß kam in Bewegung und trieb langsam an unserm badenden Freunde vorüber. „Halt, halt! Was ist das für eine Ordnung?" rief er aus, stand auf, wadete eilends tiefer in den Fluß hinein und faßte eins der an der Seite des Flosses herabhängenden Tauenden, in der verwegenen Absicht, das auf eigene Faust davonschwimmende Ding aufzuhalten. Natürlich hatte da der Teufel leichtes Spiel. Der alte Mann war viel zu schwach, den rebellischen Floß zu halten, und wollte doch nicht davon ablassen, dieser Unordnung zu steuern. Noch zerrte er mit beiden Händen an dem Tau, als er plötzlich den Boden unter den Füßen verlor. Der Floß war in tieferes Wasser und in raschere Strömung gekommen, Ambrosius aber war kein Schwimmer und so blieb ihm, wollte er nicht ertrinken, nur der Versuch übrig, sich auf den verdammten Floß hinaufzuschwingen. Nur mit Mühe und Noth gelang das und mit Hinopferung

des Strohhutes, welchen der Flußgott an sich nahm.... Für's erste war der Mann der Ordnung nun allerdings geborgen. Aber was war das für eine Bergung? Nur eine, daß Gott erbarm'! Der Floß trieb rasch und immer rascher dahin, ganz regelrecht und fein mitten im Strom. Unter anderen Umständen hätte unser armer Freund wahrscheinlich seine Freude daran gehabt, daß der Floß so selbstständig, selbstdenkerisch und selbstlenkerisch, so zu sagen ganz volksmündig hinschwamm. Allein in diesem Kostüm, d. h. nur mit einer blauen Brille bekleidet, den unfreiwilligen Flößer zu spielen, das ging doch gegen alle physische und moralische Kleiderordnung. Zum Glück tritt der Strom unterhalb der Stadt sofort in eine recht ländliche, ja einsamliche Wiesen- und Waldgegend. Aber dieses Glück konnte Herr Ambrosius auch nicht lange als ein solches anerkennen. Ihn begann da erst zu frösteln, dann arg zu frieren und der Floß ging immerzu, immerzu. Um sich zu erwärmen, ging und sprang der Ordnungsmann auf den Balken und Bohlen hin und her, als er links aus dem Walde — der Fluß war derweil in den großen Attisforst eingetreten — ein erstauntes und erschrockenes „Herr Jesses!“ vernahm. Er schaute hinüber und nahm ein paar Dörflerinnen wahr, welche mit Holzauflesen beschäftigt gewesen, als der Floß mit seiner absonderlichen Fracht in Sicht kam. Die erste Regung unseres unglücklichen Freundes war, sich platt auf den Floß niederzuwerfen und vor Scham- und Schicklichkeitsgefühl zu vergehen. Nun gibt es aber Lagen und Stunden, worinn und wann sogar einen Ordnungsfanatiker das Scham- und Schicklichkeitsgefühl verläßt. Unser armer Freund mußte das auch erfahren, indem er, alle Rücksicht auf das Dekorum vergessend, beweglich um Hilfe rief. Allein das hatte nur zur Folge, daß sich die beiden holzlesenden Frauenzimmer mit einem abermaligen „Herr Jesses!“ noch seitwärtser in die Büsche schlugen. Freilich scheint in dieser Seitwärtsigkeit die wirkliche Neugier über das weibliche Zartgefühl den Sieg davon getragen zu haben; denn es ist ja konstatirt, daß die beiden Dorfdamen das Ende von Ambrosii Floßfahrt mit angesehen haben. Sie sagten nämlich nachmals ungefähr also aus: — Als der Adam mit der blauen Brille merkte, daß ihm keine Hilfe käme — und wie hätten denn w i r ihm welche bringen können? — suchte er sich selber zu helfen. Der Floß hatte sich dem rechten Ufer etwas genähert und wir sahen über den Strom hinweg, daß der Mann sich anschickte, zu versuchen, ob es ihm gelänge, mit den Händen einen der Fichtenäste zu erfassen, welche da und dort in geringer Höhe über das Flußbett sich hereinstreckten. Das Wasser ist da tief und reißend. Der Floß schoß nur so dahin. Es mußte demnach nicht leicht sein, so einen Baumast zu fassen und festzuhalten. Nun sahen wir den Mann auf dem Floß, als dieses unter einer mächtigen Fichte vorüberglitt, einen Luftsprung machen und richtig kriegte er mit beiden Händen einen Ast zu fassen. So hing er in der Luft, während der Floß unter ihm wegfuhr; aber nur einen Augenblick sahen wir ihn so dahangen. Denn sogleich hörten wir den Ast, der wohl ein dürrer war, krachen und der unglückliche Mann stürzte in den Strom, der ihn fortriß und bald über ihm sich schloß. So die Aussage der beiden Dörflerinnen. Sie fügten derselben noch hinzu, daß der Mann, bevor sein Kopf unter dem Wasser verschwand, noch ein Wort gerufen habe, welches sie aber in ihrem Schrecken nicht verstanden hätten. Es habe geklungen wie Ort oder so etwas. Ich denke, lieber Freund, es wird keine zu kühne Aufstellung sein, wenn ich vermuthe, daß unser armer Ordnungsfanatiker mit seinem Schlachtruf „Ordnung!“ auf den Lippen gestorben sei.... Zwei Tage darauf wurde eine Wegstunde weiter stromabwärts in einem Weidengebüsch am Ufer der Todte

gefunden und vorgestern haben wir ihn zu Grabe gebracht. Plenis manibus date lilia!“

P. S. „Ich öffne den Brief noch einmal, um Ihnen zu sagen, daß — Dank den Göttern! — der große Gedanke des Kosmoharmoniums nicht mit seinem Finder begraben sein wird. Es hat sich eine testamentarische Verfügung vorgefunden, kraft welcher alle auf den Gesinnungs- und Stimmungsregulator bezüglichen Pläne, Berechnungen und Kostenanschläge, sowie auch die gesammten zur Herstellung des Menschen- und Völkergeschicke bestimmenden Apparates gesammelten und präparirten Materialien einem unserer vorragendsten Realpolitiker zur Verfügung gestellt sind. Der glückliche Erbe hat sich nach Art von manchen seiner gelehrten Kollegen im neuen Reich sein Lebelang weislich gehütet, jemals einen Gedanken zu haben, welcher nicht schon gedruckt und approbirt vorgelegen hätte; aber er ist ganz der Mann dazu, unter Beihilfe seiner Parteigenossen die Idee unseres verewigten Freundes für seine eigene anzusehen und auszugeben. Auch verwirklichen wird er sie, vorausgesetzt, daß das höheren Ortes als ein Unternehmen des patentirten Patriotismus gebilligt und anerkannt wird. So hätten wir denn Aussicht auf die Harmonie der Sphären, zunächst wenigstens im deutschen Reiche. Glückliche Zukunft, wo es keinen Kulturkampf, keine Rechte und keine Linke, keine parlamentarischen Differenzen, keine Strafgesetznovelle, keinen Plötzensee mehr geben wird und alle Klugen in irgendein Reichsamt, und alle Narren unter einen Hut gebracht sein werden.“

# Sprüche.

Von **Emanuel Geibel**.

Stets im Reim, was das Leben beschied,
Sucht' ich zurecht mir zu legen.
Was sich eben nicht singt als Lied,
Läßt sich als Spruch doch prägen.

Willst du den Unsinn überwinden,
Lern' ein Symbol der Wahrheit finden!
Die Welt wird nie das Abgeschmackte
Aufgeben für das bloß Abstrakte.

Gedanken einfach und erhaben
Hält dir die Menge nimmer fest,
Sie will ein sinnlich Zeichen haben,
Das sich mit Händen greifen läßt.

Stets zweischneidig ist große Kraft,
Willst du sie fesseln deswegen?
Lieber was sie dir Uebles schafft
Nimm in den Kauf zum Segen.

O miß die Welt nicht mit dem Blick
Kurzsicht'ger Tagespolitik!
Er sieht im Reichthum der Naturen
Nur schwarz und weiße Schachfiguren.

Ein herzlich Lied gedeiht wohl still
In Busch und Waldesgrüne;
Doch wer Tragödien dichten will,
Der kenne Welt und Bühne.

Wohl kommts, wenn Einer ein Bildwerk schnitzt,
Daß rings umher der Abfall spritzt,
Aber man wirft doch die Späne
Dem Publikum nicht in die Zähne.

Das ist das alte Lied und Leid,
Daß uns Erkenntniß erst gedeiht,
Wenn Muth und Kraft verrauchen;
Die Jugend kann, das Alter weiß,
Du kaufst nur um des Lebens Preis
Die Kunst, das Leben recht zu brauchen.

---

Religion und Theologie
Sind grundverschiedene Dinge:
Eine künstliche Leiter zum Himmel die,
Jene die angebor'ne Schwinge.

---

Wollt ihr in der Kirche Schooß
Die zerstreuten wieder sammeln,
Macht die Pforten weit und groß
Statt sie selber zu verrammeln!

---

Drei Dinge haften nicht:
Ein Schlag in Wasserwogen,
Im Wind ein Kerzenlicht,
Ein Grund bei Theologen.

---

Durstig steh'n sie am Gewässer,
Stehn und streiten wuthentbrannt:
Trinkt sich's aus der Schale besser
Oder aus der hohlen Hand?

---

Acht' am Schwerte den Glanz geringe,
Prüfe den Stahl, aus dem es gefegt;
Ganz unscheinbar ist oft die Klinge,
Die am besten den Feind dir schlägt.

---

Im Kampfe schwillt der Kräfte Strom
Und That wird endlich der Gedanke —
Zum deutschen Reich half uns der Franke,
Zur deutschen Kirche hilft uns Rom.

---

# Die reiche Erbin.

## Lustspiel in zwei Acten von **Bauernfeld.**

(Zum ersten Mal aufgeführt auf dem Wiener Stadttheater am 8. Januar dieses Jahres.)

(Für Theaterdirectionen nur durch die „deutsche Genossenschaft" in Leipzig zu beziehen.)

### Personen.

Georgine Brown.
Stella, Schauspielerin.
Norbert.
Arnold, Arzt.
Richard Faust.
Guido, Maler.
Graf Oscar.
Miss Fanni, Georginens Gesellschafterin.
Kammerdiener.
Bedienter.

## I. Act.

(Salon mit Geschmack und Pracht eingerichtet. Unter den Möbeln ein Klavier).

### 1. Scene.

Norbert und ein Bedienter (kommen durch die Eingangsthüre).

**Norbert.** Sie ist wieder nicht ausgeritten? Auch heute Morgen nicht?

**Bedienter.** Der Herr Professor hat jede heftige Bewegung noch für einige Zeit untersagt —

**Norbert** (mehr für sich). Das arme Mädchen! Und sie ist das gewohnt —

**Bedienter.** Dafür wurde ins Künstlerhaus kutschiert.

**Norbert.** Mit der Miß?

**Bedienter.** Um Vergebung! Der Herr Graf begleiten das Fräulein, auch der Maler. Die Engländerin ist da drinnen, macht sich schön, seit ein paar Stunden schon —

**Norbert** (weist ihn fort). Es ist gut! (legt den Hut ab) Ich will sie erwarten. Es muß endlich zur Sprache kommen zwischen Georgine und mir.

**Bedienter** (im Abgehen). Da kommt Ihr Kammerdiener, gnädiger Herr — (Ab.)

### 2. Scene.

Norbert. Kammerdiener.

**Norbert** (ihm entgegen). Nun, François! Was haben Sie ausgerichtet? Bringen Sie Antwort?

**Kammerdiener.** Ja, bitte, hier! (Gibt ihm ein versiegeltes Päckchen.)

**Norbert.** Ein ganzes Packet! — Sie haben Stella gesprochen?

**Kammerdiener.** Da sie nähere Auskunft verlangte, über die Dame aus New-York —

**Norbert.** Die hinterlassene Tochter meines Wohlthäters und alten Freundes. Sie sagten ihr's?

**Kammerdiener.** „Die reiche Erbin! Der Herr Bankier will sie heirathen!" unterbrach mich Fräulein Stella mit Heftigkeit. „Darum gibt er mich auf!"

**Norbert** (mehr zu sich). Kann ich anders? Es muß! Aber weiß sie auch, was ich für sie thun

will? Daß ich ihr meine Villa als Eigenthum überlasse?

**Kammerdiener.** Mitsammt der Leibrente —

**Norbert.** Und wie nahm sie's auf?

**Kammerdiener.** Darf ich Alles sagen?

**Norbert.** Wenn ich Sie frage!

**Kammerdiener.** Wahrhaftig, gnädiger Herr, die Lustspielerin geberdete sich wie — wie die Gräfin Orsina mit etwas Lady Milfort vermischt. „Will ich sein Geld?" rief sie aus — „ich will seine Liebe! Ich will ihn! Nur ihn! Ich will ihn behalten, Niemand soll ihn mir entreißen!" — Und damit auf den Divan gestürzt, sich die Haare zerzaust, in einen Strom von Thränen ausgebrochen —

**Norbert.** Immer heftig! Voll Leidenschaft! Nun gar Thränen! Die Unglückliche liebt mich wirklich! (Geht herum.)

**Kammerdiener** (ihm folgend). Dann sprang sie auf, lief in ein anderes Zimmer, ließ mich über eine halbe Stunde warten, ich hörte sie laut mit sich selber sprechen. Endlich brachte mir ihre Betty das Päckchen da —

**Norbert.** Ich will gleich sehen — erwarten Sie mich draußen —

**Kammerdiener.** Ich soll ohnehin heute hier serviren —

**Norbert.** Gut, gut! Vielleicht schick' ich Sie noch einmal zu ihr —

**Kammerdiener.** Nehmen Sie sich's nicht allzusehr zu Herzen, Herr Norbert! Diese Damen vom Theater wissen sich zu trösten und haben meist Weinen und Lachen in Einem Sack — (ab.)

**Norbert** (wiegt das Packet). Gewiß mit Vorwürfen angefüllt! Aber kann ich ihr helfen? Mir selbst? (Oeffnet die Enveloppe.) Was seh' ich? Meine eigenen Briefe? Zerrissen! Der letzte unerbrochen — folglich — ungelesen! (Sucht unter den Briefen.) Und kein Wort von ihr! Kein Sterbenswörtchen! — Sie will nichts mehr von mir wissen? Sei's denn! Ich bin frei. (Steckt die Briefe ein.) Deine Schuld, Stella! Du hast es so wollen! (Horcht auf.) Ein Wagenrollen? (Tritt an's Fenster.) Sie sind's. — Nun soll sichs entscheiden. Wenn mich Georgine noch liebt, wie damals, in New-York — (Langt nach der Brusttasche.) Hab' ich den Brief des Alten? Ja. — Sie kommt! Warum pocht mir das Herz?

### 3. Scene.

Vorige. Georgine. Graf Oscar. Guido.

**Georgine** (am Arm des Grafen). Danke für Ihre Begleitung, meine Herren!

**Norbert** (tritt vor). Liebe Georgine —

**Georgine** (ihm rasch entgegen; reicht ihm die Hand). Karl! Du suchst mich auf? Du hast mich erwartet?

**Norbert.** Mit Ungeduld, liebes Kind!

**Georgine** (immer lebhaft). Vergib! Ich wußte nicht, ahnte nicht, — auch ist's nicht Deine Stunde. Der reiche Salon hielt uns auf. Vor Allen ein Paar charmante Farbenskizzen unseres Guido —

**Guido.** Schwache Versuche im größeren Stil —

**Graf.** Ja, ein Herkules, der sich selber verbrennt —

**Guido.** Soll er's nicht? — (Zu Georginen:) Und eine Niobe! Sie gefällt Ihnen, Fräulein? Lebhafte Farbe, nicht wahr?

**Georgine.** Besonders viel Grün —

**Graf.** Eine spinatgrüne Mama Niobe, grasgrüne Kinder —

**Georgine.** Aber auch Ausdruck, Charakter. Nicht wahr, lieber Graf? (Ohne die Antwort abzuwarten, wendet sie sich zu Norbert, spricht heimlich mit ihm.)

**Guido.** Der Herr Graf scheint nicht zufrieden mit meinen Leistungen? Ich bin freilich noch kein Meister in meiner Kunst, wie es mein großer Freund, dem ich im Geiste nachstrebe, in der seinen längst geworden ist —

**Graf.** Sie meinen Richard Faust? Diesen musikalischen Richard den Zweiten?

**Guido.** Der den Ersten noch übertreffen wird!

**Graf.** Doch ist's nur der Nachahmer eines großen Vorbildes, der sich in Uebertreibung gefällt, im Grunde mehr Geist als Talent besitzt und vielleicht mehr Einbildung als Geist —

**Guido.** Sie dürfen sich nach Belieben über meinen Freund lustig machen, Graf Oscar! Später werden Sie beschämt verstummen, wenn erst sein Hauptwerk in's Leben tritt. Eine riesige Composition.

**Graf.** Darf man's wissen?

**Guido** (heimlich, geheimnißvoll). Unter uns: Gustav Freitags „Ahnen".

**Graf** (lacht). Was? Er will diesen Ingo in Musik setzen? Ingram und Ingraban? Sammt dem Nest der Zaunkönige?

**Guido.** So die Haupt-Kapitel. Und was noch folgen sollte —

**Graf.** Cum gratia in infinitum! denn der Dichter scheint unerschöpflich.

**Guido.** Wie der Tonkünstler! Beide miteinander werden das neue poetisch-musikalische deutsche National-Epos in's Leben rufen. Dann sind die Nibelungen überflüssig.

**Graf.** Wir wollen's abwarten.

**Georgine** (im Gespräch mit Norbert). Ja, lieber Karl, wir speisen heute frühzeitig. Ein Gast, den ich geladen, an dessen Stunden wir uns aber binden müssen. Graf Oscar weiß. (Heimlich zum Grafen:) Ich hab Ihr Wort? Sie bringen die Künstlerin?

**Graf.** Da es Ihr Wunsch ist, Fräulein. (Küßt ihr die Hand.) Ich mache nur erst Mittagstoilette —

**Guido.** Auch ich. An der Hand meines großen Freundes komm' ich wieder —

**Graf** (im Abgehen). Wenn er nur seine Ahnen zu Hause läßt! Die Herren Ingram und Ingraban — (Beide ab.)

### 4. Scene.

Norbert. Georgine.

**Norbert** (für sich). Nun gilt's! Wie soll ich's nur einleiten? (zu ihr:) Die speisen heute Alle mit?

**Georgine.** Ja auch Dein Freund, der Professor, wenn er abkommen kann.

**Norbert.** Diner de garçon! Schön. Du bist zufrieden mit dem home, das ich Dir hier eingerichtet?

**Georgine.** Fragst Du im Ernst? Wir leben ja wie die Prinzessinnen, meine gute Miß und ich —

**Norbert.** Du bist in dem großen New-Yorker Lebensstyl aufgewachsen; darum sollst Du auch hier nichts vermissen, was Dir dort zu Gebote stand. Ich bin der Curator Deines Vermögens wie Deiner Person, muß also für Dich sorgen. Du hast unbeschränkten Credit auf mein Haus. — Aber genügt Dir auch Dein Umgang? Fühlst Du Dich zufrieden in der deutschen Heimath?

**Georgine.** Ich habe Dich! — Eine Lücke bleibt freilich. Eine große. Die allergrößte! Mein lieber Vater ist nicht mehr — (setzt sich.)

**Norbert.** Wir haben ihn Beide verloren. (Sitzt zu ihr.) Du erinnerst Dich wohl noch des Abends in New-York, als ich von Dir Abschied nahm?

**Georgine.** Wie könnt' ich's vergessen?

**Norbert.** Als kaum siebzehnjähriger, leichtsinniger Bursche kam ich zu Euch — für etwas leichtlebig gelt' ich noch immer —

**Georgine.** Damals war ich ein Kind —

**Norbert.** Und so sah ich Dich aufwachsen, groß und schön werden. Dein Vater hatte mich in sein großes Weltgeschäft aufgenommen, mich durch beinahe zehn Jahre tüchtig geschult. Durch ihn ein Mann geworden, wie auch ein Geschäftsmann, sollt' ich der Firma unseres Hauses hier zu ihrem früheren Glanze verhelfen. Es ist mir auch in wenig Jahren gelungen. Der Credit Eures Hauses unterstützte mich dabei. So kehrt' ich damals nach Europa zurück, das ich seitdem nicht wieder verließ. Es war kurz vor Deinem sechzehnten Geburtstag —

**Georgine.** Ach ja! Und ich vergoß recht bittere Thränen, als ich dem brausenden Dampfschiffe nachblickte, das Dich mir entführte —

**Norbert.** Wirklich, Mädchen? — Und jetzt! Du hast keinen Wunsch?

**Georgine.** Welchen denn? Was sollte mir abgehen, da ich Dich nun wieder habe? den treuen Freund, ich darf sagen, den Bruder! (Ergreift seine Hand.)

**Norbert.** Liebe, gute Schwester!

**Georgine.** Eigentlich nur Ein's, was mir fehlt —

**Norbert.** Ein's, liebes Kind? Was denn?

**Georgine.** Die Freiheit, wie in New-York.

**Norbert.** Wie? Die alte Heimath genügt Dir nicht mehr? Du sehnst Dich nach der neuen zweiten zurück?

**Georgine.** Gewissermassen, ja. Dort durfte ich schwimmen, jagen, reiten nach Herzenslust — und die Herren Doctoren verboten mir nicht jede freie Bewegung wie hier.

**Norbert.** War's doch nöthig, Dich zu schonen! Hast Du vergessen, daß Du bald nach Deiner Ankunft krank wurdest, mein Kind? Recht gefährlich krank? Ein schleichendes Fieber. Jetzt darf ich Dirs sagen: Freund Arnold hat sein Wunder an Dir gethan — aber Du schwebtest Wochen lang in höchster Gefahr.

**Georgine.** Das ist nun vorüber. (Steht auf.) Jetzt bin ich frisch und gesund, habe wieder meine volle Kraft, und so will ich auch leben, leben wie ich's gewohnt bin, wie in New-York! will gehen, laufen, kalt trinken, wie mir's beliebt — will vor allen Dingen wieder meinen Pony besteigen, mein kleines, wildes Hänschen. — Sag's dem Professor, er soll mir's erlauben. Bitte ihn in meinem Namen, Herzens-Karl! Du bittest ihn. Ja? A kingdom for a horse! Eine reiche Erbin darf auch Launen haben, Capricen, gelt?

**Norbert** (steht auf). Du bist ein Kindskopf! Ein Pferd! Ist das dein Herzenswunsch? Doch nun ein ernstes Wort, liebe Georgine! — Morgen wirst Du volle zwanzig —

**Georgine.** Schon! Ich weiß. Die jungen Künstler wollen mir auch ein Fest geben und zwar auf Deiner Villa.

**Norbert** (erschreckt.) Auf meiner —? So? (Besinnt sich.) Nun gut, da sollst Du auch den

Stand Deines Besitzthums erfahren, und wenn Du Dich bis dahin entscheiden könntest — (hält inne).

**Georgine.** Ich? Wozu?

**Norbert.** Gerade heraus — so Mancher, der sich angelegentlich um Dich bemüht —

**Georgine.** Um die reiche Erbin? Nun ja! — Du willst mich los haben?

**Norbert.** Nein, ich will Dich zufrieden wissen, glücklich. — Gibt es einen Mann, für den Du vielleicht insgeheim empfindest, so sag' es offen heraus! Sag' es mir, dem Bruder. Ist's der Graf? Ich weiß, daß er Dich hoch hält. Ist's der Maler? der gemüthliche Guido? Oder der geniale Richard Faust! Wer immer, sprich!

**Georgine** (besinnt sich). Nein, es gibt keinen. — Wie sollt es auch?

**Norbert.** Keinen? (Wischt die Stirn, für sich:) Also bin ich's! (Zu ihr:) Ich komme auf unsere Abschiedsstunde in New-York zurück. Dein Vater schloß uns Beide in die Arme. „Meine lieben Kinder!" rief er aus. „Meine Tochter! Mein Sohn!" — Das bist du, das bin ich. Auch wir umarmten uns —

**Georgine** (mit einer Erinnerung, ohne aufzublicken). Ja, ich weiß —

**Norbert.** Aber Ein's weißt Du nicht! Kennst Du nicht! (Zieht ein Blatt hervor.) Das da —

**Georgine.** Was ist — ?

**Nobert.** Erschrick nur nicht! Es sind die letzten wenigen Zeilen, die Dein Vater an mich schrieb, wenige Tage vor seinem Scheiden, und sie enthalten seinen letzten Willen — mehr! Sein letzter Wunsch!

**Georgine.** Des Vaters?

**Norbert.** Ja. Es ist zugleich sein Vermächtniß an mich, wie an Dich, dem ich genau nachkommen will. Aber nur mich soll er binden, nicht Dich. Du hast Deine Freiheit. — Lies das — nein, nicht jetzt, nicht wenn ich dabei bin. Denke darüber nach. Reiflich nach. Morgen bei Deinem Geburtsfeste wollen wir's besprechen. Und noch einmal: Du bist völlig frei — Du hast zu entscheiden, nicht ich! Und was Du immer beschließest, das soll gelten — auch für mich. — Genug, Adieu. (Im Abgehen für sich:) Meine Schiffe sind verbrannt — Nun komme, was mag! (Ab.)

## 5. Scene.

Georgine allein, dann Professor Arnold.

**Georgine** (allein, sieht dem Abgehenden nach). Der thut ja so feierlich! (Oeffnet den Brief.) Von dem guten Vater also! Sein letzter Wunsch — (liest:) „Lieber Karl! Ein Scheidender sendet Dir seinen Abschiedsgruß" — (nickt wehmüthig). „Beschütze mein Liebstes, von dem ich mich so schwer losreiße — meine Georgine, mein liebes, liebes Kind!" (Küßt den Brief.) Guter Vater! — „Reichthum gilt ihr nichts, ich weiß" — (nickt zustimmend) „auch Dir liegt der Mammon nicht am Herzen. Darum handelt sich's auch nicht. Liebe ist Alles" — (liest mit Pausen:) Wenn Du sie liebst, wie ich glaube — wenn sie Dich liebt, wie ich kaum zweifle — so mache sie" — (hält inne) „so mache sie zu Deinem Weibe." — Sein Weib! Und er wollte wirklich —? (Liest:) „Das ist mein letzter Wunsch, meine letzte Hoffnung. Segen über Euch beide! Ich kann nicht weiter schreiben — die Hand stockt, der Sinn verweht — Dein Vater — Euer Vater!" — der Name kaum noch lesbar. Armer Vater! (Trocknet die Augen, setzt sich.) Sein Weib! — Und ich soll mich entscheiden. So sagte er — (Blickt in den Brief.) Sein Weib —

(Pause.)

**Arnold** (tritt ein, stutzt, nähert sich). Was macht meine junge Patientin?

**Georgine** (springt auf). Ach, lieber Professor — (ergreift seine Hand wie krampfhaft).

**Arnold.** Sie zittern! Ihre Hand wie eisig! Ist etwas vorgefallen?

**Georgine.** Sie sind sein Freund! Auch mir meinen Sie's gut. Ich habe Ihnen schon so viel von meinem kleinen Leben vorerzählt —

**Arnold.** Nun, ein Doctor ist auch ein Seelenarzt, ein Beichtvater, wenn man's haben will. — Sie sind aufgeregt. Was ist denn? (Legt den Hut weg.)

**Georgine.** Karl — er ging eben fort, er gab mir — da, lesen Sie! (Gibt ihm den Brief.)

**Arnold** (blickt hinein). Die Epistel ist mir bekannt. Er hatte sie mir längst mitgetheilt.

**Georgine.** Sie wissen also — ?

**Arnold.** Alles, liebes Kind. Vor Allem, daß Ihr für einander bestimmt seid.

**Georgine** (mit sich beschäftigt). Vier Jahre sind nun darüber hin — ich war ein Kind von sechzehn, morgen bin ich zwanzig —

**Arnold.** So lange schweben Sie?

**Georgine** (immer aufgeregt). Schweben! Das ist das richtige Wort für meinen Zustand. Ja, ich führte ein Dämmerleben, ein holdes Traumleben — seit er mich beim Abschied zum ersten Male in die Arme schloß.

**Arnold.** Nur ruhig, liebe Georgine! (Läßt sie sitzen, tritt zu ihr.) Sie waren also in ihn verliebt?

**Georgine.** Ich war in Entzückung, in einer Art von Zauber!

**Arnold.** Nur gelassen! — Und jetzt sind Sie's nicht mehr? (Sitzt zu ihr.)

**Georgine.** Hören Sie nur. — Wir correspondirten. Seine Briefe! Wie zitterte ich ihnen entgegen! Ich verwünschte das Meer, so sehr ich es liebte — weil es uns trennte. Ich selber schrieb, was mir in die Feder kam — Empfindungen, wohl auch Ueberschwänglichkeiten! Er war in Allem und ich ein albernes junges Ding.

**Arnold.** Die Jugend hat das für sich, daß sie jung ist —

**Georgine.** Ich war so schreibselig! — Hat's ihn geärgert? Hab' ich ihn gelangweilt? — Seine Briefe kamen bald seltener, wurden kürzer, immer kürzer — wie mir schien, auch kälter! Ein Jahr verstrich, ein zweites. — Ich war kein Kind mehr, aber auch die seligen Mädchengefühle waren wie verschwunden. Ich machte mir Vorwürfe über meine eigene Herzlosigkeit.

**Arnold.** Selbstquälerin! — Das ist vielleicht doch versteckte Liebe —

**Georgine.** Meinen Sie? Ich weiß nicht. — Da kam der große Schlag! Wer einen Vater verliert, der denkt nicht weiter an's Verliebtsein. Und als mich Karl aus New-York abholen ließ, ich wieder hieher in die Heimath kam, da trat er mir freundlich entgegen, völlig unbefangen. „Wir sind nun Beide vaterlos“ — sagte er mir — „nimm mich als Deinen Bruder an, sei meine Schwester.“

**Arnold.** Weil's ein herzensguter Mann ist —

**Georgine.** Er handelte auch darnach, sorgte für mich wie ein zärtlicher Verwandter. Von Liebe kein Wort. Im Gegentheil! Die Herren, die er mir in's Haus brachte —

**Arnold.** Die der reichen Erbin den Hof machten —

**Georgine.** Er schien das nicht ungern zu sehen — ich mußte es über mich ergehen lassen, aber ich war beruhigt. Meine Liebe zu ihm war anders worden — warum nicht auch seine Neigung für mich? Und nun auf einmal dieser Antrag! Der Wunsch meines Vaters! Und ich soll entscheiden? (Steht auf.) Seine Frau! Kann ich's werden? Soll ich's? — Liebt er mich denn wirklich? Lieb' ich ihn noch wie damals? Oder soll ich Liebe heucheln? Ich käme mir wie falsch vor! — Und bin ich die Frau für ihn? — Sind nicht vielleicht Andere, die ihm besser taugen? — Ich bin nichts als ein schwaches Mädchen. Ein verzogenes Kind, mag sein! Die Mutter fehlte, der Vater war zu gut. — Sie sind ein Mann, ein Gelehrter, ein Psycholog, ein Herzenskenner — rathen, helfen Sie mir! Mit mir allein krieg' ich's nicht fertig!

**Arnold** (steht langsam auf). Sie muthen mir und meiner Psychologie Großes zu, liebe Georgine — über meine Kräfte, ja Unmögliches! Ihr Beide müßt das miteinander auskämpfen. — Und haben Sie mir denn Alles gebeichtet?

**Georgine** (sieht ihn an). Alles? Was denn Alles?

**Arnold.** Sagten sie nicht: Andere, die ihm besser taugen? Sagten Sie das mit Absicht?

**Georgine.** Nur im Allgemeinen —

**Arnold.** So —

**Georgine** (forscht in seiner Miene). Wissen Sie etwas? Gibt es vielleicht ein Wesen, das ihm nahe stände? Näher als ich?

**Arnold** (bedenkt sich). Nein. Er denkt an keine andere Heirath —

**Georgine.** Und ich soll mich erklären! Morgen schon —

**Arnold.** Guten Muth, liebes Kind! Erschrecken Sie nicht gar zu sehr, weil ein Mann nach Ihnen begehrt, den Sie eingestandener Maßen liebten.

**Georgine** (nach einer kleinen Pause). Wann war das, Doctor?

**Arnold.** Nun, vor wenig Jahren.

**Georgine.** Da war ich ein Kind von Sechzehn Jahren! Liebt man da? Nein! Man gaukelt nur wie die Libelle, die bunte Teichjungfer! Und jetzt — (hält inne).

**Arnold.** Jetzt?

**Georgine.** Nun, jetzt bin ich alt, recht alt — und werde dabei immer jünger.

**Arnold.** Nach Innen?

**Georgine.** So ist's auch! — Man schilt mich kalt, verschlossen. Ich bin's nicht. Ich habe mehr Herz, als man mir zutrauen mag — oder als man von mir begehrt. — Mein Reichthum, Doctor, das ist mein Unglück! Wer liebt mich um mein Selbst willen? Oder welcher Mann, der auf sich hält, wird mich wählen? Um von seiner reichen Frau abzuhängen! Mehr oder minder! — Sie hören, ich bin mir klar über meine Situation. — Warum lächeln Sie?

**Arnold.** Weil ich die Dinge kommen sehe. Der Jugendfreund, der zum Glück auch Millionär ist, wird Sie heimführen. Da ist die Gleichheit, deren es in der Ehe bedarf. Darum laßt die Zeit walten und Alles wird gut ausgehen.

**Georgine.** Möglich. — Sie nehmen den Hut? Gehen Sie nicht mehr fort, lieber Doctor, wir speisen heute früher.

**Arnold.** Vergeß ich's doch! Ich kam eigentlich, mich zu entschuldigen —

**Georgine.** Wie? Sie wollen nicht mit uns halten? Und wir haben heute einen so interessanten Gast —

**Arnold.** Es ist mir leider unmöglich. Eine wichtige Sitzung im Unterrichtsministerium —

**Georgine.** Gewiß Ihr Project, die große Reise?

**Arnold.** Ich hoffe die Sache durchzusetzen. Vielleicht heute noch. — Der Seelenarzt empfiehlt sich. Aber Halt! Ich bin ja auch Ordinarius!

**Georgine.** O mir fehlt nichts! Alles vorüber, die ganze Krankheit —

**Arnold.** Darüber haben wir zu entscheiden, die Facultät — (stellt den Hut weg, will ihr den Puls fühlen).

**Georgine.** Nicht nöthig, lieber Professor! — Oder — (Fühlt nach der Seite.) Stellt sich vielleicht das Herzklopfen wieder ein? Fühlen Sie doch den Puls!

**Arnold.** Ich wußt' es ja! Ihr entgeht uns nicht. (Fühlt ihr den Puls.) Sie haben gut geschlafen?

**Georgine.** Vortrefflich, alle die Nächte —

**Arnold.** Sind auch bei Appetit?

**Georgine.** Heute weniger —

**Arnold.** Da gibt's ein Mittel. Essen Sie weniger. — Kein Schwindel mehr?

**Georgine.** Gar nicht. Fliegende Hitze bisweilen —

**Arnold.** Hat nichts zu bedeuten. — Ihr Puls ist beiläufig normal, trotz der Aufregung von zuvor —

**Georgine.** Weil Sie mich calmirt haben —

**Arnold.** Ich spreche Sie frei, völlig frei — (läßt ihre Hand los.)

**Georgine.** Sie verschreiben mir nichts?

**Arnold** (nimmt den Hut.) Wozu? — Oder doch! — Grübeln Sie nicht zu viel, mein Kind, und reiten Sie morgen wieder spazieren, wie Sie's gewohnt sind. Dixi. (Im Abgehen, hält inne:) Noch eins! Vergessen Sie den Zucker für Ihren Ponny nicht. Ihr Hänschen läßt sich ja so gerne von Ihnen füttern. Adieu! — (Ab.)

## 6. Scene.

Georgine (allein), dann Guido, später Richard Faust.

**Georgine** (allein, nach der Pause). Ein geschickter Arzt! So rationell! — Er wirkt auch immer so beruhigend. Zudem — ein Freund, ein wahrer Freund! Dem guten Karl wie mir! — Nur daß er mich bisweilen wie ein Kind behandelt (will nach ihrem Zimmer).

**Guido** (tritt ein). Da sind wir! Mein großer Freund folgt mir auf dem Fuße.

**Georgine.** Schon die ersten Gäste!

**Richard Faust** (im Sammtrock, den deutschen Hut auf dem Kopfe, mit Notenpapier und Bleistift, tritt langsam auf, wie träumend, hält inne). Hab ich's? Nein. Oder doch — (schreibt stehend, wühlt in seinen langen Haaren).

**Guido.** Da ist er. Er componirt. Ist in der Begeisterung. Da darf man ihn nicht stören —

**Richard.** Ja! nun hab' ichs! Hab's für die Ewigkeit! (Nimmt den Hut ab, läßt ihn fallen, setzt sich, schreibt hastig).

**Guido** (hebt den Hut auf). Der Hut des Meisters! (Küßt den Hut.) Heilige Reliquie! (Nähert sich ihm schüchtern.) Darf man fragen? Was hast Du denn, Bruder?

**Richard.** Ein Kapitel zu meinem Ingo.

**Guido.** Zu dem Nationalwerk, Fräulein!

**Richard** (gewahrt sie, steht auf). Georgine! (tritt zu ihr).

**Georgine** (reicht ihm die Hand). Willkommen, lieber Richard. — Wo ist die Miß?

**Guido.** An ihrer umständlichen Toilette vermuthlich.

**Georgine.** Hohe Zeit auch für mich. Die Hausfreunde erlauben — (will fort).

**Richard** (tritt vor sie, fixirt sie, wühlt in den Haaren). Georgine!

**Georgine.** Was ist denn? Sind Sie nicht wohl, lieber Richard?

**Richard** (fixirt sie, wie oben). Wohl! Ganz wohl! —

**Georgine** (zu Guido). Nur wieder in Extase!

**Guido.** In Kunstbegeisterung. Wie's bei Shakespeare heißt: „Des Dichters Aug', im schönen Wahnsinn rollend —"

**Georgine.** Wenn nur kein unschöner d'raus wird! — Auf Wiedersehen, meine Herren! (Im Abgehen:) Seine Frau! Wie bring' ich's nur aus dem Kopf? (Ab zur Seite links.)

## 7. Scene.

Richard. Guido.

**Richard.** Sie flieht vor mir. Sie hat meinen Blick nicht ausgehalten —

**Guido.** Deinen Jupiterblick!

**Richard.** Das ist's!

**Guido.** Zu dem Ingo also?

**Richard.** Ja. Chor der Höllengeister. Da sieh her! (weist ihm die Blätter.)

**Guido.** Hu! Alles schwarz!

**Richard.** Und hier der Gegenchor! Chromatisches Geheul der sterblichen Menschen! Männer, Weiber und Kinder unisono. Wird colossal (wühlt).

**Guido.** Kann mir's denken! So Rieseneffecte, wie in der neunten Symphonie, gelt?

**Richard** (immer gravitätisch, mit Selbstbewußtsein). Die neunte? Ja, da hat er mich vorgeahnt. Aber nur hie und da. Der gute Beethoven! Na, ein Anfang mußte ja sein — (setzt sich).

**Guido** (tritt zu ihm). Er hat Dir doch gewissermaßen den Weg gebahnt — Dir, dem großen Richard!

**Richard.** Dem Einzigen! (wühlt).

**Guido.** Versteht sich von selbst. Was sind auch die Andern gegen Dich! der naive Mozart — —

**Richard** (wie bemitleidend). Der arme Leiermann aus Salzburg!

**Guido.** Der sogenannte gemüthliche Schubert —

**Richard.** Wiener Bänkelsänger. Zählt nicht —

**Guido.** Rossini's, Bellini's und der Andern nicht zu gedenken.

**Richard.** Die lyrischen Süßholzraspler! Requiescant!

**Guido.** Der Freischütz von Weber etwa —

**Richard.** Längst überwundner Standpunkt!

**Guido.** Oder Verdi's Requiem —

**Richard.** Dudeldumdei —

**Guido.** Du triffst immer den Punkt! Jedes Deiner Worte! Genial! Als Kritiker wie als Tonschöpfer! — Könnt' ich malen wie Du musiciren! Mit dem Weltpinsel dreinfahren wie Du mit dem Taktirstock! Ich komme mir so klein vor neben Dir — trotz meines Herkules —

**Richard.** Sei ruhig! Du wirst größer werden, Bruder! (drückt ihm die Hand) durch den Umgang mit mir —

**Guido.** Ich hoff's.

**Richard.** Eins ärgert mich doch an mir selber. So groß ich bin —

**Guido.** Gigantisch, Bruder!

**Richard.** Leider in Allem. Ich bin ein entsetzlicher Verschwender, weißt Du. Nie, daß ich mit dem Gelde auskomme —

**Guido.** Wärst Du sonst ein so hohes Genie? — Aber brauchst Du vielleicht —? — Was ich habe, steht Dir zu Gebote.

**Richard** (streckt die Hand aus). So gib, was Du hast.

**Guido.** Hier, Bruder — das Honorar für meine letzten Bilderskizzen. Wurde mir eben ausbezahlt.

**Richard** (steckt das Geld unbesehen ein). Ich will mir ein Museum bauen. Das ist ein Stein dazu. Ein Musik-Museum, nur für m e i n e Musik.

**Guido.** Für welche sonst? Gibts eine andere?

**Richard.** Ich muß Alles Gute haben, alles. Kostbare Schätze müssen mich umgeben, Kunstschätze, Bilder und Statuen, Vasen aus Japan, persische Teppiche. Und ein Marmorpalast! D a s brauchts für uns Künstler!

**Guido.** Für D i c h; nun ja! Was hilft uns übrigen Epigonen der Marmor, wenn wir nur Ziegel dabei brennen?

**Richard** (fortfahrend). Aber dazu brauchts Geld, viel Geld, ungeheuer viel Geld. Wie verschafft man sich's? Da kam ich auf einen Einfall —

**Guido.** Gewiß wieder was Großes!

**Richard.** Wie man's nimmt. Ich will nämlich heirathen.

**Guido.** Ein reiches Mädchen, verstehe!

**Richard.** Ja, der Faust nimmt das reiche Gretchen, das ihn längst im Stillen anbetet —

**Guido.** Wer wäre denn das?

**Richard.** Rathe!

**Guido.** Du meinst doch nicht Georgine Brown?

**Richard.** Und warum soll ich sie nicht meinen?

**Guido.** Da ist freilich der Graf, der ihr den Hof macht, und Andere mehr! Ihr Vormund, der Bankier Norbert s e l b s t vielleicht —

**Richard.** Was Bankier! Was Graf! Wer bin ich? Ein Fürst! Der Fürst der Kunst! Der König! Der Papst! (wühlt.)

**Guido.** Unfehlbar! Das wohl —

**Richard.** Und die Frau, die sich Richard wählt, ist dann die erste deutsche Frau — oder nicht?

**Guido.** Kein Zweifel! Welche andere könnte ihr auch den Rang streitig machen?

**Richard.** Nun, morgen ist ihr Wiegenfest; dazu hab' ich eine Cantate gedichtet — (zieht Papier hervor) hier ein Brouillon dazu — bereits durchcomponirt —

**Guido.** Verse von Dir? Also auch die Poesie steht Dir zu Gebote, Bruder?

**Richard.** Was steht dem Richard Faust n i c h t zu Gebote? (Steht auf.) Soll ich Dir meine geheimsten Gedanken eröffnen?

**Guido.** O Du sollst? Ich bitte, ich flehe darum.

**Richard.** So höre! (Legt die Blätter aufs Clavier.) Du fragst, ob ich ein Dichter sei? Ich bins! Musikdichter, Dichter-Musiker! — Was ist Poesie? Gebundene, erstarrte Musik — und Musik ist flüssig gewordene Poesie. Das Wort — Leib

ohne Seele — das Wort an sich ist nichts. Und alle die Versifexe, die Wort-Dichter —

**Guido** (bescheiden). Einige wirst Du doch gelten lassen?

**Richard** (fährt ihn an). Keinen einzigen! Welche denn?

**Guido.** So die Allergrößten. Nennen wir Shakesspeare, Goethe und Schiller —

**Richard** (verächtlich). Die sogenannten Dramatiker? Das sind eben die allerschlimmsten Gesellen. Sie meinten's freilich gut in ihrer Beschränktheit — mit ihren Hamlets, Egmonts und Wallensteins! Unmusikalisches Geflunker! Darum sind sie auch auf falschem Wege — grundfalsch.

**Guido.** Wie, alle die Heroen?

**Richard** (mit Bestimmtheit). Alle; denn sie haben die Künste vereinzelt — ich vereinige sie zur Kunst. Auch Malerei und Mimik, zum großen Kunstganzen. Was Tragödie! Was Oper! Ich zerschlage diese kindischen embryonischen Formen, ich vernichte die moderne politisch-social-musikalische falsche Kultur, ich stelle das reine Menschenthum wieder her, das deutsche Menschenthum — wie die Antike das griechische! — Du begreifst das?

**Guido.** Mir dämmert's. — Es handelt sich um den deutschen Menschen?

**Richard.** Um den ideal-germanischen Menschen, Ja!

**Guido.** Der aber weder Verse sprechen noch Arien singen soll?

**Richard.** Nein, das soll er nicht! Darf er nicht! Durchaus nicht!

**Guido.** Was soll er also sonst?

**Richard.** Was er soll? — Poetisch-musikalisch sein, wirklich und charakteristisch existiren, lebendig athmen und leben, ganz, voll, geistig und sinnlich voll, die Einzelnen, wie die Massen.

**Guido.** Ja, wie willst Du das anstellen?

**Richard.** Du fragst noch? Mit Beihilfe der ur-ewigen Melodie und eines unsichtbaren, aber gesteigerten Orchesters, welches flötet, säuselt, seufzt, weint und träumt — aber auch grollt, lärmt, tobt, blitzt und donnert, wie der gewaltige Zeus oder der wilde teutonische Tor — denn ich male die Welt damit, das Weltganze, das Wesen der Schöpfung, ich errathe die Geheimnisse des Demiurgen, ich schaffe ihm nach, und so gestalte ich im göttlich-menschlichen Spiele das wahre Kunstwerk, stelle auf's Neue wieder her die durch Jahrhunderte auf Irrwege gerathenen, durch mich erlöste, befreite, die wahre, wirkliche, die einige deutsche Kunst! — Bin ich nun ein Dichter oder bin ich's nicht? (Wühlt.)

**Guido.** Groß! groß! groß! Ich weiß sonst nichts zu sagen —

**Richard.** Das glaub' ich gern, wenn ich Dir eine neue Welt aufschließe! — Auch Georgine ist eingeweiht. Sie ist meine Schülerin, Du weißt. Neulich saßen wir am Clavier, da hab' ich ihr meine neuen Ideen eröffnet —

**Guido.** Und was sagte sie dazu?

**Richard.** Das erste Mal lächelte sie wie ungläubig —

**Guido.** Auch ich war nahe daran!

**Richard.** Das zweite Mal lachte sie mir geradezu in's Gesicht —

**Guido.** Frivolität!

**Richard.** Sie ist ein Weib. Man muß Nachsicht mit ihr haben. In der Folge wurde sie aber ernsthaft, sah mich so eigen an, so durchdringend —

**Guido.** Bewundernd? Ergriffen?

**Richard.** Ja. Auch gerührt — fast wehmüthig. — Ich hatte mich heiß gesprochen. Sie trocknete mir die Künstlerstirn mit ihrem battistenen Sacktuch und nöthigte mir ein Brausepulver auf — das liebe Mädchen!

**Guido.** Ein Brausepulver?

**Richard.** Um mich zu beschwichtigen. Ja. — Seitdem weiß ich's. Sie ist mein Gretchen und singt wohl im Stillen das alberne: „Meine Ruh ist hin." Nun, sie versteht's eben nicht besser.

**Guido.** Du glaubst also wirklich, daß sie Dich liebt?

**Richard.** Oder sie ist auf dem Wege. Du hörst, sie ist um mich besorgt, um ihren „Faust".

**Guido.** Weil Du Dich übernimmst, zu viel arbeitest.

**Richard.** Freitags „Ahnen" arbeiten in mir! Alle die Helden, Recken und Zaunkönige! Da kommt mir just wieder ein Gedanke — (setzt sich, schreibt).

**Guido.** Nein, dieses Genie! Immer das heilige Feuer!

## 8. Scene.

Vorige. Georgine (umgekleidet), dann Miß Fanni.

**Georgine.** Fix und fertig! Hab' ich's kurz gemacht?

**Guido.** St. er arbeitet —

**Georgine.** Schon wieder! Er wird sich noch krank machen, der arme Mensch! (Heimlich:) Nehmen Sie ihn nur recht in Acht, bevor er etwa rappelt. — Wo bleibt meine Miß? (Blickt nach der Uhr am Kamin.) Gleich die Speisestunde. (Oeffnet die Seiten-

thür rechts, spricht hinein:) Miss Fanni, it's time for dinner. Are you ready?

**Fanni** (noch von innen). Yes —

**Georgine.** Then come in —

**Fanni.** Yes, yes — (tritt heraus) Here I am, Miss Georgine. In full dress. You see — (richtet an ihrem Anzug).

**Georgine.** And very pretty too! Charmant sehen Sie aus!

**Fanni** (geschmeichelt). Do you think so? (richtet wieder) Charming! I hope, I am —

**Guido** (parodirend). O yes!

**Fanni** (fährt auf). Shocking!

**Guido** (für sich). Wie eine Hexe am Sabbath!

**Georgine** (tritt zu Richard). Lieber Richard —

**Richard** (ohne aufzublicken). Was giebt's?

**Georgine.** Halten sie ein mit der Arbeit — es ist gleich Essenszeit.

**Richard** (fährt sie an). Stören Sie mich nicht! (Blickt auf, dann sanft:) Du störst mich, mein Gretchen?

**Georgine** (zu Guido). Gretchen! Und Du? Er wird uns noch völlig überschnappen —

**Richard** (schreibt). Tschinellen-Tutti und Paukenwirbel zum Schluß!

**Georgine.** Er läßt sich nicht abhalten!

**Guido.** Die Begeisterung! Was wollen Sie?

**Richard.** Fertig! (Springt auf.) Tschum, tschum! — Bum — (schlägt mit der Faust auf den Tisch, wühlt in den Haaren).

**Fanni** (erschrickt). O Lord! Shocking —

**Georgine.** Da kommen unsere lieben Gäste —

## 9. Scene.

Vorige. Graf Oscar. Stella (an seinem Arm).

**Graf.** Die kleine Stella. Unser großer Stern!

**Georgine.** Hoch erfreut, liebes Fräulein, daß Sie uns mit ihrem Besuche beehren. — Miss Fanni Thunderfly, die so gefällig ist, mir Gesellschaft zu leisten. Die beiden Herren sind Ihnen vermuthlich bekannt. —

**Guido.** Und wie! Grüß' Dich, Stella! Schwester in Apollo! (Schüttelt ihr die Hand.)

**Stella.** Deßgleichen, meine ungerathenen Brüder!

**Georgine.** Ich bin so entzückt von Ihren schönen Leistungen, Fräulein —

**Stella.** Ja, Sie applaudirten mir, Fräulein —

**Georgine.** Sie haben das bemerkt?

**Stella.** Wir kennen unser Logen-Publikum. Und das prächtige Bouquet, das Sie mir auf die Scene gesendet —

**Graf.** Durch mich!

**Georgine.** Es war nach Ihrer letzten köstlichen Schöpfung: „Die Widerspenstige" (setzen sich).

**Stella.** Eine meiner Lieblingsrollen. Sie müssen aber darum nicht glauben, Fräulein, daß ich eine so schlimme und zänkische Käthe bin.

**Guido.** Im Gegentheil! Ein allerliebstes Kätzchen!

**Graf.** Voll Verve, Voll Feuer! Und der Humor, die gute Laune —

**Stella.** Nicht immer, lieber Graf!

**Graf.** Ja, wenn man ihr eine gute Rolle wegnimmt —

**Stella** (sieht Georgine von der Seite musternd an). Ganz recht, wenn man mir etwas wegnimmt —

**Graf.** Da wird sie wild —

**Stella.** Gelegentlich auch boshaft. — (Freundlich.) Das Fräulein kommt weit her? Gar aus Amerika?

**Georgine.** Ich habe einen guten Theil meiner Jugend in New-York zugebracht.

**Stella.** Mit einem guten Freunde, wie ich höre —

**Georgine.** Sie wissen? —

**Graf.** Norbert erzählte ihr vermuthlich —

**Georgine.** Sie kennen ihn also bereits?

**Stella.** Den Herrn Bankier? Er besuchte mich sonst bisweilen — —

**Georgine.** So? — Ja? — Ich wollte Sie gegenseitig miteinander überraschen —

**Stella.** Nun, das kann sich machen. Er speist mit uns! Das ist ja schön! (Reibt sich die Hände, zuckt mit den Füßen.)

**Graf** (heimlich zu ihr). Nicht so zapplig, Kleine!

**Richard** (steht auf, rennt gesticulirend herum).

**Stella.** Sagen Sie's dem da. — Was hat denn der Faust?

**Guido.** Er componirt das Weltganze, sucht die ewige Melodie —

**Stella.** Gott! Wenn er sie findet! Den ewigen Strudelteig! Das Quitschen und Ranuzen! Man wird nervös davon. Dann wieder der Lärm, das Gepolter! Eine grobe Musik!

**Richard** (fährt sie an). Weil Du's nicht verstehst!

**Stella** (ebenso). Weil ich Ohren habe!

**Georgine** (blickt nach der Uhr am Kamin). Es wird spät! Norbert läßt uns warten. — Sie sind des Abends beschäftigt?

**Stella.** Ach ja! Wir haben heute das dumme Käthchen von Heilbronn —

**Graf.** Oho! dumm?

**Guido.** Sie hat recht. Auf falschem Wege! Gelt Bruder?

**Richard.** Nur Worte! Freilich —

**Georgine.** Gar zu ergeben, zu dienstbar. So meinten Sie's wohl? Wie auf die Griseldis —

**Stella.** Gleich und gleich! So ist's! Ein Paar Sclavinnen, Türkinnen! Ich mag die Dinger nicht leiden, die immer vor den Männern auf den Knien liegen. Wozu bringt man sie auf's Theater? Und dieses Käthchen nun gar! Mit ihrem ewigen: „Mein hoher Herr!" — „Ja, hoher Herr" — „Nein, hoher Herr!" — „Bitte, Bitte" —

**Georgine** (zum Grafen). Sie macht's wie auf dem wirklichen Theater! —

**Stella.** Und zuletzt holt sie gar ein Futteral —

**Graf.** Ja, aus dem brennenden Schloß —

**Stella.** Aber für wen, Fräulein? Für eine Nebenbuhlerin! — Mir sollte Einer, den ich gern habe, mit so Etwas kommen, wie dieser abgeschmackte „Wetter von Strahl!" — Aber man wird applaudirt dabei, das ist immer die Hauptsache.

**Graf.** Und daß wir Euch Kränze zuwerfen, gelt?

**Stella.** Ich hab' sie zu Hause, eine ganze Blumen- und Grasfexung. In Petersburg steckte immer was drinn. (Weist auf ihr Bracelet, ihre Broche.) So derlei hübsche Sachen — hier ist das leider nicht Sitte —

**Graf.** Wird werden! Jetzt, wo wir so gut mit Rußland stehen —

**Georgine** (sieht wieder nach der Uhr). Das Rollenlernen muß aber doch äußerst beschwerlich sein. Ich könnte mir nichts auswendig merken, nicht um vieles Geld.

**Stella.** Wir müssen's wohlfeil genug thun! Zum Glück haben wir den Souffleur —

**Georgine.** Und das Costümewechseln, das viele Aus- und Anziehen —

**Fanni** (hält die Hand vor die Augen). Shocking!

**Stella.** Ein Vergnügen ist's just nicht, besonders wenn das Garderobegeld nicht ausreicht und man selber in den Sack greifen muß. Dann das Schminken, mit Reispuder bestreichen, Gesicht, Arme, Hals, — in Hitze oder Kälte verliebt thun, wenn man lieber weinen möchte, oder sauer drein sehen, wenn uns das Herz im Leibe lacht! Und das vor Leuten, die meist kalt und gleichgültig bleiben, während wir uns abstrapaziren — die uns gelegentlich wohl auch — (hält inne).

**Guido.** Sch! Sch! was?

**Stella** (hält sich die Ohren zu). Abscheulicher Klang! — Und die Theater-Zeitungen, die uns herunterputzen, wenn wir unsere Sache auch noch so gut machen. Warum? Weil man sich von dem gestrengen Herrn Referenten, der selten einem Adonis gleicht, nicht den Hof machen ließ. — Dazu der Neid der Kameradinnen, die Seccaturen von Direction und Regie, die Strafgelder beim zu spät auf die Probe kommen, die lästigen Proben selber, die verweigerten Vorschüsse, die Gehaltsabzüge. — Da haben Sie unser gepriesenes Künstlerleben, meine Herrschaften!

**Georgine** (zum Grafen). Es scheint, sie schildert wirklich nach dem Leben —

**Stella.** Darum danken Sie dem Himmel, liebes Fräulein, daß Sie eine reiche Erbin sind! Da brauchen Sie sich nicht zu plagen und zu placken, wie unser eins. Sie werden heirathen — vermuthlich auch einen reichen Mann — werden bequem in der Loge sitzen und auf uns arme, abgehetzte Dinger vornehm herunter schauen — höchstens mitleidig.

**Graf.** Im Gegentheil, liebes Kind, das Fräulein wird Ihnen von Herzen Beifall klatschen, wie erst neulich —

**Georgine.** Gewiß. — Fräulein Stella schildert mit Laune, zeigt uns aber nur die Schattenseiten ihres Standes. Die Befriedigung durch die Kunst selbst ist auch etwas — das Schaffen an sich ein Genuß. Dazu der freie ungenirte Verkehr unter den Künstlern und Kunstverwandten —

**Stella.** Das ist wahr! Wir dutzen uns fast Alle untereinander, weiblich wie männlich, weiblich und männlich —

**Fanni** (dazwischen). Very shocking!

**Georgine.** Nun sehen Sie —

**Graf.** Sie dutzen sich ja auch, Fräulein?

**Georgine** (unbefangen). Ich! Mit Karl, nun ja!

**Stella.** Mit dem Herrn Bankier?

**Georgine** (rasch.) Woher wissen Sie? —

**Stella.** Daß er Charles heißt? Soll's ein Geheimniß sein? Verzeihen Sie —

**Guido.** Die sind sich ja wie Bruder und Schwester, mußt Du wissen —

**Stella.** Wie Geschwister? Wie der Wilhelm und die Marianne im Schauspiel! Ah so —

## 10. Scene.

Vorige. Norbert.

**Georgine.** Da kommt Karl! Wir sind complet! (Steht auf, wie die Uebrigen, geht dem Norbert entgegen). Ich brauche Dich nicht erst mit dem Fräulein bekannt zu machen —

**Norbert** (frappirt). Stella!? — Sie hier?

**Stella** (unbefangen). Wie sie sehen. — Sehr erfreut, Herr Norbert —

**Norbert** (faßt sich). Deßgleichen, Fräulein Stella. (Für sich:) Wo bleiben die Thränen? Sie ist ja ganz munter — mein François hat recht — (der Kammerdiener erscheint an der Thüre des Speisesalons).

**Graf.** Mademoiselle est servie —

**Richard** (streckt Georginen den Arm entgegen: Georgine —

**Georgine.** Heute nicht, lieber Richard!

**Richard.** Nicht? (Wühlt in den Haaren.)

**Georgine.** Graf Oscar ist an der Reihe. — Willst Du Fräulein Stella den Arm reichen, Karl?

**Norbert.** Bitte, Fräulein —

**Stella** (förmlich). Herr Norbert! (Im Abgehen, kneipt ihn in den Arm.) Verräther! (Beide ab.)

**Graf** (zu Georgine, die den Abgehenden nachgesehen, reicht ihr den Arm). Wie gefällt Ihnen die Künstlerin, Fräulein?

**Georgine.** Sie scheint ziemlich lebhaften Naturells —

**Graf.** Sie hat auch einen etwas diabolischen Geist — (da ihn Georgine fragend ansieht) Fragen Sie nur Ihren Freund —

**Georgine.** Karl? Warum?

**Graf.** Ich sag' es Ihnen später —

**Georgine.** Zu Tische also. — Herr Richard Faust und Miß Fanni Thunderfly. — Kommen Sie, Graf — (ab mit dem Grafen).

**Fanni** (hängt sich an Richard's Arm). Very obliged, Mr. Richard —

**Richard** (fährt sie an). Not I, Miß Thunderfly! I not —

**Fanni.** Shocking!

**Richard.** Shocking! Very Shocking! Yes — (schleppt sie fort).

**Guido** (folgt ihnen). Povero maëstro

## II. Act.

### 1. Scene.

Norbert (allein) dann der Bediente:

**Norbert** (allein an der Seitenthüre links). Es rührt sich nichts! Oder doch? Ihre Stimme! Sie sprechen leise und ruhig. Es geht also besser. Dem Himmel sei Dank! (Von der Thüre weg.) Aber wie wird das enden? Stella ist heftig. Wenn sie sich verräth, mich verräth, wenn sie sich gegen einander erklären —

**Bedienter** (am Eingang). Der Herr Professor (ab).

**Norbert.** Nun endlich!

### 2. Scene.

Norbert. Arnold.

**Norbert** (ihm entgegen). Vergib! Ich mußte Dich holen lassen —

**Arnold** (tritt rasch vor). Georgine ist erkrankt?

**Norbert.** Nicht doch! Die Andere —

**Arnold.** Der Tölpel sagte doch: Das Fräulein! — Die Andere? Die Miß Thunderfly?

**Norbert.** Ach nein, Stella —

**Arnold** (verwundert). Stella? Wie kommt die hieher?

**Norbert.** Georgine wollte die berühmte Künstlerin kennen lernen, der Graf hat sie ins Haus gebracht —

**Arnold.** Nun begreif' ich! — Höre, Schatz! Der Graf ist Dein Nebenbuhler, falls Du das noch nicht wissen solltest.

**Norbert.** So? Wirklich?

**Arnold.** Der ruinirte Cavalier speculirt auf die reiche Erbin, darum will er Dir in ihrer guten Meinung schaden —

**Norbert.** Wenn er sie durchaus haben will? — Liebt sie ihn vielleicht?

**Arnold.** Den Weltmann? Nichts als Schliff und Galanterie? Ich dächte gar! — Wo ist denn die Patientin?

**Norbert.** Da drinnen. Georgine bei ihr. Geh nur gleich hinein.

**Arnold.** Hat Zeit. Ich weiß beiläufig, was ihr fehlt —

**Norbert.** Ich hoffe auch, der Anfall ist vorüber, wird sich nicht erneuern —

**Arnold.** Was gab's denn eigentlich?

**Norbert.** Gleich nach Tisch — die Herren gingen eben ins Rauchzimmer — da überkam die Aermste eine plötzliche Ohnmacht.

**Arnold.** Und Krämpfe, nicht wahr? (Legt den Hut weg.)

**Norbert.** So was, ja. — Ich saß bei Tisch an ihrer Seite, zwischen ihr und Georgine —

**Arnold** (lacht). Armer Mensch! Zwischen zwei Feuern also?

**Norbert.** Wie auf Nadeln. Du kannst Dir's denken. — Stella war munter, lebhaft, ja übermüthig — dem Anscheine nach — doch ihr Herz blutete insgeheim — meinetwegen — das fühlte sich heraus.

**Arnold.** Was er Alles fühlt! — Aber sie ließ sich Essen und Trinken schmecken?

**Norbert.** Das war's eben! Sie sprach sich auch heiß, schlürfte ein Paar Gläser Champagner rein aus —

**Arnold.** Da haben wir's! Und sie sollte strenge Diät halten, — ich hatte ihr's verordnet, ihr's gestern erst wieder neu eingeschärft —

**Norbert.** Du? — Ja, hat's ihr denn schon früher gefehlt?

**Arnold.** So hin und her. Diesen Damen fehlt immer etwas. — Nun ich will ihr den Text lesen, ihr die Hölle recht heiß machen — sie soll erfahren, wie's mit ihr steht — (will hinein).

**Norbert.** Ach, mein Freund! Seit Wochen sind wir in Zerwürfniß, Du weißt, ja seit Monaten —

**Arnold.** Mit gewissen, höchst bedenklichen Versöhnungs-Zwischenpausen —

**Norbert.** Sie hatte mir schließlich die Thüre gewiesen, alle meine Briefe zerrissen — aber als ich sie wieder sah, als ich sie leiden sah, da erwachte meine Empfindung für sie auf's Neue — ich glaube, ich liebe sie noch immer —

**Arnold.** Darum willst Du die Andere heirathen?

**Norbert.** Ein eigenes Verhältniß! Ein Verhängniß! Ich habe Pflichten gegen Georgine, gegen ihren Vater —

**Arnold.** Ihr seid halb und halb verlobt, schon seit New-York, ich weiß!

**Norbert.** Aber Du weißt nicht Alles!

**Arnold.** So sag's!

**Norbert.** Morgen sollst Du's erfahren. Auch sie —

**Arnold.** Es scheint, Du hättest sie lieber los? — Eigentlich begreif' ich Dich nicht.

**Norbert.** Warum?

**Arnold.** Das vorzüglichste Wesen sein nennen zu können —

**Norbert.** Ja, will sie mich denn?

**Arnold** (mit Humor). Ich hoffe zu ihrer Ehre — nein!

**Norbert.** Schönen Dank für das Compliment!

**Arnold.** Nimm mir's nicht übel! Aber sei erst ein Mann, dann will ich Dich loben. Allein Du schwankst hin und her! Fein's Liebchen oder Braut! Entschließe Dich! Georgine ist Dein, wenn Du's ernsthaft willst.

**Norbert.** Aufrichtig, Freund! In New-York, als ganz junges Mädchen — da war sie eine Hebe — eine Nymphe, — und so naiv, so kindlich! Kurz, bezaubernd —

**Arnold.** Ich denke, das ist sie noch! Und so liebenswürdig —

**Norbert.** Zugegeben. Auch geistreich, hochgebildet, originell — Alles, was Du willst — Aber pretios — für mich zu kostbar. Und so verschlossen, weißt Du, so kalt —

**Arnold.** Kalt? — Keine Stella freilich! Keines der Mädchen, die sich Euch an den Kopf werfen! — Georgine kalt? Sie kann warm werden — sie ist warm? Und so innig, so hingebend, so liebebedürftig: und so — so liebenswürdig!

**Norbert.** Holla! Du bist wohl gar in sie verliebt?

**Arnold.** Ich? Unsinn!

**Norbert.** Warum? Nimm sie — dann ist uns Allen geholfen —

**Arnold.** Nimm sie! — Auf mich wartet sie wohl? Auf den gereiften Mann? Ein Psycholog — ein Professor der Physiologie und ein verliebter Narr obendrein? Wie paßt das zusammen? Das junge, blühende Mädchen! Deine Verlobte, die reiche Erbin —

**Norbert.** Was schadet's?

**Arnold.** Dir nicht! Dem Millionär! Aber soll ein Mann der Wissenschaft, wie ich, sich nachsagen lassen, daß er auf eine reiche Frau speculire? Nun und nimmer!

**Norbert.** Und wenn sie nicht gar so reich wäre?

**Arnold.** Nicht?

**Norbert.** Still! sie kommt!

### 3. Scene.

Vorige. Georgine.

**Georgine** (im Eintreten spricht zurück). Er ist da! — Professor Arnold, man sehnt sich nach Ihnen — aber man fürchtet Sie auch ein wenig —

**Arnold.** Da hat man ganz recht. Wenn man uns nicht Ordre parirt. Seinem Doctor muß man gehorchen auf Leben und Tod! Champagner zu trinken! Nun wart'! (Geht hinein.)

### 4. Scene.

Georgine. Norbert.

**Georgine.** Ein prächtiger Mann, Dein Freund!

**Norbert** (gedrückt). Gewiß —

**Georgine.** So fest! So sicher! Mit ihm kommt das Vertrauen! Kurz, ein Mann!

**Norbert.** Ja. — Es steht besser drinnen?

**Georgine.** Beinahe ganz gut. (Tritt zum Clavier.)

**Norbert** (nach der Pause). Ein gutes Mädchen, gelt?

**Georgine** (blättert in den Noten). In ihrer Art, es scheint —

**Norbert.** Wenig Bildung zwar, aber ein Naturell —

**Georgine.** Ich traue ihr auch Charakter zu —

**Norbert.** Freilich! Sie ist so selbstständig, hat viel eigenen Willen —

**Georgine.** Und das schöne Talent dazu — (mit den Noten beschäftigt).

**Norbert.** Sehr schön, ja! (Wischt die Stirne, für sich:) Weiß sie's? Weiß sie's nicht? (Tritt näher.) Was blätterst Du denn da, liebes Kind?

**Georgine.** Ich fand da ein Brouillon zu einer Cantate oder Serenade, ganz kuriose Verse dabei, gewiß von dem Richard — eine Art Liebeserklärung —

**Norbert.** An Dich? Von Graf Oscar vielleicht?

**Georgine.** Meinst Du?

**Norbert.** Sie sind zwar Beide in Dich verliebt —

**Georgine.** Man muß sich's gefallen lassen —

**Norbert** (tritt zu ihr). Liebe Georgine!

**Georgine** (wendet sich zu ihm). Lieber Karl!

**Norbert.** Der Brief Deines Vaters — Du hast ihn gelesen?

**Georgine.** Ja.

**Norbert.** Auch darüber nachgedacht?

**Georgine.** Auch das.

**Norbert.** Und Dich bereits entschieden?

**Georgine.** Noch nicht, mein Freund. Du stelltest mir eine Frist, ich werde sie einhalten.

**Norbert.** Morgen also!

**Georgine.** Morgen, auf der Villa!

**Norbert.** Aufrichtig, Georgine! Du mißtraust mir?

**Georgine.** Warum? Hast Du ein böses Gewissen?

**Norbert.** Ich wiederhole Dir nur Eins. Du hast zu entscheiden, nicht ich. Ich bin Dein, wenn Du's willst.

**Georgine.** Auf Tod und Leben also? Wie der Doctor da drinnen? — Gut, mein Herr, ich werde Ihnen seinerzeit das Urtheil sprechen.

**Norbert** (für sich). Sie ist guter Laune! Sie weiß noch nichts, Gottlob!

### 5. Scene.

Norbert. Georgine. Arnold. Stella.

**Arnold** (im Eintreten). Es bleibt dabei, Sie müssen heute auftreten —

**Stella** (verändert in Ton und Benehmen). Zum letzten Mal —

**Arnold.** St! Verrathen Sie sich nicht —

**Norbert.** Sie sind wieder wohl, Fräulein Stella?

**Stella.** Wohl, ganz wohl, Herr Norbert — (setzt sich).

**Arnold** (nimmt den Hut). Ich besuche Sie heute nach dem Theater.

**Norbert.** Sie spielt also?

**Arnold.** Sie muß. Kann sie jetzt absagen? Eine Stunde vor Anfang?

**Norbert.** Wenn's ihr nur nicht schadet!

**Arnold.** Das laß mir über zu beurtheilen! — Ich darf später zum Thee kommen, Fräulein?

**Georgine.** Ob Sie dürfen?

**Arnold.** Von nun an komm' ich jeden Abend — bis zum Abschied.

**Georgine.** Abschied? Ihr großes Project! Die Reise nach Indien?

**Arnold.** In vierzehn Tagen wird sie angetreten.

**Georgine.** Schon? — Ich freue mich Ihretwegen. — Eine wissenschaftliche Expedition, nicht wahr?

**Arnold.** Auf fünf Jahre. Mit Unterstützung und zum Theil auf Kosten der Regierung. Wir durchforschen beide Indien — zoologisch, botanisch, mineralogisch, auch geologisch, tellurisch, athmosphärisch —

**Georgine.** Sie mit andern Gelehrten?

**Arnold.** Und Hülfsarbeitern, Ingenieure, auch Künstler, Zeichner, Maler, die sich anschließen. Wenn Euer Guido vielleicht Lust hat —

**Georgine.** Interessante Gesellschaft! — Das reizt! Gelt, Karl?

**Norbert** (der sich Stella zu nähern suchte, die sich abwendet). Wie? — Ja —

**Georgine.** Wie, wenn ich die Reise mitmachte?

**Arnold.** Sie, Georgine?

**Georgine.** Mit meiner englischen Begleiterin etwa —

**Arnold.** Mit Miß Thunderfly? Dem Blaustrumpf?

**Georgine.** Eine Reisende von Metier. Auch eine halbe Gelehrte, die für Darwin und die Zuchtwahl schwärmt —

**Arnold.** Und sich mit Passion zu allen Vivisektionen drängt!

**Georgine.** Dafür ist ihr jeder lebendige Mann — Shocking!

**Arnold.** Sie nach Indien? Es kann nicht Ihr Ernst sein —

**Georgine.** Warum nicht? — Morgen bin ich großjährig, frei und unabhängig, habe Geld in Hülle und Fülle — nicht wahr, Karl?

**Norbert** (wie oben). Ja wohl — ja —

**Georgine** (zu Arnold). Und ich bin keine Libelle mehr. Ein Zugvogel, Doctor, vorderhand frei. Nehmen Sie mich mit, bitte schön —

**Arnold** (in ihren muntern Ton eingehend). Zu Brahma, Siva und Wischnu, zum großen Affen Haneman, unser Aller Stammvater! Was haben Sie im Lande der Nirvana zu suchen? Beim Alles und Nichts, bei den Urquellen der Schoppenhauer'schen Philosophie!

**Georgine.** Sie weisen mich ab? Der Herr Professor scheut vor der weiblichen Reisegesellschaft? — Nun, mein Reichthum soll wenigstens der Wissenschaft zu Gute kommen, wenn nicht mir selbst. Ich will zur Expedition beitragen.

**Arnold.** Pecuniär? Geldbeiträge? Werden dankbar angenommen. Das arme Ministerium hat uns leider nur spärlich bedenken können. Der ewige Friede ist noch immer nicht decretirt. Und die provisorische Waffenruhe, deren wir uns zu erfreuen haben, ist ein wenig kostspielig. So komm' ich Abends mit der Sammelbüchse — im Namen der Wissenschaft! (Ab.)

**Georgine.** Nach Indien! In's Fabelland! Was sagt Ihr? Ist der Mann nicht zu beneiden? — Kehren wir nun in's Boudoir zurück, liebe Stella? dort ruht sich's bequemer aus —

**Stella** (blickt nach der Uhr am Kamin). Es wird spät. Ich muß bald fort — (steht auf).

**Georgine.** Der Theaterwagen wird Sie abholen. — Sieh doch nach, lieber Karl.

**Norbert.** Ich soll?

**Georgine.** Ja doch! Laß uns ein wenig allein —

**Norbert.** Wenn Du's wünschest, mein Kind — (will sich Stella nähern, wie schon früher, da sie sich aber wieder abwendet, im Fortgehen:) Sie will sich nicht warnen lassen — sie wird mich verrathen — es ist zum Verzweifeln! (Ab.)

## 6. Scene.

Georgine. Stella.

**Georgine.** Sie haben sich erholt, liebe Stella?

**Stella.** So ziemlich —

**Georgine.** Warum betrachten Sie mich so aufmerksam?

**Stella.** Weil Sie mir gefallen.

**Georgine.** Wahrhaftig, das geb ich Ihnen zurück!

**Stella** (wehmüthig). Wirklich? — Aber je mehr ich Sie ansehe, Ihnen in's reine, klare Auge blicke — ja, ja — ich stehe Ihnen nach, weit nach —

**Georgine.** Was sind das für Grillen? Wir sind zwei junge Mädchen, gleich und gleich —

**Stella** (wie getroffen). Gleich —

**Georgine.** Nein. Sie haben die Kunst voraus! Und ich nehme Antheil an der Künstlerin, wie an ihrem Wesen, ihrer Persönlichkeit — ja, an ihrem Schicksal.

**Stella.** Mein Schicksal! Wie kommen Sie darauf?

**Georgine.** Ich bin aufrichtig, geradezu. Amerikanische Art und Weise. — Darf ich eine Frage an Sie stellen?

**Stella** (wie ängstlich). Nun?

**Georgine.** Mein Jugendfreund Karl Norbert soll Ihnen nicht gleichgültig sein —

**Stella** (fährt auf). Sie wissen also? —

**Georgine.** Seit Kurzem. — Sie lieben ihn?

**Stella** (aufgeregt). Und wenn ich nun „ja" sage?

**Georgine** (bleibt ruhig). Dann weiß ich, was ich wissen wollte.

**Stella.** Sie sind seine Verlobte?

**Georgine.** Morgen soll ich mich erklären, auf seiner Villa —

**Stella** (bricht aus). Die er mir hat schenken wollen!

**Georgine.** Ihnen? So?

**Stella** (geärgert durch Georginens Ruhe). Ich hab' aber das Präsent nicht angenommen. Ich mag an die schönen Wochen nicht erinnert werden, die ich dort zugebracht.

**Georgine** (immer ruhig). Mit Karl Norbert?

**Stella** (gesteigert). Mit Ihrem Karl, ja, der früher der meine war. — Kurz — ich bin seine Geliebte oder — war's! Nun wissen Sie, wie wir Beide, wie wir alle Drei zu einander stehen —

**Georgine.** Sie lieben ihn noch immer?

**Stella** (fährt sie an). Warum fragen Sie?

**Georgine** (bleibt ruhig). Sie lieben ihn noch immer?

**Stella.** Was liegt daran? Wenn Sie ihn heirathen? Was liegt überhaupt an mir? An der Komödiantin, der Gauklerin — (wirft sich in einen Armstuhl).

**Georgine** (tritt zu ihr). Ich sehe, daß Sie mich unrichtig beurtheilen, liebe Stella. Ich wollte Ihnen nicht wehe thun. — Sie lieben ihn also und er hat Sie aufgegeben, das genügt. —

**Stella** (steht auf). Sie wollen ihm eine Scene machen?

**Georgine.** Ich denke nicht daran.

**Stella.** Oder ihm den Abschied geben?

**Georgine.** Das hab' ich nicht gesagt.

**Stella.** Was wollen Sie sonst?

**Georgine.** Sie werden mir erlauben, liebes

Kind, das mit mir selber auszumachen. Unsere Bekanntschaft ist noch zu neu, um mich Ihnen völlig aufzuschließen oder Ihr näheres Vertrauen ansprechen zu dürfen.

**Stella** (besinnt sich). S' ist wahr. Auch kennen Sie mich eigentlich schlecht —

**Georgine.** Sie waren gereizt, mutheten mir schlimme Absichten zu —

**Stella.** Nun ja! Ich war boshaft, fuhr wie eine wilde Katze auf Sie los, und ich bin doch im Grunde meines Herzens ein so gutmüthiges, armes Ding — weiß Gott!

**Georgine.** Ich glaub' es Ihnen vom Herzen. Die Güte spricht Ihnen auch aus den Augen —

**Stella** (wieder wehmüthig). Und der Leichtsinn, nicht wahr? — Aber ich bin nicht, wofür Sie mich halten — halten müssen. Nein, ich bin anders, ganz anders! — Wollen Sie wissen, wer ich bin?

**Georgine.** Nichts wäre mir erwünschter, als einen Blick in Ihr Inneres thun zu dürfen — in Ihr Herz! . .

**Stella.** Ja? — Haben Sie Zeit und Geduld mich anzuhören?

**Georgine.** Zeit, Antheil, Interesse — für Sie, für Alles, was Sie angeht! für Ihre Schicksale, Ihren ganzen Lebensgang.

**Stella.** Mein Leben! Ach, das war traurig genug! — Soll ich's Ihnen erzählen — ganz kurz? — Setzen Sie sich. Nein, setzen Sie sich nur — (drückt Georgine in einen Armstuhl, sitzt zu ihr auf den Schemmel). So. — Stella ist nur mein Theater-Name. Ein blutarmes Mädchen, Marie Stern, frühzeitig Waise. Mein junges Leben verwaschen, verkocht, vernäht, bei einer alten, verdrießlichen Muhme. Später Nätherin um Lohn. Da war ich ein wildes, tolles, trotziges Ding mit rothen Wangen und struppigen Haaren, auch frisch und lustig — aber brav, immer brav. Sie dürfen's glauben.

**Georgine.** Ich zweifle gar nicht —

**Stella.** In's Theater gehen — selten genug, aus Ursachen — (macht eine Pantomine) — und deklamiren — das kostet nichts — das waren so meine Passionen, und wenn ich ab und zu auf einem Haustheater spielen durfte, da hing der Himmel voll Geigen. Meine Mitspieler, junge Studenten, Handlungs-Commis und so, sagten mir eine Menge Schönheiten. Ich lachte ihnen in's Gesicht —

**Georgine.** Das sieht Ihnen ähnlich —

**Stella.** Nicht wahr? — So wurde ich sechzehn Jahre alt, siebzehn —

**Georgine.** Eine Libelle, wie ich damals! Glückliche Zeit!

**Stella.** Ach ja! Aber man erfährt's häufig erst hinterher. — Ein braver junger Mann näherte sich mir, der mir auch eben nicht mißfiel. Eine Heirath, hieß es, eine Versorgung. Ich konnte mich nicht entschließen. Ich stand zwar allein in der Welt, aber ich fühlte mich so frei, so unabhängig —

**Georgine.** Ich begreife das!

**Stella.** So ging ein Jahr dahin oder mehr —

**Georgine.** Da überkam Sie die Theaterlust?

**Stella.** Unbezwinglich! Ich spielte Probe — fünf Jahre sind's her — gefiel, machte Glück, und im Handumdrehen war ich die berühmte Stella. Das war nun ein Leben! Ich selig, wie ein Kind, wenn sie applaudirten, mir Kränze zuwarfen — zu Hause hängen sie! die meisten verwelkt, vertrocknet — wie jetzt mein Leben!

**Georgine.** Das sollen Sie nicht sagen —

**Stella.** Ich sag's aber. Und ich weiß auch warum! — Wie man unser Einem nachstellt, das wissen Sie nicht, ahnen Sie nicht. Ich bekam Anträge über Anträge — wollte aber nichts davon hören. — Da lernt' ich ihn kennen —

**Georgine.** Norbert?

**Stella.** Vor Jahr und Tag und länger — zu meinem Unglück. — Er benahm sich feiner als die zudringlichen Herren mit ihren großen Perspectiven, schwirrte aber um nichts weniger um mich herum, und er gefiel mir. Ich ihm vielleicht noch mehr. Da aber in Wochen und Monaten nichts mit mir auszurichten war, wurde er hitzig und trug mir eines schönen Morgens, mir nichts dir nichts, seine Hand an. Ich sagte: nein. Wenn man so in der Theaterhitze ist! — Da ward er böse, ging mir aus dem Wege. Nach vierzehn Tagen war er aber schon wieder auf dem Fleck, hinter den Coulissen wie sonst, nahm Abends seinen Thee bei mir, in Gesellschaft meiner Collegen vom Theater, auch Recensenten, Journalisten dabei — man darf's mit den Herren nicht verderben. Er selbst blieb noch eine Weile, wenn die Andern weg waren, dann länger, immer länger, es gab verwickelte Gespräche, so Herzensergießungen, Schwärmereien, Verzweiflung und Thränen — von beiden Seiten. (Wischt die Augen.) Ach, ich liebte ihn so innig, so heiß! Es war meine erste Liebe! Kann ich dafür? — Und so — und da — und so war er schließlich der Eine, der Einzige, der mehr als meine Fingerspitzen geküßt hatte. (Steht auf.) Punktum! Nun wissen Sie Alles von mir. Nun werfen Sie den ersten Stein auf mich! (Entfernt sich von ihr.)

**Georgine.** Liebes — armes Kind — (Steht auf.) Die Schuld liegt an ihm — nur an ihm!

**Stella.** Nein, nein! Ich war leichtsinnig; das ist unverzeihlich. (Wehmüthig:) Nun seh' ich's ein. — Das rächt sich auch — mehr als Sie's ahnen!

**Georgine.** Darf ich ein Wort sagen?

**Stella.** Sagen Sie nichts! — Ich kenne Sie jetzt. Sie sind gut — milde, sanft und nobel, fein, gebildet — Sie haben Alles, was mir fehlt, Sie taugen hundertmal besser für ihn — und ich bitte Ihnen ab, Alles ab!

**Georgine.** Ein's darf ich doch sagen? — Karl und ich stehen vorläufig zu einander nur wie Geschwister.

**Stella.** So?

**Georgine.** Mein „Ja" ist noch nicht ausgesprochen. Soll ich auf ihn verzichten?

**Stella** (überlegt, dann resolut). Nein. Er hat mich aufgegeben — konnte mich aufgeben. Sei's darum. — Heirathen Sie ihn, bessern Sie ihn. Ich wär's nicht im Stande. Den muß man kurz halten, der ist zu früh vom Hofmeister weg —

**Georgine.** Und ich sehe wohl wie eine Gouvernante?

**Stella** (sieht sie an). Sie sehen wie ein Engel! Und Sie sind ein Engel! — Wenn ich — (Hält inne.)

**Georgine.** Was wollten Sie sagen?

**Stella.** Wenn Sie erlaubten —

**Georgine.** Ich? Was denn?

**Stella.** Wenn ich Sie ein wenig umarmen dürfte — nur ein klein wenig —

**Georgine** (mit offenen Armen). Ach, von ganzem Herzen, liebes, gutes Mädchen!

**Stella.** Ja? — An Ihr schönes Herz also! Der Engel und die arme Sünderin! (Halten sich umarmt.)

## 7. Scene.

Vorige. Norbert.

**Norbert** (tritt ein, stutzt). Arm in Arm —

**Stella.** Zu ihren Füßen sollt' ich liegen! Ein Engel! Ein reiner Engel!

**Norbert** (tritt näher). Das ist sie auch. — Ihr seid Freundinnen geworden?

**Georgine.** Sie hat mir ihre Seele aufgeschlossen, mein Freund, ihr verwundetes Herz —

**Norbert** (kleinlaut). Du weißt also? —

**Georgine.** Daß das beste Mädchen von der Welt an einen etwas flatterhaften Mann gerathen ist. — Doch wer hat nicht kleine Fehler? geringe Schwächen? (Zu Stella gewendet:) Mit Nachsicht von der Einen, mit Ehrlichkeit von der andern Seite läßt sich Vieles wieder gut machen, ja Alles! Oder nicht?

**Stella** (schüttelt den Kopf verneinend).

**Georgine.** Guten Muthes, liebe Stella, das Köpfchen in die Höhe! Ein Herz verletzen, heißt noch nicht es brechen. Die Wunden, die die Liebe schlägt, vermag sie auch zu heilen. Dann braucht's keinen Doctor mehr, keinen Professor —

**Stella** (verhüllt ihr Gesicht).

**Georgine** (umarmt sie). Nur ruhig, mein Kind, fassen Sie sich! (Tritt zu Norbert.) Karl! Mein Bruder! Und sie soll meine Schwester sein! Ist Dir's so recht? (Ab in ihr Zimmer.)

## 8. Scene.

Norbert. Stella. (Die Bühne verdunkelt sich während der Scene.)

**Norbert** (wie erlöst). Stella! Sie hat mich freigegeben — Du hörst —

**Stella** (wischt die Augen). Ein Herzensengel! Ein Schutzengel! (Will fort.)

**Norbert.** Halt! Wohin?

**Stella.** In's Theater. Zu meiner Pflicht. Adieu —

**Norbert.** Der Wagen ist noch nicht da. Der Bediente wird's melden —

**Stella.** So geh', laß mich allein — (wendet sich ab).

**Norbert.** Stella, Du bist krank, Du siehst blaß! Was fehlt Dir?

**Stella** (sieht ihn an). Du! — Nein, nicht Du — (schiebt ihn weg) nicht Sie!

**Norbert.** Liebe, Gute, Einzige —

**Stella.** Bitte, Herr Norbert! Ich will keine Stürme mehr. Lassen Sie uns ruhig und vernünftig miteinander sprechen —

**Norbert.** Warum dutzest Du mich nicht?

**Stella** (setzt sich, weist ihm einen Sessel). Ihre Freundin ist ein vortreffliches Wesen. Was bin ich neben ihr? Diese liebe Georgine hat mich über mich selbst aufgeklärt — auch über Dich —

**Norbert.** Endlich Du!

**Stella.** Wir müssen uns trennen, für immer! Heute sind wir zum letzten Mal zusammen. So sag' ich Dir Alles, was ich gegen Dich auf dem Herzen habe. Es ist viel, sehr viel, ungeheuer viel! — Nein, es ist nur Ein's! Daß Du Dich mit mir abfinden, daß Du mich ablohnen wolltest, das werd ich Dir nie vergessen —

**Norbert.** Die Villa! Ein dummer Einfall! Verzeih' mir's —

**Stella** (fährt fort). Nie verzeihen. Seitdem weiß ich, wie Du über mich denkst, was Du von mir hältst. Und Du hast im Grunde recht! Ein

Mann darf leichtsinnig sein, oder die Welt erlaubt es ihm — ein Mädchen nicht. — Genug von mir. (Steht auf.) Ich habe kostbare Geschenke von Dir, die ich nicht behalten mag —

**Norbert.** Stella!

**Stella.** Morgen send' ich Dir Alles zurück. Hier das Bracelet, nimm es gleich! (Nimmt es vom Arm, weist es ihm.) Kennst Du's noch? — Deine erste Gabe! Ich hatte Dir den ersten Kuß gewährt. — Nimm's zurück und Dich selbst sammt dem gleißenden Geschmeide! Ich will nichts von Dir behalten, nichts, nichts — gar nichts — als mein armes verlorenes Selbst! (Schleudert das Bracelet weg, wirft sich in einen Armstuhl, verhüllt das Gesicht.)

**Norbert** (stürzt zu ihren Füßen). Stella! Höre mich an! Nein, Du sollst mich nicht verlassen — ich kann Dich nicht lassen! Was ist verändert? Noch nichts. Alles wie zuvor. Wir bleiben wie wir sind — Du der Kunst, ich Dir, nur Dir — Beide der Liebe! (Umfaßt ihre Kniee.)

**Stella** (heftig). Rühre mich nicht an! Das ist vorbei —

**Norbert.** Und warum? Was ist anders? Nichts ist anders. Aber ich kann nicht leben ohne Dich! Nun weiß ich's erst! (Springt auf.) Georgine soll meine Schwester bleiben, meinen Reichthum mit mir theilen — aber Dich muß sie mir lassen! Ich eile zu ihr!

**Stella** (steht rasch auf). Halt! Bleib' da. — Wollt' ich eine Komödie spielen? Eine Rührscene? Dich wieder gewinnen? Dich in meine Netze ziehen? Nein, nein! — Du hast mich verderbt, nun, ich will's büßen! Die Brochen, die Ketten, die Ringe! Nimm Alles, nimm! Ich will durch nichts an Dich erinnert werden. Mir schaudert vor Dir — (sieht ihn an, wendet sich dann ab). Unglücksmensch! Geh', sag ich, geh' —

**Norbert** (ärgerlich). Mich so zu behandeln! Gut, wenn Du mich zwingst, mich davon jagst — (will fort).

**Stella.** Karl —

**Norbert** (kehrt rasch zurück). Das war der alte Herzenston! Stella! Marie! Mein Liebchen!

**Stella** (kämpft mit sich). Nein. Ich war's. Ich will's nicht wieder sein. Das wollt' ich Dir sagen —

**Norbert.** Nicht wieder? (Der Bediente erscheint an der Thüre.)

**Stella.** Der Wagen? Da bin ich schon — (will fort).

**Norbert** (hält sie zurück). Nicht wieder, Stella? Nicht mein? Wessen sonst? Nur des Publikums? Nur Schauspielerin? Nur Künstlerin?

**Stella.** Bin ich's denn? Vermag ich's noch zu sein? — Heute mein letztes Auftreten —

**Norbert.** Dein letztes? Warum? Du sagst das so eigen? Warum Dein letztes?

**Stella.** Warum! Warum! — Ich spielte mich selbst, hatte den Glauben an mich — nun hab' ich ihn verloren! Und wer wird mir glauben? (Wehmüthig:) Nein, Karl, nein! Ich werde nie wieder Komödie spielen —

**Norbert.** Nie wieder, Stella?

**Stella** (sieht ihn an). Du fragst warum? Weil (hält inne).

**Norbert.** Nun, liebes Kind?

**Stella.** Weil — (Verhüllt das Gesicht, bricht in Thränen aus.) Nie wieder! Niemals! Nie! — Adieu für immer, Adieu! (Rasch ab.)

**Norbert** (allein). Niemals, nie! Und Thränen, heiße Thränen? (Bediente bringen Lampen). Nie wieder! Warum? Ich will den Professor fragen. Er kommt zum Thee. Gut! Ich erwarte ihn — (setzt sich).

## 9. Scene.

Norbert. Guido. Richard.

**Guido** (im Auftreten). Deine Serenade, Bruder?

**Richard.** Den Brouillon. Ich suche ihn in allen Taschen —

**Guido** (tritt vor). Du hattest ihn hier zur Hand genommen, kurz vor Tisch — ja, da sind die Blätter! (Ueberreicht sie ihm.)

**Richard.** Ich muß das Ding zu Ende bringen. — Da ist Herr Norbert! Es bleibt doch dabei?

**Norbert** (zerstreut). Was?

**Richard.** Morgen auf Ihrer Villa, wir feiern Georginens Geburtstag?

**Norbert.** Wenn Ihr wollt — wie Ihr wollt — (Steht auf.)

**Guido.** Mein Freund hat ein neues Werk componirt, dem Fräulein zu Ehren —

**Norbert.** So? Ein Lied?

**Richard.** Ein Lied? Ein Stück des Weltganzen, Herr! Ich mache gar nichts Anderes — (wühlt in den Haaren, schlägt das Klavier auf, setzt sich).

**Norbert.** Er kommt nicht — ich suche ihn auf —

**Richard** (am Klavier, schlägt einzelne Accorde an). Herr Norbert, ein Wort!

**Norbert.** Was beliebt?

**Richard** (notirt, ohne aufzublicken). Ich habe Ihnen eine Freude zugedacht —

**Norbert.** Mir?

**Richard.** Eine Ehre und Freude. Ja. Sag's ihm (tastet wieder).

**Guido.** Mein Freund will sein Meisterwerk „Die Ahnen" in ländlicher Ruhe und Einsamkeit vollenden. Wenn vielleicht Raum auf Ihrer Villa wäre —

**Norbert.** Nach Belieben. Sie steht Euch zu Diensten. Die verwünschte Villa! (Will fort.)

**Richard.** Raum genug also? (Tastet wieder.)

**Norbert.** Ja doch! Ein ganzes Gartenhaus!

**Richard.** Großer Salon? Auch Arbeitszimmer?

**Norbert.** Und Schlaf- und Toiletten-Cabinet — Alles frisch tapezirt — (will fort).

**Richard** (immer tastend). Farbe?

**Norbert.** Warum? Blaßgelb —

**Richard.** Kann's nicht brauchen. Ich will kein Gelb —

**Norbert.** Nicht?

**Richard.** Nein! Ich empfange in Roth, arbeite in Grün, schlafe in Himmelblau und wasche mich in Grau — (tastet).

**Norbert** (ärgerlich). So laßt's Euch nach Belieben anstreichen! Was mich betrifft, ich schlafe in jeder couleur. (Zu Guido:) Wenn der Professor kommt, er soll mich erwarten. (Im Abgehen:) Niemals! Nie! Und Thränen! Niemals! Warum? Man könnte sich Gedanken machen — (Ab).

## 10. Scene.

Richard. Guido.

**Richard** (steht auf). Da hast Du die reichen Leute. Sie setzen keinen Ruhm darein, den Genius zu beherbergen. Hilft nichts! Man muß selber reich werden — (wühlt, geht herum).

**Guido.** Durch die Heirath mit ihr! Wenn's nur auch zu Stande kommt!

**Richard** (hält inne, tritt vor ihn). Zweifelst Du an mir? An meiner Macht über das Weib? An der Macht des Faust? des Richard?

**Guido.** Beileibe, Bruder!

**Richard.** Nun, die Cantate ist so gut wie fertig. Ich selbst werde den Hauptpart vortragen als Mimoplastiker —

**Guido.** Wie der ungarische Karl Hugo?

**Richard.** Dem ich die Ideen zu dieser Form der Produktion gegeben. Er kam mir nur zuvor mit der Ausführung. Wenn ich nun im griechischen Costüm, einen Rosenkranz auf dem Haupte, die Leier in der Hand, des Abends im Park beim Mondschein vor sie hintrete, halb recitirend, halb singend, mit dem gewissen fascinirenden Blick — (wühlt, blickt wild). So!

**Guido** (wendet das Gesicht ab). Hu! — Halt ein!

**Richard.** Hat's Dich gepackt, den Mann? Wie erst das schwache Mädchen! Und wenn dann meine Wundertöne erklingen! — Willst Du eine Vorprobe hören?

**Guido.** Ich bin nichts als Ohr.

**Richard.** Du mußt mit der Seele hören. Die Ohren sind mir Nebensache. — Ich beginne. (Setzt sich zum Klavier.) Also: Serenade—Eingang. Flöten, Clarinette, Hörner, Fagotte, Cimbeln, Violinen con sordini, pizzicato. Säuselnd, sehnsüchtig murmelnd. (Spielt die Stelle.)

**Guido.** Himmlisch! Die Harmonie der Sphären!

## 11. Scene.

Vorige. Georgine.

**Georgine** (tritt ein, bleibt am Eingang). Was ist da los?

**Richard** (hört zu spielen auf.) Das war das Vorspiel. Jetzt trete ich auf —

**Guido.** Mit dem Kranz? Mit der Leier?

**Richard.** Ja. (Windet sich ein Tuch oder Band um den Kopf, nimmt eine Rolle zur Hand, steht auf). Ich rufe von ferne. — Hahei! Hahei! — Das Echo wiederholt das. Mach' Du das Echo.

**Guido.** Hahei! Heiaha!

**Richard.** Piano, Piano! Nicht so laut!

**Guido.** Hahei!

**Richard.** Heiaha! — So ists recht!

**Georgine** (halb versteckt). Sind sie beide verrückt?

**Richard.** Nun trete ich vor sie hin, spreche sie an —

**Georgine.** Wer ist die sie?

**Richard** (halb singend, halb recitirend, schlägt stehend mit einer Hand bisweilen einen Accord an).

„Wo dem Urlicht
Sich gattet die Urmacht,
In der Stille des Allseins
Dort denk' ich Dein, Geliebte!" —
Tschum —

**Guido.** Herrlich!

**Georgine.** Wahnsinnig!

**Richard** (wie oben).

„Süße Jungfrau, Deine Wiege
Umstanden die Grazien" —

**Guido.** Bravo! Das wird Georginen schmeicheln.

**Richard.** Denke selbst.

**Georgine.** Mir soll das gelten?

**Richard** (wie oben).

„Und ihnen befreundet die Musen,
Sie haben einen Götterliebling
Dir, Holde, zugesendet!" —
Tschum —

**Guido.** Götterliebling! Das bist Du?

**Richard.** Wer denn sonst?

**Georgine.** Er schnappt richtig über —

**Richard.** Hierauf nehm' ich den Kranz von meinem Haupte, bekränze sie damit — (nimmt das Tuch weg, legt es Guido um den Kopf).

**Guido.** Die süße Jungfrau!

**Georgine.** Mich bestens zu bedanken —

**Richard.** Jetzt Jubelklänge! —

„Welten-entronnen
Du mir gewonnen" —

Der Chor wiederholt das (schlägt aufs Clavier).

Lust-Entzücken!
Welt-Entrücken!"

Chor detto! (Wie oben.)

„Tönender Schall
Im wehenden All —
Ertrinken,
Versinken
Unbewußt —
Höchste Lust!"

(Schlägt auf's Clavier mit beiden Händen.)

**Guido.** Göttlich! Die Seele geht Einem auf dabei!

**Georgine** (hält sich die Ohren zu.) Und das Gehör geht in die Brüche —

**Richard.** Nun Chor der Sylphen und Waldgötter: (singt und spielt Clavier.)

„Heil Ihrem Wiegenfest,
Eia popeia! —
Wünsch' Ihr das Allerbest',
Wigelaweia!" —

Zum Schluß fortissimo. Pauken, Trompeten, Triangeln, große caisse — (schlägt auf's Klavier, wühlt in den Haaren). Was sagst Du?

**Guido.** Uebermenschlich! Du hast Dich selbst übertroffen, Bruder.

**Georgine** (tritt vor). Und das soll mir gelten?

**Richard.** Georgine!

**Guido.** Die süße Jungfrau und der Götterliebling!

**Richard.** Du hast gehorcht, mein Gretchen?

**Georgine.** Ja, lieber Faust!

**Richard.** So weißt Du, was Dir morgen bevorsteht! — Komm', mein Freund!

**Guido.** Da bin ich! (Nimmt die Hüte.) Hier, Meister! (Gibt ihm seinen Hut.)

**Richard.** Wir wollen heute noch auf die Villa, mit Orchester und Chor, große Probe halten — insoweit unsere vorhandenen Kräfte ausreichen. — Ihr Glücklichen! Ihr seid die Ersten, denen es vergönnt ist, Richard's neuestes, echt germanisches Werk zu genießen, welchem später ganz Deutschland zujauchzen wird. Und Du, Jungfrau, Du hast es dem Meister eingegeben. (Recitativisch:)

„Hoch Schönheit und Kunst!
Sie sollen, so möcht' ich meinen,
Zum holden Bunde sich vereinen.
Eia popeia,
Wigalaweia
Tschum — (ab mit Guido).

## 12. Scene.

(Georgine allein, dann Arnold.)

**Georgine** (allein). Ist der in mich verliebt, oder in mein Geld? Wie der Herr Graf! (Aergerlich:) Mein Reichthum ist mein Unglück, ich sagt' es ja immer! (Setzt sich.) Das arme Mädchen geht mir nicht aus dem Kopf. Er hat ihre Existenz zerstört! darum soll sie die Bühne aufgeben und er muß sie zu seiner Frau machen. Er muß! Und ich? Was wird mit mir? Was wird aus der Ex-Libelle?

**Arnold** (tritt ein). Sie sind allein? Stella ist fort?

**Georgine.** In's Theater, ja —

**Arnold.** Da gehört sie hin. — Was hatte aber die Fledermaus bei der Lerche zu schaffen?

**Georgine.** Eine Galanterie auf fremde Kosten? — Spotten Sie nicht über das arme Mädchen, sie liebt ihn von Herzen, nun weiß ich's.

**Arnold.** Und was haben Sie beschlossen?

**Georgine.** Ein glückliches Paar zu machen —

**Arnold.** Wie die Dinge stehen, wäre das fast zu wünschen. — Sie geben ihn also auf?

**Georgine.** Soll ich mich ihm an den Kopf werfen! Auch sind noch Andere. Ich bin nicht gar so verlassen. Zwei Liebeserklärungen an einem und demselben Tage, Doctor! Des Grafen beim dessert, entre la poice et le fromage! Richard's des Zweiten just eben dort am Clavier! Was sagen Sie dazu?

**Arnold.** Sie sind guter Laune!

**Georgine.** Soll ich's nicht sein! (Steht auf.) Da ich nun frei bin! Völlig frei! Es lag wie ein Alp auf mir — nun hab' ich's abgeschüttelt. Mir ist zu Muthe wie damals nach der schweren Krankheit. Auch die war eine Katastrophe, ja eine völlige Revolution in meinem inneren Leben.

**Arnold.** Wirklich, Georgine? Wie denn das?

**Georgine.** Ich sag' es ihnen ein andermal. — Es ist bald Zeit zum Thee. Wollen Sie ihn tête-à-tête mit mir nehmen?

**Arnold.** Recht gern.

**Georgine.** Meine gute Miß wird freilich

sagen. Shocking — aber auf die Gefahr! — Einen Moment, Sie erlauben! (Geht hinein).

**Arnold** (allein). Ein eigenes Wesen! Ein bischen übermüthig — aber liebenswürdig, höchst liebenswürdig!

## 13. Scene.

Arnold. Norbert, dann Georgine.

**Norbert** (eilig). Da bist Du ja! Ich suchte Dich zu Hause, Stella's wegen —

**Arnold.** Was willst du wissen? Mach's kurz. Ich erwarte Georgine.

**Norbert.** Sie hat mich aufgegeben. Weißt Du's? Aber ich will für sie sorgen. Sag' ihr das. Mein halbes Vermögen gehört ihr —

**Arnold.** Dein Vermögen?

**Norbert.** Sie muß es nehmen, da ich, was ich bin und habe, ihrem Vater verdanke.

**Arnold.** Braucht sie Dich, da sie selber reich ist?

**Norbert.** Du irrst — sie ist nichts weniger als eine reiche Erbin —

**Arnold.** Nicht reich?

**Georgine** (die bereits früher eingetreten). Nicht?

**Norbert** (eilt auf sie zu). Georgine, liebe, theure Schwester!

**Georgine.** Ich bin nicht reich?

**Norbert.** Was liegt daran? Wenn ich's bin! Zwei Worte sagen Dir Alles. Du weißt, Dein Vater hatte kurz vor seinem Ableben stralzirt, mit Beihülfe unserer Firma. Jeder Schilling ist ausbezahlt worden. Nur Dein Erbtheil fiel ein bischen mager aus — aber Du hast mich, den Bruder —

**Georgine.** Laß nur! Ich habe mich selbst!

**Norbert.** Morgen mehr davon. Aber jetzt — nur ein Wort mit dem Doctor, Du erlaubst —

**Georgine.** Macht als ob ich nicht da wäre — (setzt sich.)

**Norbert** (zieht Arnold bei Seite). Höre! Stella, sie will nicht mehr Komödie spielen —

**Arnold.** Für einige Zeit, nun ja —

**Norbert.** Sie sagte aber: „Nie wieder!" „Niemals! Nie!" Zerfloß in Thränen dabei —

**Arnold.** Nie? Und Thränen? So?

**Norbert.** Warum aber? Sie wollte mir's nicht sagen. Weißt's Du vielleicht?

**Arnold.** Ich?

**Norbert.** Nun ja, als ihr Arzt, ihr Vertrauter —

**Arnold.** Willst Du's wissen, durchaus wissen? —

**Norbert.** Du siehst, wie ich darnach brenne —

**Arnold.** Nun! Ein Wort sagt Dir Alles — (spricht ihm in's Ohr).

**Norbert.** Mein Gott! Die Thränen! Darum?

**Arnold.** Hinc illiae lacrimae! Ja —

**Norbert.** Stella! Sie ist — ich bin — ich werde — ich soll — Gott! Gott! Und sie verschwieg mir's! Stella, Stella! Marie! (Stürzt hinaus.)

## 14. Scene.

Georgine. Arnold.

**Georgine** (die inzwischen aufgestanden). Karl! Er schien außer sich — Stella's wegen? Ist Gefahr?

**Arnold.** Vorderhand — ich denke kaum. — Sie sind also nicht reich, liebe Georgine?

**Georgine.** Aus mit dem Verschwenden, mein Freund! Aber ich bin frei. Nun kann sich's auch erfüllen — —

**Arnold.** Worüber sinnen Sie?

**Georgine.** Glauben Sie an Träume? Kann ein Traum in Erfüllung gehen?

**Arnold.** Ein Traum?

**Georgine.** Oder eine Vision. Die Katastrophe, die Revolution, von der ich Ihnen eben sprach.

**Arnold.** Sie wollten mir's ja mittheilen —

**Georgine.** Aber Sie dürfen mich nicht auslachen. Es ist was von Spiritismus dabei. In New-York glaubt man daran.

**Arnold.** Ich glaube an Sie und was von Ihnen kommt.

**Georgine.** Ich war damals recht übel daran, nicht wahr? Als ich im Phantasiren lag, im Delirium — Sie und die Miß pflegten mich — Da hatt' ich nichts als Schreckbilder. So sah ich auch die gute Fanni wie mit Krallen und Geierflügeln an meinem Krankenbett sitzen.

**Arnold.** Darum schrien Sie häufig auf, wandten die Augen nach der Wand. Ich schob die Wärterin zur Thür hinaus —

**Georgine.** Ganz recht! Nun waren Sie allein mit mir.

**Arnold.** In der letzten entscheidenden Nacht.

**Georgine.** Gossen Sie mir nicht etwas in den Mund?

**Arnold.** Das letzte Mittel vielleicht! Ihr Zustand schien hoffnungslos und man versucht ja Alles —

**Georgine.** Ich sträubte mich — wehrte mich — da schwanden mir die Sinne völlig —

**Arnold.** Ach ja! Sie schlossen die Augen wie erstarrt —

**Georgine.** Ich war's auch. Der Starrkrampf. Sie hielten mich für todt. Sagen Sie's nur.

**Arnold.** Ich fühlte keinen Puls mehr, keinen Athem! Es war tief in der Nacht. Weiß Gott, Georgine, die bangste Stunde meines Lebens!

**Georgine.** Und meine seligste!

**Arnold** (betroffen). Wie?

**Georgine.** Ich war hellsehend, wußte Alles, was in mir vorging, auch außer mir —

**Arnold** (betroffen). Alles? Nicht möglich!

**Georgine.** Doch! Doch! Die ganze Welt war mir klar. Ich sah mich selber wie in einem Krystallglas.

**Arnold.** Sich selbst! Ja so!

**Georgine.** Mein Ich! Meine Seele! „Du mußt sterben!" rief es in mir. Doch das schreckte mich nicht. Es schien mir so süß, in's Unendliche zu verschweben oder die Geheimnisse des Jenseits zu erfahren. Da plötzlich — ein sanftes Rauschen — da kam's!

**Arnold.** Die Vision?

**Georgine.** Die Erscheinung schwebte heran mit leisem Fittich. Mein guter Genius vielleicht. „Du sollst nicht sterben, noch lange nicht!" flüsterte es mir zu. „Du sollst leben und glücklich werden, recht glücklich, mit dem, den du liebst, den du im Herzen deines Herzens trägst — ohne es zu wissen.

**Arnold.** Im Herzen, Georgine?

**Georgine.** Wer ist das? — fragte ich den Engel. Der lächelte, nannte einen Namen, den ich kaum vernahm, so war ich erschrocken, denn der Genius hatte mich geküßt —

**Arnold.** Gekü — —

**Georgine.** Auf den kalten, eiskalten Mund, ich fühlte es deutlich — doch konnte ich mich nicht regen noch rühren — und der gute Genius hatte weiche, warme Lippen und auch warme Thränen waren's, die mir über die Wange träufelten. Ich fühlte ein inniges Behagen, ein unendliches Wohlsein — damit war's aus. Kein Bewußtsein. Sonst weiß ich auch nichts mehr, als daß ich eines Morgens erwachte, die Augen weit aufschlug, und daß die Sonne schien und daß Sie an meinem Bette standen, sich über mich beugten — „Georgine" lispelten Sie leise — wie zagend —

**Arnold.** Ob Sie mich wieder erkennen würden!

**Georgine.** Und da sagt' ich: Professor oder Doctor — gelt?

**Arnold.** Nein, „Arnold, Freund Arnold! — Philipp —" und sanken zurück —

**Georgine** (betroffen). Ich sagte „Philipp?"

**Arnold.** Ja, gewiß.

**Georgine.** Philipp? — Und sank zurück?

**Arnold.** Und schlossen die Augen —

**Georgine.** Ich war so schwach —

**Arnold.** Und Sie lächelten — schliefen wieder ein.

**Georgine.** Und schlief wie ein Sack stundenlang fort, nicht wahr?

**Arnold.** Das war eben die Krise, die Hauptkrise!

**Georgine.** Nein, der Engel war's. Der Engel und sein Kuß. Haben Sie d e n in Ihrem Receptbuch? Ich wette, nein! — Und so halte ich fest an meiner Vision. Du sollst leben und glücklich werden, sagte mir die Erscheinung! Darauf warte ich!

**Arnold.** Glücklich, Georgine! Mit dem, den Du im Herzen trägst, Ohne es zu wissen!

**Georgine.** Ja, so sagte der Genius!

**Arnold.** Und den Namen haben Sie vergessen?

**Georgine.** Was für Namen?

**Arnold.** Wer ist das? fragten Sie ja.

**Georgine.** Den Engel, nun ja —

**Arnold.** Kein Engel, Liebste! Ein Mensch, der in Thränen zerfloß, weil er das edelste Leben entschwunden glaubte —

**Georgine.** Mein Gott! S i e?

**Arnold.** Ein armer Jünger der Wissenschaft, ein Unwissender, den sie Doctor und Professor schelten, hilflos und ohnmächtig der allmächtigen Natur gegenüber.

**Georgine.** Sie also, Sie?

**Arnold.** Alle Mittel versagten, da hilft kein Mensch! Und ein Mann, der Sie verehrte, krümmte sich im Schmerz und preßte den Scheidekuß auf die bleichen kalten Lippen die er für ewig geschlossen hielt —

**Georgine.** Sie, Arnold, Sie?

**Arnold.** Da spürte ich einen Hauch, ein leises Athmen — laut schrie ich auf: sie lebt! lebt!

**Georgine.** Und Sie haben mich in's Leben gerufen. Nein, der Engel! Sein Wort: „Der, den du liebst!"

**Arnold.** Und er nannte den Namen?

**Georgine.** Freilich wohl —

**Arnold.** Welchen Namen, Mädchen?

**Georgine.** Ich hab's vergessen —

**Arnold.** Klang es nicht wie — Philipp?

**Georgine.** Ich glaube fast — (verhüllt das Gesicht).

**Arnold.** Philipp! Georgine!

## 15. Scene.

Vorige. Norbert. Dann Richard. Guido.

**Norbert** (stürzt herein). Sie gibt das Theater auf. Sie wird mein Weib! Freund? Willst Du mein Beistand sein?

**Arnold.** Entschuldige. Bin verhindert. (Umschlingt Georgine.) Wir reisen nach Indien — (Tremolo im Orchester und passende Begleitung bis zu Ende des Lustspiels.)

**Richard** (mit Guido auftretend). Hahei!

**Guido.** Heiaha!

**Richard** (recitativisch, tritt zu Georgine).
Die Sehnsucht treibt mich zu Dir!
Jungfrau, zu Deiner Zier!

**Arnold.** Sehr zur Unzeit, bester Herr Richard Faust! Die Jungfrau ist mein —

**Richard.** Dein? Ha!

**Guido** (gleichfalls recitativisch). Sein? Ho!

**Guido.** Mistro, Du hörst!
(Weist auf die Gruppe.)
Du siehst!
Sie wird sein Gespons —

**Richard.** Nimmermehr! Ich nehme sie ihm wieder ab!

**Guido.** Das deutsche Weib! Was dann?

**Richard.** Er scheide sich von ihr!
Nur mir gehört sie an —
Dem deutschen Mann!
Das Urweib!

**Guido.** Hohei!

**Richard.** Tschum, Tschum —

# Das Haar im Buche.

Von **Hans Hopfen.**

In einem Buch, drin manches Jahr
Ich nimmermehr gelesen,
Fand ich ein langes braunes Haar,
Das einst mir lieb gewesen.

Denk' ich an all die Zeit zurück
Die mittlerweil vergangen,
Da noch mein Leben und mein Glück
An solch 'nem Haar gehangen,

So wundert mich der Lauf der Welt.
Was einst mich ganz befangen,
Ist leicht, wie uns ein Haar entfällt,
Mir aus dem Sinn gegangen.

Denn wie ein Vögelein am Band
Des Feenkinds im Märchen,
So zog, so flatterte, so schwand
Mein Herz an solch 'nem Härchen.

Viel Haare, braun und blond und roth,
Hab' ich seitdem zerrissen;
Ich weiß nicht, lebt sie, ist sie todt,
Und — will es auch nicht wissen.

Doch wie dies Haar in Ringeln rund
Mir just vom Finger bebte,
Zog mir aus des Erinnerns Grund
Ein Weib, als ob es lebte.

So lächelte, so blickte sie,
So krausten sich die Löckchen —
Was willst du falsche Phantasie?
Fort mit dem Zauberflöckchen!

Klapp zu das Buch! Das Fenster auf!
Flieg' Härchen, flieg im Winde!
Gott geb's, daß dich in deinem Lauf
Nur ja kein Vöglein finde.

Trüg' es zu Nest dies schnöde Haar,
Die Jungen drauf zu betten:
Wer könnt' sie schützen vor Gefahr,
Wer vor Verrath erretten?

Da fliegt es hin! Der Wind sogar
Trägt's mit verliebtem Kosen.
Ich wette drum, er hängt dies Haar
An einen Busch von Rosen.

Hellgoldig färbt's der Sonnenstrahl
Noch einmal im Verwehen,
Und nun zum allerletzten Mal:
Auf Nimmerwiedersehen!

# Der Stoffkreis des modernen französischen Dramas*).

Von Josef Bayer.

Wenn wir die Produktion einer ganzen Epoche in großen Ueberblicken betrachten, dann entschwinden unserem Auge mehr oder minder die feineren Linien der Individualität. Was da nach durchgehenden Beziehungen in Massen zusammenrückt, nur das ist bezeichnend für den allgemeinen Charakter der Zeit, für die Hauptlinien des Literaturbildes.

Ganz absichtlos tritt so bei dem Versuch des Gruppirens das stoffliche Interesse in den Vordergrund, das sonst die Aesthetiker der strengen Observanz so entschieden zurückzuweisen pflegen. Für die Beurtheilung des einzelnen Kunstwerks ist allerdings die Herausbildung des Stoffes in die Form hinein entscheidend — für den summarischen Ueberblick dagegen ist es die vorherrschende Stoffwahl. Und nach diesen Haupteindrücken steckt der Literatur- und Kulturhistoriker seine Signalstangen und Triangulirungszeichen aus, darnach versucht er die skizzirte Aufnahme des überschauten Terrains, sowie eine beiläufige Höhenmessung. Die Betrachtung geht da nothwendig aus dem ästhetischen Standpunkt heraus in das social-philosophische und ethische Gebiet, sie wird zugleich zu einer Kritik der Gesellschaft, soweit sie an den literarischen Resultaten mitthätig, wohl auch mitschuldig ist.

Dem Drama gegenüber stellt sich insbesondere diese Art der Betrachtung unabweislich ein — und je theaterlebendiger die dramatische Produktion ist, dann um so unabweislicher. Das Detail der Begründung hiefür soll uns zunächst die Dramatik der Franzosen liefern, deren letzte Stadien und Wandlungen ich hier, vom Gesichtspunkt der Stoffwahl ausgehend, nach einigen bezeichnenden Zügen charakterisiren möchte.

Bei unseren Nachbarn jenseits der Vogesen ist die Bühnenproduktion nicht blos ein Stück französischer Literatur, sondern auch ein Stück französischen Lebens. Das Drama steht in directer Beziehung zur Gesellschaft; der photographische Apparat ist aufgestellt, arbeitet weiter, und die dazugehörigen Chemikalien und Reagentien werden immer bühnenmäßiger vervollkommnet. Ein gewisser anmuthiger Leichtsinn geht durch jene ganze Produktion, der aber aus dem Gefühl der Sicherheit entspringt. Hinter dem scheinbaren Spiel birgt sich ein großer technischer Ernst, das volle Bewußtsein der Schwierigkeit der Bühnenaufgabe steckt hinter all der zierlichen Leichtigkeit. Der Franzose ist ein eleganter Dramatiker, etwa in demselben Sinn, wie man ein eleganter Reiter ist, wenn man die ganze hohe Schule mit ihrem vollständigen Apparat von Barrièren und Hindernissen hinter sich hat. Man sagt von Victorien Sardou, daß er als Anfänger das Exercitium gemacht, auf erste Acte von Scribe'schen Stücken hinauf,

*) Nach einem Vortrage, auf Veranlassung des deutschen Schriftsteller- und Künstlervereins „Concordia" gehalten zu Prag, 20. November 1875.

die er absichtlich nicht weiter las, die Fortsetzung zu schreiben. Dies ist eine praktische Handwerksübung, wie sie so ein Franzose zu einer Zeit anstellt, wo der angehende deutsche Dramatiker nur über die höchsten Aufgaben des Drama's beschaulich nachdenkt.

Mit einer solchen auf's Aeußerste getriebenen technischen Gelenkigkeit, der das ursprüngliche theatralische Naturell so sehr zu Statten kommt, verbindet sich — und dies ist oft ausgesprochen worden — nicht in gleichem Maße Werth und Inhalt des Dargestellten. Ja, das seltene technische Talent bringt gar häufig den Unwerth und den faulen Inhalt durch, und überlistet sogar das Urtheil durch das schlaue Blendwerk der äußeren Führung. Der praktische Zug der französischen Begabung, die mit Lebhaftigkeit auf gewisse nahegesteckte Ziele losgeht, verträgt sich nicht mit der Prüfung dieser Ziele selbst, noch weniger mit der Erwägung der höheren künstlerischen Gewissensfragen. Auch hat der Franzose mehr Esprit des Theaters, als poetische Auffassung der dramatischen Aufgaben. Er ist als Bühnendichter nur der auf das artistische Gebiet versetzte praktische Menschenkenner, der gleichsam fachmäßig die Wirkungen auf die Gemüther zu berechnen, jene Beschleunigung der Pulsschläge der Leidenschaft zu calculiren weiß, durch welche sie zu Bühneneindrücken werden, — der ferner die Geheimnisse des Dialogs, der scenischen Ueberraschungen und wirksamsten Peripetieen auf dem theatralischen Versuchs- und Erfahrungswege allmälig ergründet hat. Was ferner ein unschätzbarer Vortheil der französischen Dramatik ist, ihre durchgängige sociale Bedingtheit — das ist andererseits auch wieder ihre Grenze und Einschränkung. Sie beherrscht nicht aus höherem Gesichtspunkt das geistige Leben der Gesellschaft, weil sie ja selbst zu gesellig ist — sie schwimmt im Strom, sie lacht und weint, sie sündigt und bereut mit dem Durchschnittsfranzosen, ja sie ist selbst nur ein geistreicher Ausdruck des Durchschnitts, der laut gewordenen nationalen und gesellschaftlichen Regungen, Instinkte und Abwege. Aber sie ist in unserer Zeit eben das einzige Beispiel einer *lebendigen* und *gewachsenen*, nicht blos im ästhetischen Treibhaus gezüchteten Dramatik und darum schon so hoch beachtenswerth und lehrreich. Die *deutsche Kritik* muß bei all dem ihr gegenüber die „Wacht am Rhein“ halten — sie hat als getreuer Eckart ihres Amts sorgsamer als je zu wahren. Der gegen Frankreich von Lessing eröffnete dramaturgische Krieg dauert noch immer, nur durch Waffenstillstände unterbrochen fort; doch das Feldgeschrei, die Losung und Kriegsstellung ist eine andere. Lessing bekämpfte damals das *Kunstprinzip* der Franzosen, wir mehr den *sittlich-literarischen* Charakter derselben; unsere Sorge muß es sein, uns vor einer Invasion der *Ideen* zu wahren, die auch den Kern unseres eigensten Wesens anzutasten, ja zu fälschen geeignet sind.

Bei unserer kurzen Umschau über den gegenwärtigen Stoffkreis des französischen Dramas dürfte es gerathen sein, dessen frühere Periode als Folie zu unterlegen. *Scribe* ist der bezeichnendste Repräsentant derselben: der Tagesdramatiker aus der Zeit der Restauration und des Julikönigthums, bei dem in der That das tägliche Brot für das Repertoir schon vorgeschnitten zu haben war. Er ist der formale Dramatiker, der vorzugsweise technische Probleme in saubersterArbeit löst und ohne innere Betheiligung an dem Stoff, weiß er aus demselben um so sicherer alle für das dramatische Gewebe brauchbaren Fäden herauszuspinnen. Seine eigenste Domäne war die politische Intrigue als Lustspielstoff — jetzt schon eine fast antiquirte Gattung. Damals hing sie mit der Zeit nahegenug zusammen. Wenn man jetzt einmal das typische Lehrstück der Intriguencomödien: „Bertrand et Raton“ irgendwo ausnahmsweise spielen sieht, glaubt man die Schatten des Bürgerkönigs mit seinem historischen Regenschirm deutlich über den Hintergrund der Scene schreiten zu sehen. Dem schlauen Regiment von dazumal entsprach auch diese schlaue dramatische Form. Unter der Decke derselben bergen die Scribe'schen Stücke und die seiner Schule den puren politischen Nihilismus. Alles wird in der Welt durch Intrigue fertig gebracht: dies wurde jetzt Lustspiellosung — und die Lehre: auch auf der Bühne der Ereignisse gebe es schließlich nur eine kleine Zahl geschickter Puppenspieler und eine Unzahl von Marionetten — das war die frivole Moral hievon. Der alte Jesuitenspruch von dem Zweck, der die Mittel heiligt, ist in der Diplomatenmoral und im Intriguenlustspiel geradezu umgestülpt. Da heißt es: die gut ersonnenen

Mittel erwecken unser Interesse auch für den schlechten Zweck; mag er auch geradezu eine Schufterei sein, wie der Plan Ranzau's in „Bertrand et Raton“, oder ein abgefeimtes Staatsränkespiel, wie das Bolingbroke's im „Glas Wasser“. Mit bewunderungswürdiger Gewandtheit weiß Scribe immer wieder den Zuschauer zu überreden, daß es keine starken Hebel der menschlichen Handlungen gebe, nur lauter kleine Federchen und Räder — und auf diese Annahme hin construirte er das oft so filigrane Uhrwerk seiner Stücke. In dieser Art machte er das Intriguenstück in höchster Durchbildung zur eigentlich bezeichnenden dramatischen Kunstform seiner Epoche.

Diese Form war eine sehr dehnbare und bewegliche; sie war der größten Mannigfaltigkeit von Stoffen zugänglich, ohne dabei aber je einen starken Lebensinhalt in sich aufzunehmen. Jedes Sujet fließt dem alten Bühnenmeister leicht schmelzbar in seine Tiegel; ein erprobter Macher im besten artistischen Sinn, weiß er aus Allem etwas zu machen. Nie war die französische Bühne stoffreicher und zugleich dem substanziellen Gewicht nach lebensarmer, als unter Scribe's Theaterregime. Bezeichnend ist da auch die Stellung der Frau innerhalb des Rahmens der Scribe'schen Stücke. Sie kommt weniger in ihren eigensten intimeren Gefühlsinteressen, sondern mehr als anmuthig-gewandte Meisterin und Mithelferin der Intrigue zur Geltung. Sie repräsentirt das Element der Grazie in den Duellen der Verstandeskräfte, in den Lustspielkünsten der Conspiration, in dem reizend-gefährlichen Spiel der List und Gegenlist; ihr fällt gleichsam die feine Filet- und Spitzenarbeit in dem Intriguengewebe zu. Besonders musterhafte weibliche Arbeiten in diesem Fach liefert zunächst die Königin Margarethe von Navarra, dann die Gräfin in dem „Damenkrieg“. Veredelt wird die Intrigue dadurch, wenn das Herz mit lebhaftem, innig besorgtem Antheil für eine theure Person schlägt, so daß die Fäden jenes Gewebes nur zitternd zwischen den feinen nervösen Fingerspitzen hingleiten, wie es in den angeführten Beispielen der Fall. In den späteren Stücken Scribe's, namentlich in jenen, die er gemeinsam mit Legouvé geschrieben, tritt die psychologische Seite, die oft ergreifende Schilderung der Seelenbewegungen mit großem Zartsinn hervor — aber auch da eingehegt durch die obligate Kunstform des Intriguenstücks. Dasselbe athmet nun gleichsam aus volleren Lungen, es hat einen vernehmbaren, stärkeren Herzschlag, doch eine radikale Umwandlung ist in seinem Wesen nicht vor sich gegangen. Der ältere, aber künstlerisch kaum gealterte Scribe weiß die längst geläufigen Formen nach Bedarf auszuweiten, er leitet in der „Adrienne Lecouvreur“ einen vollen Strom der Leidenschaft in dieselben, er beseelt sie in den „Feenhänden“ mit einem feineren Empfindungsinhalt; die Demarkationslinien seiner technischen Praxis, seines Kompositionsprincips bleiben jedoch dieselben. Und mit diesen bleibt er auch, eingestandener oder stillschweigender Weise, der technische Lehrer und Leiter der kommenden Theaterperiode.

Die Bühnenproduktion der Romantiker, Victor Hugo's obenan, ist zu sehr Specialität, daß wir in unserer Revue der Stoffe auf sie eingehen könnten. Die Angelo's, Ruy Blas', Germain's u. s. f. stürmten mehr mit genialer Kühnheit die Bühne, als daß sie sich auf ihr behauptet hätten. Es war dies mehr eine Invasion, ein blendender Handstreich voll Bravour, als eine dauernde Herrschaft. Der poetische Kreuzzug der Romantik nach dem heiligen Grabe der Poesie war in seiner Art prachtvoll inscenirt: schimmernde Rüstungen, geschwungene Fahnen, starrende Lanzen, dunkle Grüfte, weite Hallen mit ernsten Ahnenbildern, Frauen mit feurigem Blick und rauschenden Gewändern — alle diese Farben, Gestalten und Perspectiven waren hier pittoresk poetisch vereint. Aber gleich den historischen Kreuzzügen war auch da die Erscheinung farbiger und blendender, als der Erfolg bestehend und nachhaltig, der Besitzerwerb für die wirkliche Bühne von sicherer Dauer war. Allmälig zogen jene Gestalten wieder ab, oder wurden unterwegs von der Oper in Beschlag genommen; auf der Schauspielbühne gewann die neuklassische Reaction, mit weit geringerem Talente sich hervorwagend, wieder Raum.

Gibt es wohl ausgesprochenere Gegensätze in der französischen Literatur, als den alten, genialen Brausekopf Victor Hugo und den gemessenen glatten Ponsard? Jenen trieb die literarische Excentricität auch in die politische hinein, die ihn dann in's Exil

jagte — diesen lehrte die Schule der Form auch die vorsichtige, nach allen Seiten wohlgefällige Haltung, die ihn noch weiterhin als einen kleinen Klassiker des zweiten Empire glänzen ließ. Von dem ästhetischen Purismus war er ausgegangen, da er in seiner „Lucrèce“ (1843) dem tollgewordenen Mittelalter der neuromantischen Schule wieder die wohlgelegte Draperie des antikisirenden Geschmacks entgegenhielt: und bei dem sittlich sich anstellenden Purismus einer zahm polemisirenden, gesellschaftlichen Moral war er schließlich angelangt, als er unter dem Kaiserreich die Stücke „l'honneur et l'argent“ und „la bourse“ auf die Bühne brachte. Die klassische Reaction Ponsard's fand dazumal bald ihre Genossen: jener edlen Römerin, deren Gestalt er aus dem Livius auf die Breter citirte, folgte die „Virginie“ von Latour, die „Valeria“ von Lacroix in einiger Distanz nach. Bald machte Augier, der anfangs auch mit dieser Richtung ging, selbst im Lustspiel seine pikanten Experimente mit der Antike.

Allerdings mußte die sogenannte „école du bon sens“, die zunächst nach den Erfolgen der Form strebte, nach kurzer Herrschaft dem realistischen Drama weichen, das den nächsten Inhalt des Lebens kühn und entschlossen der Bühne zuführte. War die theatergiltige Dramatik unter dem Julikönigthum vorwiegend amusant, so ward sie unter den erregenden Luftströmungen des Kaiserreichs polemisch und schärfte den Dialog zur Debatte zu. Einer der Hauptangriffe dieser neuen, streitbaren Wendung der Dramatik galt der Geldfrivolität und Börsenspekulation, die allen höheren Lebensinhalt in dem neuen Paris zu untergraben und auszuhöhlen drohte. Mit Vorliebe stellte man in den gegen die Börse gerichteten Stücken die adelige Anschauung der spekulativen gegenüber. So sagt in einer Komödie Augier's, „la ceinture dorée“, der reich gewordene Bourgeois zu seinem Nebenbuhler, dem Edelmann: Vous vous appellez Mr. de Trélan et je m'appelle Mr. Roussel tout court; mais nous ne sommes plus au temps de la féodalité; il n'y a plus qu'un gentilhomme en France, c'est l'argent! qu'un homme puissant, l'argent! qu'un honnête homme, l'argent! Darauf erwidert der Edelmann: „Vous avez raison, monsieur; le monde est à vos pieds. Mais debout là, là, dans un coin il y a un gentilhomme pauvre qui ne s'inclinera pas... le gentilhomme, c'est la conscience publique!“ Ponsard ging, wie schon erwähnt, mit dieser polemischen Richtung einige Schritte mit: freilich waren es wohlgesetzte, vorsichtige Schritte. Er blieb auch im ethischen Sinn der richtige Akademiker und begnügte sich auf dem Boden der Freimüthigkeit und Bühnenmoral gleichfalls mit den Erfolgen der Form. Als man sein Stück „la bourse“ mit Beifall aufführte, klopfte ihm Louis Napoleon mit beifälligem Nicken auf die Schulter und ermunterte ihn, so fortzufahren und auch ferner die Abwege der modernen Gesellschaft zu bekämpfen. Im Fuchsbau des alten Schlaukopfs selbst wurde aber das Börsenspiel nur um so eifriger weitergepflegt. In ähnlicher Weise verhielt sich das Publikum zu den Stücken dieser Klasse. Sehr bezeichnend sagt darüber Julian Schmidt: „Der Beifall, mit dem man sie aufgenommen hat, bezieht sich freilich zum Theil auf ihre Moralität — denn im Princip ist das Publikum mit dem Dichter vollkommen einig, womit indeß nicht gesagt sein soll, daß die Praxis sich nach dem Princip richtet. Im Gegentheil, es erregt einen geheimen Kitzel, sich die von der öffentlichen Moral gebrandmarkte, aber heimlich begehrte Welt recht lebhaft zu vergegenwärtigen.... Nebenher sühnte man aber sein Rechtsgefühl durch warme Anerkennung einer tugendhaften Tendenz.“

Die übrigen Dramatiker des zweiten Kaiserreichs, die noch jetzt die Pariser Bühne beherrschen und auch von einem guten Theil unseres Repertoirs Besitz genommen haben, legen sich allerdings nicht, wie Ponsard, jene ästhetische Frage der Klassicität vor:

Steh'n uns diese weiten Falten
Zu Gesichte, wie den Alten?

Dagegen blicken sie um so schärferen Auges darnach aus, was sich in der Welt der Gegenwart, des Augenblicks um sie herum bewegt; sie wissen genau oder glauben es zu wissen, was in dieser nächsten Wirklichkeit Proscenium, Coulisse und Versenkung ist. Ihre Komödien sollen gleichsam ein theatergerechter Auszug aus dem Monstredrama des

Pariser Lebens vorstellen. Insofern treten sie alle in einen charakteristischen Gegensatz zu ihrem gemeinsamen technischen Lehrmeister, zu Scribe. An die Stelle seines historischen Intriguenstücks tritt bei ihnen das Sittenbild, das gesellschaftliche Charaktergemälde. Es schildert den Menschen der Gegenwart, und zwar ausdrücklich als Produkt der Gesellschaft. Der geistreichere Franzose, abermals in seiner politischen Betheiligung und Gesinnung lahm gelegt, dabei in eine stäte irritable Stimmung gegen die bestehenden Zustände versetzt — warf sich mit dieser ganzen Reizbarkeit und Nervösität auf das Studium der socialen Verhältnisse, und sah da zunächst mit forschendem Blick hinter den Vorhang, der auch die intimeren Beziehungen der indiscreten Zeugenschaft entzieht. Auf das formale Bühnenspiel des älteren Intriguenstücks folgte dann die Darstellung solcher Zustände und Konflikte, welche die Menschen der Gegenwart allen Ernstes intriguiren — im Hause und in der Welt, in den Strömungen und Wirbeln des gesellschaftlichen Lebens, in den entscheidenden Beziehungen der modernen Existenz. Es entstand eine neue Form der dramatischen Conception. In ihr vereinfachte sich die Handlung wesentlich gegen den kunstreichen Aufbau derselben bei Scribe; ja, es wurde da häufig der erregte Dialog zur Handlung, die wohl vorbereitete Emotion zum Kern und Ziel des ganzen Vorgangs. Wenn früher die Bühne wie ein Guckkasten mit gut eingestellten, wirksam kolorirten Bildern erschien, so wurde sie jetzt ein elektrischer Apparat mit künstlich kombinirten Batterien. Gegenüber den früheren Bühnenspielen, diesen bloßen Kunstproben des komponirenden Scharfsinnes, war jetzt die Bühne voll von den Erregungen, ja Ueberreizungen der wirklichen Zustände, eine Casuistik des unmittelbaren Lebens. Allerdings spielte der immer geschärftere französische Theateresprit auch mit diesen ernsten Fällen, als ob es noch immer bloße Komödienprobleme wären. Aber die „Effrontés" von Augier, der „Montjoye" von Octave Feuillet „la question d'argent" von Dumas fils u. s. w. sind mehr als bloße Komödien, es sind substantiell erfüllte Zeitstücke, die beobachtungsreichen satirischen Lustspiele von Victorien Sardon dramatische Bekenntnisse voll temporären Inhalts. Sie referiren gleichsam in lebhafter und geistvoller Weise von der Bühne herab über die Wandelungen und Processe, welche die gesellschaftlichen Begriffe, die Charakterformen, die sittlichen Anschauungen und die Emancipation von denselben in dieser an Gährungsstoffen so reichen Zeit durchgemacht haben.

Doch nebenher schon zieht sich der anfangs weitgezogene Kreis der Stoffe enger zusammen; die Bühnenwelt wird immer eingeschränkter und intimer, Salon und Boudoir sind zuletzt die ausschließliche Scenerie. Es declarirt sich mehr und mehr das entschiedene Weiberregiment auf dem französischen Theater. In der Decadence desselben — nicht etwa nach der Seite des Talents, das sich immer mehr raffinirt, wohl aber nach der des gesunden sittlichen Inhalts — da braucht man nicht erst die juristische Frage: „cherchez la femme" zu wiederholen. Ungesucht tritt uns da die Frau in allen Nüancen der socialen Stellung und Conduite entgegen; sie macht die Honneurs des Theaters, sie ist die Herrin im Hause: — Ueberall aber, ob leidend oder activ, ob schuldig oder entschuldigt, verführend oder verführt, sympathisch oder dämonisch, sie ist stets mit jener gewissen Pockennarbe des gesellschaftlich-modernen Impfungsstoffs behaftet. So tritt das Weib in den Mittelpunkt der neufranzösischen Bühnenwelt.

Alex. Dumas d. j. kam zuerst mit einer Grisette am Arm, der von Empfindung und Krankheit ätherisch angehauchten Marguerithe Gauthier auf das weltbedeutende Parquet. In der „Cameliendame" — so bedenklich das Sujet ist — schildert er uns mit einer großen Zartheit inmitten des unreinen Elements, mit einer oft bewunderungswürdigen psychologischen Kunst das Seelenleben eines solchen Mädchens, das in einer rechten Liebe den wahren, früher ihr selbst ungekannten Kern ihres Wesens entdeckt. Dann gibt es Augenblicke, in denen sie vergißt, was sie gewesen — wo sich ihr Ich von ehmals aus dem Ich von jetzt so sehr trennt, daß daraus zwei verschiedene Personen entstehen und die zweite sich der ersten kaum erinnert. Dieser Glorienschein des Gefühls, der mitten in die Welt der Prostitution fällt, wirkt rührend, trotz des bösen, mehr als verdächtigen Dunstes, durch den jene Lichtstrahlen einfallen; es bleibt noch immer eines der ehrlichst empfundenen Stücke des schwer berechenbaren Autors. Sehr bezeichnend

hat er auch in der Komödie „Demi-monde“ jene merkwürdige Gesellschaftsgruppe geschildert, die gleich einer schwimmenden Insel auf den Wogen des modernen Lebenselements treibt. Man kennt ja das geistvolle Gleichniß von den beiden Körben mit Pfirsichen, durch das Olivier seinem Freunde Raymond die eigenthümliche sociale Stellung jener Frauen bezeichnet, von denen jede ein brandiges Pünktchen in ihrer Vergangenheit, ein gewisses angeschmutztes Renommée, aber dabei doch gesellschaftliche Eleganz besitzt und das Bedürfniß des Zusammenhangs mit der besseren Societät, wohl auch der schlau eingeleiteten Rückkehr in den Hafen einer rehabilitirenden Ehe fühlt. Es ist geradezu abgeschmackt, daß man den Ausdruck „demi-monde“ oft als so weitgehende, gedankenlose Phrase anwendet: bei Dumas ist's ein ganz präcis gefaßter Begriff.

Unser Dramatiker wirft sich weiterhin mit einer Art von doctrinärem Ernst auf die Analyse von Verhältnissen, die man sonst eher beschweigt als bespricht. Er stöbert mit seinem Spazierstock in dem socialen Sumpf, um zu untersuchen, wie der Grund desselben beschaffen sein mag. Ueber ein Hauptthema der anderen französischen Dramatik, den Ehebruch, spricht er fast mit pedantisch-philosophirendem Ton. „Früher“, so meint Dumas, „bestand der Ehebruch, wie wir ihn auffassen, gar nicht. Die Sitten waren freier, und was heute mit jenem Namen bezeichnet wird, hatte damals ein anderes trivialeres Wort, das von Molière oft gebraucht wurde, und mehr Lächerlichkeit auf den Mann, als Schande auf die Frau warf. Seit aber die Ehemänner, unter dem Schutz des Gesetzbuches, das Recht haben, eine pflichtvergessene Frau aus dem Schooß der Familie zu verbannen, hat die eheliche Sittenlehre eine wesentliche Umwandlung erlitten“ u. s. f. Und nun setzt er seine seltsame Philosophie der Ehestörungen in Scene (denn Alex. Dumas hält sich für einen philosophischen Dichter); bald erklärt er uns psychologisch jenen Irrgang der Gefühle und scheint Miene zu machen, ihn zu rechtfertigen — dann verurtheilt und richtet er ihn wieder mit einer drakonischen, ja brutalen Strenge, die wir nach den laxen Prämissen schwer begreifen. Auch seine sittliche Kritik ist eine Wallung; sie ist vom Affekt eingegeben und sprudelt immer gewaltsam heraus.

Doch ehe wir ihm einige Schritte weiter auf dieser Wendung seiner Dramatik folgen, regt noch unterwegs E. Augier unsere Aufmerksamkeit an. Er ist zu bedeutend für eine episodische Betrachtung; aber bei einer flüchtigen Umschau darf man es nicht allzu genau nehmen.

Augier steht oder stand wenigstens in einer gewissen vornehm beobachtenden Stellung zu den Bühnenexperimenten des jüngeren Dumas. Ein Jahr nach der Revolution hatte er in seiner „Gabriele“ die Häuslichkeit verherrlicht und gegen die Untreue und die Störung der Ehe seine Versepfeile geschleudert. Solch' eine gute Gesinnung, in guten Alexandrinern ausgesprochen, verschaffte ihm den Tugendpreis der Akademie. Freilich schlüpft ein höchst bedenklicher Vers durch; er nennt den Ehebruch:

„... un crime
Grotesquement ignoble, à moins d'être sublime.“

Heißt dies nicht aus der Theaterschule schwatzen? Das Vergehen, das nach bürgerlichen Moralbegriffen tiefgemein ist, kann durch das Geschick der Bühnenkunst immer als „sublim“ dargestellt werden! Es behalten also jene verfänglichen Dramen doch Recht — trotz der Gabriele, ja auf ihre ausdrückliche Autorität hin.

Die „Aventurière“ von Augier bezeichnet Paul Lindau, ein kluger und eifriger Beobachter der modernen französischen Bühne, ganz richtig als die ältere Schwester der „Cameliendame“. Clorinde kann in dem Dunst der Sünde und Schmach nicht länger leben; sie sehnt sich nach der reinen Luft der korrekten Gesellschaft. Es zeigt sich ihr die Aussicht einer rettenden Heirath; ein reicher, verwitweter Edelmann will ihr die Hand bieten — aber sein Sohn hintertreibt aus Rücksichten der Familienehre die Verbindung. „Ihr macht der Schuldigen,“ sagt Clorinde, „die Rückkehr unmöglich, indem ihr den Pfad der Reue so mit Dornen übersäet, daß kein menschlicher Fuß ihn betreten kann! Vor Gott mögt ihr Euch verantworten wegen der verirrten Seelen, die nur Sittenstrenge dem Laster wieder in die Arme jagt!“ Viel zu anspruchsvoll und pathetisch! die Reue

einer Gefallenen im Schooße eines reich installirten Hauswesens ist doch etwas zu behaglich und angenehm — und je mehr Takt und feineres Gefühl Clorinde sich inmitten ihrer früheren Verirrungen bewahrt hat, desto drückender wird es ihrem eigenen Bewußtsein werden, die gesellschaftlichen Ehren der anständigen Frauen zu theilen. Dasselbe sagt Mr. Duval, der Vater Armands, zu Marguerithe Gauthier, und sie sieht es mit Schmerzen ein, daß er Recht hat.

In einem späteren sehr riskirten Stück, „le mariage d'Olympe", bekämpft Augier in der Absicht, die sentimentale Verherrlichung der Prostitution, die „Lilienreinheit der Seele im Schlamm" ad absurdum zu führen, nicht blos den jüngern Dumas, sondern im Grunde auch sich selbst. Das Stück sollte ein Protest gegen die Tendenz der Cameliendame sein; es widerlegt aber auch auf das Nachdrücklichste die Aventurière des Dichters, und erhärtet das Unberechtigte ihrer Prätensionen. Olympia Taverny erreicht das, was dort Clorinde vergeblich erstrebt. Sie ist eine nach einem Dumas'schen Modell gezeichnete Lorette von der wüstesten Vergangenheit; mittelst eines schlauen Manövers kommt sie durch die Heirath mit einem Edelmann aus der Vendée in die beste Gesellschaft. Aber wie bekommt ihr dies? Sehr schlecht. Auf einmal regt sich in ihr wieder das Dirnenblut, die Langeweile der anständigen Welt wird ihr unerträglich. Die liederliche Race ist in ihr zu prononcirt; „sie sehnt sich zurück nach den vergangenen Sprüngen auf dem Opernball, nach den lustigen Soupers, bei denen man die Spiegel zerschlägt, die Gläser zerbricht und den Kellnern die Champagnerflaschen an den Kopf wirft." Bei der ersten Gelegenheit springt sie wieder in die alte Pfütze zurück — und als sie vor ihrem Gatten in ihrer ganzen Gemeinheit sich offenbart, greift sein Vater, der strenge Marquis de Puygiron, nach der Pistole und erschießt das entartete Weib.

Zwei Jahre vor diesem Pistolenschuß Augiers hatte es Dumas fils auf der Bühne des Gymnase schon knallen lassen: es geschah dies in der letzten Scene von „Diane de Lys" (1853). Das Stück ist allbekannt. In der psychologischen Entwicklung liegt scheinbar viel Rechtfertigendes für das Verhältniß zwischen dem Maler Paul Aubery und Diana, das sogar aus einer edleren Annäherung emporkeimt und erst später in leidenschaftliche Irrung geräth. Trotz alledem tritt Dumas zuletzt mit mörderischer Regung an die Seite des Ehgemahls, lädt ihm die Pistole und deutet auf den Maler in einem Moment hin, wo dieser gerade am wenigsten erschossen zu werden verdient. Mit jenem Knalleffekt schießt zugleich Dumas in den Zusammenhang unserer Begriffe über dramatische Gerechtigkeit und Sühne ein Loch; er setzt an ihre Stelle die brutale dramatische Rache, eine Art standrechtlicher Grausamkeit. In den weiteren Phasen seiner Dramatik wird jenes Loch immer brandiger und größer. Er fährt damit fort, die Katastrophe in den Lauf eines Revolvers oder eines Gewehrs zu laden, aber er weiß nicht mehr recht — wohin er schießen soll.

Einen besonders eclatanten Beweis hierfür liefert uns eines seiner spätesten Stücke: „Princesse Georges" (1872), aus dem zugleich hervorgeht, daß das große Nationalunglück von 1870 dem Dichter auch einen Theil seines dramatischen Verstandes geraubt hat. Der rächende Schuß streckt da nicht den Hauptsünder, den Prinzen von Briac, sondern einen Liebhaber zweiten Ranges, einen albernen schwärmerischen Jungen nieder, der eben die Erstlinge seiner Liebesabenteuer pflücken wollte. Und warum begnadigt Dumas jenen Erbärmlichen, der eine schöne, untadelige Frau um seiner Maitresse willen nicht nur kränkt, sondern wiederholt belügt und um ihr halbes Vermögen bestiehlt? Eben um dieser Frau willen, welche ihn trotz all seiner Erbärmlichkeit anbetet! Die Prinzessin sehnt sich nach den Freuden der Mutter: sie sollen ihr werden — auch noch aus höheren Gründen. „Ich will, daß sie zeuge" — sagt Dumas in der Vorrede zu jenem Stück. „Ich bedarf der Kinder dieser Mutter; ich bedarf ihrer für mein Vaterland und für sein Heil." (!) Auf solchen Pfaden kann ein normaler Verstand dem Autor nicht weiter folgen.

Aber was ist mit ihm sonst noch für eine auffällige Wandlung vorgefallen? Der Advokat und Fürsprecher der Gefallenen ist nachgerade zum Pamphletisten der Frauen der Societät, der Buhlerinnen von Stand und Rang geworden. Mit dem schärfsten

Blick des Hasses geht er nun auf das lebendige Blendwerk jener Versucherinnen los, welche mit innerlichst frostigem Egoismus ihre Reize in den Lichtern des Salons spielen lassen, gleich dem funkelnden Farbenspiel ihrer Diamanten — in deren Augenwimpern das entnervende Schicksal der Männer lauert, die in das Bereich ihres Fangnetzes kommen. Ein Typus der Art ist Sylvanie von Terremonde in dem oben angeführten Sittenbild. Vernehmen wir ein weibliches Urtheil, das im Salon der Prinzessin Georges über die ganze Sorte ausgesprochen wird. „Gegen diese Art Weiber können wir nicht ankämpfen. Das sind Wucherinnen der Liebe. Wissen wir denn, ob es überhaupt Frauen sind? Sie sind weder Gattinnen, noch Töchter, noch Mütter noch Geliebte; sie haben weder unsere Tugenden noch unsere Schwächen, sie empfinden weder unsere Freuden, noch unsere Schmerzen. Man liebt sie, aber sie lieben nicht. Wenn ich die Gräfin mit ihrem unbeweglichen Blicke, ihrem starren Lächeln und ihren Diamanten, die an ihrer Haut zu haften scheinen, sehe — so erscheint sie mir wie eine jener Eisgöttinnen der Polargegenden, auf welche die Sonne ihre Strahlen wirft, ohne sie jemals schmelzen zu können. Diese Art Frauen ward auf die Erde gesandt, um die anderen Frauen zur Verzweiflung zu bringen und die Männer zu bestrafen. Sie demüthigen uns zwar, aber sie rächen uns auch. Das ist gleichfalls ein Trost." Der Chorus der beweglichen Zungen, der uns die sittlich zerfressene Welt jener Komödie auslegt — das sind die zur Soirée der Prinzessin geladenen Damen. Ihre Saloncauserie während der Cigarrenstunde der Herren ist sehr geistreich gemacht, von wahrhaft schwirrender Lebendigkeit — aber sie zeigt uns zugleich die Gesellschaft der „besten" Kreise in einer solchen bodenlosen Frivolität, daß dagegen die Conversation im kleinen Salon der Cameliendame oder in den Spielzimmern der Vicomtesse von Vernières selbst in den übermüthigsten Momenten noch mustergiltig erscheint.

Wo ist das Frauenideal von Dumas fils hingerathen, das er in jüngeren Jahren wie eine Anadyomene aus dem Schlamme emporsteigen ließ und in den eigenen sentimentalen Thränen rein wusch? Wo die Zeit von ehedem, da er sich — wenigstens literarisch, wenn auch nicht buchstäblich — vor das Asyl von St. Anna stellte und mit dem silbernen Teller in der Hand an der Pforte des Zufluchtsortes für reuige Magdalenen milde Gaben sammelte! „Gibt es ein erhabeneres Schauspiel," deklamirte er damals, „als das einer Seele, die sich gewandelt, aus dem Schmutze sich erhebt, und der erblühenden Knospe gleich, ihre Umhüllung durchbricht und von sich streift... Muß nicht der Himmel mehr Freude haben über einen Sünder, der Buße thut, als über hundert Gerechte"... Damals wiederholte er das Wort Christi von dem gegen die Sünderin aufgehobenen Stein — und nun ist seine Dramatik nichts als eine fortgesetzte zornige Steinigung des entarteten Weibes, in dem er nur die dämonische Verderberin jeder edleren, männlichen Existenz sieht. Statt des von Thränen überflossenen Magdalenenangesichts erscheint ihm fortan ein sinnverwirrendes Medusenbild, das das Blut zuerst sieden und dann gerinnen macht. Wieder lädt er das Gewehr, aber nun richtet er es unmittelbar gegen jenes Weib selbst. Es ist das letzte Ziel seiner dramatischen Schußwaffe...

Man sollte kaum glauben, daß dieser neueste Komödienstandpunkt von Dumas über das Weib historisch-symbolisch ist und mit den Eindrücken des Krieges von 1870 zusammenhängt — und doch ist es so. Das an den Redakteur des Journal des Débats, Herrn Cuvillier Fleury gerichtete Vorwort zu dem Stück „la femme de Claude" belehrt uns ausdrücklich darüber.

Als der Moment der Verantwortung für Adam kam, wies er auf Eva hin und sagte: diese war's. Als der Franzose in den faulen Apfel des Krieges mit Deutschland gebissen hatte, als auch für ihn der Zeitpunkt des Katzenjammers und der Verantwortung kam, da ereignete sich etwas Aehnliches. Dumas fils sprang auf die Bühne und erklärte das Weib, die Französin, wie er sie sattsam kennen gelernt und mit ihr den Apfel der Versuchung so manchmal unter heiteren Scherzen getheilt, als die Hauptschuldige an dem Verhängniß seiner Nation. Er wischte die Gestalt der Margarethe Gauthier, der edlen Courtisane, des Ideals seiner Jugend, mit rasch hinfahrendem Schwamme von der

Tafel — er zeichnete dafür mit Phosphorstift das Zerrbild Cäsarinens hin und sagte: so sieht die Eva des modernen Frankreich aus! „La femme de Claude“ ist das Weib, das mit verführerischem Blick uns Alle bestrickt, unsere besten Männer gleich Claudius Ruper um das Glück ihres Lebens betrogen und nach unseren hoffnungsvollen Jünglingen gleich Antonin geangelt hat — die Sirene des Sumpfs von Frankreich, die incarnirte weibliche Sünde der letzten Epoche, in deren Schooß wir wollüstig-selbstvergessen träumten, bis uns der Kanonendonner der „deutschen Barbaren“ herausschreckte... Und Claude, der sich so verhängnißvoll an dieses Weib gefesselt hat, das ist der Franzose, der edle, brave Franzose, es ist Frankreich selbst, dem zu aller äußeren Demüthigung auch so viel des häuslichen Unglücks zu Theil geworden...

Seit Dumas zu schreiben angefangen, lag Paris vor seinen Augen, „jener große Abgrund, in welchem Gott seine Experimente anstellt.“ Er fühlte sich berufen, sofort als dramatischer Demiurgos dem „Gott von Frankreich“ nachzuexperimentiren; er brachte sogenannte „sociale Probleme“ (was auch andere seiner begabten Collegen thaten) auf die weltbedeutenden Breter. Da hatte er auf einmal eine schreckliche, echt apokalyptische Vision. Er lehnte sich über den Abgrund und ein „grauenvolles Ungeheuer mit sieben Köpfen und zehn Hörnern, den Drachenleib mit Purpur und Scharlach bekleidet und eine Schale emporhaltend in milchweißen Händen, gefüllt mit allen Lastern von Babylon, Sodoma und Lesbos“ — stierte ihm aus dem Abgrund entgegen mit fascinirendem Blick. In diesem furchtbaren Wesen erkannte er die neue Menschwerdung des Weibes, das sich einmal entschlossen, auch seine Revolution zu machen, und bewaffnet mit seiner ganzen Schönheit, all seinen Listen, all seinen scheinbaren Schwächen die tausendjährige Sklaverei, in der es dem Manne bis jetzt gegenübergestanden, zu durchreißen. „Jetzt kennen wir uns genau,“ ruft er aus — „wir Beide, und die sonderbarsten Geheimnisse hat sie mir selbst enthüllt. Als sie noch Niemand sah, zeigte sie mir die Fremden auf dem Marsche vor Paris, den Triumph der Pöbelmassen und die Ruinen, über die seit zwei Jahren unser Fuß strauchelt.“ Die härteste Lehre, die Frankreich je erhalten, verdankt es jener nichtswürdigen Creatur. Sie hat — so fährt Dumas in seiner harten Anklage fort — die vitalsten Elemente der Nation aufgelöst, Moral, Glauben, Familie, Arbeit Schritt für Schritt untergraben. Und doch erscheint das Scheusal wieder, mitten im nationalen Unglück, furchtbarer als je — der Pulvergeruch, der Kanonendonner, der Dunst des Blutes und Todes haben es nur neu belebt. Während jedes Steuer entsank, kein Kompaß im Sturme mehr den Weg wies, löste jenes Ungeheuer mit Ruhe seine Haare auf, reckte die Arme weit aus und murmelte lockend: Du hast gelitten, entbehrt — du warst heldenmüthig und bist besiegt worden — du mußt dich bei mir wieder erholen: ich bin die Lust zu jeder Zeit, die endlose Berauschung — ich bin die Liebe!“

In der vielbesprochenen Abhandlung „l'homme-femme“ hielt sich Dumas für berufen, das Gesetz, das den edlen Mann an ein Weib dieser Art in der Ehe kette, zu erörtern, zu zergliedern, und insofern es schlecht sei, zu zerstören. Er creirt ein neues Naturrecht und persönliches Richteramt des Mannes, welches freilich tief in den romanischen Instincten wurzelt, und wie Calderon's „Arzt seiner Ehre“ beweist, im Grunde nicht so neu ist. Wie nun früher Dumas mit seinem Vater die lustige Lebe- und Genußpraxis durchgemacht, so wendet er sich jetzt mit seiner pathetischen Todschlagstheorie an seinen Sohn. „Wenn Du Dein Leben an eine unwürdige Creatur gefesselt und vergeblich gesucht, aus ihr die Gattin zu machen, die sie sein soll — wenn Nichts sie verhindern kann, mit ihrem Leibe Deinen Namen zu schänden — wenn das Gesetz sich das Recht zuschrieb zu binden, aber sich ohnmächtig erklärt auch zu lösen: dann erkläre Du Dich selbst im Namen Deines Herrn zum Richter und Henker dieser Creatur: Tödte sie!“

In „la femme de Claude“ schoß Dumas das Gewehr wirklich ab, das er in „l'homme-femme“ bereits geladen hatte. Dies Drama, durch das er dem Lande, das er liebt, eine öffentliche Warnung ertheilen will, ist nach seiner eigenen Auseinandersetzung durchwegs symbolisch. „Statt rein menschliche Personen in Bewegung zu setzen, stelle ich Verkörperungen dar und sage zum Publikum: Du siehst diesen Claude; das ist nicht blos ein Mechaniker, ein Erfinder — das ist der Mann im höchsten Sinn, das ist (wir

hörten es schon oben) der Franzose, das ist Frankreich, wie es nach all den Prüfungen sein soll, die es durchgemacht hat... Wer sollte diesem Claude, in dem wir uns selbst erblicken, diesem Frankreich das arbeitet, das seine Wiedergeburt sucht und wieder an die Spitze der Welt treten will — Hindernisse bieten können und wollen?" Ist es ein Weib, wie Cäsarine, in diesem Treiben von der Sitte entschuldigt, den Gesetzen geschützt, von der Religion geborgen, von der socialen Atmosphäre bewahrt — dann hinweg mit ihr — hier ist die Flinte — „tue la"!

Diese Reflexionen gehören zu den seltsamsten Symptomen des literarischen Wahnsinns. Der lüsterne Zug in der Napoleon'schen Schlaraffenzeit hat sich in eine grausame Regung verkehrt. Das Weib, früher durch die frivolen Gelüste des Mannes auf das sinnliche Raffinement geschult, zeigt ihm auf einmal den unheimlichen Schuppenschwanz. Man haßt nun, was man früher begehrte; man sinnt auf drakonische Satzungen gegen die Entartung der Frau. Der Mann lehnt jede Mitschuld ab: Claude-Frankreich ist ja jetzt tugendhafter als je...

Wir brauchen uns mit dieser Mulattenlogik, mit diesem wahnwitzigen Zornesgeifer gegen das imaginäre Monstrum von Weib nicht weiter einzulassen. Wichtiger ist dies, daß der Uebergang von der falschen Glorificirung des Weibes zur ebenso extremen Verzerrung desselben nicht vereinzelt ist, sondern sich der ganzen neueren Wendung des französischen Sittenbildes mittheilt. Die Initiative geht nicht einmal von Dumas aus; er konstruirte nur seine Narrentheorie dazu. Wer aus der Wallung eines Affekts eine Doctrin macht, von dem müssen wir glauben, er leide an einer fixen Idee oder an periodisch ausbrechender Brutalität. In diesem Sinne gebührt allerdings dem jüngeren Dumas der unbestrittene Ruhm, den feigen Schmerzensschrei des Mannes gegen das Weib mit so lauter Stimme ausgestoßen zu haben, daß man es in der ganzen Welt hörte. Dies ist seine letzte Originalität. Schon viel früher hat Octave Feuillet sich mit diesen Omphalen, Circen, Dalilen beschäftigt, deren Zaubernamen wie Irrlichter durch die Traditionen aller Zeiten flammen, und deren Wesen noch immer ab und zu in dem modernen Weib seine Incarnation finden soll. Die „Dalila" Feuillet's, neuerdings wieder auf den Theatern aufgefrischt, ist schon von 1857 her; schlimm genug, aber noch nicht symbolisch. Diese Dalila — sie heißt eigentlich Marquise Leonore Falconieri, hat einen zu Grunde gerichteten jungen Musikus auf ihrem Gewissen, der sich gleich Richard Wagner die Texte zu seinen Opern selbst auch schreibt. Mit langsamen Gefühlsqualen hat sie diese edle Künstlernatur zermartert, die sich in einem schwachen Moment von einer keuschen Frauenliebe zu den Aufregungen des bloßen Reizes hinüberlocken ließ; bald dringt die verhängnißvolle Scheere jenes Weibes durch alle seine Fasern, den Nerv seines Mannesmuthes, seiner geistigen Kraft an der Wurzel durchschneidend. — Ein anderer Typus der aus den Schranken getretenen Weiblichkeit, sich selbst ein banges Räthsel, ist jene Blanche de Chelles in einem seiner letzten Stücke, der der Dichter den Beinamen „die Sphinx" gegeben. Sie ist das Weib im verwegensten Sinne des Wortes, eine Grazie mit Dämonenblick, fesselnd für alle Anderen und fessellos in sich selbst, ein wandelndes Problem. Der ernsteste unter ihren vielen Verehrern, Lord Astley, hat sich am gründlichsten mit dem Studium dieses weiblichen Originals beschäftigt; als richtiger Engländer ist er auch Kenner und Liebhaber des beunruhigend-Seltsamen auf psychologischem Gebiet. „Sie gehört zu jenen Frauen" — so schildert er Blanche — „die als ein merkwürdiges Produkt unserer Uebercivilisation betrachtet werden müssen. Sie sind reif vor der Zeit, blasirt ehe noch das Leben auf sie gewirkt hat. Selbst die verbotene Frucht hat ohne einen Beigeschmack pikanter Absonderlichkeit keinen Reiz für sie. Für solche Frauen gibt es nur die Versuchungen, die in einer grenzenlosen Hingebung oder in dem schwärzesten Verrath liegen. Nur das Unbekannte, das Abenteuerliche hat Macht über sie — die Gefahr, tragischer Untergang und Tod sind die Magnete, die sie anziehen!" Anfangs spielt nur Blanche ohne Ziel mit der Männerwelt; es amusirt sie zu sehen, bis zu welchem Abgrund von Niederträchtigkeit diese Männer eines Blickes, eines Lächelns wegen herabzusteigen fähig sind. Dann sucht sie sich das Hauptexperiment aus, nach dem es ihre räthselhafte Seele gelüstet: wie der Liebeszauber der Marquise

von Falconieri das Talent tödtet, so entwaffnet der fascinirende Blick dieser Sphinx die Moral. Gerade Henry von Savigny, der Moralist, der Blanche mit rücksichtslosester Strenge verdammte, wird ihr feurigster Liebhaber, der sie mit der Selbstvergessenheit jeder Pflicht, mit aller Zügellosigkeit der Leidenschaft liebt. Eine gewaltsame Krise folgt der anderen, bis der selbstgewählte Gifttod Blanche's das verhängnißvolle Räthsel ihres Wesens in Todesschweigen hüllt...

Fast alle diese abnormen Typen des Weibes nach der Anschauung der neuesten französischen Dramatik haben irgend ein äußeres Abzeichen; Sylvanie ihren gleißenden Schmuck, Blanche den Ring mit der Sphinxgestalt auf der Gemme, unter der sie das tödtende Gift für die Katastrophe bewahrt. Das fürchterlichste, sittliche Monstrum in jener Gesellschaft von Sirenen und Medusen — Edith von Vanberg in dem Schand- und Gräuelstück „die Baronin" von Foussier und Edmond — besitzt wieder ein Collier in Form einer goldenen Schlange, das sie zuerst mit den Worten umgelegt hat: „Wird mich dieses Ungeheuer nicht auch erwürgen?" Und so geschieht's; der Mann, den sie mit dem kältesten, verbrecherischen Calcul unerhört verrathen, schnürt ihr mit dieser goldenen Schlange den Hals zu und erwürgt sie in dieser Weise.

Dies sind die letzten Consequenzen der extremen Reaction gegen den früher ebenso extremen Götzendienst des Weibes, mit dem die französische Dramatik sich selbst bestreitet und bekämpft! Was für eine Galerie von Frauengestalten, vor denen uns grauen muß, ist darüber der Bühne bescheert worden! Wenden wir das Auge ab von jenen Zerrbildern des dramatisch entstellten Weibes, das uns wie mit den Blicken der Gorgo anstiert, das Haar umzischt von unsichtbaren Schlangen! Wenn wir jetzt einen Moment aber unseren Blick an der langen Reihe ernster und lieblicher Frauengestalten aus besseren Literaturperioden hinschweifen lassen, so ist es wie eine absichtliche Abkehr des Auges, wie ein Hineinsehen in's Grün der Natur, um den Sehnerv von einem irritirenden Eindruck, z. B. dem eines grellen Flammenscheines zu erholen.

Zu allen Zeiten war die Herrschaft des Ueberweiblichen ein bedenkliches literarisches Symptom. In den starken, noch sittlich zusammengehaltenen Epochen war der Mann der höchste Gegenstand der dramatischen Kunst, oder doch das Weib in seinen ethisch-großen oder energischen, dem männlichen nahestehenden Regungen, so bei Aeschylos und Sophokles, bei Shakespeare, selbst noch bei Corneille und selbstverständlich bei Schiller. Die Kassandra in der Aeschyleischen Tragödie „Agamemnon" ist eine Seherin im großen Styl, die Klytämnestra wohl eine Heroine des Verbrechens, aber wie grandios — eine Lady Macbeth auf antikem Boden. Auch bei Sophokles ist das Wesen der Frau mehr auf den tragisch festen Willen, als auf die Leidenschaft und bloße Empfindung gestellt; man vergegenwärtige sich nur die Gestalten Antigone's und Elektra's. Bei Shakespeare hat das weibliche Wesen einen ebenso zarten als festen Kern; das Weib auf seiner Bühne paßt durch Entschlossenheit, reinen Muth und Aufschwung der Seele ganz in diese großartige Männerwelt, obgleich sie sich ihr durchaus ein- und unterordnet. Man denke wieder an die Mutter Volumnia in Coriolan, an die Gattin und Wittwe Lady Percy, an die geistig überlegene sichere Anmuth und den männlichen Scharfsinn Porzia's. Selbst bei Julie ist die Liebe nicht blos Gefühl und Affekt, sondern auch Energie. Bei Schiller findet das Weib seine sittliche Orientirung, sein Orakel in der Brust des Mannes, wie Thekla bei Max — oder es nimmt selbst die männliche Mission in die starke Frauenbrust auf und macht sie sich zu eigen, wie die Jungfrau von Orleans, wie die Marfa in „Demetrius". Bei Goethe üben Faust, Egmont die volle Macht des männlichen Zaubers aus — freudvoll und leidvoll, in Liebe ganz hingegeben, schmiegen sich Gretchen und Clärchen an sie, an ihrem Blick und Lächeln hängend. An die erste dominirende Stelle läßt Goethe das Weib als ethischen Mustercharakter, als priesterliche Bewahrerin der eigenen Würde in der Iphigenia treten, als Typus vornehmer Hoheit und fürstlicher Haltung in der Prinzessin Leonore.

Sobald etwas in der geistigen Rechnung des gesellschaftlichen Zustandes, der die Literatur bedingt, nicht stimmt, sobald die sittlichen Potenzen, welche die Welt innerlich zusammenhalten, aus dem Gleichgewicht treten — dann tritt die Störung zunächst in

jener charakteristischen Erscheinung hervor, die wir das Ueberweibliche nennen. Der männliche Charakter verarmt und wird unselbstständig, der weibliche überwuchert auf dessen Kosten im Leben wie auf der Bühne — in der Abspiegelung der letzteren allerdings noch mit chargirter Uebertreibung. Diese Erscheinung kündigt stets eine Decadence an. Sie trat auf der griechischen Bühne bereits mit Euripides ein, obgleich er ein Genie dieser Decadence war. Er vertieft sich schon pathologisch in die Mysterien der weiblichen, von Leidenschaft aufgewühlten Natur; seine Typen sind die Medeen, die Phädren, die Helenen u. s. w., neben denen die Männer meist kläglich verkürzt sind. Auch bei ihm finden wir den merkwürdigen Uebergang von dem tiefen Interesse und Antheil an dem weiblichen Seelenleben zu Anwandlungen des Hasses dessen, was er zuletzt am Grunde desselben entdeckt. Sein Hippolyt, den die Phädra mit ihrem Liebeswahnsinn verfolgt, hat schon seine pessimistische Ansicht über das Weib, ebenso erbittert, wenn auch weniger raffinirt als der Verfasser von l'homme-femme; solche Stellen waren es, auf die hin Aristophanes den Dichter einen Weiberhasser schalt. Schon damals gab es eine Zeit der Lockerung der Sitte, der ersten Entfesselung der Individualitäten und Affekte in der hellenischen Welt; und immer wieder neu und vielgestaltig trat das Weib vor die Phantasie jenes tragischen Dichters, die Pandorabüchse schüttelnd, die mit zeitgemäßen, civilisatorischen Uebeln frisch nachgefüllt zu sein schien.

Noch einmal denn zurück zu unseren modernen Franzosen, mit denen wir hier vorläufig abschließen wollen. Wir haben die hervorragenden Erscheinungen ihres dramatischen Sittenbildes mit ihren blendenden Eigenthümlichkeiten und tiefgehenden Abirrungen in's Auge gefaßt — nun noch ein Wort über den Durchschnitt der Produktion, die gewöhnliche Gattung der Repertoirkomödien. Hier steht an der dramatischen Tagesordnung immer noch das Motiv der gestörten Ehe; die Theaterdichter jedes Ranges, vom wirklichen Talent bis hinab zum Routinier, ergehen sich unermüdet in den mannigfachen Combinationen dieses einen Themas. Die Casuistik der dramatisirten Ehebruchsfälle ist auf dem französischen Theater nicht minder innerlich-einförmig und nur in den Situationen mannigfach, darin freilich nach allen Möglichkeiten hin spitzfindig gewendet — wie ehedem die Casustik der Ehrenfälle und collidirenden Cavalierspflichten in den spanischen Mantel- und Degenstücken. Leider wirkt diese Gattung auch in unsere hinüber. Die deutschen Dramatiker gehen wenigstens oft genug um dieses Thema der Produktion herum — sie tupfen mit den Fingern an den wunden Stellen, suchen aber bei Zeiten einzulenken und den Schaden zu heilen. Von den Geboten des Decalogs spielte einmal das siebente eine große Rolle in den Rührstücken und Melodramen der Iffland'schen Periode. Wir haben dafür die Autorität Schiller's.

„Aber, ich bitte dich, Freund, was kann denn dieser Misere
 Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?"
Was? Sie machen Kabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
 Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.

Nun jener sentimentale Diebstahl, das nächtliche Spiel mit Dietrichen an Kassaschlössern und die darauf folgende sühnende Reue wäre glücklich antiquirt; aber auch die tragische Wucht des fünften Gebotes, das heroische Verbrechen des Todschlags wird heutzutage nach Möglichkeit umgangen. Dafür sündigt die resolutere französische Dramatik mit Vorliebe gegen das sechste Gebot, und die zahmere, etwas verschämtere der deutschen mindestens gegen das zehnte: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib." Macht man ein Stück auf diesen Fall, so gibt dies den Konflikt des „platonischen Ehebruchs", wie Sigm. Schlesinger einmal bei einem kritischen Anlaß witzig bemerkte. In der Regel steuert der deutsche Dichter hart an der Klippe der Sünde vorüber mit einer gewissen moralischen Bravour zuletzt in den Hafen der Tugend; das Raffinement in der Schilderung der Gemüthszustände und Affekte ist ein ähnliches, wie in den analogen französischen Stücken, welche die mißglückte Ehe dramatisch ausbeuten — aber die Untreue ist nur mental, die Verirrung bleibt im halben Entschlusse stecken. Der gute, rettende Engel gibt sein dramatisches Geschäft in deutschen Landen nicht auf. Was aber solche Stücke an schwankender, zweifelhafter Moral gewinnen, das büßen sie zugleich an

dramatischem Zug ein. Das Bestreben des Dichters, die Leidenschaft ein Bischen flackern zu lassen und sie dann wieder auf halbem Wege zu hemmen und zu beschwichtigen, sammt all dem kleinlichen Apparat moralischer Rettungsanstalten, den er da anzustellen pflegt — das paralysirt den dramatischen Hergang, ohne daß wir uns sittlich besonders gefördert sähen. Die Franzosen gehen, wie gesagt, entschlossener in's Zeug. In der Katastrophe setzen sie sich wohl auch mit der Moral auf ihre Art auseinander, nach dem sie aber vorher der irrenden Leidenschaft als dramatische Gelegenheitsmacher jede geheime Thüre geöffnet haben. Dabei geben sie der Sünde so interessante Züge, einen so empfindungsvoll verschwimmenden Blick — daß man den Eindruck hat, sie nähmen durch drei Acte ihre Partei, um erst im vierten und letzten zu jener der sittlichen Convenienz überzutreten. Die Klügelei der Ehebruchssophistik mit ihren halb entschuldigenden Motivirungen ist eine allgemeine verbreitete Virtuosität der französischen Durchschnitts-Dramatik. — Dies ist die sentimentale Richtung der ganzen großen Gattung; ihr treten die Fälle der frivolen Ehestörung gegenüber, welche der Dichter dann mit einem gewissen Sachwalter-Eifer, gleichsam in Vertretung des verletzten Theiles, auf die Bühne zur Verhandlung bringt. Dies thut zunächst Dumas der jüngere, der leidenschaftlichste, in der theatralischen Parteinahme der heftigste unter den französischen Dramatikern. Seine Stücke bekommen denn ab und zu die Schneidigkeit eines dramatisirten Prozeßfalles und richten ihre polemische Spitze gegen die vorhandene Gesetzgebung. Der Dichter schickt wohl auch einen Rechtskundigen, wie den Notar Galanson in „Princesse Georges“ unter die handelnden Personen; dieser hat dann die juristische Seite des Conflictes auszulegen, wobei er in der Regel die Unzulänglichkeit des gesetzlichen Schutzes für die gekränkte Seite achselzuckend konstatirt. Immer kommt jener Autor darauf zurück, daß dem düpirten Gatten, so lange die Unauflöslichkeit der Ehe gesetzlich dictirt sei, nichts anderes übrig bleibe als zugleich heldenmüthig und lächerlich zu sein; daß dem beleidigten Weib das Gesetz die Mitgift zurückgeben könne, wenn sie noch zu finden ist, die Familie das Zimmer, das sie als junges Mädchen bewohnt — keinen anderen Ersatz, keine Genugthuung weiter. Nur ist hierbei immer wieder zu erinnern, daß ein Konflikt, der blos konfessionell oder legislatorisch bedingt ist, kein dramatisch-reiner Konflikt sei — ebenso daß die Bühne zu einem Annex der Gerichtstribüne wird, sobald sie es unternimmt, durch dramatische Exemplificirung die Nothwendigkeit einer Revision der Gesetzgebung darthun zu wollen.

In einer früheren, naiven Bühnenzeit galt die Verlobung und Hochzeit als der möglichst befriedigende Schluß eines Stücks; jetzt ist die Ehe die unglückschaffende, konflikterzeugende Voraussetzung für das moderne Sittenbild. Dieses beschäftigt sich wesentlich mit dem verheiratheten Menschen — und beweist uns ohne Unterlaß, wie zerbrechlich die am Altar ausgetauschten Ringe seien und wie wenig Talent der moderne Mensch für die Ehe habe. Es liegt mir übrigens fern, die oben besprochene Gattung blos nach dem gewöhnlichen kritischen Hergang zu bemoralisiren. Die Art, wie die Poesie mit den Herzen und Empfindungen der Menschen abrechnet, ist eine andere als die der Moral. Sie löst, wo diese allzu streng bindet; sie motivirt, rechtfertigt und erklärt, wo diese summarisch verurtheilt; sie faßt jeden Fall individuell, während ihn die Moral auf allgemeine Normen zurückführt. An die Regeln des sittlich Korrekten fühlt sich die Poesie nicht gebunden, und sie wird auch die bedenkliche Abirrung zu schildern wagen, wenn sie durch innere Macht und Energie der Empfindung geadelt ist. In den beiden größten Epochen unserer deutschen Literatur stehen zwei Ehebruchsromane da, deren classischen Werth wir kaum je bezweifeln möchten: Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolde“, und Goethe's „Wahlverwandtschaften“ — beide voll poetischen Zaubers, still glühender Leidenschaft und zartester psychologischer Darlegung. Frivol ist an der französischen Ehebruchsdramatik zunächst nur die Behandlung des so tief aufregenden Konflikts nach den Handgriffen der Theatergeschicklichkeit und die damit zusammenhängende sittliche Abstumpfung des Publikums durch die endlose Wiederholung desselben Themas. Diese Art von Dramatik ist längst wieder zu einer vorwiegend technischen Aufgabe geworden, wie es ehedem das Intriguenstück war. Die Karten werden immer neu gemischt, aber die theatralischen Spielregeln bleiben dieselben. — —

Hier breche ich meine Bemerkungen über das französische Drama der Gegenwart ab, gleich einem Faden, der sich gelegentlich wieder neu anknüpfen läßt. Ein Vortrag will zunächst nur anregen, nicht erschöpfen; und eine noch im Flusse begriffene Literaturbewegung, welche die persönliche Meinung, den Widerspruch, die literarische Parteinahme vielfach aufregt, verträgt sich nicht einmal mit der reinlich erledigenden, alles aufarbeitenden Darstellung. Als Lessing einmal eine tiefgehende Controverse in seiner Dramaturgie nach verschiedenen Seiten untersucht, ohne damit abzuschließen, macht er den Strich unter sein Concept mit folgender geistvollen Bemerkung: „Ich erinnere meine Leser, daß diese Blätter nichts weniger als ein dramatisches System enthalten sollen. Ich bin also nicht verpflichtet, alle die Schwierigkeiten aufzulösen, die ich mache. Meine Gedanken mögen immer sich weniger zu verbinden, ja wohl gar sich zu widersprechen scheinen; wenn es denn nur Gedanken sind, bei welchen sie Stoff finden, selbst zu denken. Hier will ich nichts als fermenta cognitionis ausstreuen." Auf dieses geniale Wort darf sich unser Eins auch berufen, wenn auch mit ungleich bescheideneren Ansprüchen. In der Luft der Zeit steckt so viel Gedankenstoff, der heraus soll, an dem man aber rühren muß, damit er in Bewegung gerathe. Und im lebendigen Wort des Vortrags, geht dies am besten — das sich nachträglich (wie es hier eben geschieht) allerdings nur schüchtern auf das bedruckte Blatt wagt und da die schärfere Probe nicht durchaus vertragen mag.

# Leopold Kompert.

Von **Hieronymus Lorm.**

Eine geistreiche Frau, selbst zur Gilde der Schriftsteller zählend, äußerte einmal, um die Nichtigkeit literarischen Ruhmes zu verdeutlichen: „Wenn man mit seinen Schöpfungen nicht einen Wendepunkt des menschlichen Geistes zum Ausdruck bringt, so kann es sich nur darum handeln, ein Jahrzehnt später oder früher vergessen zu werden.“

In der That hängt die Dauer des Namens von einem solchen Wendepunkt ab, gleichviel ob das Werk von der Größe und Bedeutung ist, den Wendepunkt selbst herbeizuführen, oder ob eine neue Richtung der Cultur in dem Werke zum erstenmale Sprache gewann, an ihm das erste geistige Zeugniß seiner geschichtlichen Existenz hat. Für beide Fälle ist der Schriftsteller, in welchem sie sich zur Erscheinung bringen, selten genug. Ein Cervantes, Shakespeare, unsere deutschen Classiker haben durch ihr Genie der Cultur der Welt die neue Richtung aufgezwungen; aber auch, wo sie in einzelnen Lebensäußerungen geschichtlich schon vorhanden ist, bedarf es eines ungewöhnlichen Talentes, einer besonderen Prädestination des Gemüthes, um der Welt den Wendepunkt in einer literarischen Schöpfung concentrirt zum Bewußtsein zu bringen.

Eines dieser seltenen Talente ist Leopold Kompert. Er ist in Böhmen geboren, wo das Judenthum zwischen zwei Feinden steht, die sich gegenseitig wieder bekämpfen, zwischen Czechen und Deutschen. Durch den Haß, den ihm beide Nationalitäten widmen, finden beide in ihm den für staatliche Gemeinsamkeit unerläßlichen Berührungs- und Vermittlungspunkt; Czechen wie Deutschen ist das Judenthum der gleiche Gegenstand der Verachtung und der — Unentbehrlichkeit. Das Judenthum selbst, von zwei Seiten gedrängt und gebraucht, entwickelt in dieser Lage einerseits um so entschiedener seinen religiösen Gehalt, die moralische Kraft seines Widerstandes, die Innigkeit seines auf sich selbst beschränkten Familienlebens; andererseits um so glänzender die diesem Stamm angebornen Eigenschaften des Verstandes, die Findigkeit, den praktischen Scharfsinn, den Witz, die geistigen Waffen alle, die ihm in einem fast immer feindlichen Verkehr sowohl zur Vertheidigung als zur Erhaltung seines Lebens, zu Erwerb und Gewinn verliehen sind.

Als ein Abbild aller schönen und poetischen Eigenschaften des also gestalteten Judenthums legte Kompert im Jahre 1848 seine „Geschichten aus dem Ghetto“ vor. Sie trugen wohl die Signatur der Zeit, aber nicht die des Momentes; sie ließen wohl die Ideen der Bildung und Aufklärung durchschimmern, welche theoretisch gewonnen waren, aber sie konnten noch nicht das Organ der stürmischen Forderungen des Augenblicks, der praktischen Emancipation sein. Dennoch blieben sie mitten im politischen Sturm aufrecht stehen und sie haben sich als ein eigenthümliches Besitzthum unserer Literatur in mehreren Auflagen erhalten. Wie konnte es auch anders sein! Wenn die Novellen nicht in das revolutionäre Indianer-Geheul des Momentes einstimmten, so verkündeten sie in sanfter und elegischer Ausdrucksweise eine andere Umwälzung, die sich vollzogen hatte: das liebevolle Erfassen der realen Erscheinungen des Lebens. Und diese hatten als Inhalt der Kompert'schen Novellen doch zugleich den Zauber des Fremdartigen, den

idealen Reiz der Ferne. Noch hatte sich bis dahin kein Dichter um die Vorgänge in der „Gasse" bekümmert — in seiner Behandlung war das Uralte für uns etwas völlig Neues geworden und wirkte zugleich so rührend und gemüthsergreifend wie Schicksale der uns verwandtesten und vertrautesten Lebenskreise. Die Wirklichkeit an und für sich ist flach, schmerzvoll und trostlos; sie heuchelt, uns Alles zu geben, wenn sie Alles von unserm Intellect empfängt. Als Realismus in der Kunst wird sie nur dann von Bedeutung, aber dann auch allmächtig, wenn sie mit Allem, was schon in ihr vorhanden ist, im Gemüth des Dichters von neuem geboren wurde. Im Gemüth Leopold Kompert's kam das Judenthum, wie es unmittelbar vor 1848 beschaffen war, als Dichter auf die Welt.

Die weiteren Entwicklungen des Judenthums seit jener Zeit, namentlich in Oesterreich, bildeten daher natürlich auch die weiteren Entwicklungen des Dichters selbst. Mit Vergnügen folgte ihnen die Lesewelt, so oft er von ihnen wie in „Böhmische Juden", „Am Pflug", „Neue Geschichten aus dem Ghetto" Zeugniß gab. Auch fremde Literaturen haben sich diese Werke angeeignet, Leopold Kompert gehört zu den spärlichen, dünngesäeten Namen, in denen sich der Begriff einer Weltliteratur leise und schüchtern zu verwirklichen anfangen will.

Die neueste Phase der Culturbewegung in Oesterreich ergreift dort mit Macht das Judenthum und diesem Wendepunkt schließt sich der Roman an, mit dem Kompert soeben hervortrat, ziemlich sicher, daß die Anlehnung nicht minder dauernd in der Geschichte verzeichnet bleiben wird als der Anlehnungspunkt. Der dreibändige Roman führt den Titel „Zwischen Ruinen" und ist bei Otto Janke in Berlin erschienen.

„Hoch oben im nördlichen Böhmen liegt ein czechisches Städtchen, so still und weltabgelegen, daß selbst das Dampfroß der Eisenbahn, die es in weitem Bogen umkreist, nur aus der Ferne wie in traumhafter Erinnerung an die Menschen, die dort leben und sterben, seine schrillen Grüße hinübersendet." Am Rathhause dieses Städtchens ist eines Tages die Ankündigung einer Civil-Trauung zwischen Jonathan Falck und Maria Dorothea Lang angeschlagen. Er ist Jude und sie ist Christin. Wie es bis zur Anzeige der Civilehe kam — das ist der Inhalt des Romans. Mag es nun künstlerischer Instinkt oder psychologische Einsicht sein — die Ankündigung, wie weit sich die Dinge entwickeln werden, dem Bericht dieser Entwicklung vorauszuschicken, war unerläßlich, wenn sich die weihevolle Empfindung des Lesers bei diesen mit der einschneidendsten Gewalt des Talentes blosgelegten Conflicten nicht bis zur Unerträglichkeit steigern sollte. So furchtbare Schmerzen, wie sie der Widerspruch altgewohnter Lebens- und Denkungsweise mit den Bedürfnissen und Gesetzen neuer Generationen in den Menschen dieses Romans aufwühlt, kommen zum Glück in der Wirklichkeit nicht thatsächlich vor, weil die Alltagsleute ihr Inneres nicht mit der grübelnden Grausamkeit durchforschen, mit der sie der Dichter in die Tiefen ihrer eigenen Seele hinabsteigen läßt. Deshalb sind die Schmerzen nicht weniger vorhanden, latent begleiten sie die neuen Culturepochen. Diese zeichnet der Roman sowohl in der religiösen als in der nationalen und auch in der socialen Richtung. Jonathan Falck ist Fabrikant und die Arbeiterfrage tritt an ihn und sein Haus in der Gestalt der wildesten Vorgänge heran. Alle Dissonanzen aber durchzieht versöhnend der Grundton der „Gasse"; er ist einerseits in der Figur der Veile Oberländer einer alten Lehrerswittwe, Person geworden, andererseits in der Erzählungsweise des Dichters selbst mit der Gewalt mächtig, welche den uralten Melodien innewohnt, in denen die Psalmen vorgetragen werden. Es kommt zu Situationen und Auftritten, in denen der bis zur Genialität gesteigerte leidenschaftliche Vortrag den Leser wie ein Traum gefangen nimmt, in welchem man die fremdesten Vorgänge als eigene zu erleben glaubt.

Wenn es das Verdienst der im edlern Sinn realistischen Dichtung ist, das Gewöhnliche durch besondere Erweckung des innern Antheils in die Sphäre des Ungewöhnlichen zu erheben, so hat sie andererseits auch den ihr nicht wenig nützlichen Vortheil, Unwahrscheinliches oder Seltsames dem Gemüth so nahe bringen zu können, als ob es sich um das Natürlichste handelte.

Der stumme Sohn des Crösus, der in dem Augenblicke, da er das Schwert über seines Vaters Haupt geschwungen sieht, vor Schreck Sprache gewinnt — man wird diesen schönen reinmenschlichen Vorgang gerne als einen geschichtlichen ansehen, und was etwa mythisch daran ist als Verherrlichung des poetischen Inhalts des Geschehenen, nicht als die Schädigung seiner Wirklichkeit ansehen. Dennoch umgiebt die Phantasie den Vorgang mit dem Fremdartigen der Sage. Kompert läßt hier einen stummen Knaben in ähnlicher Art zum Gebrauch seiner Zunge kommen, nichts aber mahnt daran, daß nicht ein selbstverständliches, den Umständen auf natürliche Weise entsprechendes Ereigniß eingetreten wäre.

Es läßt sich nicht leugnen, daß über der ganzen Welt dieses Romans ein den Philosophen zuweilen beängstigender Theismus liegt, welcher nirgends als ein nur für diesen Mikrokosmus bestimmter erscheint, etwa mit leisen Anzeichen, daß der Dichter selbst davon frei wäre. Innigkeit und Gluth des Vortrags verrathen vielmehr die Betheiligung der eigensten Weltanschauung des Verfassers.

Die erste Frau Jonathan's ist zum erstenmale in gesegneten Umständen. Sie hat eine gewisse Scheu vor der blinden Lehrerswittwe Veile Oberländer, diese aber drängt sich eines Tages in die Wohnung der Gesegneten, um ihr — die Hölle heiß zu machen. „Du weißt nicht einmal Deinen jüdischen Namen und hättest es doch gerade jetzt nöthig, da Du von heut auf morgen abberufen werden kannst.“ In diesem Sinne spricht die Blinde zu der schwangern Frau und bringt ihr ein Gebetbuch. Der Leser aber hat das peinliche Gefühl, daß er eine Romanfigur nicht die Treppe hinabwerfen kann.

Allein in dieser Erregung des Lesers liegt die Bestätigung seines Antheils, oder derjenigen, nur vom begabten Dichter zu erweckenden Empfindung, welche ganz vergißt, daß sie es nur mit Gestalten der Einbildungskraft zu thun hat. Wohl sagt man sich, daß viele Schwüle des Lebens, viel Herzensbangen erspart wäre, wenn die sittlichen Momente nicht überall mit den religiösen identificirt wären, wenn Ehre, Gewissen, Pflichtgefühl, Wahrheitsliebe und Opfermuth die fünf alleinigen Götter eines ethischen Olymps wären. Allein, so ist es — außer in einem besonders dazu gestimmten Poeten — nirgends in der Welt; warum sollte es so gerade in der „Gasse“ sein? Glaubt man auch zuweilen, diese müsse endlich nach einem freien Platz hin münden — man bleibt jedoch mit leidenschaftlichem Antheil in ihrem Bereich. Sie mündet wenigstens in eine Befreiung von den blos confessionellen Schranken.

In Frieden und Versöhnung klingt die Erzählung aus und der tieferschütterte Leser ist dafür dankbar. Der Roman Leopold Kompert's geht Arm in Arm mit einem Wendepunkt der Cultur und kann mit diesem selbst nicht mehr aus der Geschichte verschwinden.

---

# Paul Lindau's „Tante Therese".

## Ein Versuch, sie zu verstehen.

Von S. Heller.

Die Florentiner haben vor 500 Jahren eine eigene Lehrkanzel errichtet, um die göttliche Komödie des Dante auszulegen; in unseren Tagen, wo mit allem Göttlichen Komödie gespielt wird, scheint eine solche Auslegungskunst erst recht nothwendig zu sein.

Von Goethe, der zum erstenmal offen bekannte, alle seine Gedichte seien Gelegenheitsgedichte, haben wir zuerst das tiefe Geheimniß gelernt, das aller echten Poesie zu Grunde liegt: die große Individualität. Und als sollte dieser Ausspruch Goethe's durch die That bestätigt werden, flammte noch am dunkelnden Abendhimmel seines Lebens das strahlende Meteor Byrons empor, der damals vielleicht nur von dem einzigen Goethe völlig begriffen wurde. Bis auf Hebbel's Tod läßt sich eine ganze Reihe mehr oder minder bedeutender Schriftsteller nachweisen, in Frankreich, in England, in Italien und in Deutschland, deren treffliche Leistungen oder Verirrungen, nach dem Maßstabe einer tiefinnersten Persönlichkeit gemessen, vollkommen klar und verständlich sind. Seit zwei oder drei Lustren jedoch sieht es zumal auf unserm einheimischen Parnaß, der nicht einmal mehr einen breiten Gipfel hat, sondern fast bis zur Ebene verflacht ist, zu dem man wenigstens auf bequemen Treppen ganz mühelos emporsteigen kann, wesentlich anders aus. Was sich da herumtummelt, zeigt nirgends den Stempel des Hohen und Erhabenen; der tadellose Frack und die weiße Halsbinde läßt die Dichter fast als Kellner eines großen Hôtels erscheinen; statt des Seherauges, das uns früher leuchtete, glotzt uns heute ein aufgezwicktes Pincenez entgegen, und einen Jargon sprechen die Herren, daß dem an den perlenden Wohllaut, an den Tiefsinn, die Gedankenfülle und die Sprachkunst ihrer Vorgänger Gewöhnten angst und bange wird. Eine so seltsame, durchaus fremdartige, ja fast unerhörte Erscheinung fordert eine Erklärung, und Paul Lindau's Auftreten, insbesondere sein letztes Opus, bieten willkommenen Anlaß, darüber ins Reine zu kommen und eine Verständigung nicht zwar mit den journalistischen Hausknechten des Parnasses, aber vielleicht doch mit jedem Unbefangenen anzubahnen.

Paul Lindau's erstes Bekanntwerden in der Oeffentlichkeit war von ziemlich harmloser Art. Er verspottete kleine literarische Schwachheiten in der leichten frondirenden Weise eines feuilletonistischen Plauderers, die mit Recht gefiel, weil sie nichts weiter zu beanspruchen schien, als für den augenblicklichen Zeitvertreib vorzuhalten. Ein tieferer Werth lag in diesen Kleinstädtereien nicht. Denn sie athmeten weder jenen reinen, wohlgestimmten Humor eines in sich vollendeten Geistes, der von der Höhe einer großartigen Weltbetrachtung herab sich mit einiger Liebe in das Anschauen des Kleinen vertieft und es in seiner Art gelten läßt, noch die virulente Satire eines stahlgewappneten Kämpen für stolze, durch die Verkehrtheit der Menschen in den Staub getretene Ideale, sondern den leichtprickelnden Witz, wie ihn etwa Rabener einst handhabte, nur daß sich Dieser durch eine verhältnißmäßig größere Mannigfaltigkeit der Typen auszeichnete, während Lindau aus den journalistischen Coterien und der Misère des Tages kaum herauskam. Indessen darf man diese bescheidene Thätigkeit auch nicht unterschätzen, denn

wie das zartbeschwingte Vöglein durch das Aufspießen von Hunderten von Kerbthieren die Saat vor dem Untergange bewahrt, ja die Menschen vor dem Hungertode rettet, so hält die scherzhafte Polemik des Tagschreibers manchen Schmarotzer am Säckel des Lesepublikums vom Büchermarkte zurück, und überdies ist auch das bloße Metier beachtenswerth, wenn es sich als solches gibt und seinen goldenen Boden ausbeutet wie Gevatter Schneider und Handschuhmacher, ohne weitere Prätension als in dem zugewiesenen engen Kreise seinen Mann gestellt, das Gute und Tüchtige gewollt und mittelbar oder unmittelbar auch geleistet zu haben.

Aber der geistreiche Verfasser der Briefe eines Kleinstädters hielt sich nicht innerhalb der ihm durch seine eigenthümliche Begabung vorgezeichneten Schranken. Mit Eins erschien der Tagschreiber unter den Poeten und zwar gleich unter den anspruchsvollsten, den dramatischen. Man konnte sich geirrt haben; der Mann hatte vielleicht bisher sein Licht unter den Scheffel gestellt und zeigte sich jetzt erst in seiner wahren Gestalt. Leider war dem nicht so. Die Causerien und Polissonnerien des Kleinstädters sollten nun wirklich auf die weltbedeutenden Bretter kommen, und nicht etwa als solche, als simpler Spaß; kein Lustspiel, keine Farce wurde angekündigt, sondern ein Schauspiel, das eine bewegte Scene, Zeichnung von Charakteren, Führung einer bedeutenden und ausgiebigen Handlung, kurz, das Kenntniß des Weltlaufes im Großen und Ganzen voraussetzt. Man fand sich arg getäuscht; es war als ob man ein großes Concert angesagt hätte und plötzlich ein Schwarm Spatzen hereingeflogen käme, dessen Gezwitscher für die ersehnten himmlischen Töne entschädigen sollte.

Fliegenschnauz' und Mückennas'
Mit ihren Anverwandten,
Frosch im Laub und Grill' im Gras,
Das sind die Musikanten.

Diesen Eindruck ungefähr machte „Maria und Magdalena." Eine läppisch-sentimentale, höchst unwahrscheinlich klingende und auf alle Fälle langweilige Historie, ohne Wahrheit, ohne Leben, und das einzig Interessante eben jene Kleinstädtereien, jenes Salongeschwätze, jene Malice und Moquerie, die überall an ihrer Stelle sein mögen, nur nicht im Schauspiel, in jener Dichtungsart, der das deutsche Volk einen Nathan, eine Iphigenie, einen Tasso verdankt. Noch armseliger im Sujet, noch unmöglicher in der Action, noch lockerer in der Composition war das Schauspiel „Diana", das abermals nur der Skandalsucht eine kurze Lebensfristung auf den deutschen Bühnen verdankte, bis der theatralisch gewordene Kleinstädter mit dem dritten größern Schauspiel „Ein Erfolg" dem Fasse den Boden ausschlug und sein eigenes Buhlen um die Gunst einer auf Klatschbasereien horchenden Menge zum Gegenstande einer übel erfundenen Historiette machte, in der wieder nur das Witzereißen und das Machen im höhern Ulk den süßen Pöbel belustigte. So weit wäre Alles vollkommen begreiflich. Paul Lindau war es bei seinen ersten Angriffen auf literarische Persönlichkeiten durchaus nicht um die Sache zu thun, sondern nach dem löblichen ôte-toi que je m'y mette suchte er durch Anfeindung Anderer selbst der Löwe des Tages zu werden, was ihm bis auf einen gewissen Grad auch gelungen ist. Niemand hat seit seinem Auftauchen Tiefe und Wärme bei ihm gesucht, sondern nur literarische Pikanterien, mit denen er bisher auch reichlich aufgewartet hat. Aber was ficht den Mann auf einmal an? Warum wird er plötzlich seiner Natur untreu und muthet uns Rührung zu, die wir höchstens nach Erschütterung des Zwerchfells verlangen? Wieder schreibt er ein vieractiges Schauspiel unter dem gar nicht anlockenden Titel „Tante Therese", und wie? Thränen, ganz veritable Thränen werden da geweint und also auch uns zu entlocken versucht. Es wird wohl noch die eine oder die andere ergötzliche Figur geschnitzt, aber nicht mehr aus ganzem Holze — o darüber haben wir längst und zum Theil bei Andern gelacht! — Nein! Der Mann knüpft aus allerlei Endchen und Eckchen eine wahrhaftige Liebesgeschichte zusammen, eine dreifache sogar nach dem Worte des Ekklesiasten, daß ein dreifach gezwirnter Faden nicht so schnell reiße, und er setzt bei uns wirkliches Interesse für dieses Gemächte voraus; er sagt uns nicht mehr wie früher: „Ei, ihr lieben Leutchen,

ihr wißt längst, wozu ich euch ins Theater gerufen habe. Ich mußte Ehren und Schanden halber eine ernste Miene annehmen, aber euch ist bekannt, daß ihr euch nur an meine geistreichen Einfälle zu halten habt. Schüttet euch nur vor Lachen aus, alles Andere ist Kinderspiel." Paul Lindau zieht sein Gesicht wirklich in Falten, er probirt, uns ans Herz zu greifen, ja, als Herzenskündiger zu erscheinen und gibt uns folgende höchst erbauliche Geschichte zum Besten:

Therese, ein schon auf die Dreißig zusteuerndes Mädchen, hat bisher alle Attaquen der Liebe wacker abgeschlagen, weil sie an wahre Zuneigung der Männer nicht zu glauben vermochte. Ihr Bruder hängt sein Herz an eine Kokette, sie ereifert sich darüber in ihrer jungfräulichen Reinheit und bringt es zwar dahin, daß jener endlich die Partie aufgibt und die gefallsüchtige Dame das Weib eines Andern, eine Frau Gözen wird, sie selbst aber hat sich bei dieser Gelegenheit mit dem Bruder zerworfen, mit dem sie unter einem Dache gewohnt und dessen Töchterchen (denn er ist verwittwet) sie auf das Zärtlichste liebt. Sie entfernt sich also aus dem Hause und lebt recht eingezogen für sich. Da meldet sich Amor spät genug, aber dafür mit seiner ganzen Kraft. Ein junger Maler, noch jünger als sie selbst und blutarm, wird von ihr in schwerer Krankheit gepflegt, ins Haus genommen und bleibt dann daselbst ganz und gar, sodaß er auch ein Atelier dort aufschlägt. Hier stocken wir schon. Es verräth wahrlich wenig Menschenkenntniß des Verfassers, ein Mädchen vom Schlage Theresens, das so strenge Begriffe von weiblicher Ehre hat, ohne Weiteres sich in solcher Weise für einen blutjungen Menschen interessiren zu lassen und unter ihren Anverwandten, von denen sie sich ja eben wegen ihrer unerschütterlichen Ansichten von Frauentugend getrennt hat, das Aergerniß zu geben, daß sie ihn bei sich beherbergt. In diesen Maler Baldenius verliebt sie sich denn auch trotz der Ungleichheit der Jahre ganz ernstlich. Abermaliges Bedenken. Denn von jetzt an darf sie ihn unter keiner Bedingung mehr bei sich lassen, und wenn sie auch das Urtheil der Welt verachtet, so hat sie ja für sich selbst das Schlimmste zu befürchten. Baldenius aber (und hier kommt schon die dritte Unwahrscheinlichkeit, noch ehe der Vorhang aufgezogen ist) hat nicht die leiseste Ahnung davon, daß Therese ihr Herz an ihn gehängt, er nennt sie frischweg Tante Therese und meint, gewisse Mädchen scheinen wie durch Geburt zu Tanten prädestinirt zu sein.

Auch für ihn hat endlich die Stunde geschlagen. Ein Bild von ihm hat gefallen, er sieht zwei Damen davor stehen, von denen die eine, die berüchtigte Frau Gözen, allerlei sublime Intentionen in der Arbeit wittert; die andere, ein aufblühendes holdes Kind, meint, das Bild würde ihr auch ohne weitere tiefere Absicht ganz ausnehmend zusagen. Baldenius macht sogleich mit beiden Schönen Bekanntschaft, indem er sich als den Maler des Bildes einführt. Frau Gözen ladet die neue Eroberung, die sie gemacht zu haben glaubt, zu sich und hier lernt er das süße Mädchen, das ihn so gut verstanden hat, näher kennen, lieben, bewundern. Wochen sind dahingegangen, die Zwei haben sich noch kein Wort von Liebe gesagt und jedes weiß doch, wie tief es von dem Andern geliebt wird. Man sieht, Lindau hat sein famoses Universal-Mittelchen, wie man ein Mädchen gewinnt, das er im „Erfolg" zu schildern so unvorsichtig war, schon aufgegeben und verschmäht es nicht, in der Sprache aller Romanschreiber zu seufzen, wenn nur nicht die abermalige Unwahrscheinlichkeit hinzukäme, daß seine Geliebte keine andere ist, als Theresens kleine Nichte und er, obwohl Jahre lang mit Theresen beisammen und in der vertrautesten Weise wie ein Bruder mit seiner Schwester mit ihr umgehend, es noch immer nicht weg hat, wer Gözens sind, wer Theresens Bruder, ja daß er nach der Bekanntschaft mit seiner Herzenskönigin nicht die mindeste Lust verspürt, zu wissen wer sie sei. Auch vertraut er sich seiner großmüthigen Tante, mit welcher er über Alles und Jedes spricht, gar nicht an, was wiederum sehr Wunder nehmen muß, um so mehr, als er sein Geheimniß doch nicht auf dem Herzen behalten kann, sondern einen alternden Junggesellen, den Dr. Bredow, den er zu Besuch bei seiner Tante vorführt, darin einweiht. So stellt sich uns bei der ganzen Einfädelung der Affaire nicht innere Nothwendigkeit, sondern die schrankenloseste Willkür dar.

Theresens Nichte ist indessen praktischer als ihr Liebhaber. An einem Abende, da

sie beide zu Gözens geladen sind, will sie ihn endlich nach seinem Namen fragen, und Tante Therese soll ihr den Vater bearbeiten helfen, damit er ihr den Maler ja recht schnell zum Manne gebe. Gözens wohnen jetzt Theresen gegenüber, was Lindau eigens erfunden hat, so abenteuerlich es klingen mag, um eine Menge anderer Abenteuerlichkeiten dadurch zu erklären. Im Lustspiel sind solche Annahmen ganz am Orte und je toller der Zufall da wirthschaftet, desto besser. Im Schauspiel dagegen muß man mit derlei Motivirungen viel ökonomischer zu Werke gehen, da unser Gemüth dabei in Mitleidenschaft gezogen wird, welches sich hartnäckig der Theilnahme verschließt, sobald es merkt, daß es ein Spielball in der Hand des Scribenten ist, der darauf speculirt, es zu überraschen. Tante und Nichte sprechen also nach Jahren wieder mit einander und noch immer weiß Therese nicht, daß sie eine Nebenbuhlerin hat und wer diese Rivalin ist; sie bietet ihr ihre guten Dienste beim Bruder an und ist nur ängstlich, daß Baldenius ebenfalls zu Gözens geht, weil sie fürchtet, daß er in die Netze der Hausfrau fallen könnte und weil sie eifersüchtig ist. Und Baldenius merkt noch immer nichts. Trotz aller Beschwörungen Theresens geht er hinüber, gegen die Nachstellungen jener Circe weiß er sich ja doch gefeit. Und nun erleben wir einen ganzen Act, der nichts enthält, als diese Gözen'sche Soirée. Hier, sollte man meinen, ist unser Autor ganz in seinem Element, denn für die Lächerlichkeiten der Theezirkel hat er ein sehr geschärftes Auge. Aber der Stoff scheint ihm ausgegangen zu sein, trotz aller Geistreichigkeit und auserlesenen Bosheiten will die Handlung ins Stocken gerathen, und was erfunden wird, um ihr auf die Beine zu helfen, ist nicht danach geartet, das Schleppende dieses relativ noch besten Aufzuges vergessen zu machen. Paul Lindau fällt eben nichts mehr ein und das ist schlimm für einen Journalisten, dessen ganzes Wirken von Haus aus auf Einfälle basirt. Um die Sache zu forciren, muß ein Börsenjobber bei Therese's Bruder um die Hand von dessen Töchterlein anhalten und dabei abblitzen; Frau Gözen, deren Künste an Baldenius erlahmen, erfährt, daß er bei ihrer Todfeindin gegenüber wohne, und nimmt sich vor, an dieser Rache zu nehmen, weil sie Therese für die Geliebte des Baldenius hält; endlich muß dessen wahre Geliebte zu einer kleinen Unverschämten werden, weil die Liebenden in ihrem gegenseitigen Geständnisse durch die Dazwischenkunft des Herrn Gözen unangenehm gestört werden, und in dessen Gegenwart, ohne daß dieser etwas merkt, sich Alles sagen, sich die Hände reichen u. s. w. Wo ist da die Zartheit und Keuschheit hingekommen, die bisher zwischen dem Paare geherrscht hat? Aber freilich, wir sind am Abschluß und da braucht es ein paar zündende Effectchen, worin man nicht wählerisch sein darf, wenn auch wieder und wieder Alles darüber in das Schwanken und ins Unwahrscheinliche geräth. Und wenn der Leser fragt, die wievielte Unwahrscheinlichkeit er nun schon vor sich hat, so tröste er sich, denn ein ganzes Heer von Unwahrscheinlichkeiten ist erst im Anzuge. Die ganze Nacht, welche dieser Akt dauert, hat Therese wachend an ihrem Fenster zugebracht, um den Schatten ihres theuren Baldenius zu erspähen, ein neugebackener Ritter Toggenburg, der die ätzende Lauge des Sarkasmus herausfordert. Ja, ja! Paul Lindau ist unter die Sentimentalen gegangen, und manche Tante Therese im hiesigen Burgtheater, wo ich der Aufführung des Stückes anwohnte, wischte sich verständnißinnig die Augen. Und Baldenius, der frühmorgens nach Hause kommt und das übernächtige, thränenüberströmte Gesicht der guten Tante sieht, wittert noch immer den Braten nicht; er möchte ihr im Uebermaße seines Glückes sogar die ersten Confidencen machen, aber die ahnungsvolle Tante wehrt dem ab und legt sich auf sein Zureden schlafen. Ach, die Aermste soll nicht einmal dieses Trostes theilhaftig werden, denn jetzt erscheint Gözen's Frau, um Vergeltung zu üben und ihr wegen Bequartierung des zagen Baldenius den Text zu lesen. Der Auftritt dieser zwei zankenden Weiber ist höchst unerquicklich, eine Lieblings-Scene Lindau's, die er auch in „Maria und Magdalena" angebracht hat und die in ähnlicher Weise auch in der „Diana" wiederkehrt. Zu diesem widrigen und abgeschmackten Gewäsche kommt Baldenius und nun hält er es für seine Pflicht, mit seiner Liebesgeschichte herauszurücken, um der Tante jeden etwaigen Zweifel an seiner Ehrenhaftigkeit zu benehmen. Die unglückliche Tante, sie wünscht ja weniger Ehrenhaftigkeit als gute Behandlung! Doch

nun faßt sich die große Seele, sie entsagt. In allem Ernste sollen wir dies glauben und auf das Tiefste ergriffen werden. Aber auch der Blödeste merkt, daß es der Tante Therese mit ihrer Entsagung geht, wie dem jüdischen Baron, der bei der Tafel behauptete, er sei stolz auf sein Judenthum, und als ein Freund, der wohl wußte, wie lästig ihm seine Confession sei, ihn wegen dieses Ausspruches zur Rede stellte, lachend erwiderte: Jude bleibe ich ja doch, seien wir also lieber stolz darauf. Den Maler bekommt die Tante ja doch nicht — also „entsagt" sie ihm lieber! Und diese heroische That füllt wieder einen ganzen langen Akt aus. Baldenius weiß, auch nach seiner Vereinigung mit der Geliebten, nichts von den Gefühlen der Tante, und diese begeht den zweiten Heroismus, den einst abgewiesenen Dr. Bredow zu erhören.

Da säßen wir denn tief im Philisterium und Papa Benedix hätte in seinen letzten langweiligsten Tagen nichts Schaleres und Abgestandeneres bieten können. Hierin liegt nun das Räthsel. Viele werden Paul Lindau nicht wiedererkennen. Ist er wirklich ein Anderer geworden? Hat er die Kleinstädterei so lange verhöhnt, bis er selbst ein ehrsamer Kleinstädter geworden ist? Und doch ist in Wahrheit nicht die mindeste Veränderung vor sich gegangen. Wieder haben wir dieselbe Magerkeit der Handlung, die man bis zum Gerippe herabgekommen nennen könnte, wenn nur ein festes Gerippe vorhanden wäre; dieselbe Unbeholfenheit im Aufbau, dieselbe Verzweiflung, wie man die Akte aneinanderleime, dieselben Verlegenheiten, wie man die über ihre eigenen Füße stolpernden Personen auftreten und abgehen lasse; dieselbe Unfähigkeit, im Charakter Folgenrichtigkeit, in der Handlung Natürlichkeit und Wahrscheinlichkeit zu wahren, dieselbe Unwissenheit darüber, was ein lebensvoller Mensch sei, und in Folge dessen derselbe Mangel an wirklich ansprechenden und interessirenden Persönlichkeiten. Paul Lindau hat also nichts an der Sache, wohl aber die Methode geändert. Die im Grunde gegenstandslose Kaustik will nicht mehr verfangen, weil sie sich immer einseitig auf literarischem Felde bewegt und ihr die Kenntniß der eigentlichen Seele der Gesellschaft mit dem wahren Lebensernst abgeht. Er schlägt also den Ton der Empfindung an, ist aber bei den guten Wienern damit übel angekommen, diese haben zu seinen Gefühls-Tiraden ungläubig den Kopf geschüttelt; sie kamen, um lustig zu sein, und das ist ihnen unter allzuerschwerenden Umständen bewilligt worden, sie sehnen sich nach Professor Laurentius.

Der ruhige Beobachter unserer literarischen Verhältnisse sehnt sich aber nach warmen Menschengestalten unter unsern Schriftstellern. Das einheitliche Band, welches Verfasser und Buch zusammenhält, ist längst zerrissen, die einzige Gewähr für die Dauer und den Bestand eines poetischen Productes, die Nothwendigkeit desselben als Ausfluß einer poetischen Seele, besteht nicht mehr. Das Schriftstellern ist Geschäfts- und Handelssache geworden, und wie man sich in Amerika und England nicht schämt, heute einen Lehrstuhl zu bekleiden und morgen mit abgerichteten Hunden herumzuziehen, wenn nur Beides seinen Mann nährt, so schreibt jetzt Jeder Jedes, wenn er sich nur etwas damit erschreibt. Namentlich aber drängt sich Alles zur Bühne, weil das Tantièmenwesen das Theaterstück zur einträglichsten literarischen Arbeit gemacht hat. Hierin liegt der Schlüssel zur Erklärung des Umstandes, daß wir nicht nur sehr viele, sondern fast ebenso schlechte als viele dramatische Autoren haben. Paul Lindau war einer der gefährlichsten, weil er die blanke Talentlosigkeit durch die blose Beihülfe der Clique fast zur Höhe eines anerkannten Namens gebracht hat. Indessen zeigt ihn die „Tante Therese" bereits so herabgekommen, daß zu hoffen ist, die Erkenntniß seines eigentlichen Werthes werde endlich ihm selbst oder doch wenigstens seinem bisherigen Anhange kommen.

# Pariser Theaterbriefe.

Von **Gottlieb Ritter.**

## I.

Die jüngste dramatische Produktion Frankreichs hat drei verschiedene Erfolge zu verzeichnen, die mit drei ihrer hervorragendsten Namen verknüpft sind: Victorien Sardou, Alexander Dumas fils und Theodor Barrière.

Von diesen dürfte der Letztere in Deutschland am wenigsten bekannt sein, obschon er gegen hundert Stücke verfaßt hat, worunter namentlich Les faux bonhommes, Le démon du jeu und Les filles de marbre zu den besten und jedenfalls wirksamsten Sittenkomödien des zweiten Kaiserreichs gehören. Sein populärstes Stück sind weitaus die „Marmortöchter", worin er der Idealisirung der Demi-Monde, wie sie namentlich der jüngere Dumas liebt, energisch entgegentrat. Seine Heldin ist keine Sardou'sche Fernande, keine Hugo'sche Marion de Lorme, ist nicht „weiß wie ungesonnter Schnee" und „ein Engel, den die Erde befleckt hat" und dessen Rehabilitation durch die Liebe Kinderspiel ist: nein, Marco ist ein Scheusal von einem Weib, ohne Liebenswürdigkeit und Liebe — als für das Geld: Marco, qu'aimes-tu donc? Ni le chant de la fauvette? Ni le murmure de l'eau? Ni le cri de l'alouette? Ni la voix de Romeo? (Bruit de pièces d'or, qu'on secoue.) Non. Voilà ce qu'aime Marco! Nach den gewinnenden Halbdamen außer und in der Ehe, deren Bekanntschaft uns Dumas so gern vermittelte, war freilich eine Photographie nach dem Leben, wie sie hier Barrière bot, schon der Abschreckung halber verdienstlich und dankenswerth. Wer weiß, bis zu welcher Idealisirung des Courtisanenthumes sich die Pariser Dramatiker sonst noch verstiegen hätten.

Das neueste Stück Barrière's führt den pikanten Titel: Les Scandales d'hier, der entschieden das Beste am ganzen Sittendrama ist. Nie, scheint mir, war ein Erfolg unverdienter, denn diese Komödie bietet fast nichts, was ihn rechtfertigen könnte. Der Stoff ist direct aus dem „Marquis de Villemer" der George Sand und den „Mademoiselles de Belle Isle" des ältern Dumas geschöpft; die Mache so unbeholfen, wie nur denkbar. Immerhin ist aber das Stück gerade seiner Fehler wegen so interessant, daß es sich schon verlohnt, ein wenig dabei zu verweilen.

Wir befinden uns in der allerfeinsten Gesellschaft des Faubourg Saint Germain. Die Töne sind sehr sanft, die Lichter vorsichtig aufgesetzt. Ohne Zweifel zur Sühne für seine bisherigen, etwas rüden Stoffe, hat der Verfasser seiner neuesten Schöpfung eine sehr aristokratische Physiognomie, sehr distinguirte Airs verliehen. Dafür ist auch das Ganze so hinfällig, so blasirt, so altersschwach, — eine Intriguenkomödie mit alten Typen ohne scharfe Charakterzüge, ohne Originalität, Plastik, Relief. Barrière, dem seine Faux Bonhommes nicht mit Unrecht den Namen eines Juvenals der modernen Pariser Gesellschaft eintrugen, scheint mit den Jahren alle Schärfe und Energie verloren zu haben.

Die Heldin des Stückes ist Julie Letellier, die Vorleserin im Hause des Marquis de Lipari, — vom gewöhnlichsten Jane Eyre-Typus. Nicht weniger als drei „ernst-

hafte" Liebhaber umschwärmen sie. Ein Baron bittet um ihre Hand, erhält aber einen Korb mit der Versicherung, sie liebe überhaupt Niemanden. Für dieses Wort ist ihr der junge Graf Fresnoy sehr verbunden, und er reicht ihr dankend die Hand. Zu gleicher Zeit giebt ihre Herrin, die Marquise de Lipari, dem Baron de Strade ein „letztes" Rendezvous, das leider durch den plötzlichen Tod ihres Gemahls im Nebenzimmer etwas gestört wird. Der Liebhaber flüchtet sogleich vom Balkon in den Park Monceaux und wird bei dieser Escalade natürlich gesehen. Sonst hat es weiter keinen Zweck! Im zweiten Act werden wir durch die Neuigkeit überrascht, daß Julie im Zwischenact Gräfin de la Fresnoy geworden ist. Ihr verliebter Gemahl stellt sie seiner Mutter, der Ahnfrau Derer de la Fresnoy, vor. Es folgt eine lange Scene, in der die anmuthige junge Frau nach einem sehr ungnädigen Empfang endlich über die schlechte Laune der alten Aristokratin triumphirt. Der Zuschauer glaub sich zur Annahme berechtigt, jetzt endlich, nachdem der Autor einen vollständigen Act zur Vorführung der Charaktere gebraucht, am eigentlichen Sujet des Stückes angelangt zu sein: Schwierigkeiten einer armen Bürgerlichen, um von einer aristokratischen Familie als Schwiegertochter acceptirt zu werden. Weit gefehlt! erst zu Ende des zweiten Actes merkt man, daß das Motiv eine Verleumdung sein soll. Der junge Gatte hatte nämlich mit dem Abschluß seiner Verheirathung der Vicomtesse de Maillan, seiner Maitresse, den Laufpaß gegeben. Diese brütet Rache, und als sie zufällig von der Balkonscene des ersten Actes erfährt, colportirt sie geschäftig diesen „Scandal von gestern" in ihren Kreisen, indem sie selbstverständlich den Besuch des Barons de Strade mit der damaligen Vorleserin der Marquise in Verbindung bringt. Die Scene, wo die racheschäumende Courtisane eine ächt weibliche List anwendet, um die ihr noch ganz unbekannte skandalöse Balkongeschichte in allen Details sich erzählen zu lassen, indem sie sich stellt, als sei sie vollständig damit vertraut, ist die einzig gute und originelle Scene der Komödie. Es war mir möglich, dieselbe aus dem noch ungedruckten Stück zu copiren; ihre feine und wirkungsvolle Mache ist die Uebersetzung und hiermit folgende Mittheilung gewiß werth:

**Louise de Maillan.** Dürfte ich Ihnen, ohne befürchten zu müssen, daß Sie darüber in Ohnmacht fallen, die betreffende pikante Neuigkeit mittheilen?

**Maxime de Villedieu.** Gewiß, wie sie auch lauten möge.

**Louise.** Gut denn. Die Vorleserin ist verheirathet.

**Maxime** (unwillkührlich). Hat sie denn der Baron de Strade geheirathet? . . .

**Louise.** Ja, ja, er hat sie geheirathet . . . (Für sich:) Warum gerade Baron de Strade? Oh, dahinter steckt etwas . . . Verfolgen wir die Spur! . . . (Ihn verstohlen fixirend, laut:) Unter uns: Er mußte ja! . . .

**Maxime** (vorsichtig). Warum?

**Louise** (geheimnißvoll). Ach, Sie wissen es wohl!

**Maxime** (ebenso, lächelnd). Was denn?

**Louise.** Was ich auch weiß.

**Maxime.** Und wie haben Sie es erfahren?

**Louise** (jedes Wort betonend). Auf die gleiche Art, am gleichen Tage und zur gleichen Stunde, wie Sie.

**Maxime** (verräth sich nach und nach, ohne es zu merken). Ich habe Sie doch nicht gesehen!

**Louise.** Aber ich Sie!

**Maxime** (lebhaft). Sie haben es doch Niemand erzählt?

**Louise** (indignirt). Solche Dinge sagt man doch nicht.

**Maxime.** Er riskirte, sich den Hals zu brechen.

**Louise** (mit forschendem Zweifel). Glauben Sie?

**Maxime.** Teufel! Vom zweiten Stock! . . .

**Louise** (nach einer schnell unterdrückten Bewegung). Sie muß sehr für ihn gefürchtet haben!

**Maxime.** Sie war zudem auf dem Balkon.

**Louise.** Von meinem Standpunkt aus konnte ich Sie nicht sehen.

**Maxime.** Ich habe versucht, ihn nachher einzuholen.

**Louise.** Ja, und das war Ihnen unmöglich.

**Maxime.** Weil ich einem Nachtwächter begegnete.

**Louise.** Der Park Monceau ist so gut bewacht.

**Maxime.** Dann waren Sie also wohl in ihrem Wagen?

**Louise.** Gewiß, ich kam von der Gesandtschaft.

**Maxime.** Dann ist ja Alles klar.

**Louise.** Ja, Alles ist klar! (Beiseit.) Ich weiß jetzt Alles! . . . Fräulein Julie Letellier ha in jener Nacht den Baron de Strade, ihren Geliebten, durch ihr Fenster fliehen lassen!

Mit dieser Scene beginnt die Intrigue. Louise de Maillan giebt ihr auf obige Weise erlistetes Geheimniß aller Welt preis. Die Zeitungsreporter und die bösen Zungen des High-Life thun ihre Schuldigkeit nach Kräften: in einem Concert beim Prinzen X. desavouirt der Pariser Adel die kompromittirte junge Frau. Der letzte Act enthält Juliens Rechtfertigung. Die ahnungslose Frau wird von ihrem Gemahl in einem ebenso langen als peinlichen Auftritt inquirirt. Mit einer endlosen Rechtfertigung plädirt die ehemalige Vorleserin für ihre Unschuld. Sie besinnt sich aller Nebenumstände jenes verhängnißvollen Abends und schleudert endlich der zufällig anwesenden Marquise die Anklage ins Gesicht. Diese verräth sich selbst, und die von allem Zweifel gereinigte Julie sinkt ihrem beschämten Mann in die Arme. Zu guterletzt kommt noch Baron de Strade und bietet der kompromittirten Marquise seine Hand an. Damit schließt das kaum begonnene Drama und — die Komödie ist fertig.

Um die Nichtsnutzigkeit des Scandals so recht zu empfinden, vergleiche man sie einmal mit dem zweiten Bühnenerfolg des Decembers, mit Sardou's „Ferreol"! Dieses Stück ist mittlerweile bereits über ein Berliner Theater gegangen und hat damit seinen Rundgang über die deutschen Bühnen begonnen. Da es also für einen guten Theil meiner Leser nicht mehr Novität sein dürfte, so widme ich der neuesten Schöpfung des fruchtbaren Lustspieldichters nur eine kurze Besprechung.

Wenn wir den Inhalt des Scandales d'hier in folgendem Satz zusammenziehen: Ein junger Mann beschließt ein nächtliches Stelldichein mit einer hochgestellten Dame durch einen Sprung vom Balkon und wird dabei gesehen; dies compromittirt eine unschuldige Person, bis zuletzt die Unschuld siegt und das Laster bestraft wird, — — so gilt diese summarische Angabe Wort für Wort auch für Sardou's „Ferreol". Der einzige Unterschied besteht darin, daß die „unschuldige Person" in dem Barrière'schen Stück wirklich unschuldig ist, während Frau de Boismartel im „Ferreol", trotz Sardou's heißem Bemühen, mit Recht kompromittirt ist und bleibt. Wozu empfing denn diese Dame zu nächtlicher Zeit den Besuch des Lieutenants, nachdem sie doch geschworen hatte, ihrer Pflicht treu zu bleiben? Es ist die reine Gier, die ausgesprochenste Manie, kompromittirt zu werden, — und es geschieht ihr ganz Recht, wenn ihr Geliebter bei seiner Flucht der Zeuge einer Mordthat wird, deren wirklichen Thäter er doch nicht verrathen kann, ohne sie bloszustellen. Der wundeste Punkt dieses Drama's sitzt aber ganz anderswo. Ich meine nicht den verzweifelten Entschluß Ferreol's, sich selbst als Mörder zu denunciren, während er doch einsehen muß, daß diese That, deren er sich anklagt, nicht nur in den Augen skeptischer Richter, sondern auch, was schlimmer, in denen des Zuschauers eine Unmöglichkeit der crassesten Art ist. Wie käme er dazu, einen reich gewordenen Bauer zu ermorden? Nachts, unter dem Balkon der Frau de Boismartel? Es ist der direkteste Weg, das beste Mittel, um die Geliebte zu verderben. Nein, das wahrhaft Absurde ist der Schluß des Stückes. Der unschuldige Selbstankläger wird verhört, der Mörder wird verhört, die Gerichtspräsidentin de Boismartel wird verhört. Alles das geht in der Wohnstube des Gerichtspräsidenten vor und dessen Frau kommt ungenirt dazu, um den Gemahl zum Diner zu holen. Noch mehr: der Mörder glaubt von Ferreol verrathen zu sein und schickt sich an, nunmehr auch dem Richter zu erzählen, daß der Ankläger aus den Zimmern der Frau de Boismartel kam, als er Zeuge des Mordes wurde. Dieser ganzen Verhörscene wohnt Ferreol bei; ja es wird Letzterem gestattet, den Mörder aufzuklären, daß ihn nicht Ferreol, sondern daß er sich selbst verrathen habe. Ja, der Richter bestätigt noch die Wahrheit dieser Aussage. Kurz, wir sind in einer andern Welt, — und wenn weiland Pastor Göze unserm Lessing vorwarf, er kämpfe mit Theaterlogik, so können wir den Dichter des Ferreol mit mehr Recht beschuldeign, er zeige uns eine Theaterjustiz und seine Juristen schwören auf einen Code théatral Sardou und müßten im gewöhnlichen Leben nach ihrem ersten Verhör zur Disposition gestellt werden. Noch sonderbarer ist, daß nach dem Selbstmord des Schuldigen das Protokoll von dem Richter ganz einfach vernichtet wird und Letzterer die jedenfalls strafbare Gemahlin verzeihungsvoll in die Arme schließt, als ob gar nichts geschehen wäre.

So kommt es denn, daß wir am Ende der Komödie einsehen, daß wir die Dupes

des Herrn Sardou sind, daß er uns glauben machen wollte, Alles sei möglich, was er uns da während drei Stunden vorspielen ließ und daß wir das Theater nur halb befriedigt verlassen, wo wir uns trotzdem so vortrefflich unterhalten haben. Aber darin besteht ja gerade das Geheimniß von Sardou's Technik: er sorgt dafür, daß wir dem Gang der Handlung auf's Aeußerste gespannt folgen müssen, daß wir erschüttert und erheitert werden, wenn es ihm beliebt und — daß wir uns keinen Augenblick langweilen. Und was noch mehr ist: wir merken die Sünden gegen die Logik der Thatsachen, alle die Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten der Handlung, kurz alle Fehler des Stücks dann erst, wenn wir es recht herzlich beklatscht haben. Ich kenne keine moderne Komödie, woraus ein junger Dramatiker die theatralische Technik besser lernen könnte, als Sardou's Ferreol. Nicht einmal „Les Danicheff“, ein Drama, das seine Geschichte hat.

---

## II.

Frau Fama, welche in Paris mehr als anderswo ihre officiellen und officiösen Zeitungsorgane hält und unterhält, erzählte kürzlich in sämmtlichen Pariser Journalen folgende mysteriöse Geschichte:

Herr Alexander Dumas fils saß eines schönen Tages, oder vielmehr Abends — das erhöht den geheimnißvollen Reiz! — in seinem Studirzimmer und schrieb an einem unsterblichen Werk. Da klopfte es — und herein trat ein Individuum, offenbar dem männlichen Geschlechte angehörig. Wenn wir sagen, daß der Unbekannte eine Maske trug und tief in einen schwarzen Mantel gehüllt war, so entspricht es vielleicht nicht ganz der Wahrheit, aber es ist dramatischer, spannender, packender. Der Vermummte überreichte nun mit einer tiefen Verbeugung dem Autor der Cameliendame eine gewichtige Papierrolle, die ein deutscher Verleger sogleich mit divinatorischer Sicherheit für ein Manuscript gehalten hätte. Auch Dumas, der tagtäglich von dramatischen Anfängern heimgesucht wird und allen Ernstes beabsichtigen soll, für den Empfang solcher zur Prüfung eingereichten Theaterstücke einen Schalter an seiner Thür anbringen zu lassen, so groß wie derjenige am alten Findelhaus, — auch Dumas also wußte gleich, was die Rolle enthielt. Geheimnißvoll, wie er gekommen, ging der Fremde wieder. In der That war der deponirte Gegenstand ein Kind der Muse. Man kennt des jüngern Dumas' zärtliche Gefühle für die Findelkinder im Allgemeinen ... was Wunder, wenn er auch dieses hülflose Depositum an seinen väterlichen Busen nahm, als eine kurze Prüfung ihm die Liebenswürdigkeit des poetischen Findlings bewiesen hatte. Er gewann ihn also lieb wie sein eigenes Kind, erzog es selbst, adoptirte es und stellte es Herrn Duquesnal vom Théâtre de l'Odéon vor. Dieser sagte ungefähr wie folgt: „Mein lieber Dumas, Sie wollen mir den Vater nicht nennen, das ist mir gleichgiltig, denn der Name des Pathen oder Adoptivpapas genügt mir vollständig. Auch gefällt mir die originelle Rolle eines Direktors, der den Verfasser eines trefflichen Repertoirstückes nicht kennt, das seine Bühne und seine Taschen füllt: er gleicht beinahe einem glücklichen Schwiegersohn, der keine Schwiegermutter hat. Also geben wir das Stück!“

Nun, Anfang Januar wurde es gegeben. Alle Welt kannte den Adoptivvater und das genügte, das Haus bis auf den letzten Platz zu füllen. Tausend On-dits über den eigentlichen Verfasser waren in Umlauf; kein Name war zu hoch, keine Combination zu gewagt. Man wußte, daß „Les Danicheff“ eine russische Sittenkomödie und der Verfasser eine selbstverständlich hochgestellte Persönlichkeit der Newastadt sein soll. Es würde mich nicht wundern, wenn in „eingeweihten“ Kreisen sogar Gortschakoff genannt worden wäre. Endlich glaubte ein kleines Journal auf der richtigen Spur zu sein und erließ das Orakel, der Verfasser sei ein sicherer Graf Corvin Kurowski, der letzte vom Geschlechte des ungarischen Königs Matthias Corvinus Hunyad. Kurz, den seltensten Gerüchten, abenteuerlichsten Conjecturen und ergiebigsten Citaten aus einem historischen Lexikon waren Thüren und Thore geöffnet, und als endlich die Première stattfand, harrten gegen zweitausend Neugierige der Dinge und Enthüllungen, die da kommen

sollten. Die Frage nach „Nam' und Art" des Autors beseelte die ganze Zuhörerschaft, die aber immerhin in dem einen Punkte zum Voraus einig war, daß das Gute im neuen Stücke den Erfinder des geflügelten Wortes Demi-monde und das Schlechte den mysteriösen Russen zum Verfasser haben müsse. So sind nun einmal die Menschen: sie hätscheln ihre literarischen Schooßkinder und begegnen jedem neuen Talent mit Kälte und Mißtrauen. Hier in Frankreich und anderswo.

„Une pièce russe!" Dieses Schlagwort ging von Mund zu Mund, und selbst das feinfühlige Thermometer nahm davon Notiz und zeigte außergewöhnlicher Weise einige Kältegrade mehr, vielleicht blos um dem russischen Stück mehr Lokalfarbe zu geben. Vor dem Peristyl des Odeon hielt eine endlose Wagenburg und deponirte ein meist in schwere Pelzmäntel gehülltes Volk, dessen Heimat nur der unwirthliche Norden sein konnte. Kurz, die ganze russische Colonie hatte sich eingefunden. —

Noch bildet der Vorhang die Scheidewand zwischen dem Publikum und den Interpreten des Dichters, aber bald erdröhnen die drei traditionellen Hammerschläge. Sie geben das Zeichen zum Anfang. Das Stück beginnt.

Wir sind im Salon der Gräfin Danicheff und entschieden in Rußland. Die Möbel und das Getäfel von Eichenholz, Ahnenbilder an der Mauer, links die schwere Thüre zum Oratorium mit wunderlichen Heiligen darüber, rechts eine Terasse, welche gegen den sichtbaren Strom geht; in der Ferne erblickt man die Thürme von Moskau. Die Gräfin sitzt in einem violetten Hauskleid von gepreßter Seide, den Kopf von feinsten Anvers-Spitzen umgeben, in einem Lehnstuhl, links von ihr ein Papageienkäfig und rechts an einem runden Tisch die beiden Inventarstücke des Hauses: zwei altjungferliche Gesellschafterinnen. Zu den Füßen der Dame endlich sitzt auf einem Tabouret eine vorlesende blonde Schönheit; es braucht nicht viel Scharfsinn dazu, um in diesem Heldentypus der Marlitt, Werner und Detlef die Hauptperson des Stückes zu erkennen. Die Gräfin spricht mit mütterlichem Stolz von ihrem einzigen Sohn Wladimir, die Vorleserin Anna seufzt dazu . . . ich wette mit meinem Nachbar, daß die „Danicheff" nichts weiter sind, als eine russische „Waise von Lowood". Der Verlauf des Stückes hat mir Recht gegeben.

Die meisterhafte Exposion des ersten Actes gleicht dem „Marquis de Villemer" der George Sand; nur daß die Handlung in's Herz des Reußenlandes versetzt ist und im Gouvernement Nischni-Nowgorod spielt. Gleich zu Anfang wird die Jahreszahl 1838 genannt; wir können also annehmen, daß die Handlung gewiß die Verhältnisse der Leibeigenschaft berührt, welche erst lange später von Alexander II. aufgehoben wurde. Damit wird zugleich allen Denjenigen eine bittere Enttäuschung bereitet, die irgendwelche Satire der heutigen russischen Verhältnisse erwartet hatten. Eine diplomatische Auseinandersetzung macht dieses Stück nicht nöthig, das ist gewiß; im Gegentheil betont der Autor, daß er von Zeiten, die vergangen sind, spricht und macht sich damit zum Lobredner der jetzigen russischen Regierung und des Kaisers speciell, der 50 Millionen Leibeigenen die Freiheit verliehen hat. Die hiesigen russischen und namentlich polnischen Flüchtlinge sahen sich also in ihren Hoffnungen getäuscht.

Die Gräfin Danicheff ist in der nämlichen Situation der Marquise de Villemer. Ihr Sohn will eine Mesalliance eingehen. Um nun die beiden Liebenden zu trennen, greift sie zu einem Mittel, das nur in Rußland möglich — war. Sie verspricht, um Zeit zu gewinnen, ihrem Sohn, der im Begriffe steht nach seiner Garnison in Moskau zurückzukehren, nach Jahresfrist in seine Vermählung mit der Vorleserin zu willigen, wenn er sie bis dahin nicht vergessen und sich in die Prinzessin Walanoff verliebt habe, die sie ihm zur Gemahlin bestimmt. Wladimir, entzückt von der Güte seiner Mutter, ist es zufrieden und reist ab. Kaum ist er aber fort, läßt die Gräfin den Popen rufen und befiehlt ihm, sofort in ihrer Gegenwart Anna mit Osip, dem Kutscher des Hauses, zu vermählen. Von Jugend auf gewöhnt, die Leibeigenen weniger zu achten, als ihre Hunde und Papageien, sieht sie in diesem brutalen Beginnen nichts weiter, als ein kluges Auskunftsmittel, um eine ewige Schranke zwischen dem letzten der Danicheff und ihrer Hörigen aufzuthürmen. Umsonst versucht das unglückliche Mädchen den barbarischen

Willen der Herrin zu beugen und wendet sich vergebens an Osip mit der Bitte, er solle ihre Hand verschmähen und diese gewaltthätige Vermählung durch seine Weigerung unmöglich machen. Im Gegentheil: der Kutscher Osip liebt sie mit leidenschaftlicher Innigkeit und Anna erkennt nun erst die Tiefe ihres Unglücks. Die Trauung findet auf der Stelle in Gegenwart aller Schloßbewohner statt. Die Gräfin ist zufrieden, schenkt dem Leibeigenen-Ehepaar die Freiheit und schickt es auf eine entfernte Besitzung.

Dies ist der Inhalt des ersten Actes. Die Exposition kann nicht klarer ausgearbeitet sein, der erste Accord die eigenthümliche Stimmung des Stückes nicht energischer andeuten. Da ist kein Spielen mit Worten und Empfindungen, — das arme Mädchen leiht seinem Seelenschmerz keine auf „Abgänge" und Applaus der Gallerien spekulirende Tiraden, sondern schreit ob der Brutalität nur ein oder zwei Mal herzerschütternd auf. Da lebt und handelt Alles nüchtern, verständig, durch und durch realistisch. Man fühlt da den Autor der „Demi-Monde" heraus oder wenigstens einen gelehrigen Schüler, einen verwandten Geist. Daß von nun an das wahrhaft dramatische Leben sanft einschlummert, daß die Thaten den Worten weichen, ist vorauszusehen, denn der Stoff ist eben durchaus novellistisch trotz alledem. Immerhin aber ist zu bewundern, mit welcher Technik die breit- und also dünngeschlagene Handlung, die sich in einem zweiten Act völlig exponiren ließe, wie dieses Nichts noch volle drei Acte füllt, ohne daß auch nur einen Augenblick unser Interesse ermattet.

Da ist zum Beispiel gleich der zweite Act, dessen Zweck einzig darin besteht, daß hier Wladimir Anna's Zwangsheirath erfährt, seine Mutter verwünscht und schwört, sich an Osip und seiner Frau zu rächen. Alles Uebrige fördert die Handlung nicht im Mindesten: es ist ein russisches Genrebild. Wir sind in einer Theegesellschaft bei der Prinzessin Walanoff und Zeugen einer ungebundenen Causerie über alle möglichen und unmöglichen Themate. Da ist die elegante Herrin des Hauses, die schöne Prinzessin in einer Robe Louis XVI. mit ihren Freundinnen und der unvermeidlichen französischen Gouvernante und dem ditto deutschen Klavierspieler, der die Tasten discret hämmert, aufhört und wieder spielt, je nachdem seine Herrin Musik hören will oder nicht. Da ist ferner der Hausarzt Kureff, der den ganzen Tag am Kamin schläft und nur aufwacht, um die Vapeurs der Prinzessin und die Krämpfe des alten Prinzen zu vertreiben und dieser letzere selbst mit seinem Axiom: „Ach, wenn man alle Frauen heirathen wollte, die man liebt! . . . Man hat schon der Sorgen genug, um diejenige zu lieben, die man heirathet!" Wer nur ein wenig mit der heutigen französischen Dramatik vertraut ist, weiß mit mathematischer Gewißheit vorauszusagen, daß in dieser fremdländischen Gesellschaft sicher auch ein Franzose vorkommen muß, der den Chorus spielt. Wie im „Onkel Sam" von Sardou eine Pariserin über die amerikanischen Zustände urtheilt und fortwährend das Facit zieht, so ist hier dieselbe Rolle einem jungen Attaché der französischen Gesandtschaft zugetheilt. Er ist der Brennpunkt der Gesellschaft, er betrachtet Alles mit klugen Augen, steht erhaben ob der russischen Pseudo-Civilisation, ihm vertraut man sich an, ihn frägt man um Rath, er führt Alles zum guten Ende. Vorläufig ist er der Spaßvogel und Causeur dieses Cirkels: er beschreibt die Russin im Allgemeinen mit ebenso viel Kühnheit als Esprit, und wir schwören darauf, daß der unverfälschte Alexander Dumas fils aus dem Munde des Herrn de Taldé spricht. Wie hübsch sind alle diese fein pointirten und gut vorgetragenen Paradoxa! Schade, daß der oder die Verfasser nicht umhin konnten, in einer ebenso wohlfeilen wie plumpen Tirade ihren Allianz-Velleïtäten Ausdruck zu geben. Der Anlaß dazu bot sich nicht von selbst, sondern es mußte dazu weit ausgeholt werden. Der junge Franzose erzählt nämlich eine weitläufige Bärenjagdgeschichte, die für ihn beinahe übel abgelaufen wäre. Natürlich wurde er durch Wladimir aus der Umarmung von Bruder Petz befreit und zollt dem Retter in der Noth uneingeschränktes Lob, als eben Wladimir selbst eintritt. Er sagt wörtlich: „Was ich gethan habe, das hätten auch Sie an meiner Stelle gethan. Eine wilde Bestie greift einen Franzosen von hinten an, ein Russe befreit ihn. So lange es Franzosen, Russen und Bestien giebt, wird es so sein!" Diese Tirade, die sich, wie mir ein gefälliger Freund hinterher im Zwischenact erläuterte, „nicht allein auf die Bärenjagd" bezieht, wurde

vom ganzen Hause „aufjauchzend wie der Wetterstrahl vom Donner" mit einer dreifachen Applaussalve begrüßt. Diese Manifestation war in der That ebenso gewaltig wie spontan und einstimmig. Glücklicher Leichtsinn, der sich so leicht einen Bären aufbinden läßt!

Nach dieser Plauderei ersten Ranges erinnern sich die Autoren wieder der armen Fabel, die man doch eigentlich zu Ende führen sollte. Es folgen nun die Auftritte, welche ich bereits angedeutet habe. Wladimir, der im Begriffe steht, das auferlegte Probejahr zu verbummeln, trifft in dieser Theegesellschaft mit seiner Mutter zusammen. Diese kommt, um stehenden Fußes ihren Sohn mit der Prinzessin zu verloben, aber Wladimir glaubt, nur der Wunsch, ihn wiederzusehen, habe sie die 800 Stunden von Nischni-Nowgorod bis St. Petersburg zurücklegen lassen. In diesem Augenblick theilt ihm der französische Attaché die Wahrheit über Anna mit, die er selbst auf halbwegs wahrscheinliche Weise erfahren hat. Die Wuth und der Schmerz des jungen Danicheff kennen keine Grenze. Abseits der Gesellschaft und mit halblauter Stimme stellt er seine Mutter zur Rede und diese bestätigt die furchtbare Thatsache. Sie frägt den Wüthenden, was er jetzt beginnen wolle. „Beide tödten und dann mich selbst!" ruft er aus und eilt ab. Wir glauben es dem wilden Moskowiten auf's Wort.

Aus diesem zweiten Act kann ich mich nicht enthalten, eine Probe mitzutheilen, die um so interessanter ist, als die „Danicheffs" noch nicht im Druck erschienen sind und nicht insobald erscheinen werden. Grund hierfür ist der Umstand, daß nämlich bis jetzt sämmtliche bedeutendere Novitäten, die gedruckt wurden, von englischen und besonders deutschen Bühnenleitern und Uebersetzern als vogelfreies Gut angesehen waren. Durch diese neue, auch von Sardou und Barrière adoptirte Maßregel werden nun jene Herren gezwungen, für das Recht der Aufführung oder Uebersetzung mit dem Autor in Verbindung zu treten.

Taldé-Dumas plaudert über die Frauen wie folgt:

Ich theile die Frauen ein in zwei Hauptkategorien: erstens, die Frau des Luxus und zweitens, die eigentliche alltägliche Frau oder einfach die eine Hälfte des menschlichen Geschlechts. Die Erste macht uns zum großen Mann oder zum Verbrecher, — die Zweite ist unentbehrlich für die kleinlichen Kleinigkeiten des Lebens, das heißt: um unsere Kinder zu waschen oder die Knöpfe an unsere Hemden zu nähen. Die Erste heißt, wenn sie einen König liebt: Kleopatra oder Agnes Sorel; wenn sie selbst regiert: Semiramis, Elisabeth oder Katharina; wenn sie patriotisch ist: Jeanne d'Arc oder Charlotte Corday; ist sie Schriftstellerin, so unterschreibt sie sich: Sevigné, Staël oder George Sand; betritt sie die Bühne, so nennt sie das begeisterte Publikum: Malibran, Frezzolini, Mars oder Rachel; wenn sie einen einfachen Sterblichen ihrer Liebe würdigt, tödtet sie ihn und macht ihn zugleich unsterblich: dann führt sie den Namen der Formarina ... Die Zweite aber, die Zweite heißt einfach: Meine Cousine, Meine Nachbarin, Meine Köchin und sogar Meine Maitresse. Nun ist es aber eine Eigenheit des Mannes, daß er sucht und glaubt, der Geliebten einen jener schönen Namen geben zu können, die ich vorhin anführte. Aber ach, es kommt ein Tag, wo unser Ideal mit einem Mal zu einer bloßen Frau X oder einem simplen Fräulein Y zusammenschrumpft!

**Prinz.** Der hat die Frauen erkannt! ...

**Baronin.** Ja, aber nur mit dem Esprit, wie die Mehrzahl der Männer und besonders der Franzosen!

**Prinzessin.** Ah, bemerken Sie doch, meine Damen, wir Russinnen nehmen keine Sonderstellung ein. Wir gehören ganz einfach in eine Klasse mit Frau X und Fräulein Y.

**Taldé.** Die Russinnen?

**Prinz.** Sie scheinen verlegen?

**Taldé.** Nein. Und wenn es mir erlaubt wäre, die vielen Legenden Ihres Landes um eine zu vermehren, so könnte ich mich mit zwei Worten aus der Sache ziehen. — Als Gott das Weib schuf, besann er sich einen Augenblick und sagte: Es muß besser und schlechter sein! ... Und er schuf die Russin.

**Baronin.** Und das bedeutet?

**Taldé.** Daß Sie aller Uebertreibungen im Guten und Bösen, im Lieben und Hassen fähig sind, und daß ich meinem ärgsten Todfeind nicht wünschen möchte, von einer unter Ihnen geliebt zu sein, ohne selbst zu lieben, oder eine unter Ihnen zu lieben, die ihn nicht wieder liebte. Kurz und gut: glücklich wer Euch anbetet, glücklicher wer Euch entwischt! ... Der werde ich aber nicht sein! —

Im dritten Act sind wir im „Isba" Osips, einer einfachen Stube mit Holzgetäfel, bäuerlichen Möbeln, einem großen Kachelofen und dem Bilde der Jungfrau über der

Thüre. Auch ein Klavier steht da und Anna spielt nachher darauf und Osip singt dazu. Aber es paßt nicht so recht hinein.

Die Unterhaltung der beiden Ehegatten ist von einer wunderbaren Zartheit und Innigkeit, die um so intensiver auf den Zuschauer wirken muß, als er wohl weiß, daß dieser Idylle ein nahendes furchtbares Unwetter droht. Da naht schon ein Sturmvogel, die Gräfin, welche ihrem Sohn zuvorkommen mußte. Sie hat einen wahrhaft macchiavellischen Plan ausgeheckt: sie will Osip mit einer Mission fortschicken und Anna zurückbehalten und ihrem Sohn entgegenführen. Sie soll die Maitresse ihres Lieblings werden, so denkt die zärtliche Mutter, und ihr Gefühl empört sich nicht im Mindesten, denn sie ist ja „nur eine Seele!"

Bis jetzt war Wladimir der Held des Drama's, nun muß er, so will es der Stoff, nothwendig in zweite Linie treten und — so bedenklich es auch sein mag — dem Kutscher Osip den ersten Platz überlassen. Die ganze Lösung hängt nur von ihm ab. Die Autoren, und das ist ihr erstes Verdienst, haben es verstanden, uns diesen seltsam großen Charakter verständlich zu machen. Wohl ist er der rechtmäßige Gatte der ehemaligen Vorleserin und er liebt sie seit Jahren mit einer unendlichen Gluth, aber als er ihren Schmerz vor der erzwungenen Vereinigung sah und die Gefühle der beiden Liebenden und der grausamen Mutter errieth, da schwur er ihr und sich selbst, das doppelt geliebte Weib dem verehrten Herrn nach Ablauf des Probejahrs unberührt zurückzugeben, wie er sie aus der Hand des Priesters empfangen hatte. Osip und Anna lebten wie Geschwister, und jemehr seine Liebe und Verehrung für Anna wuchs, desto größer wurde in Anna die Liebe zu Wladimir und die reine Verehrung zu Osip. Und nun kommt die selbstische Mutter und fordert die Erniedrigung seiner Heiligen! Osips Gemüth bäumt sich bei dieser Zumuthung empor und die Entrüstung und der Schmerz verleihen dem ungebildeten Manne die Sprache und die Seele eines Erleuchteten. Wie über die einsamen Steppenkinder eines Turgenjeff oder Sacher-Masoch kommt auch über Osip etwas Prophetisches: er spricht in einer byzarr-mystischen Art von innern Stimmen, die sein Thun und Lassen beeinflussen, er kennt nicht das vernünftige Ueberlegen, nicht die Weisungen eines Ehrgefühls, nein! sein Gewissen ist sein rathender und helfender Schutzengel und er weist die Zumuthung seiner Herrin mit respektvoller Entschiedenheit zurück.

Jetzt tritt Wladimir auf und bedroht seinen einstigen Leibeigenen mit der Peitsche. Er wirft ihm seine Undankbarkeit vor und frägt Osip, wie er sich jemals zum Werkzeug eines solchen Verraths hergeben konnte. Osip klärt ihn auf; es ist bewundernswerth, mit welcher Feinheit Dumas diese delikate Aufgabe gelöst hat, ohne weder Goethe's „keusche Ohren" noch keusche Herzen im Geringsten zu verletzen.

Aber die Hingebung Osip's wäre umsonst, wenn nicht eine Scheidung die Bande der Pseudo-Gatten lösen würde. Diese Frage behandelt der letzte Act dieses interessanten Stücks.

Die Scene zeigt uns wieder den Salon des ersten Actes. Mutter, Sohn und Geliebte sind beisammen und Alles scheint in schönster Ordnung zu sein. Fast berührt es uns banal, wie Anna im prächtigen Salonkleid am Arm ihrer zweifelhaften Schwiegermutter auftritt. Die blonden Gretchenzöpfe und das schlichte Hauskleid paßten doch besser zu ihrer echt deutschen Erscheinung, die gewiß nach des Dichters Intention war, welcher ursprünglich — ich möchte darauf wetten — in Anna das Prototyp einer der unzähligen deutschen Erzieherinnen in Rußland, also der früheren Colleginnen von Karl Detlef, zeichnen wollte. Ob wohl erst Dumas aus ihr eine ihm und seinem Publikum sympathischere leibeigene Russin gemacht hat? Wer kann das wissen!

Die im Danicheff'schen Schloß erwartete Prinzessin Walanoff tritt auf. Sie hatte die Erwirkung des Dispenses beim Kaiser übernommen, freilich mit dem geheimen Hintergedanken, die Scheidung zu hintertreiben. Damit wollte sie sich an Wladimir rächen, der ihre Liebe zu Gunsten einer armen Vorleserin verschmäht hatte. Es gelang ihr, der Kaiser verweigerte den Dispens und mit der Genugthuung vollendeter Rache eröffnet sie den Liebenden die trostlose Nachricht. Nun folgt eine sehr schöne Liebesscene. Wladimir schlägt der Geliebten vor, mit ihm in ein anderes Land zu entfliehen und dort die

Seinige zu werden. Aber Anna weist es entrüstet von sich: so lange sie den ehrlichen Namen des großherzigen Mannes trage, der sie heirathete, um sie zu retten, werde sie ihm keine Schande bereiten.

Welches kann die Lösung dieses gordischen Knotens sein? Alles ist so unlöslich verkettet, daß kein anderer Ausweg übrig bleibt als der Tod. Osip hat schon daran gedacht, aber würde sein Schatten nicht beständig zwischen Wladimir und Anna spuken, wie Banquo's Geist an Macbet's Tafel, und ihr Glück trüben und ihr Gewissen mit herber Anklage foltern? Wenn er einfach das Feld räumen und auswandern würde? Das wäre nicht bestimmt und dramatisch genug und würde doch die Liebenden nicht über die Größe seines Opfers beruhigen. Die Autoren haben ein Drittes gewählt. Nach russischen Gesetzen soll — ich bin incompetent — eine Ehe aufgelöst sein, wenn Eines von Beiden ins Kloster geht; der in der bürgerlichen Gesellschaft verbleibende Theil aber bedürfe zur Wiederverehelichung einen Dispens des Czaren. Diese Autorisation nun hat Osip erwirkt; das Wie würde uns hier zu weit führen. Anna ist also frei und wird Gräfin Danicheff. Osip aber empfängt zu gleicher Zeit die Weihen durch den Priester und segnet das neue Ehepaar.

Der Vorhang fällt und der unerhörte Beifall läßt uns für den Augenblick die Zweifel vergessen, die ob dieses anscheinend so gemüthlichen Schlusses in uns erwachen. Wir fragen, ob der Tod Osip's nicht in gleicher Weise das Glück des jungen Paares vergällen würde, wie dieses freiwillige Scheiden aus der socialen Welt, diese Einkerkerung in eine freudlose Enge der Entsagung und mönchischen Ascese. Wir fragen ... doch nein, wir freuen uns ob des großartigen Erfolges dieses immerhin lebensvollen und aufrichtigen Dramas und stimmen in den rauschenden Beifall ein.

Der Vorhang erhebt sich wieder. Die Spieler der Hauptparte empfangen die begeisterten Ovationen. Sie haben sie verdient. Mit Ausnahme der Darstellerin der Gräfin Danicheff waren fast Alle vortrefflich. Dies gilt besonders von dem jungen Debütanten, Herrn Marais, dessen erstes Auftreten, und zwar in der schwierigen Rolle Wladimirs, geradezu meisterhaft war.

Zum zweiten Mal erhebt sich der Vorhang, und der Beifallssturm legt sich, als einer der Schauspieler ums Wort bittet.

„Meine Herren und Damen! Das Stück, das wir die Ehre hatten Ihnen vorzuspielen, ist von Herrn Pierre Newski."

Ein Name so fremd meinem Ohr wie meinem Herzen. Alexander Dumas fils ist also seinem Versprechen, sich nie in einer Autorenfirma als Collaborator zu nennen, auch diesmal treu geblieben. Daß aber blos der Pseudonym des mysteriösen Russen genannt wurde, gilt Allen für ausgemacht. Die Neugierigen sind wüthend. Mein Nachbar sagt: Man hat nicht recht, wenn man dem Odeon nachsagt, es spiele keine Stücke von unbekannten Dichtern!

# Die Kunst, Theaterkritiken zu lesen.

Von **Siegmund Haber.**

---

Lebte da einst vor längerer Zeit ein in weiteren, namentlich mythologischen Kreisen wohlbekannter älterer Herr (Stand: Gott, Name: Zeus, Charakter: veränderlich), der, wie ich kühn behaupte, mit Fug und Recht als Erfinder unserer noch heute gangbaren Komödie anzusehen ist, wenngleich die eigentlichen Fachgelehrten bis zu diesem Augenblick noch nicht hierauf gekommen sind. Was hat man dem alten, würdigen Olympier bisher nicht Alles angedichtet! Mit allerhand menschlichen Schwächen soll er behaftet gewesen sein; das seiner Frau Gemahlin gegebene Treueversprechen soll er nicht immer mit der nöthigen Konsequenz gehalten haben; von Abenteuern mit anderen jungen Damen erzählt man die merkwürdigsten Geschichten: das ist Alles nicht wahr! Schlimm genug, daß man den Göttervater, den Wolkenversammler, den Hochdonnerer bis zum heutigen Tage solcher Allotria fähig halten konnte! Zeus that nichts, als daß er in unserm modernen Sinne hin und wieder Komödie spielte. Das ist alles. Thun das einzelne unserer heutigen Hoheiten nicht auch, ohne daß sie sich dadurch etwas von ihrer Würde vergeben?

Hauptsächlich ist es jenes bekannte Genre kleiner, nur von zwei Personen zu spielenden Lustspiele, von den Franzosen Proverbes genannt, welche wir dem Kroniden verdanken, und von denen man nichts verlangt, als einen leichten, graziösen Dialog, einen originellen Liebhaber und: daß sie sich zum Schluß „kriegen". Hierin bewegte sich Zeus mit vollendeter Meisterschaft! Seine vorzüglichen Leistungen als Banquier Goldregen, als Baron von Schwan, als Herr von Ochs, und das brillante Zusammenspiel mit seinen Partnerinnen, den Damen Danaë, Leda und Europa sind heute noch unvergessen. Ich bin überzeugt, daß Zeus' mimische Darstellungen um so gelungener waren, als er in vollkommen unbefangener Weise vor einem harmlosen Publikum agirte, welches nur genießen, aber nicht — und hier komme ich auf den Kern meines Artikels — kritisiren wollte.

Ja damals war es eine goldene Zeit, da es noch keine Kritiker gab! Leider sollte sie nicht lange währen. Und das ging so zu: Wieder hatte Zeus eines seiner bekannten kleinen Scherzspiele zur Aufführung gebracht, und zwar in Gemeinschaft mit einem gewissen Fräulein Aegina, Tochter des Herrn Asopos. Alles ging gut, ein Jeder war zufrieden; mit Ausnahme eines einzigen Menschen, eines sicheren Sisyphos. Der machte allerhand Ausstellungen, raisonnirte und brachte die Sache in die Oeffentlichkeit, mit einem Worte: er zeigte sich als der erste Kritiker. Zeus, der bereits alle Untugenden eines modernen Schauspielers hatte, war infolgedessen über Sisyphos sehr aufgebracht und expedirte ihn, da er die Macht dazu besaß, in den Tartarus, allwo der Kritiker zur Strafe bekanntlich einen schweren Stein stets vergeblich einen hohen Berg hinaufwälzen mußte, eine zeitraubende, ungesunde und höchst unlohnende Beschäftigung.

Sisyphos ist also, wie ich dem geneigten Leser bewiesen habe, in jeder Beziehung der Stammvater unserer heutigen Kritiker geworden. —

Schlimmes Geschäft, das eines Recensenten! Er kann es effectiv Keinem recht machen. Lobt er einen Schauspieler, dann ärgern sich die anderen; lobt er alle

Mitwirkenden, dann ärgert sich der, welcher sich der hervorragendste dünkt. Das Publikum verlangt, daß die Kritik piquant sei. Nun kann man wohl piquant tadeln, aber nie piquant loben. Tadelt der Kritiker also, dann gefällt dies wohl dem Publikum, aber den Schauspieler macht er sich zum Feinde. Tadelt er ein gutes Stück, so geht das Publikum doch ins Theater, und der betreffende Director lacht ihn aus; lobt er hingegen ein schwaches Bühnenwerk, so geht trotzdem kein Mensch hin, und der Director ist wieder unzufrieden mit ihm, weil sein Geschreibsel so wenig Eindruck auf die Leute macht. Ereifert er sich heut in hoher, sittlicher Entrüstung darüber, daß der Schauspieler Herr X. zu sehr mit den Armen umherwirft, dann kann er sicher sein, daß Herr X. das nächste Mal auch mit dem Umherwerfen seiner Beine nicht kargen wird. Tadelt er an Fräulein Y., daß sie beständig die letzten Silben der Worte verschluckt, dann kann er hundert gegen eins wetten, daß sie das nächste Mal auch noch die vorletzten hinter dem Gehege ihres Gebisses zurückbehält. Giebt er heut einem Autor den dringenden Rath, die Charactere der in seinem Stück vorkommenden Personen mehr zu vertiefen, dann darf er mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß im nächsten Opus die Figuren noch weit schablonenhafter ausfallen werden. Kurz, er ist immer der Sisyphos, der den schweren Stein vor sich herwälzt, ohne Hoffnung, ihn je auf des Berges Gipfel als weit ins Land schauende Trophäe aufpflanzen zu können.

Auch noch in einer anderen unangenehmen Lage befindet sich der Kritikus, und zwar, daß er factisch nicht Alles sagen darf, was er denkt. Thäte er das, dann würde er jedem Theaterdirector das „Geschäft" verderben, dem Publikum jeden Glauben an den Schauspieler nehmen. Beides ist vom practischen Standpunkt aus nicht thunlich. Daher haben sich die Herren Recensenten nach einem Ausweg umgesehen und einen solchen auch wirklich gefunden.

O daß Sisyphos damals schon so glücklich gewesen wäre! Wie gut würde es ihm in der Unterwelt gegangen sein! Nehmen wir einmal an, er hätte schon so viel Schlauheit besessen, wie seine Epigonen, was würde er gemacht haben? Eine Maschine hätte er sich konstruirt, eine Winde, einen Flaschenzug, einen Hebelapparat oder ähnliches, die hätte er für sich arbeiten lassen, während er ruhig dabei stehen konnte, ohne sich groß anzustrengen. Fällt dann der Stein trotzdem wieder herunter, lass' ihn fallen, was schadet's?

Unsre heutigen Kritiker haben eine derartige Maschine, die ihnen arbeiten hilft. Ist Jemand neugierig zu wissen, wie die Maschine heißt? Sie heißt: die Phrase. Ihrer bedienen sich die Leute, die in der Jetztzeit die Sisyphosarbeit der Kritik zu verrichten haben, mit großem Glück und gutem Erfolge; mit ihr setzen sie ihre Artikel zusammen, sie enthebt sie des Denkens und, vor allen Dingen, des unangenehmen Anstoßens nach verschiedenen Seiten hin. Man ist in der Vervollkommnung der Phrase so weit gediehen, daß das unbefangene Publikum darüber hinweg liest, ohne die „Maschine" zu merken.

Soll ich dem Leser in Bezug hierauf die Augen öffnen? Wer weiß, ob mir dafür die Kritiker von Fach die meinigen nicht auskratzen werden. Sei es trotzdem! Ich will es wenigstens mit den allergangbarsten Phrasen unternehmen:

„Die überaus fleißige Direction des N. N. Theaters, unablässig bemüht, dem Publikum stets Neues und Interessantes zu bieten, hat uns gestern Abend schon wieder eine Novität gebracht." Das klingt wunderschön. Hiermit ist in der That alles ausgedrückt, was man nur irgend will: Lob der Direction, Aufforderung an das Publikum, solch' redliches Bemühen durch fleißigen Besuch der Musenanstalt zu belohnen ꝛc. ꝛc. Was heißt es aber aus dem Kritischen ins Deutsche übersetzt? Nichts anderes als: Die Direction des N. N. Theaters hat entschiedenes Unglück mit ihren Novitäten. Kein einziges Stück will einschlagen. In ihrer Verzweiflung bringt sie jede Woche irgend einen neuen Schmarren heraus, hoffend, endlich etwas zu finden, was der traurigen Ebbe in ihrer Kasse ein Ende macht. Ihr, wie auch jeder anderen Direction „unablässiges Bemühen" geht nur dahin, ein Zugstück zu finden, welches so lange als möglich vorhält, und wenn es durch volle zehn Jahre das Publikum

ins Theater zöge, so wäre das die glänzendste Anerkennung, die ein Director für seinen „Fleiß“ erstrebt. —

„Gestern debutirte Frl. A. als schöne Helena. Ueber ihrer Leistung schwebte ein wahrhaft poetischer Hauch. Mit wohlthuender Decenz und mit anmuthigster Weiblichkeit verstand sie die vielen Klippen zu umgehen, zu denen diese Rolle sonst nur gar zu sehr herausfordert.“ Großartig! Der gläubige Leser sieht die junge Dame vor sich, bildschön, mit langem, eigenen, blonden Haar, mit dem Ausdruck himmlischer Sanftmuth im Gesicht. Das muß eine entzückende Helena gewesen sein! — Du lieber Himmel! Die obige Phrase besagt nur, daß Frl. A. nicht eine Ahnung vom Spiel hat, daß sie dasteht — salva venia — wie ein Stock und daß sie auch nicht eine einzige der vielen niedlichen Pointen der Rolle zur Geltung gebracht hat.

„Der Mephisto des Herrn B. war eine äußerst originelle Leistung. Vor Allem müssen wir der consequenten Durchführung des derb realistisch aufgefaßten Characters unsre volle Anerkennung zollen.“ Da haben wir's. Derb realistisch hat er die Rolle gespielt. Was mag das heißen in unsere Sprache übersetzt? Soviel ich weiß, ungefähr Folgendes: Herr B. hat die Partie weder diabolisch, noch humoristisch, noch ironisch, noch sonst wie aufgefaßt, vielmehr spricht er sie in gewöhnlichem Konversationston „'runter“ und macht dazu ein Paar, dem prosaischesten Alltagsleben entnommene Mätzchen. Erwärmt war von der ganzen Leistung eigentlich kein Mensch, aber man hat Rücksichten auf den Schauspieler oder auf den Bühnenvorstand zu nehmen, folglich hilft man sich mit der Phrase von der derben Realistik. Realismus nennt der Kritiker heute auf der Bühne Alles, was an Schlafrock und Pantoffeln, oder an die Bierbank erinnert. Wenn sich Einer recht „räkelt“, wenn Einer seinen Aerger dadurch zu erkennen giebt, daß er sich wüthend den zugeknöpften Rock aufreißt, wenn Einer sich auf dem Theater die Brille mit dem Taschentuch putzt, oder wenn er sich gar schneuzt — ach, dann hat er seine Rolle entzückend realistisch gespielt! Na, meinetwegen!

„Frl. C. entwickelte wiederum ein außerordentlich munteres, degagirtes Spiel.“ Nun freilich, man muß am Ende galant gegen Damen sein. Man kann doch nicht gut sagen: Frl. C. hat sich für die Darstellung ihrer Soubretten den ersten besten Gassenjungen als Vorbild gewählt, so gänzlich unweiblich, herausfordernd und frech war ihr Auftreten! Da hilft sich denn der liebenswürdige Kritiker mit dem überaus gebildet klingenden Worte: degagirt.

„Ganz unwiderstehlich wirkte Herr D. durch seinen trockenen Humor.“ Herr D. hat nämlich einen äußerst „dankbaren“, flotten, humoristischen Liebhaber und Bonvivant zu spielen. Nun recitirt er die Rolle ohne eine Miene zu verziehen und ohne ein Wort besonders zu betonen. War er trotzdem nicht im Stande, die Witze, Schlagwörter und scherzhaften Wendungen, mit denen der Autor diesen Part überreich ausgestattet hat, ganz — wie man in der Theatersprache sagt — umzubringen, dann entdeckt der Kritiker bei ihm einen trockenen Humor. Notabene giebt es diesen trockenen Humor nur bei „Künstlern“, welche „erstes Fach“ spielen und an die das Publikum „glaubt“; bei Vertretern zweiter und dritter Rollen würde man eine solche Darstellungsweise unausstehlich, langweilig und lächerlich nennen.

Es mag an diesen Paar Beispielen genug sein. Vielleicht wird Mancher hieraus erfahren, woher es kommt, daß sein Urtheil von dem des wohlbestallten Zeitungsreferenten in vielen Punkten so oft abweicht.

---

# Kritische Rundblicke.

## Bücherdramen.

Die Christin. Trauerspiel in vier Acten. Von Sigmund Kolisch. Wien, L. Rosner. 1876.

Sulamith. Trauerspiel in fünf Acten. Von Franz Keine. Mit einer Vorrede von Heinrich Laube. Wien, L. Rosner. 1876.

Auch nicht aufgeführte Dramen haben ihre Coulissen. Man sucht sie zwar vergebens in den Blättern des Buches, als welches nicht aufgeführte Dramen gezwungen sind, sich darzustellen; allein bei einiger Forschung nach den Umständen, die das Auftreten auf der Scene verhinderten, wird man immer einen Blick in Lebensverhältnisse thun, die leicht interessanter sein können als das Stück.

Was nun aber hinter den Coulissen der nicht aufgeführten „Christin" von Kolisch vorgeht, kann keine sehr verwickelte Intrigue sein. Denn die Unbrauchbarkeit für das wirkliche Theater liegt zu sehr auf der Hand. Eine sehr fromme alte Gräfin im katholisch fanatisirten Spanien des 16. Jahrhunderts hat aus Versehen in ihrer Jugend geliebt, und noch dazu einen Juden! Juden sind bekanntlich Pfandleiher — diesmal aber ist das Pfand der „Christin" in der Hand geblieben. Es ist ein Söhnlein, und nachdem sie erfahren hat — nur etwas später als Donna Clara in Heine's wunderschöner Romanze — daß der Verführer mit irgend einem „vielbelobten", reichen Rabbi in naher Verwandtschaft steht, schickt sie das Kind nach Deutschland, den Geliebten aber verräth sie der heiligen Inquisition, die ihn ordnungsmäßig verbrennen läßt. Die Gräfin scheut sich sogar nicht, das Auto-da-fé des Heißgeliebten mit anzusehen. Dies Alles thut sie auf den Rath ihres Beichtvaters, also aus purer römisch-katholischer Frömmigkeit. Das verstoßene Kind kömmt als ein schöner Jüngling, der seine Eltern sucht, nach Spanien zurück. Die Gräfin erkennt ihn, ist sehr erschüttert und vertraut die ganze Geschichte ihrem dermaligen Beichtvater an. Dieser ist zufällig ein ganz anderer Mann als der frühere, aufgeklärt, freisinnig, ein christlicher Nathan der Weise. Er steckt der Gräfin ein Licht in den Kopf, sie sieht, daß sie lange dumm gewesen, und vor Verzweiflung, daß sie es war, oder auch, daß sie es nicht mehr ist (diese Doppelpein bildet eben den innern tragischen Conflict), stößt sie sich einen Dolch in das Herz.

Wenn die tragische Schuld statt auf einem Irrthum des Herzens auf einem Mangel an Verstand beruhte, dann wäre der Verfasser dieses Trauerspiels selbst ein tragischer Held und man könnte mit Fug und Recht von ihm verlangen, daß er sich an seinem eigenen Stück zu Tode lese und den vier Acten dadurch den herkömmlichen fünften Tragödien-Act beifüge.

Was sich also die Coulissen dieses Buchdramas zu erzählen haben, ist nicht viel. Eine Merkwürdigkeit ist gleichwohl daraus zu berichten. Dieser Poet, der in seinen reifsten Jahren eine so colossale Verkennung der Natur des Dramas überhaupt zum Besten giebt, war einst der Rhadamantus in der Hölle, welche den dramatischen Dichtern auf Erden bereitet ist. Sigmund Kolisch saß einst zu Gericht über das gesammte Theaterwesen einer großen Stadt — freilich in einer kleinen Zeit. Er war vor 1848 Referent über die vornehmsten dramatischen Aufführungen in Wien und sein Organ war die einzige geachtete Zeitschrift, welche die Kaiserstadt damals besaß: Witthauer's „Wiener Zeitschrift". Bei mangelhafter ästhetischer Bildung und wenig Geist war Kolisch mit einem gewissen, wenn auch seelenlosen Pathos des Vortrags ausgestattet, was damals hinreichte, literarisches Ansehen zu verleihen. Hat es ja sogar später noch genügt, dem Feuilletonisten Kolisch Zutritt zu großen Blättern zu verschaffen.

Viel Interessanteres erzählen sich die Coulissen des ebenfalls unaufgeführten Trauerspiels „Sulamith“, schon weil Heinrich Laube das Sprachrohr ist, dessen sie sich bedienen. Der Verfasser ist nicht aus Paris, sondern aus Oberösterreich, dennoch hat Heinrich Laube das Stück zur Aufführung angenommen, freilich erst nachdem er es gelesen hatte. Französische Stücke genießen bei ihm den Vorzug, bisweilen auch ohne erst von ihm gelesen zu sein, zur Aufführung angenommen zu werden. Es ist also kein eigentliches Bücherdrama, diese „Sulamith“, es stand schon auf der Schwelle des Podiums, die Proben sollten beginnen. Da kam der Börsensturz, der bekanntlich nebenbei in Wien ein Journalsturz und ein Bühnensturz war. Nun ist es charakteristisch für das deutsche Theaterwesen, daß Laube sich nicht mehr getraute und sich noch bis heute nicht getraut, das von ihm selbst als werthvoll anerkannte Trauerspiel eines jungen Dichters zu geben, weil es nur solche Effecte hat, die rein aus der Begabung entspringen und die nicht zur Noth der Regisseur auch erfinden könnte. Um den armen Tantalus von Poeten, dem die süße Frucht der Insceneseßung in dem Augenblicke vom Munde weggenommen wurde, als er ihn schon danach aufsperrte, einigermaßen zu entschädigen, leiht Laube dem Buche das Gewicht eines Geleitbriefes. Es ist demselben nicht mehr zu entnehmen, als was ich erzählte, höchstens noch, daß bei Einreichung des Stückes gerade eine gelehrte Arbeit Dr. Altschul's über „das hohe Lied“ des Königs Salomo erschienen war.

„Sulamith“ ist die Dramatisirung dieses biblischen Liebesliedes. Was Heinrich Laube damals noch nicht wissen konnte, ist, daß sich Dr. Altschul mit einem verdienstvollen gelehrten Commentar zum „hohen Lied“ nicht begnügte, auch nicht mit einer blosen Uebersetzung desselben, sondern eine Bearbeitung, halb dramatisch, halb lyrisch-episch, selbst versuchte, die ein Irrthum ist, in den nur ein Gelehrter verfallen kann und unfreiwillig eine der spaßhaftesten Parodien bildet, die in der Literatur vorkommen. Unter Anderm sind darin die Liebenden mit einander „verquollen und verquickt“.

Das Trauerspiel von Franz Keine ist höchst lesenswerth, die Gabe eines ernsthaften Talentes, das vom Jambenrecht des Tragödienschreibers nirgends einen belästigenden, lyrischen Mißbrauch macht. Das Stück ist fesselnd auch für den naiven Leser; auch Bücher haben ihr Publikum der letzten Galerie. Ein solches zu gewinnen, ist für Dramen kein Makel, vielmehr ein Kriterium ihres Werthes. Als Friedrich Halm seine ersten dramatischen Versuche seinem Lehrer M. Enk vorlegte, da sagte dieser: „Alles schön und gut, aber die Schusterbuben gehen Ihnen nicht hinein“.

Was zu wünschen übrig bleibt, ist, daß Keine's Stück in ursprünglicher Gestalt veröffentlicht wäre. Laube hat behufs Erleichterung der Scenirung Aenderungen angerathen und durchgesetzt — und es ist zu befürchten, daß dadurch der Wirkung des Gedichtes, wenigstens beim Leser, geschadet wurde.

**W. Stachel.**

---

## Eine neue Odyssee-Uebersetzung.

Homer's Odyssee. Uebersetzt und erklärt von Wilh. Jordan. Frankfurt a. M. 1875.

Wenn heute ein unbekannter Gelehrter oder Dichter mit einer neuen Uebersetzung der Odyssee hervorträte, so könnte man darauf wetten, daß dieselbe, auch wenn sie gut wäre, keine sonderliche Beachtung finden würde. Wenn aber ein Mann wie Wilh. Jordan, der nicht nur ein gründlicher Kenner der griechischen Sprache, sondern auch einer der wenigen lebenden Dichter, vielleicht der einzige, ist, dem es gelungen, mit einem eigenen, ernsten, breit angelegten Epos unsere Zeit zu packen, eine neue Uebersetzung des unsterblichen alten Heldengedichtes in die Welt sendet, so werden wir von vornherein geneigt sein, diese Erscheinung als ein literarisches Ereigniß zu begrüßen.

Die kurze, kernige, gedankenreiche Einleitung schon zeigt uns, daß wir einem Manne gegenüberstehen, der nicht im Entferntesten daran zweifelt, daß er im Stande sei, sein Werk gerade so durchzuführen, wie er es für richtig hält, für den es daher nur darauf ankommt, sich die Grundsätze klar zu machen, nach denen er bei seiner Uebersetzung zu verfahren gedenkt; und wir sehen sofort, daß Jordan sich nicht nur selbst vollkommen klar über alle einschlägigen Fragen ist, sondern es auch versteht, seine Leser zu überzeugen. Daß andere Ansichten manchmal mit etwas allzuderben Ausdrücken, als „kolossaler Unverstand“ u. dgl. abgefertigt werden, können wir dem produktiven Praktiker zu gute halten; ja wir werden uns dadurch nicht irre machen lassen, in einigen wenigen Fällen trotzdem unserer eigenen Meinung zu bleiben.

Was Jordan von der Voß'ischen Uebersetzung sagt, indem er ihre bahnbrechende Bedeutung vollkommen anerkennt, aber doch die Nothwendigkeit betont, sie durch eine neue zu ersetzen, welche dem Geist der deutschen Sprache weniger Gewalt anthue und mit größerem eigenen poetischen Gefühl des Uebersetzers gebildet sei, wird Jeder unterschreiben. Ebenso überzeugt wird Jeder sein, daß Wiedasch, Uschner und selbst Donner in dieser Beziehung nicht das Höchste erreicht haben, wenngleich man ihren Versuchen doch etwas mehr als „gute Kenntniß des Griechischen und gewissenhaften Fleiß" nachsagen könnte. Natürlich würde Jordan die neue Uebersetzung nicht unternommen haben, wenn er sich nicht zugetraut hätte, sie besser zu machen, als seine Vorgänger; und ich nehme keinen Anstand, gleich hier zu erklären, daß er dieses Ziel wirklich erreicht hat. Ich halte die Jordan'sche Uebersetzung der Odyssee Alles in Allem in der That für die beste, welche die deutsche Literatur besitzt.

Die Schwierigkeit, für die mannichfaltigen Erscheinungen, die der epische Dichter darzustellen hat, stets zugleich den an sich passendsten und den dem Metrum am vollendetsten sich einfügenden Ausdruck zu finden, eine Schwierigkeit, die manchmal zur Unmöglichkeit wird, hat Jordan in dem „Theorie der poetischen Störungen" überschriebenen Abschnitt der Einleitung geistvoll und einleuchtend behandelt. Jedem, der selbst auf diesem Felde sich versucht hat, wird Alles aus der Seele geschrieben sein, was der Dichter hierüber sagt. Auch wird man alle Folgerungen, die Jordan daraus für die Kunst des Uebersetzens zieht, bereitwillig gelten lassen. Sehr treffend resumirt er dieselben folgendermaßen: „Deshalb ist die sogenannte wortgetreue Uebersetzung eines Gedichts, wenn sie etwas anderes sein will als ein sprachliches Lehrmittel, etwas in sich Widersprechendes, deshalb jeder Versuch, einen Dichter in der Urform zu übertragen, wenn ihn ein Nichtdichter unternimmt, der Mann möge sonst noch so begabt und gelehrt sein, so hoffnungslos verurtheilt zu gänzlichem Mißlingen." Es ist also im einzelnen Falle sogar möglich, daß der Uebersetzer in seiner Sprache eine geringere „poetische Störung" zu überwinden hat, als sie dem Dichter des Originals entgegenstand, so daß in solchen einzelnen Fällen der Uebersetzer einen besseren und poetischeren Ausdruck an die Stelle desselben Ausdrucks des Urtextes setzen kann.

Sehr wahr sind auch die Bemerkungen, die Jordan, hieran anknüpfend, über den Gebrauch der Eigenschaftswörter macht, die sich bei Homer oft ganz konventionell vor denselben Hauptwörtern wiederholen, die aber, wörtlich übersetzt, einen Sinn erhalten, an den die Griechen sicher niemals gedacht. Sorgfältig geht Jordan auf die ursprüngliche Bedeutung der Wörter zurück und sucht einen deutschen Ausdruck für sie zu finden, der im gegebenen Falle am besten paßt. Daher kommt es, daß einzelne Ausdrücke, wie δαιμονιος, von Jordan fast jedesmal verschieden übersetzt werden; denn „wenn uns die gleiche Grundvorstellung fehlt und mit ihr auch das Proteuswort, das sein Gesicht für jeden Zweck so geschmeidig als deutlich verwandelt, dann muß er dieses der Situation gemäß jedesmal durch ein anderes vertreten lassen." Im Einzelnen werden die Philologen zu entscheiden haben, ob die neuen Uebersetzungen, die Jordan vorschlägt, allgemein werden angenommen werden können. Mit der „eulenäugigen Athene" steht er schon nicht mehr allein da. Sicher wird man auch seine „Rosen streuende Frühe" billigen. Auch gegen seine Erklärung des Beiworts „hundsäugig" als kurzsichtig, verblendet, — des verhältnißmäßig blöden Blickes der Hunde wegen, — wird man schwerlich eine ernste Einwendung machen können. Aber es soll in diesen Fragen, wie gesagt, den Philologen nicht vorgegriffen werden.

Dagegen müssen wir Jordan in allen Interpretationsfragen seines eigenen bedeutenden episch-poetischen Taktes wegen ein sichereres Urtheil zutrauen als den meisten Fachgelehrten. Diese letzteren werden gut thun, verschiedene zum ersten Mal von Jordan für unecht erklärte Stellen, mindestens mit den meist sehr augenfälligen Gründen, die der geniale Uebersetzer gegen sie vorgebracht, nochmals gründlich zu prüfen, ehe sie dieselben fernerhin wieder gutheißen. Dasselbe gilt von einigen Umsetzungen.

Natürlich konnte ein Mann, der so daran gewohnt ist, wie Jordan, sich Rechenschaft von seinem Thun und Lassen abzulegen, keine Odyssee-Uebersetzung in Hexametern veröffentlichen, ohne die Grundsätze darzulegen, nach denen er beim Bau der deutschen Hexameter verfahren. Seiner früheren Schrift über den epischen Vers reiht er dementsprechend hier eine kurze und präcise Abhandlung über den deutschen Hexameter an. Hier aber wird nach wie vor am ersten eine abweichende Auffassung möglich sein — nicht zwar in dem, was Jordan über den musikalischen Ursprung des griechischen

Metrums sagt, auch nicht in den allgemeinen Folgerungen, die er daraus für die Behandlung des Hexameters zieht, wohl aber in einzelnen theoretisch vertheidigten und praktisch auf jeder Seite befolgten Konsequenzen.

Jordan gehört zunächst zu Denen, welche den Trochäus an Stelle des Daktylus im deutschen Hexameter für unentbehrlich halten. Unsere meisten und besten Dichter haben diese Ansicht getheilt und ihr entsprechend geschrieben; selbst Voß hat viele Trochäen in seiner Odyssee stehen lassen. Hierin folgt Jordan also nur ziemlich allgemein Anerkanntem; ja, er macht einen sparsameren und geschmackvolleren Gebrauch von den Trochäen, als manche seiner Vorgänger. Eigenartig werden seine Verse dagegen dadurch, daß er an die Stelle der einen der beiden Kürzen in der Senkung des Daktylos sehr oft eine Silbe stehen läßt, die wir auch nach unserm Accentuirungs-Princip doch als gewichtigere Silben anzusehen gewohnt sind. Jordan gebraucht also unbedenklich Worte wie „Aufgänge" und „Fledermaus" als Daktylen; sehr oft setzt er zu Worten wie „Andrang", „Unglück" noch eine dritte kurze Silbe hinzu, um den Versfuß zu füllen; am öftesten sind Fürwörter wie „seinen", „meinen", „deinen", „ihren", als zwei Kürzen ganz in e i n e Senkung versetzt. Der Dichter rechtfertigt dieses Verfahren durch einen Hinweis auf die musikalischen Takte und den Ursprung der griechischen Versfüße aus denselben. Er sagt: „Den Anapäst als vom Jambus, den Daktylus als vom Trochäus in der T a k t d a u e r verschieden zu bezeichnen ist gänzlich falsch." Er verwirft das Operiren mit nur zwei Elementen, s. g. Längen und Kürzen, und will ausdrücklich das Recht haben, welches die Musiker sich nehmen, einen Takt, hier einen Fuß, aus Elementen von verschiedenen Zeitwerthen bestehen zu lassen, indem die gleiche Taktdauer im Ganzen durch längeres oder kürzeres Verweilen auf dieser oder jener Silbe hergestellt werde. In dem Daktylus „Fledermaus" z. B. müsse die Zwischensilbe um so viel kürzer gesprochen werden, als die dritte Silbe länger erscheine, als gewöhnlich, u. s. w.

Man wird selbstverständlich mit Jordan der Ansicht sein, daß es eigentliche Kürzen und Längen in der deutschen Verskunst überhaupt kaum giebt; wir haben aber unser System des Accentuirens an Stelle jenes ursprünglich im Griechischen auch nur aus der Musik erklärbaren Systems gesetzt. Man kann Jordan auch einen großen Theil seiner theoretischen Erörterungen zugeben, braucht ihm, zumal vor die Praxis gestellt, aber deshalb doch nicht ganz Recht zu geben. Schließlich ist die neuhochdeutsche Verskunst ein Kompromiß zwischen dem mittelhochdeutschen reinen Prinzip der Hebungen und Senkungen und der antiken Metrik. Wie bei jedem Kompromiß wird daher seitens des Einzelnen eine größere Hinneigung zu dem einen oder zu dem andern System möglich sein. Jordan bildet auch seine Hexameter offenbar mehr nach dem germanischen Princip, welches sich um die Silben der Senkung überhaupt wenig bekümmert. Ich möchte dagegen gerade für die Nachbildung der antiken Rhythmen doch den engeren Anschluß an dieselben vorziehen, den die deutsche Sprache stolz ist, auch innerhalb ihres Systems erreichen zu können. Aber ich will nur Beispiele anführen.

Eine Folge der Jordan'schen Metrik wäre, daß einerseits ein Wort, wie „außen", einen hexametrischen Fuß ganz füllen würde, andererseits aber daß bei ähnlichem Laut die Endsilbe doch offenbar weit mehr dehnende Wort „Aussehn" noch eine dritte Silbe in denselben Fuß hinzuaufnehmen könnte. In der That finde ich in Jordan's Odyssee den Vers (XVI, 273):

„Bettler geworden von A u s s e h n, z u r Stadt geleiten der Sauhirt."

Das Wort „außen" als Fuß für sich habe ich nicht gerade finden können, Worte von gleichem Werthe aber finden sich vielfach: gleich der folgende Fuß des citirten Verses „Stadt ge—" ist ein klares Beispiel eines Trochäus mit ganz kurzer Kürze.

Ich muß nun gestehen, daß nach meinem Gefühl der rhythmische Fluß des Hexameters einer Willkür preisgegeben wird, die seinen Reiz illusorisch zu machen droht, wenn man es für gleichgiltig erklärt, ob eine Reihe von drei durch die Position doppelt gewichtigen Silben, wie „Aussehn zur" oder von zwei Silben wie „Stadt ge—" einen seiner Füße bilde. Als Beispiel der Hexameter, die unser Uebersetzer für gestattet hält, möge noch der folgende hier stehn (XVII, 312):

„Ja, dieser Hund eines Herrn, der in fernen Landen gestorben."

Ich sage ausdrücklich, daß Jordan diese Verse für g e s t a t t e t hält; denn er ist ein zu glänzender Verstechniker, als daß man ihm eine n e g l i g e n t i a n o n v i t a t a zutrauen dürfte; und er hat in der Einleitung Verse dieser Art ja gerade vertheidigt. Es fragt sich nur, ob er

Verse, wie die beiden angeführten selbst nur als eine licentia concessa machen zu dürfen beansprucht, oder ob er es in der That für gleichgültig hält, ob jene Abweichungen von den bisher in der Regel für gut gehaltenen Hexametern vorkommen oder nicht.

Wäre dies letztere Jordan's Ansicht, so könnte ich mich nicht mit derselben einverstanden erklären. Hält er aber selbst, wie ich doch annehme, Verse der gedachten Art mehr für poetische Lizenzen, die der Uebersetzer öfter in Anspruch nehmen darf, als der Originaldichter, so würde ich ihm zugestehen, daß er seiner Odysseeübersetzung durch diese rhythmischen Freiheiten eine bisher unerreichte Natürlichkeit und Frische des deutschen Ausdrucks verliehen und ihm das Recht zu diesen Lizenzen nicht streitig machen. Als Lizenzen nur möchte ich sie anerkannt sehen, als Lizenzen, die wir, wenn wir deutsche Originalhexameter machen, nicht nöthig haben. Ich möchte anerkannt sehen, daß z. B. der Jordan'sche Vers (XII, 420):

„Ich durchschritt noch das Schiff bis der Wogen Andrang die Wände" —

rhythmisch schöner wäre, wenn das Wort „Andrang" vor dem Worte „Wogen" stehen könnte, wobei man freilich in diesem Falle den Ausgangsrhythmus des Verses vielleicht durch die den Andrang der Wogen versinnlichende Schwere vertheidigen könnte. Aber Verse dieser Art kommen eben öfter bei Jordan vor; und aus seiner Einleitung geht hervor, daß er sie keineswegs auf besondere Fälle beschränkt wissen will.

Jedoch muß ich hier noch zwei Punkte hervorheben. Erstens, daß Jordan ausdrücklich verlangt, daß seine Verse vorgelesen und gehört werden sollen. Ich bin nun in der glücklichen Lage gewesen, verschiedene Gesänge seiner Odyssee vor einem Kreise empfänglicher junger Leute vorzulesen, und meine Zuhörer waren ziemlich einstimmig der Ansicht, daß jene starke Füllung mancher Verse gar nicht unangenehm aufgefallen sei. Dagegen muß ich gestehen, daß mir Verse der gedachten Art schwerer zu lesen waren, als andere; und daß es dem Vorleser gelingen kann, ihre Härten überhören zu lassen, rechtfertigt sie an sich doch schwerlich.

Zweitens muß ich hervorheben, daß die überwiegende Mehrzahl von Jordan's Hexametern doch auch nach der Ansicht Aller vortrefflich genannt werden müssen. Man vergleiche nur den Anfang des ersten Gesanges mit der Voßischen Uebersetzung, und man wird finden, daß gleich hier Jordans' Hexameter sogar die korrekteren sind. In wunderbar schönem, freiem rhythmischen Flusse gleiten seine Verse in der Regel dahin; und da jene von Jordan freilich mit Bewußtsein eingeführten Abweichungen, wenn sie auch auf jeder Seite oft genug vorkommen, doch nicht die Regel, sondern die Ausnahme bilden, so dürfen wir in der That vielleicht annehmen, daß er selbst sie zwar als vollständig erlaubte, aber doch nur als erlaubte Freiheiten angesehen hat, daß er die Verse, in denen er nicht nöthig hatte, von der Freiheit Gebrauch zu machen, selbst für die schöneren hält. In diesem Falle würde eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns nicht existiren.

Da Jordan, wie schon gesagt, ein Dichter ist, der nicht nur weiß, was er will, sondern auch kann, was er will, so konnte eine Beurtheilung seines neuen Werkes sich wesentlich an die Erörterung des poetischen Wollens, der Absicht des Meisters halten, wie er sie uns selbst in der Einleitung klar gelegt. Die Ausführung entspricht durchweg dieser Absicht. Der reiche Zuwachs, den der Wortschatz unserer poetischen Uebersetzungssprache auch durch seine Odyssee erhalten, ist bewundernswerth; ebenso bewundernswerth ist die große Selbständigkeit und Originalität des Uebersetzers, die ihm in den meisten Fällen ganz unbekümmert um seine Vorgänger den eigenen Weg mit der größten Sicherheit einschlagen lassen; und gerade als Folge dieser Selbständigkeit dürfen wir denn auch die Genialität bewundern, mit welcher er es verstanden, deutsche Ausdrücke zu wählen, die auf uns heute einen ähnlichen Eindruck machen müssen, wie Homer's Worte auf dessen Hörer gemacht. Jordan's Odyssee liest sich, ohne daß die Lokalfarbe verwischt wäre, fast wie ein reizvolles modern deutsches Gedicht. Wie verjüngt und geläutert geht das unsterbliche Werk (mit früheren Uebersetzungen verglichen) aus der Werkstatt des Meisters hervor. Mit Freuden sei es als eine schöne Bereicherung unserer Uebersetzungsbibliothek, zugleich aber unserer eigenen Nationalliteratur allen Freunden der griechischen und der deutschen Poesie empfohlen

**Karl Woermann.**

## Tragische Dichter.

Ludwig August Frankl hat soeben eine anziehende Reihe gereimter Nekrologe veröffentlicht. Epische Gesänge nennt er sie — unter dem Titel „Tragische Könige"; es sind aber doch

nur Nekrologe, wie er sie schon dem seligen Herrn Christof Columbus, dem weiland Don Juan d'Austria und irgend einem abgeschiedenen Primator gewidmet hat. Er kann nichts dafür. Wie alles, was Midas berührt hat, sich in Gold verwandelt, wird jedes Lied, welches Frankl anstimmt, zu einem Sterbelied, zu einem Todtenspruch; für ihn beginnen die Menschen erst dann zu leben, wenn sie gestorben sind.

Es ist eine eigenthümliche Geschmacksrichtung, es ist mehr, es ist eine zwingende Naturnothwendigkeit, aber es ist seine Specialität. Boz weiß uns von einem jungen Mann, Namens Toodle zu erzählen, der nichts als Todtengerippe gezeichnet, es darin aber zu einer großen Virtuosität gebracht hat; auch Ludwig August Frankl hat als Nachrufer bereits höchst Verdienstvolles geleistet und die auf diesem eigenthümlichen Gebiet der Berufsthätigkeit errungenen Erfolge scheinen ihn ermuthigt zu haben, größere Sorgfalt auf die Formverschönerung seiner Nekrologe zu verwenden und diejenigen für Personen, welche schon lange gestorben sind und bei denen es auf eine Postarbeit nicht ankommt, in zierliche Reimlein zu bringen, den fragwürdigen Gestalten mit wohlgemessenen Schritten seiner Versfüße zu ihrer Ruhestätte zu folgen und den berühmten Todten die letzten Ehren zu erweisen, an welche sie jemals gedacht haben.

Frankl's nett ausgestattete Entreprise des pompes funèbres hat den Vorzug einer Einheit des Stoffes und des leitenden Grundgedankens; er vermochte eine ganze Klasse einander in Lebensschicksalen, Stellung und Rang gleichstehender Personen zusammenzufassen und ihnen seine zuvorkommenden Nachrufe zu widmen. Wäre es erlaubt, einem Dichter von der Bedeutung Frankl's gegenüber irgend eine Anspielung zu wagen, die an Wasser mahnt, könnte man sagen: es ging in einem Aufwaschen. Frankl führt uns eine ziemlich große Anzahl unglücklicher Herrscher vor, er nennt sie, wie gesagt, „Tragische Könige" — ein Ausdruck, welcher an den sprüchwörtlichen „dürren Zwetschgenhändler", oder mindestens an die Wiener „komische Oper" erinnert. Frankl will mit diesem gleich einem Schraubenzieher gewundenen Ausdruck sagen, daß auch Könige von der der Menschheit innewohnenden Tragik nicht verschont bleiben, daß auch jene, die auf den einsamen Höhen des Herrscherthums thronen, ein tragisches Schicksal ereilen kann. Derlei „tragische Könige" gehen zu Grunde an dem Mißverhältniß ihres Wollens zur Macht, sie brechen zusammen vor Schmerz über die Unerreichbarkeit ihrer angestrebten Ideale oder sie werden — auch das nennt Frankl ein tragisches Schicksal — zum Lohn für ihre Unthaten, für Unterdrückung der Volksfreiheit weggejagt und finden ein schmähliches Ende.

Es versteht sich von selbst, daß mit den von Frankl angeführten die Reihe der tragischen Könige noch lange nicht erschöpft ist; allein manche von den Unbesungenen sind nicht reif, sie leben noch und müssen in die Frankl'sche Apotheose erst hineinsterben.

Wir haben von dieser beachtenswerthen Erscheinung auf belletristischem Gebiete Erwähnung gethan, weil sie einen schmerzlichen Gedanken über die Ungerechtigkeit in Vertheilung der Erdengüter in uns wachruft; wohl hat sich ein Dichter gefunden, der uns die tragischen Könige besungen, aber noch kein König, der den tragischen Dichtern denselben Gefallen gethan hätte. Allerdings sind sie dünn gesät auf ihren einsamen Höhen, und unter diesen wenigen finden sich noch wenigere, welche gleich kunstfertig Plektrum und Scepter handhaben, und nur von Einem erzählt die Geschichte, der selber Verse „gemacht habend" sich dadurch den vollen Anspruch auf den Namen eines tragischen Königs erworben hat. Das war der große König Ludwig I. von Baiern, ein Monarch, der allzuviel auf die Opferwilligkeit seiner Unterthanen gebaut hat und deshalb vielfach angefeindet wurde. Leider hat er einen großen Fehler, er ist nicht mehr, er ist den zu besingenden Dichtern vorgestorben, wir müssen daher auf das Vergnügen einer Wiedervergeltung Verzicht leisten In der Feinfindigkeit seines poetischen Schaffensdranges hat auch L. A. Frankl das herausgefunden und die Frage kurzer Hand mit der gewohnten unerbittlichen Nekrologik einer vollendeten Thatsache entschieden. Er selbst hat es unternommen, die tragischen Dichter zu besingen und hat ihnen einen ganzen Cyclus schwarz geränderter Sonette gewidmet. Einige derselben sind in dem um Weihnachten erschienenen Jahrbuch des hiesigen Beamtenvereins, den „Dioskuren", veröffentlicht worden, und das ist Empfehlung genug. Jenes Jahrbuch hat sich in der kurzen Zeit seines Bestehens aus einem Asyl für obdachlose Dichter in einen Ehrentempel verwandelt, in welchem nur noch Auserwählte und Auserwähltes Platz finden. Trotzdem finden wir in dem Trauersonett über Lenau folgende Stelle:

Es ist die Welt kein mitleidsvoller Richter
Für Träumende auf des Gesangs Gefieder.

Unsterblich sind sie nicht allein durch Lieder,
Ein tragisches Geschick muß als Vernichter
An ihre Geister hängen die Gewichter;
Des Genius Symbol ist eine Hyder.

Die Träumenden auf des Gesangs Gefieder.. man darf auf eine solche Licenz keine so großen „Gewichter" legen, wenn man bedenkt, daß Frankl trotz Nekrologik und alledem zu den hervorragendsten Dichtertalenten Oesterreichs zu zählen ist.

**A. Boczek.**

## Grabbe's Hohenstaufen auf der Bühne.

Mit Ausnahme eines einmaligen Versuches 1829 mit „Don Juan und Faust", in des Dichters Vaterstadt, Detmold, ist nie ein Drama des hypergenialen Christian Dietrich Grabbe auf die Bühne gekommen. Wundern kann man sich darüber nicht; denn, obwohl er nach Beendigung seiner Hohenstaufen-Dramen seinen Verleger Kettembeil in Frankfurt a. M. um eine Ankündigung über die Bühnenfähigkeit seiner Stücke und um den Zusatz bat, daß er selbst erbötig sei, jeder Theaterdirection, die sie aufführen wolle, „mit etwaigen Veränderungen behufs der Scenerie 2c." an die Hand zu gehen, — so hat er es doch an andern Stellen nur zu oft und zu deutlich ausgesprochen, daß er das moderne Theater als viel zu verkommen ansehe, um für dasselbe schreiben zu können, ja daß er sich, indem er Dramen dichtete, überhaupt in einem „bewußten Antagonismus"*) gegen die Bühne befinde. „Das jetzige Theater taugt nichts; meines sei die Welt!" und: „Das rechte Theater des Dichters ist doch — die Phantasie des Lesers. Die Eumeniden, die Sakontala, der ganze Shakespeare und unsere Zeit, die der Bühne über den Kopf wächst, beweisen es vielleicht" — — so lesen wir in seinen Briefen.

Endlich am 8. und 10. December d. J. hat es der Intendant der Schweriner Hofbühne gewagt, die beiden Hohenstaufendramen „Friedrich Barbarossa" und „Heinrich VI." zur Aufführung zu bringen, und es wurden beide auf Befehl des Großherzogs bereits am 12. und 13. mit großem Beifall wiederholt. Will man der Wahrheit die Ehre geben, so muß man gestehen, daß dieser Beifall weder der durchaus nicht tadellosen, wenn auch sorgfältigen Darstellung galt, noch gar einer glänzenden Ausstattung, welche keineswegs daran gewandt war, noch auch endlich der bis jetzt ungedruckten, also auch noch ungewürdigten Bearbeitung des Frhn. A. v. Wolzogen, sondern ausschließlich und unbedingt nur dem bis dahin dem größern Publikum völlig unbekannten Dichter Grabbe und den großen, kräftigen, nationalen Gedanken, die er in seinen Stücken niedergelegt, der hinreißenden Sprache, worin er sie verkündigt hat. Und in dieser Thatsache liegt denn auch der gebieterische Aufruf an alle deutsche Bühnen, denen genügende Kräfte zur Verfügung stehen, dem Beispiele Schwerins schnell zu folgen und zwei ächteste Dichterwerke dem Theater-Repertoire zu erobern. Ihre zündende Kraft hat sich auf dürrer Scholle bewährt, und jedes Theater-Publikum somit ein Recht auf die Vermittelung des Mitgenusses durch die heimische Bühne erworben. —

Da wir durch einen glücklichen Umstand in die Lage gesetzt sind, die — wie gesagt — noch ungedruckte Bearbeitung mit dem Original vergleichen zu können, so soll es die Aufgabe der nachfolgenden Zeilen sein, unsern Lesern genaue Rechenschaft über die Abweichungen der erstern von dem letztern abzulegen.

Zunächst hat wohl die Rücksicht auf thunliche Verminderung der Personenzahl Herrn A. v. Wolzogen bewogen, die hochpoetische Eröffnungsscene des Friedrich Barbarossa auf den Trümmern der Stadt Mailand zu streichen. Wie gerechtfertigt auch dieser Strich aus bühnenökonomischen Gründen sein mag, so möchten wir doch denjenigen Theatervorständen, die in der Lage sind, sehr viele kleinere Rollen mit zulänglichen Kräften zu besetzen, die Wiederherstellung der Scene empfehlen: Ein hohes Lied der Vaterlandsliebe, wie es in gleicher Mächtigkeit und Größe kaum einem andern Dichter entströmt ist, kann diese Scene gleichsam als eine theatralische Ouverture gelten, in der alle Töne wiederklingen, die in dem folgenden Stück angeschlagen werden. Und welches belebte Bühnenbild, wenn sich auf den Trümmern Mailands, beim ersten Wiedersehen der Heimath die Edlen der Stadt, wie vom Blitz hingeschmettert, an die Erde stürzen, die Steine mit Küssen bedecken und Thränen säen, wo Barbarossa Salz gesä't! Wem sollte es nicht ans Herz greifen, wenn der Vater zu seinem Sohne sagt:

*) Vgl. Oscar Blumenthal's „Nachträge zur Kenntniß Grabbe's" (Berlin, G. Grote) S. 33 ff.

Mein Sohn, sieh' diese Stätte — diese Trümmer —
Vor sieben Jahren, als Du warst geboren,
Stand hier ein Haus mit Marmorstufen, mit
Erhab'nen Säulen, und es wohnten drinnen
Wohlfahrt und Häuslichkeit und Frieden. Es
War Deines Vaters Haus. Da aber, an
Dem Tag, wo des Caroccio Baum, jetzt
Dort wieder aufgerichtet, zu dem Fuß
Der Hohenstaufen schmachvoll hinsank, sprengten
Heran des Barbarossa Eisenreiter.
Die Pferde rissen sie die Stieg' hinauf,
Sie in die Säle stallend. Mit der Faust
Ergriffen sie die Mutter und den Vater,
Die Töchter und den Sohn, und warfen sie
Auf freie Straße — Fenster, Pfosten, Säulen
Flogen laut krachend hinterdrein. — Es brach
Vor Gram der Mutter Herz — die Töchter welkten
Dahin — nur Du bliebst übrig, weil Du nicht
Begriffest, was geschah — und ich starb nicht,
Weil mir das Herz zu fest, so leicht zu brechen —
So sind wir denn noch lebend, um zu rächen!

Und welche Begeisterung flammt in der Rede Gherardos an das Volk:

Sei Friedrich noch
So mächtig, unsre Bundsgenossen sind
Weit mächtiger — Es sind die Männerbrüste,
Die wie ein ewiges Erdbeben, heiß
Für Freiheit und für Ehre pochen. — Dort
Die Berge, dieser Strom, ja jeder Baum,
Der in der Heimath prangt, Hemmnisse sind's
Dem Feinde — doch uns treue Kriegscam'raden!
— Und Heil ihm, der für's Vaterland dahinsinkt —
Nicht größer, edler kann er untergehn.
Er fällt für Haus und Stadt, für Kind und Eltern,
Er fällt für seine spät'sten Enkel, blutet
Für künftige Jahrhunderte und stets
Wird seines Grabes Rasen grünen, denn
Der Bürger Thränen werden segnend ihn
Bethauen!

Man sieht, daß Grabbe's Pathos sich wesentlich von dem geschriebenen Geschrei unterscheidet, das unsre modernen Jambographen „schöne Sprache" nennen. Es ist doch nur ein karger Ersatz für diese Scene, wenn Wolzogen die schönsten Stellen daraus dem Consul Gherardo, den er in der zweiten Scene auf den roncalischen Gefilden vor dem Kaiser als mailändischen Abgesandten erscheinen läßt, in den Mund legt.

Um dieselbe Person nochmals im dritten Act vor Papst Alexander verwenden zu können, wo sie auch Grabbe auftreten läßt, spart der Bearbeiter dem Abgesandten die Enthauptung. Sonst kürzt er im ersten Act nur an einigen Stellen, macht den Vers hie und da geschmeidiger und alliterirt das alte Normannenlied, das bei Grabbe heißt:

„Noch schrei'n die Raben,
Noch wächst ja Gras,
Darum nie Frieden,
Ihr Waiblinger und Welfen!"

Wolzogen's Stabreime lauten:

„Noch krächzen die Raben,
Noch grünt das Gras,
Drum freut der Friede
Nie Waibling und Welf."

Im zweiten Act sind zunächst zwei wesentlichere Veränderungen aufzuzeichnen. Einmal betont die Bearbeitung in Scene II (Begegnung Barbarossa's und des Löwen) mit Recht stärker, als das Original, das politische Programm des Welfen, dem des Waiblingers gegenüber, das nationale im Gegensatz zum Traumkaiserthum; dann aber ist der peinliche Fußfall des Kaisers bei Legnano, sehr zum Vortheil des theatralischen Effects, außerordentlich gekürzt. Bei Grabbe heißt es:

„**Kaiser.** — — Zu Deinen Füßen stürzt der Kaiser, faßt
Die Kniee Dir — sein Aug' wird trübe — und er fleht:
Entweiche nicht von ihm in dieser Stunde
Der Noth!

**Heinrich.** Entsetzlich! — Auf! Empor! Empor!
Empor!

**Truchseß.** Herzog, die Krone, die Du jetzt
Zu Deinem Fuß siehst, schmückt Dir bald die Stirn.

**Roden.** Truchseß, Truchseß, ich fürchte sehr, sie wächst
Ihm übers Haupt!

**Heinrich.** Wie toben in der Brust
Der Schmerz mir und der Stolz! — Hier liegt vergolten
All' was die Welfen litten! — Kaiser, auf!
Ich bitte Dich. Vergebens hast Du Dich erniedrigt!
Es schmerzt mich, — doch Du hättest wissen sollen,
Daß ich entschlossen bin, und nicht das Wanken
Der Welt mich im Entschlusse beugt.

**Beatrice.** Gemahl
Und lieber Herr! Verzeih', mir bebt die Stimme! —
Steh' auf! Gott wird Dir seine Hülfe leihen,
Gedenkst Du einst an diesen Tag.

**Kaiser.** Du sagst
Das, Milde? Und mit Thränen, zürnenden
Und heißen? — Sie entzünden mich, und wie
Die Flamme auf den Wetterstrahl emporzuckt,
Stürm' ich empor. — Trabanten, greift den Braunschweig!"

Während dieser langen Zeit muß der Kaiser vor dem Löwen knieen, was in Wirklichkeit, und theatralisch erst recht, unmöglich ist. Wolzogen führt die Scene daher wie folgt:

**Heinrich** (nachdem der Kaiser sich vor ihm auf das Knie niedergelassen hat). Auf! Empor! O Friedrich, Friedrich!

**Kaiser.** Noch einmal, Heinrich, weiche nicht von mir!

**Beatrice** (zu Heinrich). Kannst Du dies sehen, und es rührt Dich nicht?!

**Heinrich.** O Gott, o Gott! Hier liegt vergolten Alles,
Was je die Welfen litten. Kaiser, auf!

**Kaiser.** So bleibst Du?

**Heinrich.** Wanken mag die Welt, nicht ich,
Bin ich entschlossen.

**Kaiser** (rasch aufspringend, sehr stark). Wohl, so bin auch ich's! —
Trabanten, greift den Braunschweig!"

Die untheatralische Schlacht bei Legnano (II. 3) ist selbstverständlich sehr gekürzt; die Lombarden treten darin gar nicht auf. Die schönen Episoden von Wittelsbach's Tod und das Gespräch mit dem heitern Erzbischof von Mainz sind dagegen fast vollständig beibehalten, ebenso die Prophezeihung in Bezug auf die Hohenzollern, welche denn auch ihrer großen Wirkung auf das Publikum nicht verfehlte, obwohl Grabbe hier an die bequeme Praxis der gewerbsmäßigen Tendenzpatrioten erinnert.

In der 1. Scene des III. Acts, der Begegnung des Papstes mit dem Kaiser, sind lediglich die Verse verbessert, sonst nichts geändert; die 2. Scene, das Wiedersehen Beatricen's und des todtgeglaubten Kaisers auf der Burg Hohenstaufen, durch Einreihung einer sehr schönen Stelle aus Don Juan und Faust (II. 2) von der ersten Liebe, der Empfindung der Kaiserin angepaßt und demgemäß verändert, ausgeschmückt und auch sonst Manches flüssiger und harmonischer gestaltet. Grabbe hatte keinen Sinn für die Musik der Sprache; auch seine besten Verse erscheinen deshalb holperig und schwer zu recitiren; die in dieser Rücksicht nothwendige Abhülfe ist den beiden Stücken durch die Bearbeitung in ausreichendem Maße zu Theil geworden; namentlich sind alle Reimverse, Grabbe's größte Schwäche, wesentlich verbessert.

Im IV. Act ist zunächst das schlechterdings nicht aufführbare Turnier zu Mainz mit Recht gänzlich gestrichen. An der zweiten stimmungsvollen Scene dagegen, dem Feldlager Heinrich's des Löwen am Fuß des Harzes, nur gekürzt; die Weserschlacht, die im Original den V. Act beginnt, an den Schluß des IV. gestellt und selbstverständlich vereinfacht, die Grafen v. Barcelona und Montpellier sowie Heinrich v. Ofterdingen daraus entfernt, dagegen aber dem kaum vom Schlachtfeld abgeführten Heinrich dem Löwen noch ein an Kaiser Friedrich gerichtetes einfaches Abschiedswort in den Mund gelegt:

„Dank Dir für diesen letzten Freundschaftsdienst!“

Der V. Act beginnt mit der Scene am ostfriesischen Strande, Landolph's Tod und des Löwen Abschied von Deutschland; dabei sind ein paar höchst rührende Verse aus dem Monolog des Faust auf dem Aventin (Don Juan und Faust, I. 2, wo die Sonne mit einem roth geweinten Mutterauge verglichen wird), nur wenig verändert und der Situation angepaßt, hinzugekommen; dagegen ist die ganze, jetzt in nichts mehr zeitgemäße Vision von dem meerbeherrschenden Welfenthum der Zukunft fortgefallen. Statt dieser hat der Bearbeiter einen sehr poetischen Abschluß der Scene aus einer schönen Stelle des „Gothland“ (1, 2) mit freier Aenderung der Gedanken componirt. Im „Gothland“ heißt es:

„Gothland. An das Wiedersehen?
Dank Dir! Ein Funke aus den Sternenhöhen
Fällt dieses Wort in meiner Seele Nacht.
Ja, manches Auge, feucht von Zähren, blickt aus
Der Winternacht des Lebens hoffend zu
Den Sternen, — und die Thräne rollt nicht mehr! —
Betrügt ihr uns um uns're Thränen, oder
Seid ihr es, Sterne, was die Ahnung sagt,
Die lichten Ufer eines besser'n Landes?
Und finden über euch sich die
Getrennten wieder? O
Dann selig all' ihr Millionen, die
Ihr unter'm Sternenzelte wandelt, selig ihr
Betrübten, welche ihr an Grabeshügeln um
Verlor'ne weinet!
Cäcilia. Preis' sie selig und
Auch Dich! Es lebt in jeder edlen Brust
Ein Bürge der Unsterblichkeit: die Tugend!“ —

Daraus hat Wolzogen gemacht:

„Mathildis. Komm' in das Boot, das uns nach England bringt,
Und sei gewiß: das Glück verläßt uns nicht.
Heinrich (ihre Hand ergreifend). Verläßt uns nicht! — Ein Funk' aus Sternenhöhen
Fällt dieses Wort in meiner Seele Nacht.
Wie hold die Lippe, die es liebend sprach!
Wie klar das Auge, das dazu geleuchtet! —
Zu diesem Sterne blick' ich dankend auf;
Er strahlet mir, so wie die ew'gen Sterne,
Ein Bürge für die Wahrheit, die besteht.
Ja, wie es eine Trosteskunde giebt,
Daß jene Sonnen, die im Aether schwimmen,
Die lichten Ufer eines bessern Landes,
Und daß sich wieder finden über ihnen,
Die hier sich trennten und an Grabeshügeln
Verlorenes beweinten; — wie wir wissen,
Daß manche Zähre schon getrocknet ward
Durch diesen schönen Glauben: also deutet
Der Himmelsglanz in Deinem Augenstern:
Ich und das Glück, wir sehen einst uns wieder! —
Ich fühl's, — und meine Thräne rollt nicht mehr.“

Die letzte Scene in der Kaiserburg zu Goslar ist fast ganz unverändert geblieben. Nur das kurze Liebesgespräch zwischen Friedrich und Beatrice im Hinblick auf des Löwen und Mathildis' Loos ist etwas anders geführt, und der Constanze sind ein paar Worte mehr in den Mund gelegt.

Das zweite Stück, Heinrich VI., hat bei der Aufführung noch weit mehr gefallen, als das erste, obwohl man den dramatischen Aufbau desselben dem des ersten kaum als ebenbürtig wird an die Seite stellen dürfen. Allerdings sind der lyrischen Schönheiten noch mehr darin, als im

Barbarossa; den Hauptgrund für den größern Erfolg sehen wir aber doch in dem Umstande, daß es im Ganzen besser gespielt wurde, und daß vielleicht der Charakter Heinrich's VI. theatralisch mehr interessirt, als der Friedrich's. — Die erste Scene des I. Acts am Vesuv war bedeutend gekürzt, die Person des Guiskard ganz fortgelassen, die Nachricht Acerra's vom Tode Barbarossa's mit Recht hier unterdrückt, damit sie in der zweiten Scene um so mehr wirken könne. Diese zweite Scene auf der Terrasse des Schlosses bei Neapel, wobei des Barbarossa Leiche erscheint, war von großer Wirkung. Der trauernden Wittwe Beatrice, die im Original stumm abgeführt wird, waren ein paar nicht unpassende Worte in den Mund gelegt:

„(Zu Heinrich). Er war ein Mann!
Groß bist Du nur, willst Du nicht größer sein."

Das Wickelkind Friedrich II. erschien in ein schon gehendes, etwa vierjähriges Kind verwandelt. Aus des Feldherrn Diephold Meldungen war die Nachricht von der Gefangennahme des Richard Löwenherz gestrichen.

Im II. Act blieben die zwei bei der Festung Thierstein in Oesterreich spielenden Scenen (Richard und Blondel, sowie eine Menge Nebenpersonen) fort; er bestand nur aus der 3. Scene des Originals, der Landung des Löwen in Ostfriesland, in die allerdings mehrere Stellen aus den in Bardewick gehaltenen Reden des alten Sachsenherzogs herübergenommen waren. Diese Kürzungen mußten gleichfalls aus ökonomischen Rücksichten geschehen; ebenso blieb in der Landungsscene Fürst Borvin fort; dagegen erhielt Graf Borgholt, nun der einzige Repräsentant des nordischen Adels, einen kurzen, fast ganz, wenn auch mutandis mutatis, aus „Gothland", II. 1, entlehnten Monolog, der also lautet:

„So wird ein großer Fürst vom Volk empfangen,
Das ihn geliebt, wie Kinder ihren Vater,
Und das sich ihm, im Unglück der Verbannung,
Mit stärk'ren Banden nur verkettet fühlte.
Die menschlichen Geschlechter kommen, gehen, —
Nur Flocken sind sie, in den Sturm gesä't:
Spurlos, wie Schatten über eine Wand,
Zieh'n ihre Schaaren über diese Erde; —
Doch stets wird deutsche Treue mit den neu
Erstehenden Geschlechtern neu geboren."

In der 1. Scene des III. Actes, dem Reichstag in Hagenau, war fast blos gestrichen, unwesentlich nur geändert. Agnes v. Hohenstaufen und Prinz Heinrich von Braunschweig unterlassen das Kämpfen mit Küssen unter dem Feldgeschrei: „Hie Waiblingen, hie Welf!" Nach den beiden Aufführungen hat sich der Bearbeiter überdies noch veranlaßt gesehen, die zweite Anklage gegen Richard Löwenherz, der ohne Blondel erschien, die Zurückweisung der lieblichen Alice von Frankreich, zu unterdrücken. Die Debatte über die streitige Bischofswahl zu Lüttich blieb ganz fort, bis auf des Kaisers geflügeltes Wort: „Pfaff bleibt immer Pfaff | Und hängt mit seiner Sippschaft eng und fest zusammen." Die ganze Scene hatte große theatralische Wirkung. Dasselbe gilt von der zweiten, dem Tod des Löwen im Schlosse zu Braunschweig, an der jedoch nach der ersten Aufführung noch wesentlich gestrichen werden mußte, zumal Wolzogen, um das Unnatürliche des sofortigen Erscheinens des Kaisers im Sterbezimmer, gleich nach der Anmeldung durch die Trompete vom äußern Schloßthurm her, zu vermeiden, die Scene durch allerdings herrliche und hier auch hinpassende Stellen aus dem „Gothland", IV. 1 und 3, sehr verlängert hatte. In diese stürmischen Nacht- und Weltuntergangs-Gedanken ist auch noch der wunderbare Vergleich aus „Don Juan und Faust" (II. 1) hineingewoben worden:

„Die Sekunden
Tropfen auf's Haupt mir, wie geschmolz'nes Blei."

Geht man von der Ueberzeugung des Bearbeiters aus, daß schwerlich noch ein anderes Grabbe'sches Drama für das deutsche Theater-Repertoire erobert werden kann, so wird man kaum wünschen, diese bezeichneten großartigen Stellen aus den aufführbaren Hohenstaufen wieder entfernt zu sehen. Der Schauspieler darf sie nur nicht allzusehr dehnen, und kein verständiger Zuhörer wird am „Zuviel" Aergerniß nehmen.

Die erste Scene des IV. Acts, König Tancred's Hof in Neapel, ist gekürzt, zum Theil auch der Dialog etwas anders geführt, um eine bessere Steigerung zu gewinen. Aversa und Ophamilla erscheinen gar nicht. In der 2. Scene (in der Veste Rocca d'Arce) ist das Gespräch zwischen Diephold und dem fränkischen Hauptmann gestrichen, ebenso die lange orientalische Märchenerzählung Achmet's, die allerdings keinen Bühneneffect haben kann, endlich auch Caleb's Tod; — die Schlachtscenen vor Rocca d'Arce sind nicht sehr verändert, nur, mit Recht, um einen wirksamen Abschluß zu gewinnen, das Auftreten des kleinen Prinzen Friedrich an das Ende gebracht. —

Der V. Act enthält abermals blos Kürzungen; insbesondere ist die Beilegung des Haders zwi-

schen den Genuesern und Pisanern, sowie das Erscheinen der byzantinischen Gesandten gestrichen. Die erste Scene ist von Palermo nach Messina verlegt, weil der Aetna, von dem darin so viel die Rede ist, von Palermo aus nicht gesehen werden kann. Ganz am Schluß, nachdem den Kaiser der Schlag gerührt hat, ist eine höchst originelle Stelle aus dem „Gothland“ (III. 1), doch abgekürzt und modificirt, dem Sterbenden noch in den Mund gelegt:

„Der Fußtritt ist es, der von Oben kommt.
Auch ihr, Giganten, konntet nicht den Himmel
Erstürmen. Jetzt begreif' ich, was ihr wolltet.
Ewig zerstörend, unerbittlich herrscht
Das ungeheure Schicksal über uns.
Auch ich erlieg' ihm.“ —

Der Endreim der Tragödie, bei Grabbe:

„So plötzlich hingestürzt im größten Glück!
Das schrecklichste, das tragisch'ste Geschick!“

lautet bei Wolzogen, nicht eben viel besser:

„Im höchsten Glücke hingemäht zu werden!
Das sind der Allmacht dunkle Weg' auf Erden.“ —

Nicht unterlassen dürfen wir hier auch noch darauf aufmerksam zu machen, daß der Schweriner Hofkapellmeister, Herr Alois Schmitt, die musikalische Illustration der beiden Dramen mit großem Geschick und guter Wirkung ausgeführt hat. Insbesondere haben uns der Gesang der Landleute im Barbarossa (III. 1) „Bei Legnano, bei Legnano &c.“, die kurze stimmungsvolle Einleitung zu Heinrich VI. und die Saracenen-Musik in diesem letzten Stück (I. 2 und IV. 3) sehr wohl gefallen. Selbstverständlich wurde alles Musikalische, bis auf die Trompetenfanfaren im I. Act des Barbarossa, hinter der Scene exekutirt und nicht vorn im Orchester. So sollte es bei jedem recitirten Drama sein; denn ein sichtbares Orchester erinnert immer an die Oper, mit der ein gedankenreiches Schauspiel absolut nichts gemein hat, als den Schauplatz.

Alles in Allem dürfen wir Wolzogen's Versuch mit Grabbe's Hohenstaufen als eine Eroberung im Frieden bezeichnen, die eine kritische Siegesfeier sehr wohl verdient.

## Kleine Bücherschau.

Es liegt uns ein Band „Spielmannsweisen“ von O. F. Gensichen vor, dem wir eine ausführliche Beurtheilung zu widmen die Absicht hatten, bis uns eine in den Zeitungen herumwandernde Notiz die Laune dazu verdorben hat. Der Verleger des Buchs, Herr Eugen Grossen, sandte es nämlich an den französischen Schriftsteller Alphonse Daudet — dessen preisgekrönter Roman „Fromont jeune et Risler aîné“ von Gensichen einer liebevollen Würdigung unterzogen worden war. Daudet als gebildeter Weltmann versäumte nicht, seinen Dank auszusprechen und schrieb bei diesem Anlaß: Remerciez pour moi, je vous prie, monsieur Gensichen, qui est un vrai poëte et qui ne craint pas en plein Berlin, d'aimer les poëtes français! Diese letztere Wendung veranlaßte Herrn Gensichen oder seinen Verleger, den Absender als lächerlichen Chauvinisten an den Pranger zu stellen und seine Person in den Schwall des Journalgeklätsches hineinzuzerren. Man hat sich also nicht gescheut, eine vertrauliche Aeußerung, ein freundliches Anerkennungswort des französischen Schriftstellers zu benutzen, um ihn dem Hohnlachen unserer Bierbankpolitiker preiszugeben. Es ist ja möglich, daß man so aus der Daudet'schen Aeußerung den Beweis herleiten kann, wie sehr wir den Franzosen an nationaler Unbefangenheit überlegen sind. Sicher aber ist es, daß man durch die Veröffentlichung dieser Aeußerung bewiesen hat, wieviel wir von unsern Nachbarn noch an weltmännischem Takt zu lernen haben. Eins aber ist dabei am Curiosesten. Während nämlich Herr Gensichen an den letzten Theil des Daudet'schen Briefes so vielerlei Bedenken knüpfte, hat er an dem ersten Theil, worin er un vrai poëte genannt wird, gar Nichts auszusetzen gehabt. Nachdem er uns jedoch die Befangenheit Daudet's so klar bewiesen hat, wird er es uns nicht übel nehmen dürfen, wenn wir auch an diesem ersten Theil einen gelinden Zweifel hegen. **O. Bl.**

# Miscellen.

Der Verein für Literaturfreunde in Wien hat zu Beginn dieses Jahres die folgende Preisfrage aufgestellt: „Welche ästhetische Anforderungen hat man an einen guten Roman zu stellen? und welche Romane der Neuzeit entsprechen diesen Anforderungen am Meisten?" Von den 21 Bewerbern erhielt Dr. Erwin Schlieben in Jena den ausgesetzten Preis. Welchen Romanschriftsteller aber der Preisgekrönte selbst gekrönt hat, darauf darf man füglich gespannt sein. Wir hoffen, bald Ausführliches darüber mittheilen zu können.

*

Friedrich Bodenstedt ist gegenwärtig damit beschäftigt, eine vorshakespearische-englische Komödie für die deutsche Bühne zu bearbeiten.

*

In Prag wurde kürzlich nach Dingelstedt's Vorgang der Versuch gemacht, einen Theil des Shakespearischen Historiencyclus auf die Bühne zu bringen. Bei dieser Gelegenheit machte Alfred Klar in der „Bohemia" folgende sinnvolle Bemerkung: „Mit diesen Historien Shakespeares verhält es sich eben nicht viel anders, als mit den sibyllinischen Büchern der römischen Sage. Es kostet außergewöhnlich große Mühe und Anstrengung, sie im Ganzen für die Bühne zu gewinnen, aber der Preis stellt sich noch höher, ja fast unerschwinglich hoch, wenn man nur Theile des Ganzen erwerben will.

*

In Münster hat sich ein Comité gebildet, um „der deutschen Dichterin", unserer Anette von Droste-Hülshof ein Denkmal in ihrem heimathlichen Westphalen zu setzen. Ein von Levin Schücking und Emil Rittershaus mit unterzeichneter Aufruf ladet alle Freunde der Dichtkunst zu freiwilligen Beiträgen ein.

*

In Linz ist kürzlich die Theatercensur mit Gutzkow's „Uriel Akosta" in einer Weise umgesprungen, die an Gewaltsamkeit und Piätätlosigkeit ihres Gleichen sucht. Der Linzer „Uriel Akosta" schloß nämlich mit den jubelnden Worten des Santos: „Die Kirche siegt, zwei Opfer sind gefallen!" Diesen rohen Triumphruf eines Fanatikers mußten also die Zuhörer mit nach Hause nehmen und es sich vom Dichter gesagt sein lassen, daß die Kirche mit starkem Arm ihre Widersacher zu erdrücken die Macht hat — während die Schlußworte de Silvas, die in einem erhabenen Ausklang der Duldsamkeit alle Mahnungstöne dieser Tragödie zusammen stimmen lassen, dem Publikum einfach unterschlagen wurden! .. Und der Dichter ist waffenlos gegen eine so spitzbübische theatralische Urkundenfälschung!

*

Von Ada Christen wird im Laufe der nächsten Monate bei Ernst Julius Günther ein neuer Band Skizzen erscheinen.

*

Blüthen des Unsinns aus der periodischen Presse:

1. In den „Dresdner Nachrichten" findet sich folgendes Inserat: „Mein Mann, der Schneidergeselle X., ist seit einigen Wochen verschwunden, ohne eine Ahnung davon zu haben, ob er todt ist oder wohin er sich gewandt hat."

2. Im „St. Petersburger Herold" lasen wir kürzlich eine Hofnachricht, die an Devotion das Vollendetste leistet. Es ist ein Bülletin über den Gesundheitszustand der Großfürstin Maria

Nikolajewna vom 8. Dezember und lautet: Nach einer vollkommen ruhig und befriedigend verbrachten Nacht geruhten Ihre Kaiserliche Hoheit sich heute am Morgen schwächer zu fühlen."

(Fortsetzung folgt.)

*

Der Director des Drurylane-Theaters in London hat kürzlich den Nachweis geführt, daß in England die schofelsten Stücke die besten Einnahmen ergeben. Es ist uns ein Land bekannt, wo ganz ähnliche Zustände herrschen. Wem noch? ...

*

Ueber Ferdinand Kürnberger schreibt uns ein Wiener Freund: „.. Der Aermste ist leider von fast unerträglichen körperlichen Schmerzen heimgesucht; er leidet an furchtbaren, fast chronischem Zahnweh. — Wenn ihn das befällt, wird er bitter, und diese Stimmung zeigt sich dann in seinen Schriften. Ein hohler Stockzahn macht ihm besonders zu schaffen. Geräth dieser in Aufruhr, dann zieht er gegen die katholische Kirche zu Feld. Im Volksmund heißt es deßhalb, Kürnberger habe einen Zahn auf die katholische Kirche. Jeder Andere an seiner Stelle ließe sich die katholische Kirche ausreißen oder plombiren!" ... Der treffliche Schriftsteller scheint sich jetzt indeß schmerzfreier Tage zu erfreuen, denn er hat uns eine im nächsten Hefte erscheinende Novelle: „Die Kinder der Vornehmen" übersandt, deren kernhafter, freimüthiger Humor unsere Leser auf's angenehmste unterhalten wird.

*

Ein deutscher Dramatiker hat jüngst ein neues Stück einem Intendanten mit folgender Bemerkung übersandt:

„Bringen Sie, verehrter Herr, mein Schauspiel zur Darstellung, so sollen Sie von mir gepriesen werden, wie Jehovah von Hiob — nur daß ich, mit einer Umstellung der Wortfolge, sagen werde: Der Herr hat's genommen, der Herr hat's gegeben, sein Name sei gelobt!"

*

Auf der Hofbühne in B. wurde vor Kuzem, ein Lustspiel gegeben, dessen Verfasser in der Stadt selbst wohnhaft war und auch nicht versäumte, seinen eigenen zahlreichen Brüdern, dann seinen Freunden, kurz Jedem Billette zu senden, der mit ihm durch Fesseln der Bekanntschaft verbrüdert war.

„Nun, wie hat ihr Stück gefallen?" fragte ihn am andern Tage ein spöttischer Freund.

„Ausgezeichnet .. glänzender Erfolg — Lorbeerkranz — sechsmaliger Hervorruf .. Triumph auf der ganzen Linie."

„Sehr begreiflich", erwiederte der Spötter „Soviel Beifall war ihr Stück unter Brüdern werth!"

*

## Epigramme.

Von Oscar Blumenthal.

### Den Erfolgjägern.

Ob mancher leichte Sieg euch auch geglückt,
Kein Freund der Kunst beugt je vor Euch den Nacken.
Ihr habt die Fäuste, um die Welt zu packen —
Doch nicht die Hand, die gern der Edle drückt.

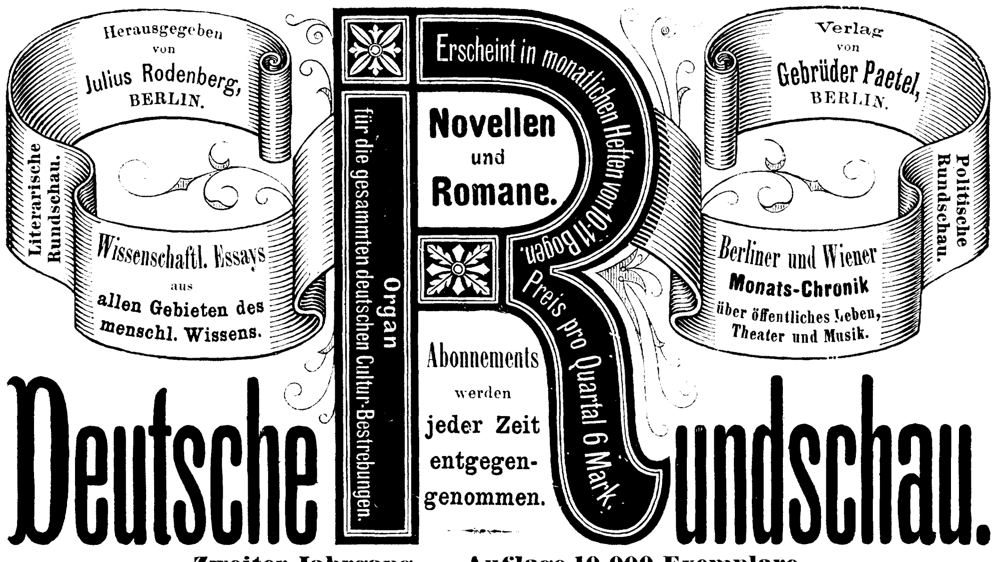
### Einem Possendichter.

Dir ward im Fluge der Triumph gewährt
Den mancher Schelm vergebens schon begehrt.
Wir halten uns den Bauch bei deinen Scherzen ...
Doch nicht vor Lachen, sondern ach, vor Schmerzen.

### Von der deutschen Bühne.

Ihr kennt das Lied, das Schiller uns gedichtet,
Wo er die Bühne nennt „ein bretternes Gerüst".
Wie treffend doch dies Gleichniß ist!
So mancher Autor wird hier — hingerichtet!

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte"** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.**, 32 Hallesches Ufer zu richten.
Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.




1]

**Zweiter Jahrgang. — Auflage 10,000 Exemplare.**

Inhalt des soeben ausgegebenen vierten Heftes:

I. **Ernst Wichert,** Nur Wahrheit, Novelle.
II. **Friedrich Kapp,** Die hundertjährige Jubelfeier der amerikan. Unabhängigkeits-Erklärung.
III. **Wilhelm Scherer,** Bemerkungen über Goethe's Stella.
IV. **H. J. A. Raaslöff,** Das constitutionelle Dänemark. II.
V. **W. Preyer,** Ueber die Grenzen der sinnlichen Wahrnehmung.
VI. **Anton Dohrn,** Ueber die Bedeutung der zoologischen Station in Neapel für die Lösung zoologischer Probleme.
VII. **Friedrich Kreyssig,** Literarische Rundschau.
VIII. **Louis Ehlert,** Pohl's Haydn-Biographie.
IX. **Friedrich v. Hellwald,** Eines Spaniers Studien über die geistige Bewegung in Deutschland.
X. **Karl Frenzel,** Berliner Chronik.
XI. **Julius Rodenberg,** Berliner Denkmale.
XII. **A. W. Ambros,** Wiener Chronik. Richard Wagner in Wien.
XIII. Politische Rundschau.
XIV. „Der Strousberg'sche Concurs". Berichtigung.
XV. Die Verbreitung der „Deutschen Rundschau" nach Städten beim Beginn ihres zweiten Jahrganges.
XVI. Literarische Neuigkeiten.

= Im Februarheft der „Deutschen Rundschau" wird **Iwan Turgéniew**'s neueste Novelle **„Die Uhr"** erscheinen. =

---

Bei **L. Rosner** in Wien erschienen:

## Wiener Luft.

Kleine Kulturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau von

**Friedrich Schlögl.**

gr. 8. 23 Bogen. Eleg. adjustirt. Preis 6 Mark.

**Nach dem glänzenden Erfolge, den Friedrich Schlögl mit seinem ersten Buche „Wiener Blut" errungen, welches in kaum zwei Jahren in drei starken Auflagen erschienen ist und von den bedeutendsten kritischen Stimmen geradezu als ein „klassisches Buch" bezeichnet wurde, halte ich es nicht für nöthig, zur Empfehlung des Autors hier etwas beizufügen.**

## Der Haustyrann.

Roman

von

**Ferdinand Kürnberger.**

8. eleg. ausgestattet 283 Seiten.

Preis 5 Mark.

Seit dem „Americamüden" hat Kürnberger keinen Roman publicirt. Es wird dem vorliegenden Buche des geistreichen Erzählers nicht an glänzenden Beurtheilungen fehlen. [82

---

Im Verlag von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien:

## Gedichte.

Von **Joseph Freiherrn von Eichendorff.**

**Neunte Auflage.**

Miniatur-Ausgabe. Elegant gebunden in Goldschnitt. Preis 6 Mark.

der Idee, als welche sie in der anmuthigen Tochter des Goldforellenwirthes sowohl ihre Ergänzung als ihren Gegensatz findet. In beiden Erzählungen erhöht das Ineinanderspielen aristokratischer und demokratischer Daseinsweise die Spannung, und um die beiden tragischen Gemälde her legt der Humor Einrahmungen voll bunter und krausverschlungener Arabesken.

Band 6 bietet **„Die Jesuitin"**, eine Reisenovelle, in welcher der Verfasser ein persönliches Abenteuer in den Walliser Alpen benutzt hat, um dem Problem des Jesuitismus eine ganz neue Wendung zu geben. Die Novellen **„Rafael Spruhz"**, **„Gottlieb Rapser"** und **„Die rothe Dame"** sind satirische. Sie gehören also zu einem Genre, welches in unserer Zeit allzu wenig gepflegt wird. Alle drei sind so recht frisch und keck aus dem vollen Leben herausgegriffen und persifliren in anschaulichster Weise religiöse und politische, wissenschaftliche und literarische Verkehrtheiten, welche in unseren Tagen grassiren.

Band 7—8 enthalten die historische Novelle **„Die Pilger der Wildniß."** Den hochinteressanten Stoff bot die Geschichte Nordamerika's. Der Verfasser hat es möglich gemacht, daß wir in seiner Erzählung das ganze mühe- und gefahrvolle, aber auch poesiereiche Dasein der „Pilger" oder „Pilgerväter", d. h. der Besiedler von Neu-England, der Gründer der Vereinigten Staaten, so zu sagen miterleben, und er entläßt uns mit dem erhebenden Gefühle, einem bei aller Schlichtheit großartigsten Schauspiele der Weltgeschichte angewohnt zu haben.

Band 9—10 wird die 4. Auflage des **„Michel"** bringen, welcher bereits in weiteste Leserkreise gedrungen ist und welchen die Kritik als ein „von Poesie, Gemüth und Humor überquellendes Werk" bezeichnet hat.

Verfasser und Verleger sind übereingekommen, daß noch andere erzählende Arbeiten Johannes Scherr's, ältere sowohl, als auch neue, bisher ungedruckte, dieser Sammlung einverleiben werde.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

Leipzig, im Januar 1876.

Die Verlagshandlung

**Ernst Julius Günther.**

---

An die Buchhandlung von

in

Unterzeichneter bestellt hiermit:

Expl. von **Johannes Scherr's Novellenbuch.** Vollständig in ca. 45 Lieferungen à 1 Mark. Lief. 1 u. ff.

Ort und Name:

# Die Kinder der Vornehmen.

Novelle

von **Ferdinand Kürnberger.**

---

„Kaufen wir beim goldenen Engel ein," sagten im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts die eleganten Herren von London, wenn sie ihre luxuriösen Putzwaaren anschafften. Sie meinten aber damit kein Aushängeschild, sondern eine Verkäuferin. An einer Ecke von Pall Mall befand sich die Mode- und Weißwaarenhandlung von Herrn und Frau Rennie und unter den Ladenjungfern derselben servirte Miß Olivia Clement, die schönste Engländerin ihrer Zeit. Das war der goldene Engel.

Miß Olivia hatte das feinste Köpfchen, den weißesten Teint und ein Gesicht voll jungfräulicher Unschuld bei einem hinreißenden Zug von schwärmerischer Zärtlichkeit. Um ihre formenschöne Mädchenbüste fiel ein schweres wallendes Haargelock von jener dunkelfeurigen und bronceartigen Goldfarbe, welche schon vor zweitausend Jahren die Leidenschaft der schwarzen Römerinnen war und welches sie für ihre künstlichen Touren um die fabelhaftesten Preise von Deutschen und Briten erhandelten. Wenn es kaum einer Uebertreibung bedurfte, die sanfte schöne Olivia einen Engel zu nennen, so war es vor allem dieses bewunderte Goldhaar, um dessen willen sie der goldene Engel hieß.

Olivia war die Tochter eines fahrenden Genies, welcher in seinem Leben Alles gewesen: Apothekerlehrling, Gärtner, Kammerdiener, Perückenmacher, Komödiant, Gefangenwärter, Chaisenträger, Vogelhändler, kurz, ein Bachkiesel, welcher durch den wogenden Londonerstrom rollte, — jede Umkugelung ein anderes Metier! In diesem Augenblicke z. B. ernährte er seine Familie vom Anschlagen der Theaterzettel und einem kleinen Muschelhandel. Die gute Frau Rennie erschlug zwei Fliegen mit einer Klappe, als sie die kleine Olivia zu sich nahm. Sie that eine vor Gott und der Nachbarschaft gepriesene Wohlthat, daß sie dem armen Adam, auch Meister Chamäleon genannt, seine drückende Kinderlast erleichterte und das Mädchen beherbergte; dabei aber hatte sie für sich selbst am besten gesorgt, denn das wunderschöne Kind brachte ihr bald Reichthümer an zulaufender Herrenkundschaft ein. Vielleicht hatte die „gute" Frau Rennie diese Berechnung ihrer „Wohlthat" zu Grunde gelegt. Dafür muß ihr aber auch nachgerühmt werden, daß sie mit höchster Ehrbarkeit das große Kapital ihres Ladens verwaltete. Sie bewachte ihren goldenen Engel mit Mutteraugen und wenn ein junger Gentleman etwa allzu andächtig in seiner Engelverehrung wurde, so verschmerzte sie lieber die beste Kundschaft, als daß sie dem Versucher nicht unbarmherzig die Thüre gewiesen hätte.

Soeben war Eduard Walpole aus dem Laden gegangen, der Sohn des berühmten

Robert Walpole, des allmächtigen Ministers, man darf sagen, Regenten von England. Gleich sagte Frau Rennie zu ihrem goldenen Engel: „Dieser Herr kommt mir ein wenig zu oft. Ich glaube, er kauft jede seiner Manschetten einzeln. Nimm Dich in Acht, mein Kind, dieser Gentleman scheint mir der gefährlichsten einer. Die andern gaffen nur so blindlings in Dich hinein; die sind minder zu fürchten, sie verrathen sich wie Küchengeruch. Mein feiner Sir Eduard aber, der schlaue Diplomat, unterhält den ganzen Laden, spricht mit Allen zugleich, erzählt uns seine italienischen Reisegeschichten und denkt, dabei läßt er sich lieber selbst angaffen als daß er angafft. Wie haben die Mamsells Aug' und Ohr an ihn gehängt! Was Dich angeht, Du warst recht sittsam; ich habe es mit Vergnügen bemerkt. Sei immer so, meine Liebe. Die Welt ist arg und der Teufel reitet auf allen Pferden. Ich will Dir nichts in den Kopf setzen, aber Vorsicht kann nicht schaden. Und bis ich diesen Sir Eduard ausstudirt habe, mache es immer wie heute. Gib Acht auf Dich und bezeuge ihm keine Aufmerksamkeit. Versprichst Du mir das?"

„Von ganzem Herzen, Mama," sagte das bescheidene Mädchen und küßte die mütterliche Hand der Frau Rennie. Im nächsten Augenblicke aber ließ sie sich ins Magazin schicken, setzte sich auf eine Faktur irländischer Leinwand und las mit Muße das Briefchen, das ihr Sir Eduard zugesteckt hatte. Es lautete:

„Theuerstes Mädchen! Ich umarme und küsse Dich und bin närrisch vor Liebe. Wie könnte ich anders? Ich schreibe diese Zeilen vor Deinem Portrait. Gott segne den alten ehrlichen Reynold, dessen Malerstube das Asyl unsrer Liebe gewesen! Dafür will ihn reich machen, wenn ich es einst selber bin, — ihn und seine Kindeskinder!

Laß Dir sagen, mein Herzchen: Ich habe so eben wieder einen Sturm auf das Herz meines Vaters gemacht und der große Robert Walpole schüttelte wie immer seine olympische Staatsperücke. Sang pur, sagt er, wie Neptun sein Quos ego gesagt hat, was Du zu Deinem Glücke nicht verstehst, mein süßes Schnäbelchen! Der mächtigste Mann in England und seine Schwiegertochter ein Ladenmädchen — nimmermehr! Guter Gott, welches Weib untersteht sich denn noch, Thronstufen hinanzusteigen, wenn ein Mädchen wie Du niedrig heißt?! Wer waren denn die Königinnen dieses Eilands, wer waren denn die Stammmütter dieses stolzen Adels? Göttinnen? Weh dem Adel, dem die Edlen nicht ebenbürtig sind!

Aber genug. Sir Robert will nicht und Sir Eduard will ganz außerordentlich. Hier trennen sich also die Wege der großen Walpole's. Sir Robert fährt in den St. Jamespalast und Sir Eduard fährt — nach Gretna-Green!

Ein großes Wort, meine süße Kleine, nicht wahr? In diesem Worte bist Du Braut, bist Du Frau, bist Du Stammmutter der großen Walpole's, welche Königen ihre Gesetze diktiren. Wirst Du nicht zu klein sein für die große Aufgabe? Das Ladenmädchen ist es vielleicht, aber die Liebe des Ladenmädchens? Möge der Ocean austrocknen, wenn sie nicht eine Riesin ist!

Die Straße nach Gretna-Green, mein Täubchen, wandelst Du nicht zuerst. Es ist ein Weg, welchen der kleine blinde Amor die großen Löwen unserer Wappenschilder schon oft geführt hat. Mehrere Herzogstöchter, viele Gräfinnen und unzählige Ladies haben diesem Wege ihre Fußtapfen eingedrückt und es waren nicht immer Engelsfüßchen wie Deine. Das bedenk und sei muthig. Wie, ist es nicht rühmlicher ein Ladenmädchen geht mit einem Walpole durch, als eine Herzogstochter mit einem Ladendiener?

Ich erwarte Dich Abends Schlag fünf. Stelldichein: Maler Reynold, wie immer. Nimm mit, was Dir von Andenken und Kleinigkeiten Deiner Mädchenzeit lieb ist, denn

gleich von Gretna-Green weg gehts nach Deutschland. Deinen Eltern und Geschwistern magst Du ein schriftliches Lebewohl sagen, am liebsten außer den Grenzen Englands.

Frage nicht, wovon wir leben. Ich habe zu Geld gemacht, was ich konnte, und den Credit benutzt, den ein Sohn Walpole's hat und den ich bisher nicht mißbraucht habe. Es wird reichen für uns und wohl auch für eine kleine Lady und einen jungen Gentleman. Deutschland ist wohlfeil, ja seine schönsten Gegenden sind just seine wohlfeilsten. Und Italien? Wie viele Freunde habe ich noch dort! Kind, Weibchen, Mütterchen, in welchen Paradiesen werden wir leben! Auf, nach Gretna-Green!

Und nun hinweg Deine kleine fixe Idee, süßes Närrchen! Sage nicht, Du willst nicht feindlich zwischen die Walpole's treten. Ueberlaß das mir, kleine Staatskünstlerin. Mein Ehrenwort, Sir Robert gibt nach, wenn er erst sieht, das Sir Eduard ein Mann ist! Wir Engländer vertragen ein wenig Trotz, ja wir lieben ihn. Es ist nicht der schlechteste Zug unsers Nationalcharakters, daß wir den Mann an seiner Widerstandskraft erkennen. Und zuletzt, mein Püppchen, — Robert Walpole ist doch ein großer Mann! Mag er seine Schwächen, seine Standesvorurtheile haben; wer hat sie nicht? Wäre ich mein Sohn, vielleicht gäbe ich selbst nichts auf meine Worte, aber meine Thaten würden mir imponiren! Handeln wir also, meine Erwählte!

Ich schließe, denn meine Vorbereitungen drängen mich noch. Deß ungeachtet überbringe ich Dir dieses Blatt noch persönlich. Keiner fremden Hand mag ichs anvertrauen. Kein böser Zufall spiele uns Streiche. Zufall? Ach, wenn es nur der Wille nicht thut! Wirst Du auch kommen? O könnte ich den Flammenstrom meines Muthes in Deine schüchterne Mädchenseele gießen! Sei standhaft, Mädchen, sei standhaft! Mein Glück, liegt in Deiner Hand, mein Himmel und meine Hölle. Was liebte ich noch, was glaubte ich noch, wäre nicht Liebe und Glaube bei meiner einzigen und ewig angebeteten Olivia?!" —

Das schöne Mädchen ließ die Hand mit dem Blatte in den Schooß sinken. Sie sah starr vor sich hin. Ein schwimmendes Feucht überwölkte ihr blaues Auge und ihr Antlitz entfärbte sich. Es war ihre Eigenart, daß sie erbleichte, wo Andere errötheten, — im Augenblick einer großen Freude, eines großen Gedankens, einer Aufregung. So saß sie, im geistigen Anschauen, überdachte ihre Liebe und ihr wagendes Schicksal.

Schritte erschreckten sie. Sie raffte sich auf, verbarg das Blättchen im Busen und eilte zurück in den Laden.

„Kind, wie Du blaß bist!" sagte Frau Rennie. „Hast Du Ballen gewälzt? Die Spitzen lagen doch rechts neben den Hutschachteln. Hast Du sie weiter gesucht?"

Olivia antwortete nichts. Sie schlug die Augen nieder und stotterte zaudernd: „Mamachen, es ist mir so eben der Gedanke gekommen, heute bei meinen Eltern zu speisen. Darf ich?"

„Seit wann mußt Du bitten um deine Rechte?" antwortete die gute Frau fast gekränkt. „Geh, mein Kind, geh; ich lasse sie grüßen, Eltern und Geschwister."

„Wie gut Sie sind!" seufzte das Mädchen. Sie küßte die Hand der Frau Rennie zärtlicher als sonst. „Warum hat Sie der Himmel nicht" ... wollte sie mit der Uebereilung eines guten Herzens fortfahren, aber sie hielt mit Zartgefühl inne.

„... nicht mit eigenen Kindern gesegnet?" lächelte wehmüthig Frau Rennie. „Das dachtest Du doch, nicht wahr? Nun, weil der Himmel vorausgesehen hat, daß mein Olivchen mich lieben wird wie die zärtlichste Tochter."

Das war zu viel. Das gefühlvolle Mädchen riß sich mit einer Bewegung los, welche sie fast verrathen hätte. Sie ging auf ihr Zimmer, warf sich an ihrem Bettchen nieder und weinte aus vollem Herzen.

Als ihr Gefühl sich ausgestürmt hatte, ging sie an ihre Schränke und Schachteln und fing an, ihr Reisebündel zu sammeln. Bald war sie einig. Sie nahm so ziemlich Alles mit. Aber das Bündel wurde viel zu groß und nun stand das arme kindische Mädchen erst in seiner Verlgenheit da! Sie musterte, wählte, überlegte, und die Noth wuchs ihr über's kleine Köpfchen hinaus. Kann denn ein Mädchen den Gedanken fassen, ein Kleid ist unnöthig? Ein schmuckes frisches Kleidchen, welches fünf Guineen gekostet hat? Unmöglich! Jetzt erst ging ihr die Ahnung auf, welch ungeheure Opfer die Liebe fordert. Sie setzte sich hin und weinte von Neuem.

Nach und nach fing ihr kleines Herz an, sich einen großen Muth zuzusprechen. Sie entschloß sich, Alles zurückzulassen. Sie wollte fort wie sie ging und stand. Als sie diesen Entschluß gefaßt hatte, fühlte sie Heldengefühle! Sie fühlte sich größer als Karl V. da er die Kronen zweier Welten vom Haupte nahm.

Doch nein! Wenigstens umkleiden will sie sich. Man kann sich mit einem Walpole doch nicht als Ladenmädchen trauen lassen! Sie zieht also ihre „besseren Sachen" und Lieblingsstücke, kurz ihren Sonntag an. Weniger groß, aber um Vieles glücklicher als Karl V. lächelt sie, als sie damit zu Ende ist.

Nun kommen die Andenken. Natürlich seine Andenken. Zuerst jenes kostbare Dutzend von Medaillon-Taschentüchern, verziert mit Spitzen und gestickten Sträußchen von Vergißmeinnicht und Dreifaltigkeitsblumen. Jedes der Taschentücher enthält in einem der Medaillons ihren gestickten Namenszug. Dann der Bandona-Shawl, das asiatische Modewunder der Nabobs, deren goldenes Zeitalter ungefähr in der Jugend unsrer kleinen Heldin angebrochen. Hierauf der Schleier von Chantilly-Spitzen, der neueste Geschmack der aristokratischen Damen von Westminster. All diese Kostbarkeiten hat der ritterliche Walpole seinem angebeteten Ladenmädchen zu Füßen gelegt, als sie in der Malerstube des guten Reynold St. James-Palast spielten. Namentlich den Schleier verpackt sie mit großer Andacht. Das thörichte Kind bildet sich ein, er könne ihr Brautschleier sein und scheint nicht zu ahnen, wie prunklos der Schmied in Gretna-Green traut.

Nach diesem kommen die kleineren Sachen an die Reihe, ihre Fingerringe von Similor, ihre emailbemalten Bonbonnièren und Parfümdöschen von Charles Muß, ihre croches coeurs, goldene Haarringe, welche die Löckchen an den Schläfen verzieren, und was sie sonst noch waren und hießen, jene zahllosen Mode-Bijoux, womit der zärtliche Eduard seine Besuche, wenn nicht gewürzt, doch begleitet. Das Alles nahm schon weniger Raum ein. Keine Perle ließ sie zurück von den Weihegeschenken seiner Liebe.

Ernster wurde der Augenblick, als das junge Mädchen an ihre Sparbüchse ging. Sie hatte sich in vier Jahren hundert Pfund erspart, mit dem süßen Gedanken, wenn die Summe voll sei, ihren Vater zum Geburtstag damit zu überraschen. Wie töchterlich hatte sie sich auf die Stunde gefreut, ihm das Kapital zu einem neuen Geschäfte zu spenden! Jetzt fühlte sie — mütterlich. Ihr weibliches Herz überlegte gar ernst, was der Mann ihrer Liebe von der kleinen Lady und dem jungen Gentleman geschrieben. Und sie wußte, die Mittel der Trutz-Ehe würden fürs erste nur knapp sein. Scheu — hastig — als ob sie einen Raub beginge, steckte sie das Geld zu sich — für ihre Kinder!

Der goldene Engel war nunmehr reisefertig. Ohne sich umzusehen, wie im Traume

verließ sie das Haus ihrer Mädchenjahre. Sie warf sich in ein Cab und jagte zum Maler Reynold.

Schon hatte sie die Riesenstraße des „Strand“ zurückgelegt, ebenso Fleetstreet und Ludgatehill, hatte die Paulskirche schon hinter sich, war über Cheapside und Poultry gefahren und hatte den Hafen fast schon erreicht, Bishopsgate, wo Maler Reynold wohnte: — da scheiterte ihr Schiffchen.

An der Ecke von Cornhill und Finchlane gab es zu jener Zeit ein schmales, schmutziges Gäßchen, über welches nun längst das Winkelmaß des Architekten Nash hinweggegangen, der diese ganze Gegend verändert hat. Damals aber stand ein großes viereckiges Haus in dem engen Gäßchen, welches einen Theil seiner ungeheuren Façade auf Finchlane und auch auf Cornhill erstreckte. In dem Augenblicke nun, als das Cab unsrer flüchtigen Schönen an diesem Hause vorbeifuhr, erscholl ein herzzerreißendes Geschrei aus dem letzten Stockwerke desselben. Man sah ein Fenster aufreißen, und ein kurzes aber gräßliches Schauspiel beginnen. Die Gestalt eines Mannes erschien in dem Fenster, Frauenarme hielten ihn mit der Kraft der Verzweiflung zurück, der Mann riß sich los, — ein furchtbarer Schrei oben, — ein furchtbarer Fall unten — und wer nicht Nerven von Stahl hatte, sah und hörte nichts weiter. Nicht einmal Cabpferde hatten diese Nerven. Oliviens Pferd wurde scheu, warf den Wagen um, schleifte ihn, und erst nach ein paar Dutzend Schritten gelang es den Menschen, das verunglückte Fuhrwerk anzuhalten.

Diejenigen unserer Leser, welche des Schauplatzes kundig sind, wissen, daß das Unglück unfern der Bank sich ereignete. Aber mitten im Bezirk dieses Goldtempels und dicht an reichen und großen Straßen war Finchlane, noch heute eine schwarze und traurige Winkelgasse, damals eine Spelunke der Armuth und des Elends, worin existenzlose Bettlergestalten von der Nähe der Bank zu leben suchten, gleichsam als Sperlinge unter ihrem Dache oder Ratten in ihren Kellern. Auch Adam Clement, vulgo Meister Chamäleon, lebte hier, denn unter seinen vielen Gewerben war er noch vor kurzem der Makler eines Maklers gewesen und die Bank eines jener Luftschlösser worin seine Phantasie schwelgte, aber sein Magen verhungerte.

Als nun der Unglücksfall sich schnell in der Nachbarschaft laut machte, denn es war zur Stunde des Geschäftsschlusses und alle Straßen belebt, da kam der Mann wie eine Falconetkugel geflogen, um das verunglückte Mädchen zu sehen. „Schön wie ein Engel mit einem Haar wie die goldene Sonne“ hatte der siebzehnjährige Lehrling der Droguenhandlung in Clementslane gesagt, — nur Ein Vater lebte in England, der darin seine Tochter erkannte. Er, Mr. Adam, war es! Er schoß hinweg, stürmte fast den Baderladen, wohin man sowohl den Mann, der sich aus dem Fenster gestürzt, als die verunglückte Miß und ihren gleichfalls verunglückten Cabkutscher gebracht hatte. Er hätte es nicht ertragen, daß der „Engel mit dem Sonnenhaar“ eines Andern Tochter gewesen, und doch zitterte er, daß sie es sei. Wo? Wo? schrie er fieberhaft als er die Officin des Chirurgen erobert. Mit Einem Blick verschlang er den Raum. Aber er sah nichts als das Nebel- und Schwindelgrau seines eigenen Auges und roch Spiritus, womit man Wunden gereinigt. Menschen, blutige Handtücher, Schwämme und Waschbecken flirrten tanzend vor ihm herum und mitten darin packte ihn die Faust eines Mannes, um ihn hinauszuwerfen. Aber just dieser Mann machte ihm den Blick auf die Verunglückte frei, von welcher Jener hinweggesprungen. Er sah etwas Weißes liegen, — ein Mädchen

dem man soeben die Kleider löste, bleich wie eine Leiche, Blut in den goldenen Haaren, der linke schon entblößte Arm blau und blutrünstig, entweder gequetscht oder gebrochen — es war genug! „Sie ist's, sie ist's!" rief er und stürzte vor ihre Füße. „Olivia, meine Tochter, ist todt!"

Aber der Schrecken dieses Augenblicks ging vorbei, als man ihn überzeugte, daß sie lebe. Ihre Verletzungen waren nicht tödtlich und der sanguinische Mann glaubte im Nu, daß sie auch nicht gefährlich seien. Es fehlte wenig und er jubelte über das Glück seines Unglücks. Er ließ den Chirurgen seine Verbände vollenden, eine Tragbahre holen und das bewußtlose Mädchen in sein Haus schaffen. Das Volk machte musterhaft Platz, als die Thüre aufging, und ein großer Theil begleitete die Bahre in tiefer feierlicher Stille. So groß war die Theilnahme für das schöne Mädchen, daß wenig mehr übrig blieb für die beiden andern Verunglückten, den Selbstmörder, der sich aus dem Fenster gestürzt, und den halbgeräderten Cabkutscher. Erst eine Scene der grellsten Art gab der öffentlichen Sensation wieder eine veränderte Richtung.

Während die Bahre nämlich sich in das Gäßchen hinabbewegte, stürzte an der oberen Ecke ein Weib in die Gasse, dasselbe, dem sich der Selbstmörder im kurzen und ungleichen Kampfe auf der Fensterhöhe entrungen. Mit Jammergeschrei und rasenden Gebärden kam sie daher gerannt, verfolgt von Einigen, welche sie zu halten suchten und umdrängt von einem Schwarm gaffender Zuschauer. Sie ballte ihre Faust gegen Himmel und beschwor Gottes ewige Rache auf das Haus eines Bischofs herab, den sie den Mörder ihres Mannes nannte. Das war ein Schauspiel für die Massen. Augenblicklich war die untere Gasse leer und die obere gefüllt. Nur Einer schlich sich der Bahre Oliviens nach, der romantische Lehrling von der Droguenhandlung. Er übergab Herrn Clement das Reisebündel und die Sparbüchse seiner Tochter, denn er war es, welcher das Mädchen unter dem zerbrochenen Fuhrwerk und ihr Eigenthum vor den Bewohnern der verdächtigen Gasse gerettet. Der junge poetische Schwärmer machte sich große Gedanken an diesem Tage.

„Was ist die Uhr?" rief Olivia erschrocken, als sie aus tiefer, todtähnlicher Ohnmacht erwachte. Sie blickte aufgeregt um sich her, sah verwundert die Lampe brennen, sah sich in einem Raum, der ihr so wohlbekannt, ach und jetzt so fremd war, sah Vater und Mutter an ihrem Bette, sah ihre Geschwister, von welchen sie doch wußte, daß sie zu keiner Stunde des Tages zu Hause sein konnten, denn die kleine Maudlin verkaufte Brunnkreß auf dem Faringtonmarkte, der kleine Daniel war Kellnerbursche bei einem Vetter in Whitechapel und John, der älteste, sammelte Abfälle auf dem Londoner Dock, deren Werth man damals noch nicht erkannte und die jetzt, freilich von allen Docks zusammen, um 20,000 Pfund Sterling verpachtet sind, wobei der Pächter noch Millionär wird. „Was ist die Uhr?" war das erste Wort und der erste Gedanke ihrer zurückkehrenden Lebensgeister. — „Mein Kind, es schlug neun auf der Finchkirche, sagte der Vater, aber du hast ja" . . . „Neun Uhr!" schrie das Mädchen, „heiliger Gott was hast du gethan!" Sie machte eine heftige Bewegung nach vorwärts, aber sei es, daß sie die Schwäche der Ohnmacht, oder ein Gedanke der Hoffnungslosigkeit überkam, sie sank zurück und seufzte ergeben: „neun Uhr!"

Olivia gehörte zu jenen tieffühlenden Naturen, welchen die Resignation stets nahe liegt. Sie hatte das Glück der Liebe empfunden, als sei es zu groß für ihr sterbliches Herz, als sei es ein Himmel, welchen die Erde nicht fassen könne. Sie hatte immer

gezagt, ihre Hand nach der höchsten Krone anszustrecken, gleichsam als habe sie das Maß ihres Glückes und alles Andere sei Uebermaß. „Nicht feindlich zwischen die Walpole's treten“ nannte sie diese Scheu, wenn sie es nennen mußte, aber sie fühlte, daß es nicht das rechte Wort sei und daß selbst Eduard sie mißverstand, welcher es für niedere Kleinmüthigkeit hielt. Und als sie die Stunde ihres letzten und schönsten Glückes in diesem Augenblicke versäumt fand, so fiel es sie nicht mit der Wuth der Verzweiflung an, sondern sie hatte das Gefühl, als müsse es so sein, als hätte das Letzte und Schönste sich gar nicht ereignen können. Sentimental nennt man in Deutschland diese Gemüthsart, aber Olivia hatte sie doch — als Engländerin. Sie blieb nicht thatlos dabei. Nach einer Pause winkte sie ihren Bruder Daniel zu sich und flüsterte ihm ins Ohr: „Dan, lieber Dan, geh auf Bishopsgate zum Maler Reynold und frage nach einem Gentleman welchen er kennt. Sag ihm, Du seist mein Bruder, und erzähl ihm mein Unglück. Geh gleich, lieber Dan, ich bitte Dich.“ — Und als der Knabe zurückkam mit der Botschaft, der Gentleman habe zwei Stunden gewartet und sei dann im größten Zorne verreist, da schloß sie die Augen, kreuzte die Hände über die Brust und hauchte mit einem tiefen Seufzer: „Fahre wohl! Ich verzeihe Dir, daß Du nicht geglaubt hast an mich!“

Aber schon beim nächsten Eisumschlag, der sie aus ihrem traumartigen Zustande erweckte, rief sie den Vater ans Bett und sagte: „Vater, wir müssen reisen. Sobald ich heil bin, reise ich ihm nach und du mußt mein Führer sein.“ — „Ganz recht, mein Kind, wir reisen,“ sagte Mr. Adam äußerst zuvorkommend. — Das Mädchen sah ihn scharf an. „Bin ich ein Kind, dem man ein Spielzeug verspricht? Von welchem Gelde wollen wir reisen? Das hättest Du fragen müssen, wenn Du es ernst meintest.“ Sie griff an die Brust, aber erschrocken fuhr sie zusammen.

„Da, da!“ rief der Vater, der sie verstand und hielt ihr ihr Geldtäschchen vor die Augen.

„Gott sei Dank!“ lächelte Olivia. „Seht liebe Eltern, das ist mein Schatz. Ich habe mir in vier Jahren hundert Pfund erspart. Ach, Ihr werdet mich oft für geizig gehalten haben in diesen vier Jahren, weil ich Euch nicht unterstützte, wie ich wohl konnte. Aber ich dachte mir“ . . .

„Liebes Kind, sprich nicht so viel.“

„Ich dachte mir, im Kleinen hilft es Euch doch nicht; es soll ein Sümmchen werden, um es in einem Geschäft anzulegen.“

„Engel, mein Engel, Du bist der Erzengel aller Engel!“

„Ach, das bin ich nicht, Vater. Ich nehme das Geld wieder zu leihen. Wir müssen reisen, Vater, reisen bis wir ihn wiedergefunden haben. Dann sollst Du es zehnfach, hundertfach wieder haben. Er ist ein großer Herr, und wenn uns sein Vater verzeiht, der ein noch viel größerer Herr ist, so kann ich Euch Alle reich machen. Aber diese Probe hat mir der Himmel auferlegt. Ich muß ausharren in Geduld und ihn suchen bis ans Ende der Welt.“

„Sehr wohl, mein Kind, das ist das Mindeste. Bis ans Ende der Welt.“ Aber der Mann, der mit seinen nervösen beweglichen Zügen fünf Jahre geschauspielert, verrieth sich mit einem satirischen Schmunzeln bei diesen Worten, so daß Olivia aufmerksam wurde.

„Bis ans Ende der Welt,“ wiederholte sie nachdenklich. „Da reicht wohl auch mein Sparpfennig nicht!“ Und auf einmal brach sie in lautes leidenschaftliches Weinen aus.

Das war Naphtha und glühende Kohlen auf das Vaterherz des wachsweichen Mannes. Wie toll stürzte er aus dem Hause und auf die Straße. „Ich schlag Einen todt! Ich schlag Einen todt! Tausend Pfund muß ich haben, Gott verdamme meine Seele!" Und er überrannte den jungen Richard, den romantischen Lehrling von der Droguenhandlung in Clementslane, welcher just seinen Laden geschlossen und vor dem Hause des goldenen Engels eben so schüchtern als leidenschaftlich herumlungerte.

„Dick, mein Junge, wen schlagen wir todt?" fiel ihn der Rappelkopf an. „Ich brauche tausend Pfund für mein Engelchen. Wer hat sie? Wo sind sie? Rathe, hilf, sprich Dich aus, vortrefflicher Jüngling! Se. Majestät den König, seine Minister und sein ganzes Parlament erschlag ich um tausend Pfund! So sprich doch, Du Teufelskind! Wer hat tausend Pfund, oder besser zweitausend? Wir halten Compagnie, Herzensdick. Sollst hundert Procent verdienen, erleuchteter Jüngling."

Als Richard vom „Engelchen" hörte, war er sofort entschlossener Engländer. Er sagte kaltblütig: „Mein Meister will in vierzehn Tagen Bankerott machen, er muß also Geld haben."

„Topp," rief Mr. Adam, „das gilt! Du suchst mir Gelegenheit, Hausratte . . ."

„Oder was meint Ihr zum Bischof, dem Dr. Tippleton? Der Kerl hat so viel Teufel im Leibe als Haare auf dem Kopf; ich traue mir den Beweis anzutreten, daß es ein Werk der Gnade ist, dem Satan den Hals zu brechen."

„Wieso, mein Junge, wieso?"

„Das will ich Euch sagen. Denkt, Meister Chamäleon, Mister Adam, wollte ich sagen, der Höllenbraten besitzt Euch eine Pfründe in Sussex, die ihm zweitausend Pfund trägt. Die verschwelgt er in London und Brighton und gibt seinem Vikar funfzig Pfund jährlich. Gut. Der Vikar lebt davon zwanzig Jahre lang mit einer Frau und fünf Kindern. Nun wißt Ihr aber, Meister Chamäleon, Mister Adam, wollte ich sagen, daß die indischen Reichthümer, die jetzt ins Land fließen, seit zehn Jahren alle Preise verdoppelt haben, sodaß die Leute sagen, es wird bald nur mehr Nabobs und Bettler geben in unserm alten glückseligen England. Das wißt ihr; gut. Mein armer verhungerter Vikar reist also endlich nach London, um sich dem Bischof zu Füßen zu werfen und eine Zulage von zehn Pfund zu erflehen. Der alte Mann aber ist nicht gewohnt, durchs Londoner Getümmel wie durch seine grünen Hecken zu wandeln, auf dem Wege zum Bischof überfährt ihn ein Wagen und quetscht ihm den Fuß. Der Mann liegt zu Bette, seine Frau muß hereinkommen. Sie muß ihn pflegen und muß statt seiner den Gang zum Bischof machen. Gut. Der Bischof aber ist inzwischen nach Brighton gegangen. Die arme Familie liegt nun, wartet, verzehrt sich und macht Schulden, bis er wieder zurückkommt. Da wird der Mann milzsüchtig, verzagt am Leben und die Frau hält ihn nur mit Mühe und Noth bei der Stange. Endlich kommt der Bischof zurück, feist von Austern und roth vom Burgunder. Die Frau wirft sich ihm zu Füßen und bittet um ihre sechszig Pfund. Nun hört, Meister Chamäleon, Mister Adam, wollte ich sagen. Rathet einmal, was ihr der Höllenbrand antwortet! Gut, daß Ihr da seid, wertheste Frau, so eben ging ein Kandidat von mir, welcher die Pfarre um vierzig Pfund übernimmt. Er ist jung, Euer Mann alt; er ist stark, Euer Mann mürb und gebrechlich; aber aus evangelischer Nächstenliebe will ich den Schaden nicht ansehn und laß Euch die Pfarre gleichfalls um vierzig Pfund. Wie gefällt Euch der Teufelssohn, Meister Chamäleon? Alle Thränen und Bitten sind fruchtlos, es bleibt bei den vierzigen. Wie

nun die Frau mit der Hiobspost heim kommt, fällt der arme, alte Vikar in eine Art Verzweiflungswahnsinn und stürzt sich zum Fenster hinaus. Es war derselbe Mann, welcher unserm Engelchen in die Quere fiel und das Pferd durchgehen machte, kurz, es war der Unglücksfall von heute. Ihr seht also, Meister Chamäleon, Mister Adam, wollte ich sagen, daß Euch Gott selbst diesen Doktor Tippleton in die Hand gibt. Ihr habt Vaterrache an ihm zu nehmen. Wenn Ihr ihn todtschlagt, so sage ich Amen dazu und zwar von ganzem Herzen."

Diese Märe entzündete ganz die Phantasie des Herrn Clement. Eine fertige und ausgemachte Sache war es ihm jetzt, daß er dem Bischof den Hals brechen würde. Mit einem Feuereifer ohnegleichen redete er in den jungen Richard hinein, was er vom Bischof erfahren könne, auszukundschaften, denn das blutige Werk sollte und mußte geschehen. Der Lehrling seinerseits fühlte das Wachsthum seiner Größe und Wichtigkeit unter diesen Umständen vollendet und fing nicht undeutlich an, um die Hand der schönen Olivia zu werben. Wenn er am erschlagenen Bischof seine hundert Procent verdiente, also tausend Pfund, so kaufte er das Geschäft seines Meisters, welcher in vierzehn Tagen Bankerott machte, etablirte sich und versorgte eine Familie. Mister Adam widersprach keiner dieser Phantasien, sondern ließ den Knaben in seinem Wahn. Also zu Blut und Mord auch falsches diplomatisches Spiel! Das ist der rollende Stein des Verbrechens! Kurz, die zwei Leutchen parodirten im Nu alle Phasen der Tragödie, und als über die finsteren Gassen von Clementslane und Finchlane der Mond aufging und ihrem leidenschaftlichen Treiben zusah, konnte er zweifelhaft sein, welcher von beiden das größere Kind sei. Tief in der Nacht trennten sie sich. Mr. Adam ging nach Hause, von Fuß bis zum Kopf ein Mörder. Der liebenswürdige Schwärmer!

Zu Hause inzwischen hatte sich viel Ernsthafteres zugetragen. Frau Clement brannte vor Neugierde, von dem vornehmen Liebhaber ihrer Tochter den Namen zu erfahren. Ungleich ihrem weichherzigen Manne, welcher das arme Kind nicht weinen sehen konnte, ließ sie das Mädchen ruhig zu Ende weinen und streichelte ihr dann mütterlich den Rest ihres Geheimnisses aus der Seele. Denn mit diesem Reste hielt das thörichte Kind zaghaft an sich. Was sie im Wundfieber und im ersten Schmerz ihres Unglücks unvorsichtig verrathen, das hätte sie gerne wieder, schüchtern und mädchenhaft, unter Verschluß behalten. Aber es war ein alter Ruhm der Frau Clement, wenn sie die Waffe der sanften weiblichen Zudringlichkeit in die Hand genommen, daß sie sie nur als Siegerin weglegte.

„Und sage mir nun, meine kleine Herzogin, wie heißt denn unser vornehmer Auserwählter?" fing sie gar lind und zutraulich an.

„Ein Herzog ist er nicht," antwortete Olivia ausweichend.

„Also ein Marquis?"

„Auch nicht."

„Aber doch ein Peer von England?"

„Sein Vater ist es."

„Und dieser Vater? wer ist es, mein Kind?"

„Ein Graf."

„Ei, ei, ein Graf! Recht hübsch! Aber was für ein Graf?"

„Ein neuer Graf."

„Nicht doch, Herzchen, Du verstehst mich nicht. Ich meine wovon? von welcher Grafschaft?"

„Graf von Oxford.“

Frau Clement prallte zurück. „Was?! dann ists ein Walpole?“

„Ganz Recht, Mutter. Sir Eduard Walpole. Aber was erschreckt Dich?

„Ein Walpole! ein Walpole! Unglückliches Kind, was hast Du gethan!

„Ich bitte Dich, Mutter!“

„Er kann nimmer Dein Mann werden; nimmer, nimmer!“

„Aber sage mir doch . . .“

„Nein, nein, ein Walpole ist kein Mann für dich. Vergiß das auf ewig, unglückliches Mädchen!“

„Mutter, Du tödtest mich. Was hast Du gegen den guten Sir Eduard? Er ist der liebenswürdigste Gentleman in ganz England.“

„Ein Wüstling ist er, ein Roué, ein Frauen- und Mädchenverderber. Ach, ich mag vor den Kindern gar nicht davon sprechen!“

Olivia lächelte. „Mutter, Du bist schlecht unterrichtet. Aber woher solltest Du's auch in Finchlane? Von der vornehmen Welt wissen wir auf Pall-Mall doch etwas besser Bescheid.“

„Seht doch, seht doch. Ich hoffe, es gibt keinen Ort in London, wo sich unschuldige Mädchen über die Konduite der jungen Herren unterhalten.“

Jetzt wurde Olivia lebhaft. Es ging an ihres Geliebten und ihre eigene Ehre zugleich. Mit hastigen Griffen suchte sie Eduard's Brief, den sie im Tiefsten ihres Reisebündels geborgen hatte, fand ihn und reichte ihn der Mutter mit den flammenden Worten: „Da, da, lies. Und wenn Du diesen Mann für einen Verführer hältst, so bist Du kein Weib; Gott verzeih mir's, Mutter!“

Frau Clement las den Brief und benutzte die Pause — um ihre Verstellungskunst in Ordnung zu bringen. Mit vollkommener Selbstbeherrschung sagte sie dann: „Diesen Brief hat wirklich ein Engel geschrieben! Verzeih mir, Kind, ich bin bekehrt. Ich habe ihn mit seinem ältern Bruder verwechselt.“

Olivia lächelte selig und küßte die Hand ihrer Mutter. Diese aber schläferte ihr Töchterchen ein, zog sich dann um und zog ihre besten Kleider an. Zu John, ihrem Aeltesten, sagte sie: „Höre mich an, Johnoy. Wenn der Vater kommt, — wo sich der Mann nur herumtreibt? — so sag ihm, ich hole den Doctor Doddle. Er ist doch der erste Chirurg in der City und ich will für die Nacht Beruhigung haben.“ Damit empfahl sie ihm das Haus und die Kranke und ging fort. An der Paulskirche nahm sie eine Chaise und ließ sich — ins Parlamentshaus tragen.

Sie begehrte Einlaß bei Sr. Herrlichkeit dem Staatskanzler, Sir Robert Walpole. Engländer verschließen sich nicht leicht vor dem Volke, und da Frau Clement nie ohne die Grazien ihrer traulichen Zudringlichkeit wandelte, so gelang es ihr wirklich, in der nächsten Pause, welche die Nachtsitzung des Parlamentes machte, das Parlour des großen Ministers zu erobern.

„Was wollt Ihr?“ herrschte sie der Zeus von England nicht einladend an. „Wählt eine bessere Stunde, Weib, ich habe Geschäfte.“

Resolut antwortete Frau Clement: „Ach du mein grundgütiger Himmel, was ist denn geschäftiger als das Geschäft, daß zwei Geschwister nicht zusammen heirathen!“

„Was geht das mich an?“ antwortete Sir Robert; „sprecht mit dem Erzbischof von Westminster.“

„Fehlgeschossen, Eure Herrlichkeit, ich spreche mit dem Vater der Geschwister. Den gehts näher an als die Hochkirche und all ihre Bischöfe. Mit einem Worte, das Kurze und das Lange von der Sache ist: lest diesen Brief."

Damit übergab sie den Liebesbrief ihrer Tochter. Der Aristokrat erkannte auf den ersten Blick den Briefsteller aus der vornehmen Welt und auf den zweiten die Hand seines Sohnes. Er erstaunte, stutzte und fing zu lesen an. Mit wechselnden Mienen, aber immer gespannt, las er fort. Seine Stirnfalte zuckte, — das mochte die „olympische Staatsperücke" sein. Er rümpfte die Nase; das ging wahrscheinlich die poetische Armuths-Idylle in Deutschland an. Ein Strahl von geschmeicheltem Lächeln überflog ihn, — ohne Zweifel der Widerschein des Compliments: „Und zuletzt, mein Püppchen, Sir Robert Walpole ist doch ein großer Mann!" Aber als er zu Ende war, sagte er ohne allen Ausdruck, mit kalter ruhiger Fassung: „Ich kenne das Verhältniß und werde es zu hindern wissen. Nehmt diese Börse für eure Anzeige. Gott befohlen, ich habe zu thun!"

Aeußerst betroffen, starrte ihm Frau Clement ins Antlitz. „Börse? Anzeige? Gott befohlen? Wie war das, Ew. Herrlichkeit? Versteh ich noch mein ehrliches Englisch? Was wollt Ihr mit Eurer Börse? Bin ich ein Weib, das auf Börsen Jagd macht? Oho, Mylord, mit diesem Winde segeln wir nicht! Wär' ich ein solches Weib, Mylord, so ließe ich dem Handel seinen Lauf; ich könnte ja gar nichts Gewinnreicheres thun! Der junge verliebte Herr würde wahrscheinlich besser bezahlen; merkt Ihr das nicht? Goddam, Börse, Anzeige! Als ob ich das arme unschuldige Blut für eine Hand voll Guineen um ihre Liebe prellte! Wäre sie nicht seine Schwester und er nicht ihr Bruder . . ."

„Weib, ihr seid toll; fort mit Euch!" schrie der erzürnte Minister und fuhr mit der Hand an den Glockenzug. Aber Frau Clement fiel ihm so heftig in den Arm, daß von der Erschütterung der Puder seiner Staatsperücke in Wolken emporstäubte.

„Mit Verlaub, Mylord," sagte Frau Clement mit der ganzen Bitterkeit eines empfindlichen Weibes: „Ihr seid Minister und habt Verstand für ganz England; ich dächte, ihr hättet genug daran; laßt mir meinen armen simplen Weiberverstand. Toll bin ich nicht. Hört mich an. Ich hoffe, ich geb Euch ein Pröbchen, das Euch einleuchten wird. Seid ihr Besitzer von Strawberryhill bei Richmond? Ja. Habt Ihr eine Bilder-galerie draußen, in die Ihr verliebt seid? Ja. Fahrt Ihr hinaus, oder seid Ihr wenigstens hinausgefahren, mitten im Winter, so oft eine Parlamentssitzung ausfiel? Ja. Habt Ihr draußen geschlafen? Ja. Herrschte der Brauch daß Ihr an solchen Tagen einen Expressen hinausschicktet, damit wir Dienstleute von Strawberryhill auf Abend das Haus richteten? Ja. War es einer von diesen Diensten, daß die kleine hübsche Maudlin sich ins Bett der gnädigen Frau legen mußte um es ihr zu wärmen,*) und kennt Ihr die kleine hübsche Maudlin nicht mehr, auch wenn es Euer Amt wäre, ganz England und ganz Europa zu kennen? Goddam, dieser Kronleuchter brennt auch gar zu verschnupft; wer dächte, daß es in einem Parlamentshaus von England so finster sein könnte? Nun, wenn ich gealtert bin, so seid Ihr auch nicht jünger geworden, obwohl noch immer ein stattlicher Herr! Ihr habt Sorgen für drei Königreiche und ich für fünf Kinder, — eins ist leider todt, — ich denke, die Rechnung geht auf."

Das Gesicht des Ministers war im Laufe dieser Rede lang und länger geworden.

*) Dieser seltsame Brauch herrschte wirklich in vielen vornehmen Häusern des 18. Jahrhunderts.

Er zweifelte nicht mehr an dem Verstande des Weibes, aber er sah aus, als ob er seinen eigenen verlöre.

„Weiter!“ murmelte er wie geistesabwesend.

Die Frau war verlegen und zauderte. „Weiter? was weiter? Wenn Ew. Herrlichkeit nur ein Gedächtniß hätte. Ach es gibt Mißverständnisse .... Was mich betrifft, ich sehe noch heute Euer Gesicht, als Ihr am Morgen vernahmt, daß die selige Lady nicht im Schlosse gewesen, sondern die Nacht im Pfarrhause zugebracht, wo die Frau Pfarrerin starb, der sie immer eine gnädige Frau und Freundin war. Ich sehe noch heute Euer Gesicht! Der Fehler war freilich, daß Euch Mylady ihren Ausgang nicht zu wissen machte, — sie schoß nur so fort. Ich inzwischen war eingeschlafen und hatte das Licht ausgehen lassen; was fragen Ew. Herrlichkeit „weiter?“ Ach, Ihr seid immer so vertieft in Staatssachen und große Historien! Z. B. habt Ihr an dem Abend eine Depesche nach Holland geschrieben! seht, das weiß ich, obwohl mich Holland nichts angeht ... Nun, klingt das toll? Sind das Thatsachen? Ja, Mylord, ich seh's noch wie heute, das Gesicht, das Ihr morgens beim Frühstück machtet!“

Robert Walpole hatte jedes dieser Worte im Geiste begleitet. Unwillkürlich hatte er zuweilen genickt, und doch — schüttelte er zuletzt den Kopf.

„Was Ihr da sagt, Frau Magdalena, erschöpft die Gründe noch nicht, die mich zu überzeugen vermöchten. Ihr waret doch damals die Frau meines Gärtners Adam, wenn ich mich recht erinnere?“

„Ich weiß, wo Ihr hinzielt, Mylord. Seine Frau war ich just nicht, sondern seine Braut, seine Verlobte. Seine Frau wurde ich zwei Monate später. Freilich, England ist das Land des Credits — man borgt wohl mitunter auf den priesterlichen Segen. Aber das kann ich Euch sagen, Mylord: weder vor noch nachher war ich mit meiner Gunst so freigiebig, daß ich nicht wissen könnte, wer Oliviens Vater ist. Zuvor nicht, denn ich weiß es noch wohl, wie lang ich soeben mit ihm geschmollt hatte, weil ich ihm ernstlich die Komödienbude verboten, die damals in Richmond war und von der er einmal wie allemal tief in der Nacht nach Strawberryhill zu Hause kam. Darnach nicht — nun, darnach erst recht nicht. Denn gleich darauf habt Ihr den Adam verschickt, nämlich auf Euren Wolterton Park in Norfolk wegen der neuen ausländischen Pflanzen. Und da kam er die längste Zeit nicht zurück. Er leistete Bürgschaft für Stephan Hill, den Komödienmeister, wanderte in den Schuldthurm, Ihr thatet den leichtsinnigen Mann aus Euren Diensten, gerade zwei Monate vergingen so und was mich angeht ... ich hatte nun, wie Ihr begreift, keinen Augenblick zu verlieren, ihn auszulösen und Hochzeit zu machen. So, Mylord, jetzt bin ich fertig. Ihr könnt davon glauben und nicht glauben, was Ihr wollt, denn Worte sind keine Beweise, aber ich wiederhol' es noch einmal: was hätt' ich davon? Diese Börse voll Guineen? Als ob mir Sir Eduard als Schwiegersohn nicht mehr werth sein müßte! Das bedenkt, Mylord. Und wenn Ihr Euch sagen müßt: Diese Frau handelt mehr zu ihrem Nachtheil als Vortheil, so werdet Ihr wohl glauben, daß ich aus Gewissen handle. Es ist mir Gewissenssache, daß sich Kinder eines Vaters nicht heirathen; denn ob sie's nun heißen oder nicht: von der Natur sind Eduard und Olivia Geschwister so gut wie zwei andere in England.“

„Ich glaub' Euch,“ sagte der Staatsmann, welchen die Logik der Frau überzeugte. „Ich dank Euch, Frau Magdalena, und versichere Euch, daß ich dieses Verhältniß jetzt mit doppelter Mühe verhindern werde. Und was das Mädchen betrifft: wenn sie einst

besser gewählt haben wird, d. h. ihrem jetzigem Stande gemäß, so kommt wieder und zeigt es mir an; wir wollen ihr dann eine Versorgung ausmitteln, welche ohne Aufsehen zu machen Euch Alle befriedigt."

Der Minister winkte, die Frau machte ihren Knix und ging. Die Audienz war zu Ende.

Robert Walpole erhob sich aus seinem Armsessel, als er allein war und schritt noch lange und nachdenklich auf und ab.

Frau Clement aber eilte jetzt was sie konnte zum Doktor Doddle. Sie fand ihn zu Hause und jagte ihn mit dem sanften Nachdruck, der ihr so eigen war, aus seinen Federn, indem sie den einzigen Souvreign, den sie hatte, vorzeigte und sagte, es gehe in ein reiches Bankhaus auf Lombardstreet. Mit dem ganzen Stolz erfüllter Mutterpflicht brachte sie ihrem Töchterchen den ersten Wundarzt der City, und das Töchterchen ließ sich nicht ahnen, welch tiefere Wunde dieser Muttergang ihrer Liebe geschlagen.

Auf Doktor Doddle aber können wir uns jetzt verlassen. Nachdem er die Kopfwunde wissenschaftlicher als der Bartscheerer in Finchlane sondirt, erklärte er, daß sie nicht schlimm sei und bald normal zuheilen werde. Auch die Verwundung am linken Oberarme erkannte er nicht als Bruch, sondern als eine starke Prellung des Fleisches und versprach das Verschwinden der Geschwulst durch den weiteren Gebrauch der Umschläge. Die plötzliche Kopferschütterung, der Schrecken und einiger Blutverlust sei das Aergste gewesen.

Mit dieser Beruhigung ging die Familie zu Bette — die wachende Mutter ausgenommen. Mister Adam schlief für einen Mörder vortrefflich. Mitten im Schlafe aber lachte er auf, sprang aus dem Bette und tanzte im Zimmer herum. „Ich hab's, ich hab's!" schrie er lachend und tanzend. „Viktoria, Weibchen, freue Dich mit mir, Du bist die glücklichste Engländerin! Was für ein Kopf bin ich, was für ein Kopf! Höre, was mir geträumt hat. Eine Spekulation hat mir geträumt — doch nein, der Mensch ist nur ein Esel, welcher kapiren will, was mir geträumt hat. Viktoria, Viktoria!"

Weiter war nichts aus ihm herauszubringen. Sein Weib, die glücklichste Engländerin, fing fast zu meinen an, ob es durch Sympathie etwa geschehen könne, daß die Gehirnerschütterung der Tochter — den Vater verrückt mache.

Mr. Adam begann aber ein geschäftiges Treiben. Er steckte diesen und den folgenden Tag fleißig bei seinem Compagnon, dem Lehrling von der Droguenhandlung und verschwand endlich ganz aus der schwarzen Gasse von Finchlane. Was hat er vor? Gehen wir den Wegen des seltsamen Mannes nach!

Sein Weg ging nach Hampstead, jener romantischen Heide, welche heute eine prächtige Villen-Vorstadt von London ist, damals aber noch weit von der Stadt und in tiefster ländlicher Einsamkeit lag.

In diese Einsamkeit hatte sich Dr. Tippleton, der geizige Bischof, zurückgezogen, um dem ersten Sturm aus dem Wege zu gehen, welchen seine Härte gegen den Pfarrvikar bei den rechtschaffenen Leuten des Stadtviertels erregte. Der Engländer führt starke Fäuste in solchen Fällen! Der Lehrling hatte dieses Asyl ausgekundschaftet und Mr. Adam wanderte jetzt mit ihm hinaus. Noch eine dritte Person ging mit, ein Blumengärtner von Adams Bekanntschaft.

Die drei schritten auf Haverstokhill hinan, einen Hügel, welcher an der Hampsteader Haide lag. „Gut ist's," sagte Mr. Adam. „Das ist unser Posten. Hier lagern wir uns

und beherrschen das Feld. Von welcher Seite er kommen mag, — und er wird doch frische Luft schnappen wollen und nicht immer in seiner Dachshöhle liegen . . ."

„Was?! Du willst ihn am hellen Tage erschlagen?" rief der Blumengärtner.

„Und ohne daß wir wissen, wie viel Geld er bei sich hat?" setzte der Lehrling hinzu.

„Was seid Ihr Kinder!" schmunzelte Meister Adam. „Werd' ich ihn denn erschlagen? Glaubt Ihr das im Ernste? Bildet Euch doch solche Kindereien nicht ein!"

„Was denn sonst?" fragte Richard verdutzt.

„Das ist mein Geheimniß," schmunzelte Mr. Adam mit Ueberlegenheit.

„Oho, Meister Chamäleon, Mister Adam, wollte ich sagen! Denkt Ihr, ich werde Compagnon von einem Geheimnisse sein? Ist das ein Geschäft? Ist das eine Firma? Heraus mit Eurem Geheimnisse! Halb Part!"

„Sei still, gluthherziger Jüngling," sprach Mister Adam. „Ritter machen keine Geschäfte. Als Champion Deiner Dame bist Du ihr auf Gnad und Ungnad, auf Treu und Glauben verpflichtet. Verstehst du Das?"

Der scharfsinnige Mann hatte die richtigste Saite angeschlagen. Der Knabe schwieg und bot stolz einen Handschlag. Der Blumengärtner aber brummte: „Ein verdammter alter Narr warst Du von jeher."

„Aufgepaßt!" rief Mr. Adam. „Was kugelt dort um den Zaun des Gartenhäuschens hervor? Eine schwarze Theertonne mit einem rothgelben Kürbis darauf. Sollte das vielleicht Bauch und Gesicht unsers Ehrwürdigen sein?"

„Er ist es auch, er ist's!" rief der Lehrling frohlockend. „Der Austernschlucker ist's, der Burgunderschlauch ist's!"

„Das ist ja prächtig! Der Mann thut uns früh den Gefallen. Also ans Werk, Jungens! All hands auf Deck! Ihr zieht Euch dort hinter jene Hecken hinab und tretet hervor, wenn ich mich schneuze. Ich schlage hier diesen Graspfad ein und geh ihm entgegen. Vorwärts, mit Gott und St. Georg!"

Die Disposition wurde ausgeführt. Mr. Adam ging den Hügel hinab, der Bischof näherte sich langsam. Es war ein schwerer, fett- und fleischreicher Körper und doch nicht schwerfällig. Ein derbes Knochengerüste trug ihn leicht und stark, verlieh ihm aber auch etwas abschreckend Rohes, ja Grausames. Sein dickes Gesicht hatte einen barschen und gemeinen Ausdruck, seine kalkgrauen Augen brutale und langweilige Blicke. Kurz, eine Boxer- und Metzgerfigur, kein Zug von geistlicher Würdigkeit.

Als die Männer auf hundert Schritte sich nahe gekommen, warf Mr. Adam den Kopf in die Höhe und schrie zum Himmel hinauf: „Ich rochire." Er stand, lauschte und wartete gespannt. „Verdammt!" rief er dann, „das war ein Meisterzug! Nun denn: Schach!" Kaum aber war's geschehen, so schalt er sich aus: „Goddam, das war eine Dummheit! Den Zug nähm' ich gern zurück, aber leider, wir spielen pièce touchée."

Er war dem Bischof auf fünfzig Schritte nahe. „Mein Königsritter nimmt den feindlichen Königsbauer," schrie er zum Himmel hinauf. Gespannt starrte er in die Lüfte. „Was?" rief er, „Ihr gebt ja die Königin Preis! Gut, sagt Ihr? Nun, mir ist's auch gut; ich nehme sie. Verflucht, da bin ich in eine Mausefalle gerathen!" Er rannte jetzt gegen den Bauch des Bischofs und trat ihn mit beiden Füßen auf die Hühneraugen. Aber ehe der Andere noch Zeit hatte, grob zu werden, wurde er's selber.

„Geht ehrlichen Leuten aus dem Wege!" schnauzte er ihn an; „was strolcht ihr da auf dem Felde herum?"

Der Doctor Tippleton stand sprachlos. Er sah aus wie ein gluthäugiger Stier, der mit dem Horn gegen einen rothen Fetzen anrennen will. „Ihr verdammter, nebelköpfiger Narr", brach er los, „ich schlage Euch zu Grütze und trete Euch zu Brei, wenn ihr nicht augenblicklich . . ."

Aber Mr. Adam that, als ob er gar nicht da wäre. Fest in die Luft starrend rief er: „Mein Königsritter geht von dreißig auf fünfundvierzig und nimmt den feindlichen Königsbischof." Eine Pause — dann fluchte er: „Goddam, sein Königinbischofsbauer*) zieht in die Königin und setzt auch matt! Da habt Ihr's, Ihr verdammter nichtsnutziger Taugenichts. Die Parthie ist hin, ich habe verloren! Ich glaube, daran seid Ihr schuld, laßt Euch henken, Ihr Galgenstrick!"

Der Bischof machte sein dümmstes Gesicht. So etwas war ihm noch nicht begegnet. „Was treibt Ihr da für Teufelszeug, Ihr verrückter Kerl?" sagte er, getheilt zwischen Zorn und Laune.

„Ihr seht es ja, ich spiele Schach."

„Allein und auf freiem Felde? Mit wem denn?"

„Mit Gott im Himmel?"

Der Bischof lachte. Mr. Adam aber schneuzte sich. Richard und der Blumengärtner zeigten sich zwischen den Hecken, an welchen sie herumzupften.

„Mit Gott im Himmel?" lachte der Bischof schallend. „Und spielt Ihr denn auch um Geld mit dem lieben Gott?"

„Natürlich. Diese Parthie galt fünf Pfund und ich habe sie verloren."

„So, so! Aber wie gebt Ihr das Geld ab? Ihr werdet wohl einen Schemmel brauchen, um Euch draufzustellen, wenn Ihr da hinauf langen wollt," keuchte der Bischof, platzend vor Lachen, indem er mit seinem Bambusrohr gegen Himmel fuchtelte.

„Einen Schemmel?" sagte Mr. Adam. „O Ihr Witzbold Ihr! Ein Schemmel ist gar nicht nöthig. Wir haben die Verabredung getroffen, der liebe Gott und ich, daß ich das verlorene Geld dem Ersten zahle der mir begegnet."

„Der bin ja ich!" rief schnell und gierig der Bischof.

„So ist es," sagte Mr. Adam gelassen. Er zog seine Brieftasche und nahm eine Fünfpfundnote heraus und gab sie dem Bischof. „Ihr scheint sie zwar nicht zu bedürfen," fuhr er fort, „aber was gehts mich an? Ich habe sie verloren, gebt sie im Namen Gottes den Armen."

„Das will ich, das will ich!" rief der Bischof hastig. Er sah jetzt mit ganz andern Augen auf Mr. Adam. Er knitterte die Pfundnote in seiner Faust zusammen, hurtig, als ob er einen Raub versteckte, und eilte mit schnellen Schritten davon.

Die ganze Scene hatte nur wenige Minuten gedauert. Der Bischof verschwand hinter dem Hügel, die beiden Andern sprangen von der Hecke hervor.

„Ich glaube, Meister Chamäleon, Ihr habt uns zum Narren!" rief der junge Richard mit Heftigkeit und roth vor Zorn.

„Adam, wir kennen uns lange," fing der Blumengärtner an . . .

„Und kennst mich doch nicht; schweig still, altes Kastell. Ihr seid mir Kerls, Ihr zwei! Ich glaube, Ihr wolltet Hasen ohne Schrot schießen und Forellen ohne Mücken angeln. Kommt nur, kommt, und morgen sind wir wieder am Platze. Daß

---

*) Bischof heißt im englischen Schach unser Laufer.

auch er da ist, das verbürg' ich Euch zu Wasser und zu Land. Er hat gar zu schön angebissen!" —

In der That fand sich unser Kleeblatt Tags darauf wieder beim Haverstokhill an der Hampsteader Haide ein und paßte den Bischof ab, der sich auch mit großer Pünktlichkeit einstellte. Es ging Alles wie das erste Mal. Mr. Adam verlor wieder seine Schachparthie, nur hatte er heute nicht um fünf Pfund gespielt sondern um hundert Pfund. Der Bischof traute seinen Augen nicht, als ihm Adam das kostbare Werthpapier wie einen Fidibus hingab.

„Ich hoffe, das war doch falsches Geld?" sagte der Blumengärtner.

„Mit nichten," antwortete Adam. „Es war das vierjährige Ersparniß meiner ältesten Tochter. Nicht wahr, Ned, die Note war echt?"

„Stricke möcht' ich bei mir haben, um Euch zu binden und nach Bedlam zu führen auf die Abtheilung wo die unverbesserlichsten aller Narren in der Zwangsjacke sitzen!"

„Sonst nichts? Also nimm Dir morgen die Stricke mit und hänge Dich auf, mein Lieber, wenn sich Dein Witz überwunden sieht."

„Zum Teufel und seiner Großmutter, wo will das hinaus?" rief der Blumengärtner. „Wir sind doch auch nicht von Eseln geboren . . ."

„Das Unglück ist, daß Ihr nicht träumt," kicherte Adam in sich hinein. „Träumen muß Einem das, träumen! Jungens, wo wär' ich je sechsmal Bankrott geworden, wenn mir solch gute Gedanken geträumt hätten?" Und jemehr die andern sich ärgerten, desto mehr jubilirte er über seinen witzigen Traum.

Am dritten Tage spielte dieselbe Scene. Nur brachte Mr. Adam jetzt eine Variation darin an. Als er des Bischofs ansichtig wurde, rief er ihm zu: „Ei, da seid Ihr ja wieder! Das ist schön, daß Ihr da seid! So werd' ich meinen Gewinn von demselben erhalten, der meinen Verlust eingestrichen. Denkt Euch, wir haben heut um zweitausend Pfund gespielt und soeben gewann ich sie. Seid so gut und zahlt sie mir gleich." Er gab das Signal und schneuzte sich. Zwischen den Hecken zeigten sich Richard und der Blumengärtner — strahlend vor Ueberraschung.

Der Bischof aber machte ein unaussprechliches Gesicht. Er stutzte, wurde blaß, und sprang ausweichend zur Seite, indem er fluchte: „Hol' Euch der Teufel, Eure Narrheit geht mich nichts an!"

„Oho," rief Mr. Adam, „so haben wir nicht gewettet! Das wäre mir ein Spieler, der Gewinne einstreicht, aber Verluste nicht ausbezahlt! — Ach, siehe da, siehe, hier sind ja die zwei Leute, die ich gestern und vorgestern, wenn ich nicht irre, an diesen Hecken gesehen habe. Wer seid Ihr, gute Männer?"

„Wir sind Dienstleute des Herzogs von York," sagten Richard und der Blumengärtner nach der Verabredung.

„Was macht Ihr auf dieser Haide hier?"

„Wir sammeln Beeren von den Hecken."

„Wozu braucht Ihr die Beeren?"

„Wir mästen die Drosseln Sr. Herrlichkeit unsers Herzogs damit."

„Gut," sagte Adam. „Ihr seid Dienstleute des Herzogs von York, sammelt Beeren von den Hecken und mästet die Drosseln Sr. Herrlichkeit damit. Euer Zeugniß ist gut. Habt Ihr gesehen, was zwischen mir und diesem Gentleman gestern und vorgestern hier vorfiel?"

„Ja wohl!“ riefen die Verbündeten laut und stark.

„Und seid Ihr bereit, mir Zeugniß davon zu geben?“

„Ja wohl,“ war die entschlossene Antwort.

„Es ist gut,“ sagte Adam kaltblütig. „Ihr könnt gehen, Doctor Tippleton. Ich werde Euch vor den Gerichten Englands belangen, daß Ihr die Einnahmen Gottes einkassirt, aber die Schulden Gottes zu bezahlen Euch weigert. Der Handel soll in die Oeffentlichkeit. Heute haben die Morgenblätter schon angefangen, Eure Grausamkeit gegen den Vikar zu besprechen, den Ihr zum Selbstmorde getrieben. Das Volk ist aufgeregt gegen Euch, aber der Engländer hat Rechtssinn und Ihr waret formell in Eurem leidigen Recht. In unserm Handel aber seid Ihr im Unrecht. Fair play, hat gegolten so lange Alt-England steht, und kommt Ihr als Falschspieler vor die Assissen, so wird das Volk auf dieses Signal nur warten, um den armen Vikar zu rächen und Euch zu lynchen. Es sollte mich nicht wundern, wenn Euer Schloß in Sussex darüber in Rauch aufginge. Es wird ein Gerichtstag werden, der Euch dergestalt ruiniren soll, daß Ihr der todteste Hund in England seid. Adieu, Doctor Tippleton. Vor den Assissen sehen wir uns wieder.“

Der Bischof hatte diese Worte angestiert wie Gespenster, er fühlte das Gewicht ihrer Wahrheit und bebte davor. Mit einem wahren Mörderblick sah er die drei, die ihn umrungen hielten, an, und sein Bambus zuckte in der Faust. Es war ein gefährlicher Augenblick! Bald aber überlegte er, wenn er die drei auch zu Boden schlüge, daß sie jedenfalls erst zurückschlagen würden, und welches Glied seines Leibes dann ganz bliebe, war leider ungewiß. Da war Trotz — Wuth — Geiz — Alles zu Ende. „Ich zahle,“ stammelte er.

„Ich sah's voraus, daß Ihr nicht um Eure Existenz hazardiren würdet,“ sagte Adam. Er präsentirte ihm ein Wechselblanquet und ein Schreibzeug. Der Bischof zeichnete. „Das wäre die Zulage Eures Vikars auf zweihundert Jahre gewesen,“ sagte Adam, indem er den Wechsel einsteckte. „Geht hin und bessert Euch.“

Der Bischof wankte von hinnen. Unser Kleeblatt aber triumphirte in einem Jubel davon, wie ihn weder die alte Hampsteader Haide noch irgend ein Schauplatz im alten lustigen England jemals gehört und gesehen. —

Mit dieser Spekulation — dem Meisterstück seines Lebens — hatte Freund Adam vier Tage zugebracht, während welcher er wenig nach Hause gekommen. Er wußte den goldenen Engel außer Gefahr und in guter Pflege: das genügte dem quecksilbernen Mann. Jetzt aber flog er mit unsäglicher Vaterfreude und nicht geringem Geniestolz seinem angebeteten Töchterchen zu. Wie freute er sich auf seinen Freudenruf: „Wir haben tausend Pfund! Wir reisen bis ans Ende der Welt!“ Wie freute er sich auf ihr Erstaunen, ihr Umarmen und Küssen!

Aber es kommt immer anders als es das liebe Herzchen erwartet. Der arme Mann mußte an sich halten und Komplimente machen, denn als er seine Wohnung betrat — war ein fremder Besuch da.

Dieser Besuch war unter eigenthümlichen Umständen gekommen.

Erst kam ein Bedienter in der Livree der Walpole's, welcher Frau Clement nach St. James-Square abholte zu einer Audienz mit seiner Herrlichkeit. Kaum war sie fort, so klopfte ein Mann im Civil an die bescheidene Wohnung und verlangte von John, der ihm öffnete: Der Vater möchte mit einer Auswahl seiner seltensten Muscheln nach Dudley-House in Castlestreet kommen, ein vornehmer Herr begehre zu kaufen.

Als der Knabe sagte, der Vater sei nicht zu Hause und er könne auch nicht sagen, wann er komme, er komme jetzt immer spät, so entfernte sich der Andere mit einem Kopfnicken, gleichsam als habe er gehört, was ihn befriedige. Nach wenigen Schritten aber kehrte er wieder um, klopfte den Knaben noch einmal heraus, betrachtete ihn von oben bis unten und machte ihm den Vorschlag, an seines Vaters statt mit den Muscheln zu gehen. Als der Knabe zur Antwort gab, er müsse das Haus hüten, denn es sei Niemand zu Hause als sein Schwesterchen Maudlin und die verwundete Olivia, so drang der Fremde mit so vielen und so lockenden Vorstellungen in den Jungen, daß dieser wankend wurde und zuletzt wirklich mitging. An der Ecke von Finchlane nun hielt ein ältlicher Herr in einer Portechaise, welcher wie ein Landpfarrer aussah und dem der Sendbote, welcher den Knaben mit nahm, im Vorbeigehen zuwinkte. Hierauf begab sich der Landpfarrer in die Wohnung der Familie Clement. Auf sein Klopfen rief ihm die kleine Maudlin durchs Schlüsselloch zu: „sie könne nicht aufmachen, es sei Niemand zu Hause.“ Er aber rief zurück: „Sag Deiner Schwester Olivia, vom Maler Reynold ist Jemand da.“ Dieses Zauberwort öffnete. Der Riegel flog zurück, der Fremde trat ein.

Er musterte die kleine Wohnung mit seltsamen Blicken. Der scheuen Maudlin, welche sich hinter die Thür versteckt, hielt er ein Bonbondütchen entgegen und schmeichelte ihr: „Wo ist Deine Schwester Olivia? Komm, mein Kind, führ mich zu ihr.“

Aber für einen Pfarrer gelangen ihm solche Liebkosungen auffallend ungeschickt; das Kind wenigstens wurde noch scheuer als zuvor; und Kinder sind kompetent über das Echte oder Unechte von lockender Freundlichkeit.

Inzwischen kam Miß Olivia selbst. Sie kam dem Besuche vom zweiten Zimmer ins erste entgegen: es war die Schwelle von beiden, wo sie der Fremde zuerst erblickte. Sie trug den verwundeten Arm noch in der Schlinge und einen Verband an der Kopfwunde. Letzteren aber hatte sie zierlich in ein Häubchen oder Krönchen zu verstecken gewußt, und ihr reiches goldenes Haar so geschickt darin aufgebauscht, daß das Verbergen auf die hübscheste Art zu einem Zieren und Ausschmücken geworden. Wie aus einem Goldrahmen sah ihr zartes ein wenig blässeres Gesichtchen aus dieser kranz- und strahlenartigen Haartour heraus. Der Fremde war überrascht von ihrer Erscheinung und konnte es nicht einmal verbergen, daß er es war.

Olivia stotterte die üblichen Redensarten von Negligé, nicht vorbereitet sein, entschuldigen müssen, und was ihr sonst noch einfiel. Der Fremde sah sie immer an. Sie bot ihm einen Stuhl, entschuldigte sich von Neuem, ihr Zimmerchen auf Pall-Mall wäre netter, aber er wisse wohl, was für ein Unglück sie betroffen, wenn er vom Maler Reynold komme. Der Fremde verwandte kein Auge von ihr. Für ihre Worte schien er geistesabwesend. Olivia stockte zuletzt, wurde roth und wußte nichts mehr zu sagen.

Diese Verlegenheit erweckte den Fremden aus seinem Traum. Er sagte: „Verzeih mir, mein liebes Kind, daß ich Dich mehr gesehen als gehört. Deine Worte können auch Andere sprechen, aber Dein Bild hast nur Du. Es ist ein schönes Bild!“

Eine sonderbare Anrede für einen alten Landpfarrer! Olivia senkte das Auge und fragte: „Ihr kommt vom Maler Reynold?“

„Ich bin sein Bruder,“ war die Antwort. „Ich bin Pfarrer in Lincolnshire. Als Jünglinge trieben wir beide die Kunst, leider mit ungleichem Erfolg. Er hatte das Talent, ich nur die Liebe dazu. Die Liebe ist mir geblieben. Wundere Dich daher nicht,

daß ich ein Köpfchen wie das Deinige noch immer wie eine Studie ansehe." Und er ließ noch einmal einen recht langen Blick auf ihr ruhen.

Der Mann war über die Jahre hinaus, wo solche Blicke peinlich sind, aber befremdend waren sie doch für das Mädchen. Sie versuchte, ihn eben so freimüthig anzusehen, aber es ging nicht. Der Fremde hatte nichts, was vertraulich machte, man fühlte Ehrfurcht und Scheu gegen sein Wesen.

Auf der Finchkirche schlug es die Stunde.

„Livy, jetzt mußt du den Umschlag wechseln," zirpte die kleine Maudlin hinter dem Ehebett ihrer Eltern hervor.

Olivia wurde roth. „Schweig, Närrchen, wenn Erwachsene da sind. — Reverend müssen dem Kinde verzeihen!"

„Thu, was das Kind Dich mahnt," sagte der Fremde. „Meine Anwesenheit darf nicht stören. Ohne Zwang, ohne Umstände! Ich bitte."

Olivia machte Ausflüchte. Der Fremde redete ihr zu, aber nicht lange. Bald sagte er ungeduldig: „Wenn Du Dich zierst, so lege ich selber Hand an."

Olivia trat einen Schritt zurück, aber als der Fremde ihr folgte und wirklich Hand an ihren Arm legte, wagte sie nicht zu widerstreben. Es lag etwas Sicheres und Gebietendes in seiner Art, das wie ein Zauber wirkte.

Als er die Bedeckung zurückgestreift und den Arm entblößt hatte, sah er sie mit einem Blick der Verwunderung an, als wollte er sagen: was für ein schöner Arm! Aber er sagte es nicht. Die verwundete Stelle, welche noch immer geschwollen und blau unterlaufen war, schien ihn zu erschrecken. „Armes Kind," sagte er, „das hat wohl wehe gethan?"

„Ja, der Tag that mir wehe!" seufzte Olivia.

„Der Tag!" sagte ihr der Landpfarrer nach, und es schien ihm zu gefallen, wie in diesem Doppelsinn das Ladenmädchen den Schmerz ihrer wahren Wunde zu nennen wußte. Er sah sie mit einer Theilnahme an, worin nicht, wie in seinem ersten Ansehen, nur Neugierde, sondern Erbarmen und zärtliche Achtung sich ausdrückte. Auch fühlte das Mädchen sofort sein Gefühl und ihr übervolles Herz wurde gerührt davon. Es zuckte über ihr Antlitz, ihr Körper zitterte. Der Fremde beeilte sich, sie zu stützen. Er legte seinen Arm um sie, küßte sie auf die Stirn und sagte tröstend: „Sei ruhig, mein Töchterchen, der Herr fügt Alles zu unserm wahren Besten." Aber Olivia hielt nicht länger an sich. Sie brach in Thränen aus, ließ ihren Kopf an seine Brust sinken und schluchzte bitterlich: „Reverend, ich bin namenlos unglücklich!"

In diesem Augenblicke riß es an der Glocke.

„Das ist der Vater!" rief die kleine Maudlin und sprang an die Thür, um zu öffnen. Olivia und der Reverend setzten sich in Verfassung.

„Viktoria, wir reisen!" jubelte Mr. Adam in sein Haus hinein, aber er verstummte sofort, als er des Besuches gewahr wurde, den ihm Olivia als einen geistlichen Herrn aus Lincolnshire und Bruder des Malers Reynold vorstellte. Die Herren begrüßten sich, was von Seite des Fremden mit einer kaum halben Wendung des Kopfes geschah.

„Du hättest dem Herrn Licht machen sollen," sagte Adam, „es ist schon zu dunkel hier."

„Bitte, sich nicht zu incommodiren, ich gehe schon wieder," antwortete der Fremde rasch. Olivia glaubte zu bemerken, daß seine Stimme jetzt etwas verändert klang.

„Thut mir die Schande nicht an," sagte Adam, „daß Euch meine Ankunft vertreibt. Behaltet Euren Platz, Reverend."

„Ihr habt Eurer Tochter Mittheilungen zu machen, scheint's. Ich will nicht stören. Gott befohlen."

Es konnte auffallen, wie eilig der Fremde seinen Rückzug antrat.

Olivia sah ihm unruhig zu, wie er nach Hut und Stock griff. Sie wartete bis zum letzten Augenblick. Dann aber überwand sie sich, schlich ihm zwei Schritte, die er schon voraus hatte, nach und bettelte mit halblauter Stimme:

„Reverend, habt Ihr mir nichts zu sagen?"

„Was, mein Töchterchen?"

„Keine Nachricht?"

„Von wem, mein Kind?"

„Nun — von Eduard."

„Von Eduard Walpole, meinst Du?"

„Wissen Sie nicht, der Herr Bruder und Ihr, wohin er verreist ist? Seid Ihr nicht gekommen mir das zu sagen?"

Der Fremde zuckte die Achseln und drückte sich eilig zur Thüre hinaus.

Vater Adam aber hatte den Namen aufgeschnappt. Aeußerst betreten fragte er: „Wie war das, mein Kind? Wen nannte er da? Sir Eduard Walpole? Was solls mit dem Sohne des Staatskanzlers?"

Olivia sah ihn an. „Fragst Du das im Ernste? Er ist doch mein Bräutigam."

„Was?!" schrie Mr. Adam.

„Vater, ich begreife Dich nicht," sagte Olivia. „Du weißt es ja."

„Kein Wort weiß ich."

„Aber die Mutter weiß es."

„Die Mutter? Ich habe sie kaum gesehen seit vier oder fünf Tagen."

„Wo bliebst Du auch, Väterchen? Ich bin recht böse!"

„Kind, ich habe Geschäfte gemacht, Geschäfte! Die Himmel hängen voll Geigen. Wir sind reich, wir haben Geld bis ans Ende der Welt! — Aber sage mir, Eduard Walpole ist Dein Bräutigam?"

„Ich hoffe es zu Gott!"

„Frevle nicht, Du unglückseliges Mädchen. Ich hoffe es ganz und gar nicht. Nein, wirklich. Ganz und gar nicht. Eine verteufelte Sache!"

„Aber wie meinst Du das, Vater?"

„Eine verteufelte Sache! Recht verteufelt! Eduard Walpole! Bei meiner Seele, eine verfluchte Geschichte! Warum just Eduard? Von vier Brüdern just der? Ein ernsthafter Handel! Kind, Kind, was hast Du gemacht! Ein recht verzwickter und ernsthafter Handel!"

Aber Olivia, in Verzweiflung über den unterbrochenen Besuch des Fremden, achtete dieser Reden gar nicht, sondern drang in den Vater, ihm nachzugehen. „Er kommt von Reynold, er ist sein Bruder, und hätte keine Botschaft an mich? Unmöglich! Warum wäre er da gewesen? Ich bitte Dich Vater, folg' ihm. Du mußt mir ein Trostwort zurückbringen, du mußt. Geh, lieber Vater, eile ihm nach!"

„Und das alles um Eduard Walpole?" rief Adam auf- und abrennend, „Kind, das will überlegt sein. Er Dein Bräutigam, Du seine Braut — der Henker hole den Handel! Ich will mich in meiner eigenen Tabaksdose herum tragen, wenn ich da einen Rath weiß. Das Ding überrumpelt mich wie eine Feuerspritze um die Straßenecke.

Ein Walpole, — ja, ja, ein Walpole wäre mir schon recht; mein goldener Engel verdient nichts Geringeres! Aber warum just Eduard Walpole? Es ist zum Verzweifeln! Schau, schau, also Eduard Walpole! Ein verfluchter Bosnickl ist doch der Zufall, auf Ehr und Gewissen! Was ist zu thun? Was ist zu thun? Mein Kopf ist wie eine leere Bouteille! Wenn ich nur wüßte . . . Halt, da fällt mir was ein! das könnte helfen. Ein Pfarrer aus Lincolnshire war er? Da müßte er rathen können. Es ist ein Fall für einen Gottesgelehrten. Geschwind, geschwind, daß ich ihn nur noch erwische."

Damit rannte der Mann, nachdem er die letzten Worte ganz wie im Selbstgespräche gemurmelt, eiligst zum Hause hinaus und ließ die arme Olivia in Staunen, Zweifel und Kummer zurück.

Im engen Gäßchen dunkelte es bereits wie im Zimmer. Freund Adam sah just noch, wie der Fremde im Begriffe war, seine Portechaise zu erreichen, welche ihn an der Gassenecke erwartete. Er stürzte in großen Sprüngen ihm nach, erwischte ihn beim Rockärmel und sprudelte heraus:

„Um Gotteswillen, Reverend, bleibt, bleibt! Ich habe dringend mit Euch zu sprechen. Schenkt mir Gehör. Nur einen Augenblik!"

„Was solls?" fragte der Andere, indem er seinen Rockkragen aufstülpte und seinen Hut ins Gesicht drückte.

„Beantwortet mir folgende Frage, Reverend. Ist eine Ehe zwischen Geschwistern unter allen Umständen verpönt, oder nur dann, wenn die Eltern der Geschwister verheirathet sind?"

„Wie kommt ihr zu diesem Problem?"

„Das will ich euch sagen, Reverend. Meine Tochter Olivia hat mit einem Gentleman ein Eheversprechen getauscht und der Gentleman, welcher Sir Eduard Walpole heißt, wie ich erst heute erfahren, — ist mein leiblicher Sohn."

„Mensch, was unterstehst Du Dich?!" schrie der Fremde mit einer Donnerstimme, indem er sich aufrichtete und seinen Stock gegen die Erde stieß.

Mr. Adam prallte erschrocken zurück. „Unterstehen?" stotterte er, „Gar nichts unterstehe ich mich, auf Ehre und Seligkeit, gar nichts. Ich bin ein armer Familienvater und lebe mit König und Kirche in Frieden. Das Unterstehen ist sechsundzwanzig Jahre alt und ich war noch Junggesell und es geschah überdies unwissentlich. Gott behüte, daß ich mich unterstehe!"

„Redensarten! Ihr beleidigt gröblich die Ehre der seligen Lady."

„Davon ist kein Jota wahr, mit Eurer Erlaubniß. Höret mich an, Reverend. Der Fall ist dieser. Ich war vor so und so viel Jahren Gärtner bei Sr. Lordschaft, Sir Robert Walpole, unserm großen politischen Wettermacher in England. Es war in Strawberryhill nächst Richmond bei London. Der Lord kam Winters und Sommers hinaus, seiner kostbaren Bildergalerie wegen, die er sehr liebte. Er pflegte an solchen Tagen einen Expressen voraus zu schicken und sein Kommen zu melden, daß wir in Haus, Küche und Stall auf die Minute seiner Ankunft für seine Bedürfnisse und Bequemlichkeiten vorgesorgt hatten. Nun horcht aber auf, Reverend, was für verzwickte Sitten diese Herrschaften haben. Das ist eine Welt, wo die erste Sünde Consequenz heißt. Sie springen nach Laune und Willkür mit ihren Sitten und Bräuchen um und fashionable ist das Entgegengesetzteste. So haben sie's zeitlebens mit ihren Nasen zu thun, wittern's unsereinem auf tausend Schritt an, von welcher Nahrung wir leben, und da

wir nur von gemeiner Nahrung leben, so haben wir auch nur eine gemeine Witterung, sagen sie. Es ist daher fashionable, die Berührung mit uns gemeinen Leuten zu fliehen. Wenn Ihr nun aber denkt, es ist Consequenz in dieser Affektation, so irrt Ihr Euch. Dicht dabei liegt wieder der gröbste Cynismus."

„Spart Eure Reflexionen."

„Gut, gut, ich spare. Wie sagte ich? Der gröbste Cynismus. Ganz recht, der gröbste Cynismus. Denn seht Ihr, Reverend, ein andermal wieder nehmen diese vornehmen Herrschaften unsere gemeinen Personen und legen sie — Gott verzeih mir die Sünde — geradezu als Wärmer in ihr Bett. Auf Ehr' und Seligkeit, das thun sie. Wenigstens die selige Lady hatte in Strawberryhill diesen Brauch. Allabends im Winter mußte es das bevorzugte Stubenmädchen thun. Nun war damals ihre Favoritin die schwarzäugige Polly, eine Irländerin, schön wie der Teufel, aber leichtsinnig mehr als billig ist. Ich liebte sie, mit Ehren zu melden, und hätte sie auch geheirathet, wie ich später ihre Nachfolgerin, die kleine blonde Maudlin heirathete, aber wie gesagt, sie war wankelmüthig wie eine Bienenkönigin. Kurz und gut, in jener Nacht, wo es dem lieben Gott gefiel, den Sir Eduard Walpole zu erschaffen, hatte der Zufall das tollste Zeug zusammengewebt. Die Lady war um vieles früher schlafen gegangen, als sonst; Sir Robert Walpole aber, der sich auf den Abend angesagt hatte, war ausgeblieben. Ihr merkt also, daß ich zur Polly wollte und zur Lady kam, daß die Lady ihren Gatten zu empfangen glaubte und mich empfing. Ich sag' Euch, der liebe Gott war ein gescheidter Kopf und hatte ein Einsehen, als er vor seinen Schöpfungswerken ausrief: es werde Licht! während wir die unsrigen in Stille und Dunkelheit . . ."

„Verdammter Schurke!" murmelte der geistliche Herr sehr ungeistlich. Nach einer Pause aber sagte er laut: „Damit ist aber noch nichts bewiesen."

„Sehr wahr, Reverend, sehr wahr," antwortete Adam. „Aber erstens sieht mir Eduard Walpole im Gesicht ähnlich und zweitens trägt er noch ein ganz besonderes Zeichen. Ich habe in der Gegend der Herzgrube ein Mal, welches wie drei in Sternform gegen einander gelegte Kaffebohnen aussieht. Genau dasselbe Mal und an derselben Stelle hat auch Sir Eduard Walpole, wie ich oft genug sehen konnte, wenn die Wärterin ihn badete."

„Der Bösewicht sagt die Wahrheit, Goddam!" fluchte der Fremde.

„Kurz, über diesen Punkt ist kein Zweifel", fuhr Adam fort. „Wir haben es einzig mit der Frage zu thun . . ."

Den Fremden überlief's. Er lehnte sich an die Wand und schnappte nach Luft. „Mein Lieblingssohn!" seufzte er.

„Hilf Gott, was ficht Euch an," rief Adam erschrocken. Aber der Fremde stieß ihn unsanft von sich und sagte rauh: „Geht, geht, ich brauche Euch nicht. Ich will nach Hause. Eure Londoner Abendluft sagt mir nicht zu. Ich werde mit meinem Bischof sprechen und Euch schriftlich Bescheid geben." — Er raffte sich auf, schritt hastig seiner Portechaise zu, und — stieß an der Ecke des Gäßchens so heftig gegen einen jungen Mann, daß die Beiden sich fast überrannten.

„Goddam!" fluchten sie aus einem Munde gegen einander, aber indem Jeder die Stimme des Andern erkannte, prallten sie zurück und sahen sich staunend im Dunkeln an.

„Ah siehe da," rief der Aeltere, „das ist ja Sir Eduard auf seinen verbotenen Wegen! Sonst hieß es Pall Mall, jetzt heißt es Finchlane."

„Ihr seid es, mein Vater?“ rief der Jüngere. „Wie kommt Ihr in dieses Gäßchen?“

„Ich habe meine Tochter besucht,“ antwortete Sir Robert Walpole, — denn es soll nicht mehr verhehlt sein, wer das Inkognito dieses Besuches war.

„Eure Tochter?“ rief Eduard. „Welch ein grausamer Scherz!“

Verwirrt corrigirte sich Robert Walpole. „Meine Schwiegertochter, wollte ich sagen, meine künftige Schwiegertochter.“

„Was?!“ jauchzte der junge Mann; „Ihr gebt sie mir?“

„Nein, ich gebe sie nicht,“ sagte der Minister, — „Du mußt sie nehmen.“ Er faßte seinen Sohn unter'm Arm und indem er um die Ecke auf das bequemere Trottoir nach Cornhill hinausbog, fuhr er fort; „Höre mich an, Ned. Der große Robert Walpole ist nicht der Narr, daß er das Märchen vom „reinen Blut“ unserer Stammbäume für baare Münze nimmt. Das ist Nebel und Mondschein! Ich weiß das so gut wie du und vielleicht — noch ein wenig besser. Auch verkennen die Menschen ihre eigene Würde, wenn sie auf die Race des Blutes pochen, als wären sie Merinoschafe oder arabische Pferde. Das arme dumme Vieh braucht die Race des Blutes, es hat nichts Anderes. Aber des Menschen Geburtsadel ist Unsinn, sein reeller Adel ist der Erziehungsadel. Du könntest der Sohn meines Kammerdieners sein und wärst doch ein Gentleman, denn du bist zu einem solchen erzogen. Miß Olivia Clement könnte die Tochter des größten Lords sein und wäre doch eine Ladendienerin, denn dazu hat man sie abgerichtet. Uebrigens ist sie noch jung und fähig genug, daß man sie auch zur Lady machen kann, — und das ist ihre Chance. Jedoch begreifst Du, daß ich dazu nicht öffentlich zustimmen darf. Wenn wir Zwei über „das reine Blut“ gescheidter denken, als die Merinoschafe und die arabischen Pferde, so ist damit nicht gesagt, daß wir den ganzen Viehstapel vom Westend gegen uns aufwiegeln dürfen. Er glaubt nun einmal an sein reines Blut, und diese Lüge ist so gut wie Wahrheit. Wenn Pilatus gefragt hat: was ist Wahrheit? so antwortete der große Robert Walpole: W a h r h e i t i s t, w a s A l l e m i t U e b e r e i n s t i m m u n g l ü g e n! Es bleibt also nach wie vor unmöglich, daß ein Lordkanzler von England seinen Sohn öffentlich mit einer Ladenmamsell verheirathet. Wenn es der Sohn selbst thut und im Geheimen, so ist das was Anders. Die Dehors sind geschont, und — der Schmied in Gretna-Green will auch leben.“

„Vater!“ rief der junge Walpole, indem er die Hand des Alten feurig an den Mund führte; der aber sagte: „Halt's Maul, mach kein Aufsehen. Von Gretna Green gehst Du nach Italien und lebst in äußerster Dürftigkeit. Ich ziehe meine Hand ganz von Dir ab.“ — Er zog seine Brieftasche und setzte hinzu: „Da hast Du zehntausend Pfund, Ned, damit Du diese Hand ein bischen entbehren kannst. Laut mußt du sagen, du borgest von Wucherern. Das treiben wir so — zwei, drei Jahre. Die Engländer in Rom und hier zu Hause sollen inzwischen wacker hin und her arbeiten, um Vater und Sohn auszusöhnen. Ich werde unbeugsam sein! Ich werde ein harter Schädel sein! Ich hoffe, Du verzweifelst mir öfter als Einmal mit großer Geschicklichkeit. Deinem Weibchen vollends darfst Du nichts merken lassen. Sie soll es der Welt ganz aufrichtig vorseufzen: Ach zu unserm Glücke fehlt uns nichts mehr, als der Segen des Vaters. Inzwischen verträgt unsre Race Alles, nur nicht die Langweile. Das Ding fängt nachgerade an, langweilig zu werden, der Hof und das Westend brennen vor Neugierde, die schöne Frau des jungen Walpole zu sehen. Apropos, das Kind ist eine Perle! Kurz, eines

Tags zwingt mich der Hof und der Adel selbst, meine Schwiegertochter vorzustellen. Da öffne ich ihr endlich meine hartherzigen Vaterarme, und — eine Komödie der haute volée war wieder einmal gut durchgespielt. Aber jetzt packe Dich. Mein väterlicher Fluch folgt Dir nach, — ein schöner, stattlicher Fluch, der in Großbrittanien und Irland den gehörigen Lärm machen soll!“

Der alte Herr riß sich los und verschwand eiligst in seine Portechaise. Eduard sah ihm nach, — und hätte er nicht eine Wirklichkeit von zehntausend Pfund in der Hand gehabt, er hätte geglaubt, das Alles war nur ein gaukelnder, romanhafter Traum.

Im nächsten Augenblick lag er zu den Füßen seiner Olivia.

„Eduard!“ schrie das Mädchen, und es war wirklich ein Schrei, denn sie erschrack, wie die Thür aufflog und das Namenlose über sie hereinstürmte. „Eduard! mein Eduard!“ rief sie, und — jedes andere Wort versagte ihr. Das Paar sank sich einander zu und vier Arme zerdrückten und vier Lippen zerküßten sich und Eltern und Geschwister und Gott und Welt durften Zeuge sein. —

Eduard war vom Maler Reynold fortgeeilt mit der zornigen Absicht, auf und davon zu gehen. Nach vier Tagen kehrte er aber wieder nach London zurück. Es war sein Vorsatz, spornstreichs zu seinem Vater zu fahren und ihm anzukündigen, daß er den Gesandtschaftsposten für Portugal anzutreten bereit sei, ein Projekt, wofür ihn der Vater schon längst einzunehmen gesucht, um ihn auf gute Art aus London und aus der Nähe des goldenen Engels zu schaffen. Inzwischen hatte sich das Unglück von Clementlane auch über jenes Stadtviertel hinaus und namentlich bei der Kutscherzunft verbreitet, denn als sich Sir Eduard in das nächste Cab warf, um seine verhängnißvolle Fahrt nach St. James d. h. nach Portugal zu machen, plauderte ihm der Cabkutscher, ein redseliger Irländer, von dem Unglück seines Collegen vor und wie das schöne Mädchen mit den goldenen Haaren dabei — eine Nebenfigur spielte. Da ahnte Sir Eduard bald, daß das Unglück des Cabkutschers ihn, den Sohn des Lordkanzlers, betroffen. Reue — Begeisterung — Umkehr — und er liegt inbrünstiger als je zu den Füßen seines goldenen Engels, dem er das Alles in stammelnder Seligkeit vorsprudelt.

Eduard entfernte sich bald wieder, denn es war Nacht. Was bedurfte es mehr? Er hatte sich und seiner Geliebten in einer Minute das Glück eines Lebens gebracht, und Gretna-Green konnte nicht mehr zum zweiten Male mißglücken. So jauchzte er fort.

Desto übler befanden sich aber Herr und Frau Clement, welche diese Geschwisterliebe jetzt mit eigenen Augen gesehen. Ein schwerer Alp lag auf ihnen, als sie dieselbige Nacht in ihrem Bette lagen. Unter Seufzen und Aechzen ihrer Gewissenssorgen schliefen sie ein und alsbald fing der Traum, dieser groteske Buchhalter der Wirklichkeit an, mit seinen Rechnungen sie zu beunruhigen. Um die Wette lamentirten sie über die bevorstehende Geschwisterehe und weckten sich wechselseitig auf damit. Da ging ein Fragen an — „woher weißt Du?“ — „wer hat Dir gesagt?“ — und Jedes verwunderte sich über dieselbe Frage im Munde des Andern. Vertuschen ließ sich jetzt nichts mehr. Es blieb den Eheleuten nichts übrig, als zu dem Lichte der Welt, welches Miß Olivia Clement und Sir Eduard Walpole vor Jahren erblickt, nachträglich noch ein Licht zum Privatgebrauch sich anzustecken und beim Scheine desselben die dunklen Wege der Vorsehung zu beleuchten. Bei dieser merkwürdigen, aber für die jetzige Lage höchst zeitgemäßen Entdeckung purzelte der Alp, der sie Beide gedrückt hatte, kugelrund vom Ehebette herab und war todt — just darum todt, weil er so doppellebig gewesen! Gewiß ein wunderlicher

Casus! Die Eheleute lachten sich halb toll über die Comödie des „reinen Blutes,“ bei welcher sie mitgespielt, aber von ganzem Herzen sprachen sie jetzt ihren elterlichen Segen zu dem Bette des goldenen Engels hinüber!

Olivia genas seit dem Besuche ihres Geliebten doppelt schnell und war nach acht Tagen — in Gretna-Green. Nach einem Jahre gebar sie ihren ersten Lord in Florenz, nach einem zweiten eine Lady in Rom, aber schon am Schlusse dieses zweiten Jahres war die verabredete Comödie zu Ende, denn es kam Alles, wie Sir Robert Walpole es vorausgesagt.

Der Hof von St. James paradonirte die Romantik dieser Mesalliance und die „Exclusivs“ vom Westend lechzten förmlich nach der berühmten Schönheit des goldenen Engels. Ja, sie vertragen Alles, nur nicht die Langweile! Sir Robert Walpole, der alte Staatsfuchs, lachte sich ins Fäustchen wie schön er — an seinen eigenen unsichtbaren Fäden bearbeitet wurde. Endlich gab er nach. Es war ein großartiger Augenblick, als der Staatsminister seine bürgerliche Schwiegertochter bei Hof vorstellte und ihr den väterlichen Kuß auf die Stirne drückte, — einen Kuß, von welchem kein Mensch ahnte, wie sehr er väterlich war! Die junge Frau aber staunte verwirrt den großen Herrn an, — und suchte irgend ein vergessenes Bild in ihrer Erinnerung. Auch erklärte ihr später der Staatskanzler — den Pfarrer aus Lincolnshire; aber mehr erklärte er ihr nicht.

Nach der offiziellen Vorstellung sagte Sir Robert zu Sir Eduard privatim: „Du hast wacker geschwiegen, mein Junge; sie war so ehrlich-gerührt und dankbar bei meinem Segen, daß man deutlich sah, sie spielt die Comödie nicht selbst, die ihr mitgespielt worden. Aber das beste zu unsrer frühen Aussöhnung haben doch deine Zwei kleinen Italiener gethan, die mir so rasch über den Hals kamen. Prächtige Kinder.“

Wer die Privatgeschichten Englands kennt, der weiß, daß Lady Walpole, einstige Miß Olivia Clement und Ladenmamsell auf Pall Mall, noch vieler Söhne und Töchter Mutter wurde. Eine der letzteren trat sogar durch Heirath mit einem Herzog von Glocester in nahe und direkte Verwandtschaft zu dem herrschenden Königshause von England, so daß sie das Dogma vom „reinen Blute,“ welches ihre schöne Mutter so neckisch zu illustriren angefangen, bis in die höchsten Sphären hinauf zu illustriren fortfuhr. Aber — wer möchte den Stammbäumen dieser Sphären so scharf auf die Wurzeln sehen? Es hieße die Sterne am Himmel und den Sand am Meere zählen! Wir konnten uns füglich genügen lassen, aus tausenden eine Geschichte zu wählen, um diesen aristokratischen Glaubensartikel den blinden Heiden zu predigen. Sie sind mitunter sehr schlimm, diese Geschichten; wir wählten, schmeicheln wir uns, eine der unschuldigsten und vor allem — der drolligsten. Denn nicht bald dürfte der kleine blinde Amor mit Menschenherzen und Grafenkronen ein so muthwilliges Doppelspiel getrieben haben! Es erinnert an die glänzendsten Zeiten seiner olympischen Herrschaft, wo seine Heldenthaten noch ein Ovid verewigte und nicht eine so schwache Feder wie die unsrige.

Aber — was sagte der siebzehnjährige Lehrling von der Droguenhandlung zu dieser ganzen Geschichte? Wir wollen nicht hoffen, daß er in die Themse gesprungen ist, oder einen tragischen Theaterdolch gezuckt hat. In der That enthielt er sich solcher Narrheiten. Die Entdeckung, daß er sich zum Nebenbuhler eines Walpole aufgeworfen, beschämte ihn mächtig. Sie beleuchtete ihm grell und tief das Kindische seines Zustandes; aber hochgemuth wie der Mannknabe war, zeitigte diese erste jugendliche Krisis seinen ganzen Charakter. Er entpuppte sich rasch zum Lebenspraktiker Er etablirte sich wirklich mit seinen tausend Pfund von der Bischofsbeute, war mit zwanzig Jahren ein fertiger Kauf-

mann und heirathete mit vierundzwanzig die kleine Maudlin, die jüngere Schwester Oliviens, welche, zwar nicht im Genre des goldenen Engels, aber eines der hübschesten Mädchen geworden. Bei dieser Gelegenheit war es auch, wo er mit Schwägerin Walpole die definitive Versorgung Vater Adams, vulgo Meister Chamäleons verabredete. Diesen Mann zu versorgen war schwer. Mit Geld wußte er nicht umzugehen, und Dienste und Aemter hielt er auf die Länge nicht aus. Richard nahm ihn also scheineshalber zum Compagnon an. Er schickte ihn auf Reisen, die nicht nöthig waren, ließ ihn Geschäfte machen, die er zuvor schon ins Reine gebracht und sorgte nur für das Eine: daß er ihm bloß im Kleinen schadete, wenn er ihm im Großen nichts nützte. In dieser Scheinwelt voll Bewegung und Wechsel war Meister Chamäleon ganz wie zu Hause. Richard zahlte ihm sein Taschengeld in der schmeichelhaften Form von „Geschäftsantheilen"; was er ab und zu verpfuschte, ersetzte Lady Walpole, der gute Adam aber hielt sich für die Seele der Firma in die er verliebt war, wie in eine schlaue Kokette, die — einen Andern erhört. Kurz, es war die wunderlichste Compagnie eines alten Kindes und eines jungen Praktikers.

Daß unsere Geschichte glücklich und ohne das Opfer eines Menschenlebens sich endet, hatte Olivia allerdings mit ihrer Arm- und Kopfwunde bezahlt. Der unglückliche Pfarrvikar, der sich aus dem Fenster gestürzt, kam nämlich nur dadurch mit dem Leben davon, daß er auf Oliviens Wagenpferd gefallen, wodurch diese und ihr Kutscher freilich zu Mitleidenden geworden, für den Stürzenden dagegen die gefährlichste Heftigkeit des Falles gebrochen wurde. Es gelang, ihn zu retten. Zwar bedurften die Verletzungen seines schwachen, vom Alter und Seelenleiden entkräfteten Körpers einer langen und sorgfältigen Pflege bis zu seiner gänzlichen Wiederherstellung. Mehr als eine Badekur wurde versucht, und ohne die Hand eines edlen Gönners wäre er wohl verloren gewesen. Aber . . . Sir Eduard Walpole unterstützte den Mann mit wahrhaft englischer Großmuth und versorgte ihn zuletzt, da er als Geistlicher unmöglich geworden, auf einem seiner Güter als Aufseher.

Aber wir hatten Unrecht zu sagen, unsere Geschichte habe kein Menschenleben gekostet. Das that sie doch. Dr. Tippleton, der unbarmherzige Bischof, war in einem fürchterlichen Zustande, als er sich um die schwere Summe von zweitausend Pfund so sinnreich gebüßt sah. Es war ihm, als dürfe er künftig nur noch von Wasser und Brod leben. Eine entsetzliche Krisis! Da plötzlich kam ihm ein Strahl von oben. Er erinnerte sich, daß er allzeit offene Tafel bei Sir Hugh Smithson habe, jenem Kutschersenkel, welcher durch eine Heirath zum Grafen von Northhumberland succedirt war. An diesen Stab hielt er sich jetzt. Es war das erste Fünkchen von Lebenslust, das die faule Lymphe des Prassers wieder erwärmte. Mit Sehnsucht zählte er die Minuten zum Abendempfang. Er war beim Souper des gastfreien Lords heute der erste Gast und auch noch der letzte. Aber leider befliß er sich in Speise und Trank eines so hündischen Uebermaßes, daß er Nachts in seinem Bette buchstäblich platzte. Man fand ihn morgens als Leiche. —

---

# Der Elephant.

Eine indische Fabel

von **Hans Herrig.**

Vor Zeiten lag im Inderland,
Nicht fern vom heilgen Gangesstrand,
Ein Dorf, wie's nirgend sonst zu finden,
Bewohnt allein von armen Blinden;
Und Jeder, der des Weges kam
Ein tiefes Mitleid mit sich nahm,
Daß dort kein Aug' den Glanz der Sonne
Gekostet und des Lichtes Wonne.
Sie selber hatten deß nicht Harm,
Denn niemals fühlt ein Mensch sich arm,
Entbehrt er, was er nie besessen,
Nur eine Kunst ist schwer: Vergessen ....
Einst kam es, daß mit schwerem Tritt
Ein Elephant das Dorf durchschritt,
Hielt mitten ein in seinem Traben,
Weil es der Führer wollt' so haben,
Zu letzen seinen durstgen Mund,
Von Wegestaub und Hitze wund.
Da war gar bald ein ganzer Haufen
Des blinden Volks hinzugelaufen.
Die frugen ihn, wie's denn bestellt
Sei draußen in der großen Welt,
Auch was im Weg da mitten stünde.
Der Führer, der am Brunnen trank,
Sprach: „Alles geht den alten Gang —
Ihr aber, Leute, seid wohl Blinde,
Daß ihr so drängt — seid doch gelassen,
Sonst wird der Elephant euch fassen."
Den Blinden war das schlechte Lehr',
Denn Keiner wußte deshalb mehr,
Weil sie den Namen selbst nicht kannten
Des fremden Thiers, des Elephanten,
Das niemals durch ihr Dorf gekommen,
Von dem sie nie zuvor vernommen.
So drängt' erst recht sich Jeder nah,
Zu tasten das, was er nicht sah;
Doch als den Rüssel einer packte,
Da war der Elephant geschwind,
Hub hoch ihn, wie ein kleines Kind,
Daß jede Rippe laut ihm knackte;
Der Aermste rief gar herzensbange:
„Die fürchterliche Riesenschlange!"
Ein Andrer, dessen Hand das Bein
Des Thiers berührte, sprach: „Dein Schrein
Zeigt, daß du sinnlos bist geworden;
Wie soll dich eine Schlange morden,
Es wäre denn in deinem Traum?
Das hier ist ein Platanenbaum,
Mit säulengradem, borkgem Stamme!"
Da schrie der Dritte: „Deiner Amme
Magst Du solch Mährchen vorerzählen. —
(Er hielt den Schwanz in seiner Hand) —,
Hast Du nur eine Spur Verstand,
Kannst Du die Wahrheit nicht verfehlen;
Des Thieres Schwanz hier, glatt und rund
Macht jedem Denkenden sie kund:
Allein von solcher Glätt' und Blöße
Hat ihn das Schwein; von Riesengröße
Ist freilich dieses, wie's der Aar
Des Wischnu unter Vögeln war."
Ein Vierter, der sich einen Lappen
Des Elephantenohrs erwischt,
Sprach: „Wie der kühle Hauch erfrischt
Von dieses Fächers Riesenklappen!"
So hatte Jeder seine Meinung:
Den Blinden ward das eine Thier
Zur hundertfältigen Erscheinung.
Der Führer rief: „O Thoren ihr!
Ihr faßt ihn doch an allen Ecken
Und könnt die Wahrheit nicht entdecken?
Ein einzig Thier ist's, stark und edel,
Mag's haben seinen Schwanz vom Schwein,
Braucht es die Ohren auch als Wedel,
Stark wie ein Baumstamm ist sein Bein;

Aus seinem Munde kommt die Schlange,
Die Dich umfaßt; doch sei nicht bange,
Sie hob dich, wie ein kleines Kind,
Ein Wort nur brauch ich ihr zu sagen,
Wird sie das Kind nicht länger tragen,
Und setzt Dich nieder sanft und lind."
Der Führer sprach's. Was half sein Wort?
Es sind die Blinden wie die Tauben,
Auch bei nicht Einem fand er Glauben.
Sie stritten heut' vielleicht noch fort,
Wär er nicht, als er sich gelabt,
Fürbaß auf seinem Thier getrabt.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Wissenschaft der Empirie
Macht meistens es genau, wie die.
Sie hält die Welt am Bein, am Schwanze
Und schwört sofort, das sei das Ganze.
Da giebt's ein mannigfach Geschrei.
Der Philosoph, der steht dabei
Und will vom Irrthum sie bekehren:
„Erfaßt das Ganze!" Vergebnes Lehren!
Es hält sich Jeder an sein Theil .....
So laß ihm denn sein eigen Heil,
Laß ihn die Welt nach Lust sich deuten,
Und reise weiter zu sehenden Leuten.

# Karl Gutzkow.

Ein literarischer Dialog
von
**Johannes Scherr.**

---

Am Abendtisch auf der „Schynigen Platte“ hatte ich die Bekanntschaft eines ältlichen Herrn gemacht, welcher sich bei näherem Zusehen als ein alter Bekannter darstellte. Denn nachdem wir uns gegenseitig auf einander besonnen, kam es heraus, daß wir uns im Jahre des Fluches, d. h. 1849, zuletzt gesehen. Und zwar zu Heidelberg an jenem Junitag, wo die deutsche Demokratie in Waffen einen ihrer letzten kleinen Erfolge errang: — der tapfere „Seidehannes“, sonst Mögling geheißen, warf die „Reichstruppen“, Hessen und Baiern, wieder aus Ladenburg hinaus und bewies dem Herrn General von Peucker, daß selbiger ein Reichsfeldherr von derselbigen Mache sei wie die Herren Reichsverweser, Reichsminister, Reichsprofessoren und alle die sonstigen „besten“ und „edelsten“ Männer von dazumal, die Gothaner-Väter der heutzutägigen Monopolisten des Reichspatriotismus, will sagen der Schmeißfliegen, welche sich zudringlich auf die Radspeichen des Reichswagens setzen und der Welt vorsummen, sie seien es, welche den Wagen in Bewegung gesetzt hätten und in Bewegung erhielten.

Wir saßen lange mitsammen auf. Wo sich nach langen Jahren so Zwei von 1848 wieder zusammenfinden, haben sie gar viele Erinnerungen an die Zeit des großen Exodus auszutauschen. Von ihren eigenen mehr oder weniger bunten und schweren Erlebnissen seither gar nicht zu reden. Die meinigen waren zahm und sanft, wenn auch nicht gerade süß gewesen, verglichen mit den wilden und so zu sagen borstigen, welche Herr Hanns Zackig durchzumachen gehabt hatte. Er war zu den Gegenfüßlern verschlagen worden, hatte in Tasmania etliche Jahre lang als ein Kollege des „göttlichen Sauhirten“ Eumäos amtirt und zwar keinen Homerum, wohl aber schließlich Herz und Hand der Erbtochter des Eigenthümers verschiedener Tausende von Borsten- und Klauenthieren gefunden. Also, wenn nicht nach englischem, so doch nach deutschem Maßstab ein reicher Mann geworden, hatte er sich nach dem Tode seines Schwiegerpapa's mit Kind und Kegel nach dem alten Europa aufgemacht, Willens, in seiner pfälzischen Heimat oder sonstwo im deutschen Reiche sich anzukaufen und fortan seines otii cum dignitate zu genießen. Hatte ihm aber, sagte er, weder unter den Ober- noch unter den Unter-Preußen gefallen und war er daher nach der Schweiz gegangen, um sich da nach einem passenden Heim umzusehen.

„Ober- und Unter-Preußen?“ Das machte mich stutzig. Es klang nicht ordonnanz-

mäßig und roch polizeiwidrig. Patrioten, wie sie im neuen Reich hofscharwenzeln und kratzfüßeln, hätten sicherlich einen „Reichsfeind“ gewittert. Ich meinestheils nahm nach rasch wiedergewonnener Fassung meinen Gesellschafter so unbefangen, wie er sich gab. Der Mann war vor 1849 allerdings Professor an einer darm- oder kurhessischen Universität gewesen; aber man konnte es ihm billiger Weise nicht verübeln, daß er unter der australischen Sonne seine Professorlichkeit verschwitzt hatte. Auch dürfte es zu entschuldigen sein, daß ein Mensch, der erst vor Jahresfrist von den Antipoden gekommen war, sich gewissermaßen antipodisch ausdrückte, d. h. nicht ganz der Konvenienz und Korrektheit gemäß, wie die Berliner und Leipziger Orthographie sie jedem vorschreibt, welcher die Ehre hat, ein Reichsbürger nach Ordonnanzmaß zu sein. Freilich fühlte ich mich in meinem Gewissen nicht wenig beunruhigt, als ich merkte, mit was für einem politischen und ästhetischen Ketzer ich mich eingelassen hätte. Indessen, da ich ja kein Parteihöriger bin, so erlaubten mir meine Mittel schon einen solchen Exceß. Zudem setzt man sich in einem freien Lande und nahezu 6000 Fuß hoch über dem Mittelmeer über manche Bedenken hinweg, die ja in einem Miltärstaat und in den Flachgegenden von Leipzig oder Berlin nicht ganz ohne sein mögen.

Das Berghôtel war angefüllt und wir mußten uns ein gemeinschaftliches Schlafzimmer gefallen lassen. Herr Zackig entschuldigte sich von wegen seiner Gewohnheit, vor dem Einschlafen noch ein Stündchen im Bette zu lesen. Zog also ein Buch aus seiner Reisetasche, legte sich zurecht und las, während ich mich in meinem Bette der Wand zukehrte und bald einschlief. Frühmorgens sodann, als wir unser Handgepäcke zurechtmachten, lag das Buch noch auf dem Tisch und ich nahm wahr, daß es ein Band der Gesammtausgabe von Gutzkows Werken.

Was lasen Sie denn gestern so eifrig? fragte ich.

„Den Maha Guru. Ich erinnerte mich, daß ich diese „Geschichte eines Gottes“ vor etlichen dreißig Jahren mit Genuß und Wohlgefallen gelesen hatte, und nahm den Band mit auf die Reise.“

Und wie steht es jetzt mit dem Wohlgefallen und Genuß?

„Wie dazumal.“

Das ist eine kurze, aber, wie mir scheint, sehr anerkennende und dankbare Kritik.

„Das soll es auch sein.“

Ein Buch, welches einem Studenten, nb. einem deutschen Studenten, wie er vor 40 Jahren war, gefiel und das dann nach so langer Zeit einem bemoosten Haupte noch ebenso gefällt, darf sich schon sehen lassen.

„Gewiß. Kümmere mich den Teufel um kritische Schulmeinungen und ästhetische Recepte, wissen Sie? Wenn man in der Welt herumgeworfelt worden und soviel gesehen und erlebt hat wie ich, pfeift man auf alle die Tifteleien gelehrtbornirter Stubenhockerei. Müßte daher meinen längst an die Wand gehängten Schulsack wieder herunternehmen und darin herumklauben, wollt' ich schulgerecht sagen, was alles mir an Gutzkow, dessen ältere und neuere Schriften ich im letzten Winter wieder oder zum erstenmal gelesen habe, so gefällt. Bin so frei, wie in allen andern Sachen, so auch in literarischen meine eigene Meinung zu haben, und da mein' ich nun, mein ausdauerndes Wohlgefallen an Gutzkow rühre hauptsächlich daher, daß ich in ihm einen der wenigen, sehr wenigen wirklich und wahrhaft unabhängigen Autoren kenne und ehre, welche Deutschland dermalen aufzuweisen hat.“ . . . .

Ein halbe Stunde darauf befanden wir uns auf dem Wege oder eigentlich Nichtwege zum Faulhorn, wohin von der Schynigen Platte zu wandern wir uns beim Frühstück rasch entschlossen hatten. Diese Wanderung dem Kamme des Gebirges entlang, welches zwischen dem Seethal von Brienz und den Thälern von Lauterbrunnen und Grindelwald aufsteigt und im Faulhorn gipfelt, ist etwas lang und stellenweise auch ein bißchen mühsälig, aber prächtig. Schon darum, weil der Weg oder, wie gesagt, eigentlich Nichtweg noch nicht von Touristenfüßen plattgetreten ist. Stundenlang auf und ab. Bald durch grüne Mattenmulden, bald durch malerische Schluchten, bald über wildzerrissenes Steingerölle, bald über kühnragende Felskegel hinweg. Jetzt wie völlig abgeschieden, abgemauert von der Welt, dann wieder plötzlich links hinab ein Blick in die Bläue des Brienzersees oder rechts hinauf die Schau auf die Jungfrau und die sie huldigend umstehenden Kolosse mit ihren Helmen von Firnschnee und ihren Harnischen von Gletschereis. Der Spätsommertag war herrlich, der Himmel wolkenlos, die Luft rein, still und von jener stählenden Frische, welche das Athmen zu einer Lust und das Wandern zu einer Wonne macht.

Lange schritten wir schweigend dahin, unserem von der Schynigen Platte nebst Mundvorrathskorb mitgenommenen Führer nach. In solchen Stunden und auf solchen Wegen hält der Mensch gern Einsprache bei sich selbst. Erst dann, als wir gegen Mittag zu unter einer Felswand Rast hielten und an Speise und Trank uns erquickten, kam das Gespräch wieder in lebhafteren Gang.

„Welche Gegensätze" — rief Herr Zackig aus, „diese Gebirgswelt und die Welt australischer Wälder und Steppen! Und doch im Grunde dieselben Eindrücke hier und dort. Die Natur wirkt, sobald man sich mit ihr recht ins Einvernehmen gesetzt hat, allüberall beschwichtigend und tröstend, klärend und erhebend. So spürt man auch in allem Guten und Großen, was unser Volk geschaffen, ihr Weben und Wehen. Die Deutschen sind Naturkneipanten gewesen vom Urbeginn an."

Der Satz läßt sich, scheint mir, auch auf unsere Literatur anwenden, die nicht wie die französische ein Produkt der Gesellschaft, sondern wesentlich ein Produkt der deutschen Natur ist.

„Gewiß. Wenigstens in ihren höchsten Wollungen und besten Vollbringungen. Denn alle die unsern großen Schriftstellern von Naturgnaden innewohnende Genialität und Energie vermochte gegen das Jammersal der politischen und socialen Zustände unseres Landes keineswegs immer aufzukommen. Im Gegentheil! Dieses Jammersal widert uns aus der Geschichte unserer Literatur nur allzusehr und allzuhäufig an."

Ich verstehe. Auch Sie überkommt jenes zornige Mitleid, welches man empfinden muß beim Anblick von allen den Miserabilitäten, inmitten welcher unser Lessing, Göthe und Schiller sich abquälen mußten.

„Ja. Solche Riesen, gezwungen, in solchen Schachteln zu wohnen! Einen Nathan schreiben können und in der feuchten Wolfenbüttler Bücherei wie ein Tagelöhner handiren und schanzen müssen, um jährlich 300 Thaler zu verdienen und einen vorzeitigen Tod einzuathmen. Den Sonnensang von den Künstlern dichten, den Wallenstein schaffen und der Küche das Geld abzwacken müssen, um die Apotheke bezahlen zu können. Den Faust unter der Schädeldecke tragen und flachsenfingischer Minister sein. Welche Summe von Elend!"

Nur allzuwahr. Dieses Elend hat es ja auch verschuldet, daß der kühnste dichterische

Wurf, welcher unternommen worden, seit es eine Poesie giebt, eben der Göthe'sche Faust, nicht zum Ziele gelangt ist.

„Leider! In den Faustmonologen, in den Gretchenscenen, in dem Kerkerfinale — Tragischeres ward nie ersonnen, Erschütternderes nie gedichtet — da geht der Odem Gottes und weht der Hauch der Ewigkeit. Aber nun der sogenannte zweite Theil! Den hat — eleleu! otototototoi! — eben der flachsenfingische Minister Herr von Göthe Excellenz aus tausend und wieder tausend mythologischen, allegorischen, symbolischen und was weiß ich noch sonst für Einfällen, Grillen, Schrullen und Marotten, Schnitzelchen, Fädchen, Flöcklein und Läpplein mühsäligst zusammengeflickt und zusammengeleimt. Die langweiligste Schnurrpfeiferei von A bis Z!"

Um Gotteswillen, wenn uns der Herr Düntzer oder sonst einer der Göthomanen hörte! Ich würde ja, weil mit Ihnen gegangen, auch mit Ihnen gehangen.

„Ach, was! Jeder unbefangene Leser urtheilt über „der Tragödie zweiten Theil" gerade so wie ich. Die Leute haben, gemäß der ganzen Verlogenheit unserer gesellschaftlichen und literarischen Konvenienz, nur nicht den Muth, freisam zu sagen, daß ihnen dieses Sammelsurium von widerspruchsvollen, mitunter ganz kindischen Motiven, von romantisirender Klassik und klassicirender Romantik, von fader Räthselei und überflüssigem Blindekuhspiel, dieser steifleinene Karneval und frostige Maskenzug, welchen der Dichter, weil doch alles mal ein Ende haben muß, schließlich ein kraßkatholisches Mysterienballet tanzen läßt, gähnende Langeweile erregt habe, so sie nämlich überhaupt sich überwunden, mehr als die zwei oder drei ersten Scenen zu lesen."

Aber Sie werden doch nicht leugnen wollen, daß auch im zweiten Theil vom Faust der Genius Göthe's noch häufig sich offenbarte?

„Häufig? Nein. Mitunter noch? Ja. Und aber man kann auch an diesen sehr spärlich in der allegorischen Wüste verstreuten Oasen keine rechte Freude haben. Man merkt die Treibhausvegetation und wird verstimmt. Mir kommt vor, der alte Olympier von Weimar habe mit seinem zweiten Theil vom Faust nur eine großartige Mystifikation des lieben Publikums beabsichtigt. Denken Sie doch nur daran, daß er mit behaglichem Händereiben sich rühmte, so viel in dieses Opus „hineingeheimnißt" zu haben. Ein andermal forderte er seine Scholiasten ironisch auf, ihm da, wo sie ihn nicht auszulegen vermöchten, frischweg was unterzulegen. Ja, ja, der Alte hat neben dem Mystifikationshauptzweck auch noch den menschenfreundlichen Nebenzweck gehabt, einer ganzen Schaar von Kommentatoren Arbeit und Verdienst zu verschaffen."

Sitzet nicht, wo die Spötter sitzen! sagt der Psalmist.

„Fällt mir nicht ein, zu spotten. Spreche in vollem Ernst. Im übrigen müssen wir eben den zweiten Theil vom Faust, wie noch manche andere göthe'sche Unerquicklichkeit, auf die flachsenfingische Excellenz zurückführen. Du lieber Gott, wenn man diese Welt von deutscher Kleinstaaterei, Krähwinkelei und Philisterei aller Art ansieht, in welcher unsere Kulturhelden lebten, so muß man erstaunen, daß die Lessing und Herder, die Wieland, Göthe und Schiller überhaupt werden konnten, was sie wurden. Um dieses Resultat zu erreichen, mußte sich in diesen erlauchten Menschen mit einer Fülle von Genie die höchste Willenskraft, die rastloseste Arbeitslust verbinden. Aber da ihrem Denken und Dichten die feste Basis, die gesunde Atmosphäre eines nationalen Staates abging, was blieb ihnen, wenn sie ihren Genius von der sie umgebenden Jämmerlichkeit lösen wollten, anderes übrig, als in das Wolkenkukuksheim der Kosmopolitik empor

zu flüchten? Ich verkenne nicht, daß gerade diese Flucht aus der Wirklichkeit unserer Literatur jene weltweite Spannung gegeben hat, welche sie vor allen übrigen auszeichnet. Aber hier lag doch auch, vollends für eine Natur wie Göthe, allzu nahe die Verlockung, sein eigen Land und Volk ganz beiseite liegen zu lassen, um sich in der Region des abstrakten Kunstdusels anzusiedeln."

Und ein Gewächs dieser Gegend ist der zweite Theil vom Faust, wollen Sie sagen?

„Ja, aber das Wort Gewächs paßt nicht, sondern ist durch das Wort Machwerk zu ersetzen. Das Ding ist ja so recht ein Tächtel-Mächtel. Ganz aus der abstrakten Kunstduselsphäre ist Göthe nur noch einmal herausgetreten, als er Hermann und Dorothea schuf. Was aber aus dem Schöpfer des Werther, Götz, Egmont, Faust (I. Thl.) und der Iphigenie, was aus dem Dichter der Göthe'schen Lieder, Balladen und Hymnen in jener Region nachgerade geworden, das zeigte in erschreckender Weise „Des Epimenides Erwachen." Es ist doch eine traurige Thatsache, daß unser größter Dichter seiner Nation nach ihrem Erwachen im Jahre 1813 nichts Besseres zu bieten wußte als diese frosthauchende mythologisch-allegorische Fratze."

Dem kann und mag ich nicht widersprechen.

„Natürlich. Wer kann und mag es, wenn nicht ein Göthenarr in Großfolio? Höchlich ist auch, meines Erachtens, zu beklagen, daß sich Schiller von seinem olympischen Freunde in das Kunstdusellaboratorium hineinziehen und darin zu so unersprießlichen Experimenten verleiten ließ, wie „Die Braut von Messina" eins war. Nachdem er kaum angefangen hatte, sich wieder auf sich selbst zu besinnen und auf sich selbst zu stellen — wie die Rütliscene im Tell und einiges im Demetrius herrlich ankündigten — starb er. Ja, es ist doch, alles in allem genommen, ein helles Wunder, daß unsere Literatur aller nur denkbaren Ungunst der Verhältnisse zum Trotz geworden ist, was sie wurde ...."

Wir nahmen unsere Wanderung wieder auf und im Weitergehen sagte ich: Wenn ich Sie vorhin recht verstand, lieber Zackig, halten Sie die ganze Literaturtendenz, auf welche Göthe in seiner späteren Zeit, ja wohl schon von der italischen Reise an, mehr und mehr hindrängte und welche man als „modernes Griechenthum" zu bezeichnen pflegt, für ein Unglück, nicht?

„Allerdings. Die ganze Griechelei war doch nur eine Künstelei. Selbst bei Göthe und Schiller. Nur bei einem deutschen Poeten hat sie sich allenfalls wie Natur ausgenommen."

Beim Hölderlin?

„Ja, und darum ist er auch darüber verrückt geworden. Er hatte das Land der Griechen mit der Seele nicht nur gesucht, sondern auch gefunden, und konnte doch nicht aus seiner deutschen Haut heraus. Das übernahm ihn. Hat doch das moderne Griechenthum, wie Sie das Ding nennen — ich meinerseits nenne es falsche Idealität — zur damaligen Zeit auch andere Leute zu Grunde gerichtet und nicht allein auf dem literarischen, sondern auch auf dem politischen Gebiete Schaden und Unheil angestiftet. Denken Sie nur an die armen griechelnden Wolkenwandler von Girondisten."

Bei so bewandten Umständen müssen Sie höchlich erbaut sein von der Wendung, welche die deutsche Literatur in unsern Tagen genommen hat.

„Erbaut? Wie so?"

Nun, wir leben ja jetzt in dem Zeitalter des hochgelobten Realismus.

„Sie wollen sagen in einer Zeit, wo es Narren gibt, welche breitschwatzschweifig

behaupten, die wahre und zeitgemäße Poesie sei ein aus Worten konstruirter photographischer Apparat, und andere Narren, welche das glauben?"

So ungefähr meint' ich es, ja.

„Und wenn der Apparat noch ehrlich arbeitete! Aber das thut er ja gar nicht. Er reflektirt nur künstlich zurechtgemachte und kokett gruppirte Bilder, wobei es, je nach dem Coteriebedarf darauf abgesehen ist, der Junkerei oder der Jobberei, dem Geldprozenthum oder dem Kathederzopf zu hofiren. Dabei ein ideenarmes und gefühlverlassenes Schablonenwesen, eine Freimaurerei der Mittelmäßigkeit, welche jeden ursprünglichen Ton, jeden eigenwüchsigen Gedanken, jeden eigenartigen Ausdruck verpönt und verfemt und die theetischfähige Prosa der eigenen Gewöhnlichkeit einem mehr oder weniger einfältigen Publikum als die richtige, der bekannten richtigen Realpolitik ganz entsprechende Realpoesie aufschwatzt."

Sehr wahr. Gesetzt aber auch, diese angebliche Realpoesie wäre eine wirkliche, dieser falsche Realismus ein wahrer, gesetzt, der photographische Apparat reflektirte thatsächlich das Leben, ganz genau, wie es ist, getreu bis zu jeder Falte oder Warze herab, würden Sie das für Poesie halten?

„Bewahre! So wenig, als ich einen beliebigen Menschen, welcher einem andern einen Spiegel vorhält mit den Worten: Sieh, da realisir' ich dein Porträt! — für einen Maler halte. Der falsche Idealismus, von welchem wir vorhin sprachen, beging den Fehler, jedem und allem, namentlich allem Nationalen den Leib ab- und ausziehen zu wollen, um es zum Schweben in einer exclusiven Kunstsphäre zu befähigen. Der bornirte Materialismus von heute dagegen tadelt es an der jetzo modischen Holländerei, daß man ihre gemalten oder beschriebenen Düngerhaufen nicht auch noch rieche, geht in breitspurigem Hundetrab auf dem Hegel'schen „„Alles, was wirklich, ist vernünftig"" — einher und glaubt wunder was zu sein und zu leisten, wenn er sich den Anschein gibt, gänzlich vergessen zu haben, daß die ewige Aufgabe der Poesie, wie aller Kunst, war, ist und sein wird, dem Realen das ideale Gepräge zu geben."

Fügen Sie hinzu, daß unsere Herren Realisten vor lauter Realismus ganz unfähig geworden sind, jene andere — übrigens aus der ersten logisch folgende — Aufgabe der Poesie, wie aller Kunst, auch nur zu fassen, geschweige zu lösen, die Aufgabe, den Menschen von der „Angst des Irdischen" zu befreien, seine Seele vom Schmutz und Staub des Werktagslebens rein zu baden und ihm zum Bewußtsein zu bringen, daß seine Bestimmung doch nicht darin aufgehe, „des Nutzens grobem Dienst verkauft zu sein."

„Ja, das ist es! Darum erregen die mancherlei realpoetischen Experimente unserer Tage nur das flüchtige Interesse von Tagesmoden, darum hinterlassen sie im Gemüthe des Lesers nur Oede und Leere. Mehr oder weniger lautes Eintagsfliegengesumme, das ist alles, obzwar die liebe Kameradschaft krampfhafte Anstrengungen macht, das Fliegengesumme zum Orgelkoncert oder gar zum Donnerwetter aufzutrompeten und aufzupauken.

Lassen wir sie trompeten und pauken. Nach zwanzig oder schon nach zehn Jahren spricht von den angeblichen Orgelkoncerten oder angeblicheren Donnerwettern kein Mensch mehr oder höchstens noch so, wie man heutzutage vom Don Quijote Fouqué und seinem Sancho Pansa, dem Grafen von Löben, spricht. Keinem jungen Menschen von heute wird es nach dreißig oder nach vierzig Jahren einfallen, eins der von der Kameradschaft klassisch gesprochenen Bücher unserer sogenannten Realpoeten wieder vorzunehmen,

und falls einer diesen Einfall hätte, würde es ihm sicherlich nicht ergehen, wie es Ihnen mit dem „Maha Guru" ergangen ist.

„Natürlich. Denn nicht allein ist Gutzkow ein Autor von echtem und dauerhaftem Metall, sondern er hat es auch stets unter sich erachtet, ein Modepoet sein zu wollen, den augenblicklichen Stimmungen zu schmeicheln und den Gewalten des Tages zu Hofe zu reiten. Seit vierzig Jahren ist in Deutschland kein zweiter Schriftsteller aufgestanden, welcher so mit Kopf und Herz in und mit seiner Zeit gelebt und gestrebt hätte wie Gutzkow, dessen tüchtige und vielseitige Bildung ihn befähigte, alle die tausend Fäden des Gewirkes auf dem Webstuhl der Zeit zu kennen und zu nennen, ihr Wesen zu werthen und sie allesammt zu nationalliterarischem Ausdruck zusammenzufassen. Mit offenem und scharfem Auge hat er das Wirkliche angesehen, aber er hat sich daran nicht so kurzsichtig gesehen, daß er den Blick auf das Ewige eingebüßt hätte. Sein Dichten, seine ganze schriftstellerische Thätigkeit trägt die Signatur des Idealismus, aber eines mit realen Anschauungen gesättigten Idealismus. Er gesteht der Materie ihre Berechtigung zu, aber kein Monopol, kein Privilegium. Auch er ist Realist, insofern er Menschen und Dinge sieht und malt, wie sie sind; aber er läßt das Centralsonnenlicht der Idee auf sie fallen. Er zeigt, daß die wirkliche Welt dieses aus der idealen herblitzenden Lichtes bedürfe, um nicht ein träger und kalter Kloß zu sein. Dieses Verfahren, mein' ich, ist es gerade, was den schaffenden Künstler vom photographirenden Mechaniker unterscheidet."

Es thut mir ordentlich wohl, Sie so anerkennend von Gutzkow reden zu hören, lieber Freund. Denn auch mir ist dieser Autor von lange her als sehr achtungswürdig erschienen und ich bin von Zeit zu Zeit immer wieder zur Lesung seiner Werke zurückgekehrt. Diese sind ihrer Makel und Mängel ungeachtet ein höchst werthvoller nationalliterarischer Spiegel der Epoche. Ich meine der Zeit von 1830 bis heute. Alle Erscheinungen und Begegnisse derselben hat Gutzkows Autorschaft kenntnißreich und theilnahmevoll begleitet, ich möchte sagen wie der mitfühlende und mitredende Chor im griechischen Drama, aber zugleich als ein rastloser Vorkämpfer der Sache der Vernunft, der Freiheit und des Vaterlandes.

„Welcher Vorkampf zu unserer Zeit weder eine so leichte noch eine so lohnende Sache war wie heutzutage."

Ja wohl! Heutzutage, wo der Liberalismus hoffähig geworden, obzwar vorerst noch auf den Hintertreppenzugang verwiesen, und wo ein gelinder Reichschauvinismus, soweit er höheren Ortes „opportun," ein Panisbrief ist, wissen nur wir Leute von der älteren Generation noch, was es früher heißen wollte, in den Reihen der patriotischen Opposition zu stehen und unter der Vorschrittsfahne zu fechten. Bei Gutzkow kam noch das Erschwerende hinzu, daß er, wie jeder oppositionelle Schriftsteller dannzumal, von seiner Feder leben mußte — ein Umstand, welcher bekanntlich vollauf geeignet ist, den deutschen Autor die himmlischen nicht nur, sondern auch die höllischen Mächte ganz anders kennen zu lehren, als etwa den englischen oder französischen, welcher ja von seinem Publikum ganz anders unterstützt wird als jener.

„Sie haben recht und darum ist die Gesammtausgabe von Gutzkows Werken, wie sie jetzt vorliegt, ein Ehrendenkmal nicht allein für den Dichter, sondern auch für den Menschen."

Ich verstehe. Sie wollen sagen, daß eine literarische Hervorbringung, welche

zugleich ein fortwährender Kampf um's Dasein ist und sein muß, als doppelt ehrenwerth anerkannt werden sollte, so sie sich stets fernhält vom Gemeinen, den Grundsätzen, von welchen sie getragen wird, und der ihr ziemenden Selbstachtung nie etwas vergibt, selbstgebahnte Wege der Modeheerstraße vorzieht und dem Dienste des Ideals um so treuer anhängt, je strenger derselbe ist.

„Ja, so wollt' ich sagen. Wir haben also hier eine Autorthätigkeit vor uns, welche auf Eigenartigkeit, Grundsätzlichkeit und Unabhängigkeit als auf ihren drei Grundpfeilern ruht. Ich weiß gar wohl, daß die literarischen Lumpe an diesen ihnen so verhaßten Grundpfeilern unausgesetzt rütteln; allein dieselben werden ihnen zum Trotz feststehen und allzeit die Stützen einer redlichen, ersprießlichen und dauerhaften literarischen Thätigkeit sein. Betrachten Sie sodann den Umfang und die Vielseitigkeit von Gutzkows Begabung. Hierin steht er in der deutschen Gegenwart geradezu einzig da, wenn auch, wie selbstverständlich, nicht alle seine Gaben zu gleich gedeihlicher Entwickelung gelangt sind. Seine lyrische Ader z. B. ist so brüchig und spröde, daß sie niemals in Liederfluß zu kommen vermag."

Wahr. Ich meine sogar, die metrische Form überhaupt stehe ihm nicht recht natürlich zu Gesichte. Leicht, frisch, spontan, dem Inhalt meisterlich charakteristischen Ausdruck gebend, gleitet, strömt, rauscht seine Prosa dahin. Aber den „Gedichten," wie sie jetzt in bescheiden zurückhaltender Auswahl im 1. Bande der Gesammtausgabe stehen, merkt man den Zangengriff und Hammerschlag an. Einen großen Vorzug jedoch — er gilt freilich in den Augen unserer Modelyrik und ihrer Liebhaberinnen für einen Nachtheil — haben diese Gedichte: sie enthalten Gedanken und geben zu denken. Geist ist in allen, mitunter zu viel, denn er sprengt die lyrische Form und läßt uns zu keiner beruhigten Stimmung kommen, weil eben Geist und Form einander nicht decken. Von Gutzkows epigrammatischen Pfeilen treffen die meisten scharf ins Schwarze. Als Epigrammatiker ist er ganz in seinem Element. Im übrigen haben Sie vorhin mit Recht den Umfang und die Vielseitigkeit seiner Gaben und Leistungen hervorgehoben. Wenn ich recht erwäge, ist es ein nicht untergeordnetes Merkmal von Gutzkows Erscheinung, daß er als der erste Norddeutsche, dessen Genius umfangreich und schmiegsam genug, die ganze Skala dichterischer Aeußerung durchlaufen zu können, in unsere Literatur eingetreten ist.

„Gewiß ist das ein Merkmal seines schriftstellerischen Charakters. Aber bei dem Norddeutschen fällt mir ein, daß ihr Schwaben dem Gutzkow gerade seine norddeutsche Natur zum Vorwurf gemacht und ihn auf Grund derselben des Mangels an Gemüth beschuldigt habt."

Ihr Schwaben? Bitte sehr, da lassen Sie mich aus! wie die Wiener sagen. Wer so wie ich erfahren mußte, was die vielbelobte schwäbische „G'miethlichkeit" ist und bedeutet, dem macht schon das bloße Wort übel. Es gibt nichts Verlogeneres. Meine mehr oder weniger lieben Landsleute sind in ihrer Art gewiß ganz vortreffliche, begabte, brave und tüchtige Leute, aber die berühmte schwäbische Gemüthlichkeit glänzt in Wahrheit und Wirklichkeit nur durch ihre Abwesenheit. Wer namentlich in Altwirtemberg gelebt hat, welches ja darauf hält, für das Urschwabenland zu gelten, der weiß, wie weit es Menschen in der Viereckigkeit, Klotzigkeit, Selbstschätzung und Ober-Oberschaft bringen können. So ein richtiger Altwirtemberger hält natürlich das bekannte Tübinger „Stift" für den Nabel der Erde, geht herum, als hätte er Hegels sämmtliche Werke

und daneben den ganzen altwirtembergischen „Verwandtschaftshimmel“ in seinem Bauche, und bildet sich bei alledem noch ein, der „g'miethlichste“ Mensch von der Welt zu sein.

„Ei, bei einer solchen weniger schmeichelhaften als wahren Meinung von schwäbischer Gemüthlichkeit werden Sie mir kaum widersprechen, wenn ich behaupte, es stecke gewiß in Gutzkows selbstbiographischem Buche „Aus der Knabenzeit“ ebenso viel Seele und Gemüth wie in den Liedern der schwäbischen Dichterschule.“

Gewiß, ebensoviel und noch dazu ohne den Anspruch, alles, was Gemüth heißt, gepachtet zu haben. „Aus der Knabenzeit“ ist ein durchweg liebenswürdiges Buch. Ein Berliner Kind schildert uns da seine Vaterstadt in so anschaulicher und zugleich so anspruchsloser Weise, daß uns die Physionomie und Temperatur Berlins, wie es vor sechzig Jahren war, hier so nahegebracht worden wie nirgends sonstwo. Auch erreicht der Verfasser, ohne es eigens darauf anzulegen, daß wir eine deutliche und sympathische Vorstellung gewinnen von der tapfern Arbeit, welche es ihm gekostet haben muß, aus der Enge und Dunkelheit der gedrückten, ja knechtischen Verhältnisse seiner Kindheit und Jugend auf den weitschauenden Standpunkt sich emporzuringen, welchen er nun seit 40 Jahren mit Ehren behauptet hat. Die „Rückblicke auf mein Leben,“ welche sich den Erinnerungen aus der Knabenzeit anschließen, sind ein schwerwiegender Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte der letzten vier oder fünf Jahrzehnte. In höchst anziehender Weise läßt uns Gutzkow die inneren Krisen seiner Entwickelung miterleben und macht uns ohne alle Selbstüberhebung klar, wo er im großen Kampfe der Zeit gestanden und wie er seine Waffen geführt hat. Dabei ist auch höchlich zu loben, daß unser Autor alles Schönthun mit der eigenen Person, wie es die Reclame-Künstler unserer Tage bis zur höchsten Virtuosität der Unverschämtheit ausgebildet haben, durchaus verschmäht und uns das viele Schwere, ja das Schwerste, was er zu tragen hatte, nur errathen läßt. Mit den „Rückblicken“ muß man Gutzkows publicistische Werke zusammenhalten, die „Säkularbilder,“ die „Oeffentlichen Charaktere,“ „Paris und Frankreich,“ „Zur Geschichte unserer Zeit,“ so man deutlich erkennen will, wie ernst er es sich angelegen sein ließ, einen klaren Einblick in den Kulturproceß des Jahrhunderts zu gewinnen und die Schäden, Bedürfnisse und Forderungen der Zeit kennen zu lernen; ebenso, wie wohlvorbereitet und tüchtig gerüstet er in dem vielwechselnden und hochwogenden Streite seinen Mann gestellt hat. Daß die Bitterkeit der Erfahrung mitunter bitter sich laut macht, namentlich in den „Rückblicken“, wird nicht tadeln, sondern ganz in der Ordnung finden, wer alle die schmerzlichen Enttäuschungen des selbstlosen Patriotismus erlebt und alle die Erfolge schamloser Apostasie mit angesehen hat, welche die letzten Decennien uns brachten.

„Zum Glück hat Gutzkow in den Aufregungen publicistischer Fehdeführung den Humor nicht verloren. Dieser tritt, wie in seinen ältesten, so auch in seinen jüngsten Hervorbringungen erfreulich hervor und scheint mir die humoristische Seite seines Dichtens und Trachtens überhaupt der Beachtung sehr werth zu sein.“

Allerdings. In einigen seiner Erstlingswerke, z. B. in den „Briefen eines Narren an eine Närrin“, lehnte sich Gutzkows Humor noch hilfebedürftig an Jean Paul und Börne. Später hat er sich aber fest auf die eigenen Füße gestellt und, abgesehen von den zahlreichen humoristischen Zügen in den Dramen, in den „Rittern vom Geiste,“ in dem „Zauberer von Rom,“ in den „Söhnen Pestalozzi's“ eine ganze Reihe von humoristischen Kabinettstücken geschaffen, wie sie in unserer Literatur keineswegs überreichlich

vorhanden sind. Und zwar sowohl aus dem Bereiche des tragischen wie des komischen Humors. Ich erinnere Sie nur an die Episode vom Trompeter und vom Tambour in der „Wally“, an den Brief der Tante Rebekka in den „Säcularbildern“, an die Predigt des „Kanditaten“ — (Gutzkow selber war der Kandidat) — im „Blasedow“.

„Ich begreife nicht, warum dieses Buch, „Blasedow und seine Söhne“, nicht größeren Beifall gefunden hat. Es ist doch eigentlich der einzige satirische Roman höheren Stils, welcher seit lange bei uns zum Vorschein gekommen. Gutzkow hat sich, dem starken spekulativ-grüblerischen Zug in seinem Wesen nachgebend, wiederholt und einläßlich mit dem Problem der Erziehung beschäftigt, welches ja am Ende aller Enden immer wieder als der Kern der socialen Frage sich ausweist. Er ist eben und war nie so ein Goldschnittler und Buchbinderpoet, welcher nur die Oberfläche der Erscheinungen sieht. Gutzkows Blick will überall in die Tiefe dringen. Die pädagogische Frage, welche er als junger Mann im „Blasedow“ satirisch behandelt hatte, griff er später noch einmal auf, um sie in den „Söhnen Pestalozzi's“ pathetisch zu wenden. Auch nicht ohne satirische Seitenblicke wiederum, wie ein solcher ja insbesondere auf die berüchtigten preußischen „Schulregulative“ fällt, die als „Modulative“ ganz prächtig persiflirt werden. Nebenbei bringen die „Söhne Pestalozzi's“ die einzige — freilich nur dichterische — Lösung des Kaspar-Hauser-Räthsels, welche sich sehen lassen darf. Was aber Gutzkow in der Schilderung hochgespannter Seelenzustände zu leisten vermag, das hat er da schön bewiesen, wo er die Auffindung des unglücklichen Knaben in dem unterirdischen Verließ der Waldmeisterei durch den Förster Wülfing erzählt. Diese und ähnliche Stellen in seinen Hauptwerken muß man mit seinen Erstlingsversuchen vergleichen, wenn man erfahren will, wie redlich Gutzkow sich bemühte, vorzuschreiten, und wie bedeutend er wirklich vorgeschritten ist.“

Zugegeben, aber mit dem Einwand, daß sich bei Gutzkow etwas ähnliches wahrnehmen läßt wie bei Schiller. Nämlich, daß der Vorschritt bei jenem wie bei diesem nur als ein beziehungsweiser bezeichnet werden kann.

„Wie das?“

So, daß Beide zuerst ihr relativ Höchstes gegeben haben. Ist es doch anerkannt, daß Schiller in keinem seiner reiferen, kunstgerechterem Werke die Ursprünglichkeit, die elementare Kraft und Leidenschaft seiner „Räuber“ wieder erreichte. Aehnlich, sehen Sie? hat Gutzkow, wenn ich richtig urtheile, in seinen Erstlingen „Maha Guru“ und „Nero“ sein Genialstes geleistet.

„Sie könnten rechthaben.“

Nicht wahr? Die „Geschichte eines Gottes“ als einen der originellsten Würfe zu bezeichnen, welche in Deutschland jemals ein Dichter gethan, stehe ich keinen Augenblick an. Auch die Inscenirung des aus philosophischer Tiefe geschürften Thema's ist vortrefflich, der von feiner Ironie durchschlängelte Ton sehr anziehend, die saubere Detailmalerei reizend. Für den Lesepöbel ist das Buch natürlich nicht geschrieben, wie denn Gutzkow überhaupt zu viele Anforderungen an das Denken und Wissen seiner Leser macht, als daß sich das Leihbibliothekenpublikum jemals um ihn „reißen“ könnte. Thut nichts! Gibt es doch in unserer Literatur dermalen der Popularitätshascher und Lesepöbelschmeichler — ich meine Schmeichler des oberen Pöbels mehr noch als des unteren — ohnehin genug und übergenug. Was den „Nero“ angeht, so ist er kein geschlossenes dramatisches Kunstwerk, wohl aber ein von Geist funkelndes historisch-poetisches Feuerwerk,

dessen Prachtmoment die große Scene Nero's mit der ihm aufwartenden Dichterschaar. Hier, wie übrigens durchweg, hat Gutzkow schon vor vierzig Jahren diesen Mischmasch von Phantast und Wütherich, welcher zugleich der „Herr der Welt" war, ganz gut gefaßt und gezeichnet und das eigentliche Wesen des Cäsars, den artistischen Größenwahn, zur klaren Anschauung gebracht. Ich möchte aber den genannten beiden Jugendwerken unseres Autors noch ein drittes nicht weniger anerkennend anreihen, die Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam". Gutzkow hat später noch manche Novelle geschrieben, allein jene blieb doch von allen die beste. Begreiflich auch, daß das hier behandelte Problem den Dichter bewogen hat, es später als Dramatiker noch einmal aufzunehmen und daraus seine Tragödie „Uriel d'Acosta" zu schaffen. Diese darf sich, meines Erachtens, unbedingt neben jedes tragische Experiment stellen, welches seit dreißig Jahren auf der deutschen Bühne gemacht worden ist. Sie bemerken, daß ich den Ausdruck „Experiment" gebraucht habe, weil mir, mit Recht oder Unrecht, die gesammte deutsche Dramatik der letzten Jahrzehnte nicht viel mehr als ein Experimentiren zu sein scheint. Ich habe freilich hierüber kaum ein Urtheil, weil ich seit vielen Jahren kein Theater mehr besuchte und das bloße Lesen von Dramen leicht irreführt. Vordem sah ich von Gutzkows dramatischen Dichtungen eben den „Uriel" und die Charakterkomödie „Das Urbild des Tartüffe" aufführen und zwar beide gut. Beidemale war der Gesammteindruck, welchen ich empfing, ein sehr günstiger. Es mag ja sein, daß im ganzen Aufbau dieser Stücke, wie in der Motivirung von Einzelnem darin dies und das und das und dies anders zu wünschen wäre; aber durchweg fühlt man, daß hier ein geistvoller Mann und ein wirklicher Poet von der Bühne herab zu uns spricht.

„Denselben Eindruck habe auch ich beim Lesen der Gutzkowschen Dramen empfangen. Spielen hab' ich keins gesehen. Ich kann mir daher nur diese Ergänzung Ihrer Ansicht erlauben, daß auch die Thätigkeit Gutzkows als Dramatiker durchaus von dem Princip erleuchteten Freisinns getragen und von einem stets regen Mitgefühl für die Sorgen, Strebungen und Leiden der Zeit durchathmet ist. Das nenne ich einen im besten Sinne des Wortes sittlichen Geist."

Mit Recht. Es kommt uns heute doch recht wunderlich vor, daß Gutzkows Schriftstellerei vor Zeiten auf die Angeberei Menzels hin als eine unsittliche strafrechtlich verfolgt werden konnte.

„Was? Ihnen, lieber Freund, kommt es verwunderlich vor, daß die Dummen dazumal, wie zu allen Zeiten übrigens, die Zahlreichsten nicht nur, sondern auch die Mächtigsten waren? Sie fallen ja ganz aus ihrem Charakter."

Nun, man hat eben seine schwachen Augenblicke, wissen Sie? Die furibunde Menzelei, auf welche hin Gutzkow in Mannheim eingethürmt wurde, ist ja auch eine Extradummheit gewesen, welche sich sogar im deutschen Krähwinkel von damals grotesk ausgenommen hat. Sie erfolgte aus der fable convenue vom „Jungen Deutschland, und da sie sich insbesondere auf den Gutzkow'schen Roman „Wally" stützte, so war die ganze Polizeihatz „viel Lärm um nichts."

„Sie meinen?"

Daß die „Wally" eine der schwächsten Hervorbringungen Gutzkows sei. Mit Ausnahme der Tambour-Episode ist gerade die verketzerte oder vermenzelte Sigune-Scene weitaus das Beste darin. Sie ist kühn entworfen und mit keuscher Anmuth gemalt. Durchaus nicht à la Watteau, sondern à la Tizian. Man hat einige Mühe, zu glauben,

daß ein Berliner, ein Preuße, das gemacht haben soll; denn wir Süddeutschen sind ja von jedem Preußen überzeugt, daß er einen der eisernen Ladstöcke von Mollwitz verschluckt und noch nicht verdaut habe.

„Ei, in 99 Fällen von 100 ist es ja so. Diese Steifheit! Die gefrorene gerade Linie in Person! Der Dünkel in Ordonnanzhosen! Da ist mir eure schwäbische Viereckigkeit und Klotzigkeit doch noch lieber."

Geschmackssache! Ich für meine Person finde die preußische „Strammheit" und die schwäbische „Latschigkeit" gleich ungenießbar. Aber was halten denn Sie von der Gutzkow'schen „Wally"?

„Mir scheint, unser Autor habe einen weiblichen Werther schreiben wollen, einen Werther der Sturm- und Drangzeit von 1830. Aber das Vollbringen ist da freilich weit hinter dem Wollen zurückgeblieben. Personal und Handlung nichts als Abstraktionen, man athmet wie unter einer Luftpumpe und mag mit den Menschen, d. h. mit den Phantomen von Menschen, welche uns vorgespiegelt werden, nicht verkehren. Ein unerquickliches Ding von Buch, welches dadurch nicht erquicklicher wird, daß der Verfasser das Richtschwert poetischer Gerechtigkeit sehr streng handhabt, indem er zeigt, daß und wie die Heldin an ihren Emancipationsversuchen zu Grunde geht. Auffallend ist, wie sehr der Dichter in diesem Jugendwerk das Detail vernachlässigt hat. Es ist, als hätte die Verstimmung, an welcher er selbst wie jene ganze Zeit krankte, ihn nicht dazu kommen lassen, auf die Zeichnung und das Kolorit die liebevolle Sorgfalt zu verwenden, welche seinen späteren großen Zeitgemälden so außerordentlich zu statten kam. Einmal sogar ist diese Sorgfalt zu weit gegangen, glaub' ich. In dem historischen Roman „Hohenschwangau", kann das poetische Interesse vor lauter kulturgeschichtlichem Beiwerk nicht recht heraus und zur Geltung kommen. Die Bemühung des Verfassers, die reichen Resultate seiner sehr eingehenden Detailforschung zur Verwendung zu bringen, macht das ganze Buch weit mehr zu einer historischen Studie als zu einer dichterischen Schöpfung. Dagegen trägt in den „Rittern vom Geiste" und im „Zauberer von Rom" gerade die sorgsame Behandlung auch des Nebensächlichen zu der großen Gesammtwirkung nicht wenig bei. Man hat, soviel mir bekannt, an diesen beiden Werken nach Art deutscher Kleingeisterei und Scheinmeisterei viel herumgenörgelt und jeder Esel glaubte zu dieser Nörgelei auch sein Ja und Amen geben zu müssen. Nun wohl, beide Werke sind nicht vollkommen, denn wo wäre überhaupt Vollkommenes auf Erden zu finden? Ich selber habe meine Bedenken gegen dies und das und möchte namentlich der Diktion im „Zauberer" weit weniger Hast und Vibration und weit mehr Ruhe und Stätigkeit wünschen. Aber das kann mich doch nicht abhalten, laut anzuerkennen, daß Gutzkow auf hochbedeutsamen Grundideen zwei Romandichtungen aufgebaut hat, wie sie in Deutschland seit Göthe's Wilhelm Meister und Jean Pauls Titan nicht unternommen worden. Groß angelegt, sind sie kräftig durchgeführt, schildern mit Anschaulichkeit das deutsche Leben nach allen Richtungen hin, machen uns mit einer Menge von eigenartigen, unsere Theilnahme sympathisch oder antipathisch anregenden Charakteren bekannt, beschäftigen spannend unsere Phantasie und gleichermaßen unser Denkvermögen. Dabei haben wir immer das Gefühl, daß es sich hier nicht um leeren Zeitvertreib, sondern vielmehr um die höchsten Interessen unseres Volkes, ja der Menschheit handle. Was will man denn mehr von einem Dichter und einem Dichterwerk?"

Gescheide und gerechte Menschen wollen und verlangen nicht mehr; dumme und

dünkelhafte Gesellen aber, die mehr verlangen, muß man schwatzen lassen, wie ihnen der Staarmatzschnabel gewachsen ist oder die Coteriegehässigkeit ihnen einbläst. Wir Beide und mit uns gewiß Tausende und wieder Tausende und abermals Tausende unserer Landsleute sind dem Schöpfer der „Ritter" und des „Zauberers" für diese Gaben und überhaupt für alles das Bedeutende und Schöne, was er geleistet hat, aufrichtig dankbar und erkennen und anerkennen in ihm den nationalliterarischen Hauptträger der Kulturentwickelung unseres Landes binnen der letzten vierzig Jahre ...... Doch sehen Sie, wir nähern uns unserm Tagesziele, Freund Zackig, nachdem wir uns als richtige Deutsche ein ermüdendes Stück Wander- und folglich Lebensweges mit Literatur gekürzt haben. Dort ragt die Dachfirst des Faulhornhauses über den Kamm der Kuppe herüber und wir haben nur noch den letzten Aufstieg zu überwinden.

„Wissen Sie was? Wenn wir den Bergmajestäten da drüben, welche ihre abendliche Purpurglorie anzuthun im Begriffe sind, unsere gebührende Huldigung dargebracht haben werden, wollen wir zum Abendessen eine Flasche Sekt auffahren lassen, um die Gesundheit von Karl Gutzkow zu trinken, wie?"

Von ganzem Herzen!

---

# Der artistische Direktor.

Stoff zu einer wahren Begebenheit.

Von **Cerberus**.

---

Die Geschichte eines Menschen von seiner Entstehung als solcher, bis zu seinem Uebergang in einen andern Theil des Planzen- oder Thierreichs zu schildern, ist ebenso weitläufig, als schwierig. Ich ziehe es demzufolge vor, die Entstehungs-Entwickelungs- und soi disant Vollkommenheits-Periode meines Helden ganz zu übergehen, und nur seinen Hingang der allgemeinen Würdigung zu unterbreiten.

Der Mann, von welchem ich in diesem fliegenden Blatt reden will, nannte sich Idomeneus Baumöl und war in seinen letzten bürgerlichen Lebensjahren artistischer Direktor des Hoftheaters in Thorenheim. Er war ein Mann von einigen sechszig Jahren, mittleren, proportionirten Körperbaus, mit langem, weißem Haar und Bart, welche Bestandtheile seines leiblichen Ichs er in der ehrwürdigen Art von Roderich Benedix und Carl von Holtei trug, obwohl er beide in den Gesprächen, die er mit den Bühnenmitgliedern während der Vorstellungen am Inspicientenpulte hielt, „Lumpen" und „Ignoranten" nannte.

Baumöl war in seinem Fache ein hochgeachteter Mann, ein rastloser, unverdrossener Arbeiter, welcher nur ein Steckenpferd, eine Leidenschaft kannte — das Theater. Die Natur erschien ihm nur auf der Leinwand schön, die Geschichte konnte er nur in Versen, die Frauen nur geschminkt bewundern. Er war mit einer ersten Liebhaberin vermählt, welche viele Jahre jünger war, als er und die er zärtlicher zu lieben schien, als seine Freunde es ihm zugetraut haben würden. Herr Baumöl war vermöge der Stellung, die er einnahm, der allmächtige Rathgeber des Intendanten und machte in dieser Eigenschaft das Repertoir, besetzte die Stücke und genoß den Triumph, seinen Namen hin und wieder nächst dem seines Chefs in der Tagespresse mit Lobeserhebungen überhäuft zu sehen. Gegen seine Untergebenen war er, je nachdem es sich schickte, herrisch oder nachlässig vornehm. — Am Jahresschluß hatte er noch stets die Ehre gehabt, von Serenissimus höchsteigenhändig ein Belobungsschreiben zu erhalten, dem in der Regel eine ansehnliche Gratification beigefügt war.

Plötzlich jedoch sollte eine Veränderung in der Thätigkeit Baumöls eintreten, die weder er, noch seine Umgebung sich hätte ahnen lassen. —

„Madame," sagte er eines Morgens, nachdem er den Kaffee eingenommen hatte, zu seiner Frau, „ich habe einen bösen Traum gehabt — einen bösen Traum! Würden Sie nicht einen Barbier holen lassen?" —

Madame Baumöl sah ihren Gatten betroffen an, denn seitdem sie zu denken wußte, war kein Scheerbeutel in ihr Haus gekommen.

„Lassen Sie einen Barbier holen und sofort!“ donnerte der Direktor und schlug vor Alteration dabei einen Triller. Zitternd eilte das Hausmädchen davon, während er, die Hände auf dem Rücken, mit langen Schritten in dem stillen Gemache auf und abging. Nach einer Pause blieb er vor seiner Gattin, die ihn halb verwundert, halb besorgt anstarrend in ihrem Lehnstuhle saß, stehen, stützte die rechte Hand auf den Tisch, verbarg die linke in den trüben Falten seiner Morgenchemisette und begann:

„Ich habe Ihnen ein Geständniß zu machen, Madame.“

„Ein Geständniß?“ wiederholte etwas kühner die Frau, die eher geglaubt hatte, selbst zu einem solchen aufgefordert zu werden.

„Ja,“ sagte Baumöl mit kalter Stimme und strich verächtlich über seinen Bart, „ich finde es endlich an der Zeit Dir zu gestehen, daß ich Dich nie geliebt habe. Falle nicht in Ohnmacht, reize meinen Zorn nicht, Weib!“ fuhr er fort, als Madame etwas elektrisirt sich in die Höhe hob, „ich habe Dich nur zu meiner Frau gemacht, um mir vermittelst Deines Talentes eine dauernde Stellung zu gründen. Während ich Dich ausnutzte, habe ich Andere geliebt und die ich im Geheimen am meisten liebte, habe ich öffentlich am meisten gemißhandelt. Wie manche muntere Liebhaberin, wie manche arme Balleteuse habe ich auf der Bühne und hinter den Coulissen auf die niederträchtigste Weise verfolgt, die ich später versöhnend in meine Arme schloß. Wie manche —“

„Genug, genug, unterbrach ihn Madame, die ihre Ruhe wieder völlig gewonnen hatte und mit ihrem Bologneser spielte, „ich weiß ja doch, daß Du scherzest, Du bist ja als ein Tugendspiegel in der ganzen Bühnenwelt bekannt.“

„So ist die ganze Bühnenwelt betrogen!“ schrie der ergrimmte Theaterdirektor und zertrümmerte ein Glas auf der Erde, daß Madame die Scherben um die Nase flogen. In demselben Augenblicke kam der Barbier und Baumöl verschwand mit ihm im Schlafgemach.

Als er aus demselben heraustrat, glaubte seine Gattin im ersten Augenblick ein ihr völlig unbekanntes Wesen vor Augen zu haben. Baumöl hatte sich Haar und Bart abrasiren lassen — seine langwallenden, weißen Locken, sein Jupiterbart waren dem Messer zum Opfer gefallen. Glatt geschorenen Hauptes, mit eingefallenen, grauen Wangen, häßlich hervorragendem Kinn stand er sich beschauend vor demselben Spiegel, der so oft sein majestätisches Bildniß wiedergestrahlt hatte.

„Um Gotteswillen, Baumöl, was hast Du gemacht?“ rief die entsetzte Frau, „Du siehst Dir ja kaum noch ähnlich!“

„Was ich gemacht habe?“ erwiderte der Direktor, mit einem fatalen Lächeln, „ich habe mich wieder zu dem gemacht, was ich bin, zu einem gewöhnlichen Menschen. Heruntergerissen habe ich die Zeichen meiner erborgten Würde, mich entäußert des Schmuckes, den ich nicht zu tragen verdiene. Vor einem grauen Haupte sollst Du aufstehen, heißt es in der Schrift — mir aber sollen die Schuljungen Schnippchen schlagen, denn ich bin ein Sünder gewesen mein Leben lang!“

Frau Baumöl sah ihern Mann entsetzt an.

„Ich werde mir eine rothe Perrücke kaufen,“ fuhr dieser in seinem infernalischen Eifer fort, „Du weißt es ja selbst am besten, daß mein Haar von Natur purpurn ist, — daß nur durch cosmetische Mittel mir es gelungen ist, ihm diesen silbernen Schimmer anzu=

lügen. — O, ich sehe es jetzt ein, wie teuflisch ich gehandelt habe. — Wie manches junge Blut habe ich mit diesem ehrwürdigem Haupte getäuscht, wie manches Talent habe ich mit meinem Urtheil auf falschen Weg geführt, denn meine heuchlerische Maske verbarg meine Sittenlosigkeit ebenso gut, wie meine Unwissenheit." —

Als Herr Direktor Baumöl diese Selbstanklage vollendet, erschien nach mehrfach unbeachtet gebliebenem Klopfen der Theaterdiener in der Stubenthüre und meldete mit verzagter Stimme, daß die Probe zu einem Shakespeare'schen Königsdrama bereits vor einer Viertelstunde habe beginnen müssen, die Mitglieder seien versammelt und erwarteten mit ängstlicher Spannung ihr Oberhaupt.

„Sie warten auf mich?!" schrie der Direktor und schlug die Hände über den Kopf zusammen, während der Theaterdiener die seinen vor Erstaunen faltete, obgleich er in seiner Bestürzung kaum das veränderte Aussehen seines Vorgesetzten bemerkte.

„Dummes Zeug! Nur Narren können auf mich warten! Doch, ha, das tröstet mich — lauft hinüber, Klostermeier, und sagt, ich käme im Augenblick. Wenigstens ist es eine Beruhigung für mich, daß es noch größere (dies Wort verschluckte der Direktor instinktiv) giebt, als ich." — Der Theaterdiener taumelte wie betrunken von dannen, Baumöl aber zog seinen Ueberrock an und folgte unregelmäßigen Schrittes dem bestürzten Thespisdiener. Am Theaterthor wollte der Portier ihn als einen völlig Fremden zuerst gar nicht einlassen und lachte ihm unverschämt ins Gesicht, als er seinen Namen nannte; erst als er ihm ins Ohr flüsterte: „Aber Chevalier, kennst Du mich denn nicht? Du — bist Schuster und ich bin Schneider gewesen!" tauchte die wahre Gestalt des Direktors vor seinen Augen auf und er ließ ihn ein. — Auf der Bühne angelangt, versammelte er die anwesenden Schauspieler und Schauspielerinnen in einem Kreis um sich und sagte die folgenden durch ihre Kürze um so drastischeren Worte: „Sie haben auf mich gewartet, um eine Probe von Heinrich dem Achten zu halten? — Geht nach Hause, Ihr guten Leute — das Publikum wird sich viel mehr freuen, wenn es heute einen freien Abend hat, als wenn es Eure Narrenspossen mit absitzen muß. Habt Ihr einen Begriff von dem göttlichen William? Nein! — Habe ich einen Begriff von ihm? — O, mein Gott, wenn ich nur eine Zeile dieses umfassenden Genius richtig in mich aufnehmen könnte, ich stände so nicht unter Euch! — Sie, Herr Heldenmeier, sind ein ausgemachter Hanswurst! Ihr Oho — Tuhu — Geschrei als Othello klingt mir von neulich noch in den Ohren — Nehmen Sie statt des edlen Mohren den Kango Hoangho in Körner's „Toni" in Ihr Repertoir auf. Und Sie mein Fräulein" — während er sich zu der ersten Liebhaberin wenden wollte, kam er zufällig gerade vor den älteren Gesangskomiker zu stehen, welchen er bereits seit Jahren auf das abscheulichste geknechtet hatte: „Ah," unterbrach sich Baumöl bei dessen Anblick plötzlich freudestrahlend, „Ah, da sind Sie ja endlich! Ueberall habe ich Sie schon gesucht — und glaubte, bei Gott!" — er schaltete ein selbstverhöhnendes Gelächter ein — „Sie hätten so viel Vernunft besessen — zu Hause zu bleiben. Aber kommen Sie — es ist Zeit in die Kneipe!" —

Und er — der seither weder in einer Kirche, noch in einem Wirthshaus gesehen worden war, nahm den erbebenden Komiker unter den Arm und verließ mit demselben grotesk grüßend das Theater, den Weg nach der berüchtigten Stammkneipe der Schauspieler nehmend. Wer den Direktor kannte und in dieser Gesellschaft sah, blieb natürlicherweise erstaunt stehen und suchte vergeblich sich den plötzlichen Umschlag seiner Gedankenathmosphäre zu erklären. —

Das völlig ungerechtfertigte Aufheben der Probe kam selbstverständlich sofort vor den Intendanten, welcher noch denselben Vormittag den Direktor vor sich laden ließ. Der Theaterdiener, der ihn allenthalben suchen mußte, fand ihn — horreur — in der Kneipe, eine Cigarre rauchend und dem halb neugierig-schüchtern, halb satirisch-triumphirenden Zuhörerkreis die verwegensten Stücke aus seiner Komödiantenlaufbahn erzählend. Als er vor dem Intendanten erschien, hatte Baumöl noch nichts von seiner jovialen Haltung verloren und fiel seinem ausschließlich in den höheren Hofkreisen verkehrenden Chef um so befremdender auf; — jedoch war der Intendant viel zu sehr Cavalier, als daß er den verdienten Mann mit irgend einem Vorwurf empfangen hätte. „Sie haben, mein lieber Herr Direktor," begann er, „Sie haben auf der heutigen Probe, wie ich höre, einen unangenehmen Auftritt mit den Schauspielern gehabt, der Sie die Probe aufzuheben zwang. Es thut mir wirklich leid, sehr leid — und seien Sie versichert, daß ich ein Exempel statuiren werde."

„Ich hätte einen unangenehmen Auftritt mit den Schauspielern gehabt?" erwiderte Baumöl. „O, nein, Excellenz, ich habe die Probe nur deshalb aufgelöst, weil ich eigentlich gar nicht weiß, wie ich bei meiner sträflichen Unfähigkeit dazu komme, eine Probe abzuhalten." —

Der Intendant hielt es für bedenklich, Baumöl weiter reden zu lassen, er zog sich hinter sein grün ausgeschlagenes Stehpult zurück, ergriff mit behender Hand ein Buch und sagte: „Mit Ihrer Bearbeitung des zweiten Theiles der Tragödie „Faust" bin ich äußerst zufrieden — Serenissimus werde ich dieselbe dringend zur Darstellung empfehlen, besonders da manches Anstößige in den Reden des Hofstaates in geschicktester Weise cachirt worden ist."

Bei diesen Worten konnte Baumöl sich nicht länger halten, er stieß ein wildes Gelächter aus und begann in dem Cabinet des Intendanten einen Tanz anzuheben, welcher die seltsamsten Sprünge in sich schloß. Bei diesem außergewöhnlichen Anblick wurde der Bühnenleiter an seinem Direktor irr, er strich mit dem Zeigefinger der rechten Hand rechts und links über seinen schwarzgefärbten Schnurrbart, zog die Augenbrauen in die Höhe und fragte Baumöl zuletzt ganz schüchtern, weshalb er eigentlich tanze?

Baumöl hielt bei dieser Frage in seinem Gefühlsausbruch inne, schritt kokett auf den Intendanten zu und sagte, vertraulich mit beiden Armen sich auf den Schreibtisch stützend:

„Euer Excellenz fragen mich, weshalb ich tanze? Ich tanze vor freudigem Erstaunen, daß Eure Excellenz meine Einrichtung des „Faust" loben. Euer Hochwohlgeboren müssen nämlich wissen, daß ich überhaupt noch kein einziges Stück selbstständig eingerichtet habe und auch die vorliegende, nebenbeigesagt äußerst miserable Bearbeitung des „Faust" habe ich mir von auswärts abschreiben lassen. So habe ich Euer Hochwohlgeboren seit sieben Jahren getäuscht. Alles was ich that, war keinen Pfifferling werth und ich habe mir heimlich immer ins Fäustchen gelacht, wenn ich Sie dupirt hatte. Empfehlen Sie mich indessen Ihrer Frau Gemahlin."

Mit diesen Worten verließ Baumöl den verblüfften Intendanten, welcher nichts that, als daß er vorläufig in den Etat die Anmerkung machte, Baumöl sei im nächsten Jahre mit keiner Zulage zu beglücken. —

Zwei Tage nach dieser Scene stand in dem Residenzblatt folgender Artikel:

„Oeffentliche Erklärung.

Ich fühle mich durch eine unabweisliche Nothwendigkeit gedrungen, dem Publikum,

welches ich seit Jahren in der unverantwortlichsten Weise maltraitirt habe, Abbitte zu thun. Obwohl ich bekennen muß, dem mir übertragenen Amt in keinem Theile gewachsen zu sein, habe ich dasselbe mir dennoch angemaßt und auf das unverschämteste ausgebeutet. Was ich an der Kunst und ihren Jüngern, sowie an dem guten Verständniß des Publikums gefrevelt, läßt sich leicht ermessen, aber das kann ich freilich nicht wieder gut machen, mich selbst jedoch kann ich freiwillig für mich selbst zum Opfer bringen. Somit erkläre ich hierdurch feierlichst, daß es auf der weiten Erde keinen größeren Ignoranten giebt, als mich — es müßten denn meine Vorgesetzten sein, die mich, sage mich, mit Lob und Ehre überhäuft haben . . . und ich füge hinzu, daß ich mich selbst für einen derjenigen Lumpe halte, welche ich so oft im Munde geführt habe.

Idomeneus Baumöl."

Auf diese Erklärung hin, befahl Serenissimus, daß der Theatendirektor in die Zwangsjacke gesteckt und in die Landesirrenanstalt abgeführt werde. —

So kann ein Mensch an Selbsterkenntniß zu Grunde gehen! Es ist ein Glück, daß die artistischen Direktoren in unserm herrlichen Vaterland diese Gefahr nicht zu befürchten haben.

# Gedichte.

## Ferien.

Am Waldhang überm Wiesengrunde,
Wie ruht sich's gut zur Mittagstunde,
Wenn nur mit sanftem Hauch der Wind
Durch's Laub der Wipfel flüsternd rinnt!

Hier, vor der Welt und ihren Sorgen
Im Schooß der Einsamkeit geborgen,
Genieß' ich endlich, frei von Zwang,
Den lang entbehrten Müßiggang.

Hier saugt mein Leib aus Luft und Sonne
Des Daseins reinste Pflanzenwonne,
Indeß der Geist zu freiem Spiel
Ins Blaue flattert ohne Ziel.

Doch träum' ich nicht von Ruhmeskränzen,
Von Sternen mehr, die täuschend glänzen;
Den Jüngling lockten solche Höhn,
Dem Alten däucht das Nächste schön.

Ich hör' im Forst den Jäger blasen,
Ich sehe, wie die Rinder grasen,
Der Storch durchs Ried hochbeinig stelzt
Und schimmernd sich das Mühlrad wälzt.

Auch kommt mir bei der Wipfel Wogen
Bisweilen noch ein Reim geflogen,
Der, wie die Seele schweift und sinnt,
Zum Liede still sich weiter spinnt;

Doch nur für mich. Im Marktgedränge
Wer horcht auch auf die leisen Klänge!
Mein Bestes gab' ich; gönnt mir's nun,
Im Grünen spielend auszuruhn.

Schwartau im August 1875. **Emanuel Geibel.**

## Unabwendbar.

Es lebt in mir die dunkle Sage,
Daß, eh' auf Erden ich entstand,
Ich alle Lust schon, alle Plage
Auf einem andern Stern empfand.

Vertraulich grüßt mich Unbekanntes,
Und was erst heute vor mir steht,
Enthüllt sich mir als längst Verwandtes,
Das doppelt durch mein Leben geht.

So bist auch Du, die stolz und spröde,
Ein Räthsel scheint, mir längst bekannt,
So hört ich einst schon Deine Rede
Und sah das Drohen Deiner Hand.

Besinne Dich — es kommt die Stunde,
Wo liebentflammt Du um mich wirbst
Und meine Liebe wird die Wunde,
An der Du selber später stirbst!

**Wilhelm Bennecke.**

## Einem Klagenden.

(1873.)

Wer mag wohl härter dulden von uns beiden? . . .
Mit Teufelsfaust ward uns das Glück erschlagen,
Und Du entströmst in fessellosen Klagen,
Das Dir die Brust zerkrallt, das herbe Leiden.

Doch ich bin stumm: Ich seh' die Tage scheiden
In kaltem Groll, in trotzigem Entsagen.
Ich hörte auf, zu forschen und zu fragen,
Und möcht' um Deine Schmerzen Dich beneiden.

Mir sagt die Welt, daß Leben — Sterben heißt.
Dir nistet eine Sehnsucht noch im Herzen,
Die auf ein Glück in blauer Ferne weist.

Mit Thränen löschst Du aus die Todtenkerzen!
Bis das Erinnern selbst sich Dir entreißt —
O, wie beneid' ich Dich um Deine Schmerzen.

**Oscar Blumenthal.**

---

## Zwei Brüder.

Der Blitz und der Gedanke,
Wie sind sie doch sich gleich —
Der Blitz und der Gedanke,
Stammt aus dem Himmelreich.

Der Eine tobt in Wettern
Und reiniget die Luft —
Der Andre bringt in Lettern
Dem Geiste seinen Duft! —

Die pesterkrankten Lüfte,
Der feindlich bösen Nacht,
Verjagt in tiefe Grüfte
Des Blitzes starke Macht. —

Und wo die Geister kranken
Und finster wird die Zeit,
Da leuchten die Gedanken
Und enden Qual und Streit!

Und Keiner zieht alleine
Die Gluthenbahnen fort:
Den Donner hat der Eine —
Der Andre hat das Wort.

**Eduard Kierschner.**

# Bürger's Charakter in seinem Liebesleben.

## Eine psychologisch-ethische Studie.

Von **Julius Duboc.**

Auch von Bürger gilt, wie von so vielen über das gewöhnliche Maaß genialisch beanlagten Menschen der Spruch:

> Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
> Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Sind es auch keine politischen Parteiströmungen gewesen, die den Dichter der Lenore in ihren verwirrenden Strudel hinabzogen und die Linien seines Bildes für den Beschauer entstellen, so doch die großen, auf dem Gebiet des Sittlichen gegensätzlichen Gefühls- und Anschauungsweisen: auf der einen Seite die disciplinirten, allen Ausschreitungen abgeneigten und zu ihrer Verurtheilung schnell bereiten Naturen, auf der anderen jene, die im Gegensatz zu diesen einen sympathischen Zug für Alles empfinden, was mit der Vollkraft tiefer Leidenschaft in stürmischen Wellen aufbraust. Kaum sollte es Einem erklärlich bedünken, wie ein und derselbe Mann, ein hervorragender Dichter in seiner eignen Nation, eine Apotheose seines Lebens und Wirkens erfahren konnte, wie sie Bürger z. B. in dem in vieler Beziehung vortrefflichen Roman von O. Müller: „Bürger ein Dichterleben" gefunden und eine Verurtheilung, wie sie O. S. W. Ebeling vor einiger Zeit in einer Polemik mit Ad. Strodtmann, dem Herausgeber der „Briefe von und an Bürger" (Berlin 1874. Gebr. Paetel) mit den Worten aussprach: „Das niedrige, klobige, aller höheren Herzensbildung bare, halt- und charakterlose Wesen Bürger's" — kaum sollte Einem ein so schroffer Widerspruch erklärlich bedünken, wenn man eben nicht die vorerwähnte gegensätzliche Beschaffenheit der hauptsächlich das Wort führenden Parteien als Erklärungsgrund mit in die Waagschale zu werfen hätte. Die vermittelnden Stimmen werden dazwischen kaum gehört oder ihr Geltungsbereich schränkt sich hauptsächlich doch nur auf das ästhetische Gebiet ein. Wenn Schiller in Folge der großen Erregung, die seine Recension der Bürger'schen Gedichte hervorgerufen hatte, sich noch 1802 zu der abwehrenden Bemerkung veranlaßt sah: „Die Leidenschaft der Parteien hat sich in diesen Streit gemischt; aber wenn alles persönliche Interesse schweigt, wird man der Intention des Recensenten Gerechtigkeit widerfahren lassen", so hat er mit dieser Berufung auf eine spätere Zeit Recht behalten. Angriffe, wie sie seiner Zeit Schlegel auf diese Schiller'sche Recension richtete, haben längst ihre Kraft verloren, während eine unbefangene Würdigung des Bürger'schen Genius nicht umhin kann, in den meisten Punkten den Ausstellungen, die Schiller erhoben, eine nicht abzuweisende Berechtigung zuzuerkennen. Aber über Bürger's Charakter als Mensch schwankt das Urtheil viel mehr als über seine Bedeutung als Dichter. Ueber jenen wird eine auch nur annähernde Gleichmäßigkeit der Beurtheilung durch zwei Punkte ganz wesentlich

erschwert: durch den Mangel übereinstimmend bindender, für die Anwendung leicht verwerthbarer Grundbegriffe auf dem Gebiet des sittlichen Verhaltens und durch die bisherige Lückenhaftigkeit des der Beurtheilung zu Grunde zu legenden Materials. Was diesen letzten Punkt betrifft, so ist nun allerdings durch die Veröffentlichung des vorerwähnten Bürger'schen Briefwechsels eine Abhülfe geschaffen worden, wie sie erwünschter und wesentlicher kaum gedacht werden kann. Ist schon die Ausbeute dieser Sammlung für den Literarhistoriker eine so bedeutende, daß der „den Göttingern" gewidmete Abschnitt der meisten Literaturgeschichten wesentliche Abänderungen erfahren dürfte, so ist sie für die psychologische Beurtheilung von Bürger's Liebesleben eine noch größere. Hier zu einem abschließenden Urtheil zu kommen, ist an der Hand dieser werthvollen Vereinigung aller vorhandenen brieflichen Zeugnisse aus Bürgers Leben wenigstens ermöglicht. Freilich kann diese Ermöglichung nur fruchtbringend werden, nur Ueberzeugung wirken, wenn — und hier komme ich auf den ersten, vorher erwähnten Punkt zurück — die Kritik ihren Ausgang nicht von mehr oder minder undeutlichen, im Zwielicht des Gefühlslebens verschwimmenden Gegensätzen nimmt, sondern sich scharf formulirte, faßlich begrenzte Maaßstäbe der Beurtheilung schafft.

Wenn es die Gerechtigkeit gegen einen großen nationalen Dichter erfordert, daß wir nicht leichthin abschließend und aus Ermüdungsschen jede tiefere Prüfung nicht allein des Thatbestandes, sondern auch der gewohnten ethischen Maaßstäbe von Vornherein ablehnend, über des Dichters zarteste Lebensbeziehungen aburtheilen — sei dies nun zu seinen Ungunsten oder zu seinen Gunsten — so erfordert dies andererseits auch noch die Gerechtigkeit gegen die in Bürger's unheilvollen Schicksalsgang verflochtenen Frauencharaktere. Auch hier laufen die Fäden der Beziehungen so wirr und verschlungen durcheinander, daß einige Geduld dazu erforderlich ist, sie übersichtlich zu ordnen und in ihnen den leitenden Faden für die ethische Beurtheilung nicht zu verlieren. Kein Wunder daher, daß wo diese prüfende Ueberlegung verschmäht oder doch nicht hinreichend geübt wird, Widersprüche entstehen und daß selbst diejenigen sich schließlich auf völlig entgegengesetztem Boden befinden, die gleichwohl, ganz im Allgemeinen genommen, von übereinstimmenden sittlichen Anschauungen auszugehen glauben und auch wirklich ausgehen. Eine schwere, fast ungemilderte Sentenz pflegt über Bürger's dritte Gattin, Elise Hahn, zu ergehen. Ihr eignes Schuldbekenntniß erdrückt sie anscheinend, zieht ihren Namen nieder in den Schmuz der Gemeinheit — und gleichwohl hat auch sie einen überzeugten Vertheidiger, eben den vorher erwähnten Dr. Ebeling gefunden; — mit verführerischem Glanze scheint uns Molly's, der Vielgefeierten, Bild, umgeben von dem Strahlenglanz der vollsten Dichterglorie, anzulächeln, aber das Lächeln der Erwiederung, mit dem wir ihre anmuthvolle Erscheinung begrüßen möchten, erstirbt uns unwillkürlich auf den Lippen, wenn wir den Blick auf eine Gestalt in ihrer nächsten Nähe abschweifen lassen, auf Dorette, die still duldend ein furchtbares Schicksal mit Ergebung und ungebrochener Liebe trägt, bis der Erlöser Tod sie abberuft.

Recapituliren wir zunächst noch einmal in kurzem Umriß das Thatsächliche der Doppelbeziehung Bürgers zu den beiden Schwestern, soweit sich dasselbe in der Briefsammlung in mehr oder minder erkenntlichen Linien abgezeichnet oder angedeutet findet. Mit 26 Jahren, im Jahre 1774, schließt der jugendliche Dichter den Ehebund mit der älteren Tochter des Justizamtmanns Leonhart zu Niedeck. Einzelne briefliche Aeußerungen aus jener Zeit — an Boie 1774: „ach, da kommt sie her, die Minnigliche, die mein Herz mit all' ihren Tugenden und Fehlern, sowie sie da ist, über Alles in der ganzen weiten Welt liebt. Mag sie doch Anderen nichts sein, mir ist sie Alles"; — an Gleim 1775: „mein kleines Weib, das beste, sanfteste, redlichste Geschöpf unter der Sonne, hat mir vor wenig Wochen ein kleines Mädchen mit Lebensgefahr geboren. Weib und Kind sind meine ganze und einzige Freude" — scheinen ein innig empfundenes, ungetrübtes Glück auszusprechen. Gleichwohl ist aus dem 16 Jahre später geschriebenen Brief Bürger's an Elise Hahn zu entnehmen, daß schon vom ersten Anbeginn seiner Ehe neben der Gattin und sie verdunkelnd das aufgehende Gestirn jener Liebe stand, die des Dichters Herz und Sinn bald einzig und allein auszufüllen

bestimmt war. „Ich habe zwei Schwestern zu Weibern gehabt," heißt es in dem erwähnten Brief vom Jahr 1790, „schon als ich mit der ersten vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für die zweite, die damals noch ein Kind und kaum 14 bis 15 Jahr alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl, allein ich hielt es für einen kleinen Fieberanfall, der sich bald geben würde." In den in den nächsten Jahren nach 1775 geschriebenen Briefen, mehren sich denn auch die Spuren tiefer Seelenkämpfe. Bittere Verstimmung und Herzensnoth ringen nach Ausdruck, und obwohl ein Theil derselben auf Rechnung der sonstigen unbehaglichen und den Dichter schwer belastenden Lebensumstände gesetzt werden mag — namentlich die Einsamkeit und Ruhe des Landlebens drückte schwer auf den lebhaften, mittheilungsbedürftigen Mann, — so bezieht sich ein anderer Theil unverkennbar auf Bürger's Herzensangelegenheiten, wiewohl jede genauere Kennzeichnung derselben selbst in den an seine nächsten Freunde gerichteten Mittheilungen stets sorgfältig vermieden wird. Auf das Verhältniß zu seiner Frau und Schwägerin zielen offenbar die folgenden, wenn auch kurzen doch um so heftigeren brieflichen Ergüsse, die oft wie der Nothschrei eines Verzweifelnden erklingen. (An Sprickmann, Februar 1777): „O Sprickmann! Ist es denn gar nicht möglich, daß wir leben können? Denn man lebt ja nicht, wenn man nicht so lebt, wie man zu leben wünscht. Gott im Himmel, was soll daraus noch werden? Ich darf nicht einmal wünschen, denn die Wünsche, die allein zu meinem Heil abzwecken könnten, scheinen mir schwarze Sünde, wovor ich zurückschauere." (An ebendenselben, Juli 1777). „Mir steht nun bald Trennung von der Geliebten meines Herzens bevor. Was wird aus mir und was aus Ihr werden. O daß mich so viele heilige, wiewohl schwere, sauere Pflichten gegen Andere an die Welt fesseln!... Doch was hilft's? Man muß die Zähne zusammenbeißen, die Augen zudrücken und mit zerfetzter Stirn vorwärts durch die sperrigen Dornhecken dringen." In der nächsten Zeit nahmen die Aeußerungen einer höchst gesteigerten Mißstimmung so sehr überhand, daß Boie, Bürgers intimster und um ihn unermüdlich besorgter Freund, ihm Vorschläge zu Reisen machte mit der hinzugefügten Bemerkung: „Ich fürchte, Du hast irgend einen Seelenkummer, den Du mir nicht sagst, der Dich abspannt und Dich unthätig macht." Bürger antwortet ihm (October 1778): „Ach freilich belastet geheimer Kummer schon seit einigen Jahren mein Herz und jetzt geht mir das Wasser fast bis an die Seele. Entweder ich gehe bald zu Grunde oder ich genese. Aber kann ich genesen? Schwerlich anders als der Halbgeräderte zum Krüppel." Im nächsten Jahre heißt es dann schon wieder: (An Boie. Januar 1779.) „Alles wäre gut, aber ach! — mein tief verwundetes, ewig unheilbares Herz. Kein Sterblicher hat wohl seinen Tod eifriger gewünscht als ich."

Von dieser Zeit ab mindern sich in den Briefen jene leidenschaftlichen Accente, und sie verstummen nach und nach gänzlich. Die Krisis hatte ihren Höhepunkt erreicht, der lange gestaute Strom war durch die Schranken gebrochen, auf der einen Seite heißem Sehnen Erfüllung gewährend, auf der anderen unheilbar schädigend. Mit einem Wort, es hatte sich jener Zustand ausgebildet und befestigt, den H. Kurz in seiner „Literaturgeschichte" einfach als „ein auf der schreiendsten Unsittlichkeit beruhendes Verhältniß" bezeichnet und dessen wesentlichen Kern Bürger später selbst in einem Brief an E. Hahn dahin angab, daß seine Frau sich entschlossen habe, sein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, die Schwester es zu sein. Im Jahre 1782 wurde Bürger ein Sohn geboren — von Molly, drei Töchter entstammen außerdem seiner Verbindung mit Dorette. Zwei Jahre später, im Hochsommer, starb Bürgers angetrautes Weib, langsam nahmen ihre Kräfte ab, bis der Tod einem unheilbar gewordenen Körper- wie Seelenleiden ein Ende setzte. Fast unheimlich contrastirend mit dem, was hier ein dichter Schleier den Blicken der Menschen entzog, klingt es, wenn Bürger in der Todesanzeige vom 30. Juli 1784 den frühen Verlust seiner Frau „in dem zehnten Jahr unserer überaus friedsamen und gemächlichen Eheverbindung wehmuthvoll beklagt." Schon wenige Monate später — Ostern — 1785 folgte Molly Bürger zum Traualtar. Ein anfängliches Sträuben, das sie erschüttert durch den Tod der Schwester, dem Eingehen des Ehebundes entgegensetzte, überwand des Dichters heiße Leidenschaft,

die sich namentlich in dem Gedicht: „Als Molly sich losreißen wollte“ in den bittersten Schmerzensklagen ergoß. Der Bund war geschlossen, ein voller Himmel des Glückes, unwandelbar bestehend im Wechsel der Zeiten, sollte nach Bürger's Meinung in ungetrübter Sonnenhelle dem Liebespaar lächeln und alle schwer empfundene und überwundene Drangsal vergessen lassen. Abgethan war das Alte; für die neue Laufbahn an der Universität Göttingen, die der Dichter voll Zuversicht betrat, schien eben die endliche Erfüllung seiner liebsten Hoffnungen ihm die Kräfte stählen und ihn mit jenem Lebensmuth, der sich das Höchste zutraut, erfüllen zu sollen. Aber:

Zwischen Lipp und Kelchesrand
Schwebt der dunklen Mächte Hand.

Nur kurze Zeit währte der Traum des Glücks, das den Dichter zu den volltönenden Accorden seines „hohen Liedes von der Einzigen“ begeistert hatte. Molly starb im Jahre 1786 an den Folgen eines Wochenbettfiebers und der entsetzliche Schlag überantwortete den Liebenden einer äußersten Verzweiflung.

Wenn es soweit mit der Berichterstattung über das Bürger'sche Liebesleben keine Schwierigkeit hat, so gewährt uns der Einblick, den wir durch dieselbe erhalten, vorläufig auch nur einen sehr dürftigen Anhalt für eine ethisch-psychologische Beurtheilung. Soll dieselbe nicht auf eine nach einigen conventionellen Gesichtspunkten zugeschnittene Kritik eingeschränkt bleiben, so ist die nächste Frage, die sich aufdrängt und Beantwortung erheischt, die nach dem Charakterbild aller Betheiligten. Wie haben wir uns Dorette, wie Molly vorzustellen? Worin lag der sirenenhafte, unwiderstehliche Zauber, den diese auf Bürger ausübte? Was entführt ihn aus den Armen Dorettens? Und wie — für die ethische Beurtheilung Bürgers ein sehr wesentlicher Punkt! — hat diese das ihr zubereitete Loos ertragen, — ich meine nicht, mit wie viel Ergebung in ein Unvermeidliches, sondern mit wie viel innerer Antheilnahme? Bürger, zu nah' betheiligt allerdings, um ein unverdächtiger Zeuge zu sein, hat später einmal (in einem Brief an Elise Hahn vom Februar 1790) auf „einige Herzensgleichgültigkeit“ hingedeutet, die Dorette eigen gewesen und die es ihr erleichtert habe, gegen ihn „billig und großmüthig“ zu sein. Ist dem wohl wirklich so gewesen, und welche Antwort geben uns die brieflichen Zeugnisse auf all' diese Fragen?

Was Bürger's erstes Weib betrifft, so ist ihr Bild, dünkt mich, nicht zu verkennen, wie wenig sie auch in den Vordergrund tritt, wie selten ihr auch ein flüchtiges Wort, das ihr Wesen charakterisirte, gegönnt wird. Die wenigen Briefe an ihren Bruder Georg, die von ihr erhalten, sprechen meiner Ansicht nach, mit überzeugender Gewalt ihr Wesen aus, statten ihr Bild und ihr Schicksal mit jenen feinen Zügen aus, die das ganze Geheimniß ihres Liebens und Leidens enthüllen, und schwerlich wird Jemand, wenn er aufmerksam zusieht, ohne tiefe Rührung in diesen Seelenspiegel zu blicken im Stande sein. Daß Dorette keine glänzende Erscheinung war, sondern, wenn äußerlich überhaupt anziehend, dies höchstens im Sinn eines zarten, bescheidenen Reizes genannt zu werden verdiente, geht schon aus jenen oben erwähnten Briefstellen aus Bürger's erster Liebeszeit hervor. Auch andere sie betreffende briefliche Notizen sprechen den ähnlichen Eindruck aus. Boie, welcher der Verbindung Bürger's ursprünglich entgegen war, urtheilte über die Töchter des Amtmanns Leonhart an Bürger gerichtet: „Die ältesten beiden sind ganz gute Mädchen, werden aber Dir nicht gefährlich werden, vor der dritten (Molly) würde mir angst werden, wenn sie schon wäre, was sie sein wird.“ In einem Briefe von Philippine Gatterer an Bürger (September 1777) wird Dorette erwähnt als: „Ihre liebe, sanfte Frau.“ „Ihre Frau Gemahlin,“ fährt die Briefstellerin alsdann fort, „sah sehr krank aus und schien nicht viel Lust zum Reden zu haben. Ich hoffte es wenigstens und schrieb ihr Stillsein ihrer Schwächlichkeit und keiner Abneigung gegen mich zu.“ Einige Monate später schreibt dieselbe Freundin an Bürger: „Ihre Frau saß so zärtlich und sittsam auf dem Kanapee, hatte sich und ihr Kind in einen Mantel gehüllt und schlug die Augen auf das Kind wie eine Madonne.“ Von Dorettens sensitiver, scheu in sich zurückgezogener, keineswegs aber inhaltleerer und gefühlsarmer Natur giebt eine

Anmerkung Bürger's in einem Brief an Boie vom Jahre 1777 Kunde. Er schreibt diesem Freund: „Neulich bin ich hinter einige geschriebene Heimlichkeiten meiner Frau gekommen, die gar erstaunlich viel Anlage verrathen. Es ist aber ein gar schnurriges Weib. Von alle dem läßt sie keinem Menschen, am allerwenigsten mir was sehen. Wüßte sie, daß ich was davon ausspionirt hätte, so wäre Alles aus. Ich muß sie also in der Stille beginnen lassen und verstohlen sehen, was dabei herauskommt."

Daß trotz aller Demüthigung, die aus Bürger's Leidenschaft für Molly Doretten erwuchs, diese ihrem Gatten in treuer Liebe ergeben blieb, daß sie Eifersucht und Kränkung in sich überwand, davon hat er selbst Zeugniß abgelegt in der an seine Freunde gerichteten Todesanzeige, in der es, fast mit einem Anflug von Selbstanklage, heißt: „Außer vielen vortrefflichen Eigenschaften des Herzens und Geistes meiner verklärten Lebensgefährtin hätte blos ihre ungeheuchelte, stets unverdrossene Güte und Liebe gegen mich weit mehr Erdenglück verdient, als ich ihr zu gewähren vermochte." Auch in dem vorerwähnten Brief an Elise Hahn bezeugt er Dorettens Hochsinn mit den Worten: „Wäre das mir angetraute Weib von gemeinem Schlage, wäre sie minder billig und großmüthig gewesen, so wäre ich längst zu Grunde gegangen."

Aber einen viel tieferen Einblick als diese Zeugnisse gewähren uns Dorettens eigene Briefe, namentlich wenn man genau die Zeitbestimmung derselben erwägt, worüber ich mir weiterhin noch einige Bemerkungen erlauben will. Zunächst folgt hier ein kurzer Auszug aus zwei derselben, beide an ihren Bruder Georg gerichtet. In dem ersten vom October 1782 heißt es: „Nun horch auf, sieh' einen so artigen Schwager hast Du vom Himmel empfangen, daß der den Tag Deiner Schwester feierte, ganz ohne mein Wissen, ganz aus eignem Trieb und mich noch obendrein mit einem gar allerliebsten Reisekleid beschenkt hat. Daß Du meine Freude und gute Laune nun nicht dem Reisekleid zuschiebst, da denke ich, hast Du denn doch zu viel Verstand zu, aber der Art, mit welcher ich's erhielt, dem Bezeigen, wie viel Freude Er selbst dran hatte, sieh, Georg, das bringt Leben und Weben in das neu erwachte Gefühl meines Herzens und ich bitte Gott herzlich, er wolle es so lassen, wie es jetzt ist.... O Georg, Gott laß mich nicht undankbar für die viele Güte sein, die er mir jetzt unter so manchen freudigen Begebenheiten erweist." — Der zweite, vom December 1782 schildert im Eingang die Freude, die sie darüber empfunden, daß sie ihren Leuten Weihnachtsgeschenke austheilen konnte. „Ich fühle in diesen Augenblicken, daß es doch Gefühle giebt, die alles Elend überwiegen und uns zu seligen Geschöpfen machen. Froh sein und fröhliche Geschöpfe zu machen, ist nach meinem Gefühl die innigste Dankbarkeit für die Güte unseres Gottes." „Uebrigens," folgt alsdann weiterhin in dem Brief, „jage nur immerhin alle dummen Grillen zum Henker, daß wir nun grade zum Unglück sollten geboren sein. Ich protestire öffentlich dawieder, besonders in meiner heutigen Laune. Es wird Dir schon gut gehen, Georg, Du bist ein guter Junge und sieh' nur, ich bin ja auch seit einiger Zeit glücklicher, Du weist, wie wenig ich sonst auf den Sinn dieses Wortes Anspruch machen konnte. Ich freue mich des herzlich, ob ich gleich für's Künftige vom Schicksal keinen Freibrief erhalten habe..... Dank noch, Georg, für Deine Sorge um meine Augen. Gott sei Dank, noch habe ich sie, dies ist Beweis davon. Auch glänzen sie gleich zwei hellen Sternlein des Himmels und lächeln dem Bruder meines Herzens Liebe und Dank für seine Liebe und die Versicherung ewiger Treue von seiner Dorette."

Sehr wesentlich, scheint mir, wird durch diese Briefe die Auffassung berichtigt, die man sich bis dahin, halb unwillkürlich, von Dorettens Leidensgestalt bilden mochte. Aus diesen Zeilen spricht nicht ein in Kummer verhärmtes, resignirtes Gemüth noch viel weniger ein schwer beleidigter, durch das zugefügte Leid herb gewordener Sinn, sondern ein inniges, frisches, gläubiges Gefühl. Wie sehr lächelt dieser Brief durch Thränen, wie sehr ersehnt er noch einen Sonnenstrahl des Glücks vom Geschick, wie sehr schmachtet er nach jedem freudekündenden Zeichen. Der ganze Grundton der Briefe ist auf Liebe, Hoffen, Sehnen gestimmt. Aber man liebt nicht mit erstorbenen Sinnen und einem gleichgültigen Herzen und die Vorstellung, die ja nicht ganz fern liegt, daß der erlittene

Kummer so auf Doretten gewirkt, daß er ihren Lebensmuth bis zur Apathie gedämpft, ihre Liebefähigkeit in Gleichgültigkeit verwandelt habe, ist, wie mir scheint, diesen brieflichen Zeugen gegenüber völlig unhaltbar geworden. Eine andere Auffassung wird nun namentlich auch noch durch die hierbei sehr ins Gewicht fallenden Zeitbestimmungen unterstützt. Diese verbreiten erst ein scharfes Licht über die sonst einer bestimmten Beziehung entbehrenden wiederholten Wendungen und Anspielungen, die in Dorettens Briefen von dem „neu erwachten Gefühl meines Herzens“, von den „manchen freudigen Begebenheiten“ u. s. w. sprechen. Der erste der Briefe fällt der Zeit nach sehr bald nach der Geburt von Molly's Sohn, der zweite vom December 1782 einige Monate später. Im April 1784 beschenkte Dorette Bürger aber selbst mit einem Töchterchen, welches bald nach dem im Juli erfolgten Tod der Mutter ebenfalls verstarb. Uebersetzen wir diese kahlen Ziffern in die Sprache der Begebenheiten, so besagen dieselben also ungefähr so viel: in der Zeit der Abfassung jener Briefe fand eine Wiederannäherung Bürger's an Dorette statt und diese Annäherung dauerte mindestens bis in die Mitte des Sommers 1783 und führte die beiden verbundenen, getrennten und wieder verbundenen Menschen abermals zur innigsten Lebensgemeinschaft. Unmöglich ist es nun allerdings bei dem Fehlen aller brieflichen Zeugnisse einen prüfenden Blick hierbei in Bürger's Gemüthszustand zu werfen. War es ein Rest der wiedererwachten alten Liebe, war es ein dem Schuldbewußtsein verwandtes Gefühl der Abbitte, das ihn Doretten zuführte, war es ein ernstgemeinter Versuch, diese durch die Liebe, die ihr so grausam entzogen worden war, dem Leben zu retten, war es nur die Ueberfülle der Kraft, die sich reich genug wähnte, um nach zwei Seiten gleichzeitig beglücken zu können? Niemand kann hier eine Analyse wagen. Aber um so offener liegt Dorettens Gemüthszustand vor uns und ein stärkeres Zeugniß für die, man möchte sagen, kindliche Harmlosigkeit ihrer Natur als in diesen Briefen zu Tage tritt, kann kaum gedacht werden. Mit welch' rührender Bescheidenheit versucht sie, weit entfernt von irgend einem Gefühl der Rancüne, von irgend einer Regung abweisenden Stolzes, dem Glück entgegen zu lächeln, das für sie in der wiedergewonnenen Liebe Bürger's liegt. Nur diesem einen Gedanken, nur diesem einen Gefühl ist sie bemüht ihre Seele zu öffnen und noch einmal wieder, den Frost des Kummers abstreifend, im Sonnenlicht die Schwingen zu regen, — wenn auch vielleicht nur für kurze Zeit. „Ich bin ja auch seit einiger Zeit glücklicher, Du weißt, wie wenig ich sonst auf den Sinn dieses Worts Anspruch machen konnte. Ich freue mich des herzlich, ob ich gleich für's Künftige vom Schicksal keinen Freibrief erhalten habe.“ Armes Weib, das so ganz selbstlos hingegebenes Empfinden in der Liebe für den einen Erwählten war und gleichwohl von diesem selbst die Nachrede „einiger Herzensgleichgültigkeit“ ertragen mußte!

Schwieriger als Dorettens ist Molly's Gestalt zu zeichnen. Aller in Ueberfülle, namentlich in dem „hohen Lied“, über sie ergossene dichterische Glanz gibt uns, da es sich doch meistens nur um Gefühlslaute handelt, kein Bild ihrer Person, an brieflichen Zeugnissen fehlt es vollständig. Wenn es in der „Abendphantasie eines Liebenden“ u. A. heißt:

> O, wie so schön dahin gegossen
> Umleuchtet sie das Mondeslicht,
> Die Blumen der Gesundheit sprossen
> Auf ihrem schönen Angesicht,
> Ihr Lenzgeruch wallt mir entgegen,
> Süß, wie bei stiller Abendluft,
> Nach einem milden Sprüheregen
> Der Moschus-Hyazinthe Duft.

so erfahren wir aus dieser und den vielen ähnlichen Schilderungen eben doch nicht mehr, als daß Molly u. A. auch durch den Reiz üppiger jugendlicher Gesundheitsfülle unwiderstehlich auf Bürger's Phantasie wirkte. Aber zur Charakteristik des zwischen ihr und Bürger bestehenden Verhältnisses läßt sich, wie mir scheint, ohne allzu großes Wagniß aus dem Gesichtspunkt eine Ergänzung liefern, daß Molly als der Gegenstand

von Bürger's höchstem Wunschverlangen, als das verkörperte Ideal seiner sehnsüchtigsten Träume und seines glühendsten Verlangens, nothwendigerweise das besessen haben muß, was er an Doretten vermißte. Berücksichtigen wir dies und ziehen wir Bürger's scharf ausgeprägte, in ihren Grundrichtungen nicht zu verfehlende Eigenart zu Rathe, so kommen wir zu einigen, schwerlich abzuweisenden Schlüssen in Bezug auf das Schwesternpaar, wodurch sich für uns denn auch Molly's Gestalt erhellt und deutlicher gegen Dorette gehalten abzeichnet. Was Bürger so mächtig zu ihr hinzog, sie in seinen Augen so hoch über sein Weib erhob, war vermuthlich in einigen Hauptpunkten, auf die uns eine unbefangene Würdigung der Umstände und Personen hinweist, gelegen. Ohne vielleicht einen Ueberschuß an Liebe aufzuweisen, liebte Molly, ihrem Naturell entsprechend, wahrscheinlich leidenschaftlich, Dorette dagegen ruhig-innig; sie umgab — worauf verschiedene Aeußerungen Bürger's hindeuten — mit immer neuen Beweisen leidenschaftlich empfundener Bewunderung das in diesem Punkt unersättliche Herz Bürger's; sie war Dorette an sinnlichem Reiz überlegen, wahrscheinlich auch an esprit, sprühender Lebendigkeit; und endlich noch ein Punkt, der mit nichten als ein gleichgültiger angesehen werden darf: außerhalb der Ehe stehend repräsentirte sie für Bürger's Empfinden die Poesie, Dorette die Prosa. An dieser haftete die Alltäglichkeit der Hausstandspflichten, die Last der Kinderstube. Unvermeidlich — unvermeidlich wenigstens für Bürger's Naturell und Auffassung — büßte sie daher in demselben Maaße die zauberische Anmuthsfrische der von aller Erdenlast befreiten Liebesschwärmerei ein als diese des Dichters Huldgöttin, seine „Molly-Adonide", in immer höherem Grade sich zu eigen erwarb, und in keinen gefährlicheren Gegensatz in der That als diesen konnte die arme Dorette treten: sie belastet mit der Verwünschung, die Bürger in einem Unmuthsausbruch in einem seiner Briefe dem „kalten, langweiligen, trägen Ehebett" nachschleudert, jene geschmückt mit allem Reiz der Phantasieverklärung*), leichtfüßig über Blumenteppiche dahinschwebend, umgaukelt von Amoretten.

Wenn wir auf diese Weise versucht haben, die Herzensbeziehungen aller Betheiligten nach ihrem inneren Wesen uns etwas näher zu bringen, Molly's und Dorettens Bilder in eine schärfere Beleuchtung zu rücken, Bürger's Gefühl für beide nicht einfach als ein Gegebenes, Untheilbares hinzunehmen, sondern in seine psychologischen Motive zu zerlegen und auszudeuten, so haben wir uns damit zunächst nur auf einen etwas erhöheten Standpunkt begeben, von dem aus sich ein freierer und weiterer Einblick in die Seelenthatsachen, aus denen die Verwicklungen erwuchsen, gewinnen ließ. Auch hier ist gleichwohl, soweit es sich dabei um Bürger's Charakter handelt, eine Ergänzung noch nothwendig, die sich aber erst aus der später zu betrachtenden Beziehung, in welche er mit dem „Schwabenmädchen" verflochten wird, gewinnen lassen wird. Nicht zur Erledigung gebracht ist dagegen die Frage, wie sich denn Bürger's Wesen und Charakter und sein Verhalten in der Doppelbeziehung zu den beiden Schwestern, ethisch betrachtet, eigentlich darstellt, ob wir da eine Abschätzung vorzunehmen überhaupt wagen können und nach welchem Gesichtspunkt dieselbe zu erfolgen haben würde, wenn sie ebensowenig einer lediglich subjectiven Gemüthsaufwallung als einem abstrakten Prinzip formaler

---

*) Man beachte, wie auch in den folgenden Zeilen Molly's Liebreiz grade darin besteht, daß Last und Noth nicht an sie herantritt, also in Beziehungen, bei denen ein für Doretten unerreichbarer natürlicher Vortheil der Lage auf ihrer Seite war:

> In weiche Ruh' hinabgesunken,
> Unaufgestört von Harm und Noth,
> Vom süßen Labebecher trunken,
> Den ihr der Gott des Schlummers bot,
> Noch sanft umhallt vom Abendliede
> Der Nachtigall, im Flötenton,
> Schläft meine Molly-Adonide
> Nun ihr behäglich Schläfchen schon.

Gerechtigkeit dienstbar sein soll? Bürger selbst hat sich stets lediglich auf das große Naturgesetz der Leidenschaft berufen, er ruft den „kalten Vernünftlern“ zu:

Die Sonne, sie leuchtet, sie schattet, die Nacht;
Hinab will der Bach, nicht hinan;

und er macht die Anwendung dann auf sein Leben mit den Worten:

Naturgang wendet kein Aber und Wenn.
O kalte Vernünftler, wie zwinget ihr's denn
Daß Liebe zu lieben verlernt?

Und an seinen Schwager Leonhart, einem jungen Menschen, der nach dem Tode Dorettens, verletzt durch das, was er über das Verhältniß von Bürger's Ehe nachträglich erst erfahren hatte, Bürger entfremdet worden war, schrieb dieser zu seiner und Molly's Rechtfertigung: „Nein, lieber Junge, wir waren weiter nichts als arme, unglückliche Leute, deren Abscheulichkeit in nichts weiter bestand, als daß wir uns liebten, ohne uns dies weder gegeben zu haben noch nehmen zu können. Es hat darunter Keiner mehr gelitten als wir selbst....“ Auch der Otto Müller'sche Roman über unseren Dichter stellt sich im Wesentlichen ganz auf den gleichen Standpunkt. Bürger wird nur sein späteres Verhältniß zu Elise Hahn als Verschuldung angerechnet, nicht das, was vorher liegt. Hier ist der Verfasser im Gegentheil überall bemüht gewesen durch eine Fülle feiner Zuthaten und bestechender Züge das Liebesgemälde so auszuschmücken, die dunklen Partien so in den Hintergrund zu drängen, daß Bürger nirgends unserer Sympathien verlustig zu gehen braucht und daß nur der diesem Eindruck gleichwohl nicht erliegen wird, der auf ein eigenes schärferes Zusehen nicht verzichtet. Wenn wir aber dieses üben, so wird, meine ich, alle Kunst des Dichters nicht zu verbergen im Stande sein, daß wir mit einem solchen Beurtheilungs-Standpunkt uns auf völlig brüchigem, rissigen Boden befinden, während wir auf stahlhartem, fest in sich geschlossenem Fundamente fußen sollten.

Für den Pflicht-Rigoristen, für denjenigen, der einfach etwa so raisonnirt: „Bürger hatte seinem ersten Weib Treue gelobt und ein bestimmtes Maaß pflichtmäßigen Verhaltens übernommen, folglich mußte er sich an dieser Richtschnur halten und folglich ist er als unsittlich zu verurtheilen, wenn er es nicht that,“ — ist der Bürger'sche Fall natürlich sehr einfach erledigt. Allein diese Art der Abfertigung erledigt insofern sehr wenig als sie der dämonisch schaltenden Gewalt des Liebegefühls keine Rechnung trägt. Ihrer Unzulänglichkeit gegenüber, scheinen diejenigen, welche dieses zum Selbstgesetzgeber erheben, welche ihm freie Bahn verstattet wissen wollen, die Bewahrer des Naturinstinkts zu sein. Einem so dürren Pflicht-Paragraphen halten sie das Wort Schiller's entgegen: „Ein Mensch, der wahrhaft liebt, tritt so zu sagen aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus und steht unter eigenen Gesetzen, lebt in einem erhöheten Sein, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moralische Maaßstäbe nicht mehr auf ihn anwendbar sind“, obwohl natürlich auch dieser Ausspruch nur eine negative Bedeutung hat, denn er giebt ja nirgends einen Hinweis auf einen positiven, zureichenden Maaßstab, er formulirt nur, insofern er abwehrt. Eine positive Ergänzung grade für die hier der Untersuchung bedürftigen ethischen Fragen habe ich an einer anderen Stelle, in dem Abschnitt: „Die ethischen Beziehungen der Liebe“ in meiner Schrift: „Die Psychologie der Liebe“ zu geben unternommen. Auf sie hinzuweisen wird mir hier um so mehr verstattet sein, als ich mir in dieser kurzen Skizze natürlich versagen muß, den Gegenstand in aller Breite zu erörtern und nur an einige Hauptpunkte erinnern darf. Was ich dort über den tragischen Conflict in der Liebe ausgeführt, findet ganz genau auf Bürger Anwendung. „Der volle moralische Gehalt des Menschen“, sagte ich dort nach einer Feststellung dessen, was nothwendig zum Wesen des tragischen Conflicts gehört, „der wesentlich in der Treue gegen alles (nicht gegen ein einzelnes) Heiliggehaltene zu erblicken ist, tritt erst in der Endwirkung des tragischen Conflicts ans volle Tageslicht. Indem das sittliche Ideal im Triumphiren unterliegt, die Liebe, obwohl bezwungen, noch tödtlich zu

verwunden weiß, d. h. indem der Liebende, mag er in dem tödtlichen Conflict Eins oder das Andere wählen, den gezwungenen Abfall mit dem verspielten Einsatz seines Lebens bezahlt, kurz, indem sich an ihm der tragische Conflict in seiner ganzen Stärke vollzieht, bewährt er erst, daß das Heiligthum der Pflicht sowohl wie der Liebe in ihm eine Wahrheit und eine lebendige Kraft war." Wie lag der Bürger'sche Fall? Bürger war, wie auch Boie von ihm rühmt, im Ganzen eine zu biedere Natur, um sich von Vornherein mit jesuitischen Deutungskünsten selbst um das Bewußtsein und das Gefühl seiner Pflichten zu betrügen. Erst später, nachdem er dieselben einmal über Bord geworfen, versucht er es gelegentlich mit einer entstellenden oder beschönigenden Wendung. Aber der anfänglich schwere Kampf, den er gekämpft, bezeugt, wie hoch ihm das Heiligthum der Pflicht stand, wie theuer ihm das sittliche Ideal war: so zu handeln, wie ihm die gewissenhafte Erwägnng dessen, was er Anderen schuldig war, vorschrieb. Es drückte gewiß sein innerstes Empfinden aus, als er 1777 — die Stelle ist weiter oben bereits mitgetheilt worden — an Sprickmann schrieb: „Ich darf nicht einmal wünschen, denn die Wünsche, die allein zu meinem Heil abzwecken könnten, scheinen mir schwarze Sünde, wovor ich zurückschauere." In seinem Verhältniß zu Doretten handelte es sich ja auch nicht blos — dies darf man nicht übersehen! — um das Halten eines Gelöbnisses, weil dasselbe nun einmal gelobt worden war, nicht blos darum, daß einem zu Recht bestehenden Anspruch genügt wurde, weil derselbe nun einmal zu Recht bestand, sondern gleichzeitig darum, daß, indem Bürger dem magnetischen Zug der Leidenschaft für Molly folgte, er ein ihm ganz in Treue ergebenes, seinem Wort vertrauendes Herz auf's Schwerste, vielleicht (wie dies der Ausgang denn auch bestätigte) unheilbar, bis auf den Tod verwundete. Jede edelmüthige Regung seines Innern, jeder loyale und großmüthige Gedanke seiner Seele stand daher auf Seiten Dorettens, es war kein irgendwie verblaßtes und verkümmertes, sondern das volle sittliche Ideal, welches ihm innerlich zurief: Dort ist Deine Stelle und wenn Du dort wankst, so verräthst Du Alles, was Pflicht, Mannesehre und Großmuth von Dir heischen. Anders könnte das Verhältniß erscheinen, minder klar ausgesprochen, minder schroff verletzend, wenn Bürger's später gemachte Angabe, daß Dorette sich entschlossen gehabt habe sein Weib nur zu heißen, die Schwester es zu sein, buchstäblich richtig gewesen wäre, wenn man also etwa die Vorstellung einer innerlich vollzogenen und unter allseitigem Einverständniß durchgeführten, nur vor der Welt aus äußerlichen Gründen nicht deklarirten Scheidung festhalten könnte. Allein aus den vorher angeführten Thatsachen wissen wir, daß dem nicht so war, wir wissen, daß Bürger's Weib sein Weib blieb bis zum Lebensschluß und den Tod bereits im Herzen, dem Familienkreis noch neues Leben zuführte.

Neben diesem sittlichen Ideal, das also in voller Geltung für Bürger bestand, hatte sich das Ideal einer Liebe gestellt, die, weil sie ihm die tiefinnerste Befriedigung seines Wesens, die inhaltvollste Beseeligung seines sinnlichen wie seines geistigen Menschen versprach, ihn nicht minder mit unzerreißbaren Banden umschlang. Nicht minder als das sittliche Ideal durfte auch dies ihm als ein Heiligthum erscheinen, dem zu entsagen Entweihung und Abfall war. Ein tragisches Schicksal, „der Conflictsfall zwischen zwei gleich mächtig wirkenden Potenzen im Innern des Menschen" war entstanden und mochte Bürger nun Molly für Dorette oder dieser für jene entsagen, mochte er dem Heiligthum des sittlichen Ideals oder dem Heiligthum seiner neu erstandenen Liebe Treue halten, immer konnte er den ethischen Vollgehalt seiner Natur nur dadurch bewähren, daß der Conflict sich an ihm tragisch vollzog d. h. daß er in demselben zu Grunde ging, daß sein Lebensschiff an den unlösbaren Widersprüchen wie an Felsenriffen völlig scheiterte oder zum entmasteten Wrack wurde. Das Umgekehrte vollzog sich aber: Bürger rettete sich und ließ Dorettens Lebensschiff zu Grunde gehen. Und wenn die Entwicklung sich noch etwa in der Art gestaltet hätte, daß Bürger sein Weib völlig aus den Augen verlor, daß sie aus seinem sinnlichen Gesichtskreis entrückt wurde und daß er daher die schlimmsten, unmittelbaren Folgen seines Thuns gar nicht gewahr werden konnte, nicht eher mindestens als bis es zu spät, zu spät selbst für eine unfruchtbare Reue geworden war. Aber auch dieser wenigstens mildernde Umstand fehlt in dieser unheilvollen Ver-

wicklung und was dem Bürger'schen Fall so entstellende Züge verleiht, was ihn so sittlich-abstoßend gestaltet, ist vor Allem also eben dies, daß zwischen dem in Molly realisirten Liebesideal und Allem, was Bürger bewegen mußte, Dorette, die Mutter seiner Kinder, die ihm völlig in Liebe ergebne, mindestens aus Edelmuth nicht tödtlich zu verwunden, daß zwischen diesen beiden Potenzen nicht etwa ein tragischer Conflict mit einem sich gegen Bürger richtenden zerstörenden Ausgang entsteht, sondern statt dessen ein liebegirrendes und schwelgendes Verhältniß an der Seite der sterbenden, aus dem Sonnenlicht der Liebe verbannten Lebensgefährtin. Da kommt denn jener grausam-selbstische Zug, der sich so leicht bei Personen von höchstgesteigerter Sinnlichkeit findet und der auch Bürger eigen war, auf eine erschreckliche Weise zu Tage. Jene grausam-selbstische Kälte nach der einen bei allem Liebesfieber nach der anderen Seite weht uns übrigens aus manchen Stellen seiner Briefe an. Es schnürt das Herz zusammen, wenn er kurz vor dem Tode Dorettens ihr hoffnungsloses Dahinschwinden trotz der „durstigsten Liebe zum Leben" an Georg Leonhart mit dem Bemerken meldet: „Es ist ohnstreitig eine außerordentliche Gnade und Vorsehung des Himmels, daß ich mich wenigstens noch soviel an Leib und Seele dabei aufrecht erhalten habe. Gott mache Alles nach seiner Barmherzigkeit. Ich weiß, er wird es gut machen." Und wenn er zu dem letzten Lebenswunsch der Sterbenden, der sonst als heilig gilt, nichts weiter zu sagen weiß als: „Die Kranke hat in diesen Tagen einigemal den Wunsch geäußert, Dich zu sehen. Aber das wird wohl nicht angehen, Du würdest Dir auch hier jetzt nur Schmerz und Traurigkeit holen."

Soviel zur Würdigung von Bürger's Charakter in seinem Verhalten zu seinem Weibe, zur Würdigung des Anspruchs, daß er, unter der Gerichtsbarkeit der Liebe stehend, von jedem Makel freigesprochen werden müsse, ein Anspruch, der in seinem Fall eben nicht zu Recht besteht und nur bei einer gedankenlosen Auffassung des ethischen Grundverhältnisses für begründet erachtet werden kann. Aber Bürger, obwohl kein makelloser Charakter, obwohl unedlen Handelns fähig, wenn ihn das sinnlich heiße Blut über Gebühr stachelte, war gleichwohl keine unedle und namentlich keine seichte Natur. Selbst die Gefahr, die seinem wohllüstig gestimmten Naturell sehr nahe lag, daß er dem eigentlichen Don Juanismus verfiel, überwand er glücklich. Bei aller ausgesprochenen Vorliebe für das weibliche Geschlecht, war sein Liebessehnen und Trachten nicht dem Geschlecht als solchem, sondern einer einzelnen Erscheinung gewidmet, der er unablässig und unwandelbar all' sein Sinnen zuwandte, so lange sie im Leben weilte. Der Zauber von Molly's Wesen erlosch für ihn nie, kaum daß er je an Stärke abgenommen zu haben scheint, so ganz befriedigte sie das höchste Wunschverlangen, dessen er fähig war. Ergreifenderes wie seine Todtenklage um ihren Verlust ist kaum je in ungesuchteren und doch so tief rührenden Schmerzenslauten ausgeströmt worden. Einige Stellen derselben mögen hier noch Aufnahme finden, da die fernere Kritik von Bürger's Charakter wesentlich an diese Aeußerungen anzuknüpfen haben wird. „Wann wird der Schwarm von tausend und abermal tausend Erinnerungen," schreibt er 1786 an Boie, „aufhören, meine Seele zu umflattern? Und wann wird jede derselben bis dahin ermatten, um nicht mehr wie bisher, mein Herz auf das Schmerzlichste zusammen zu krampfen, wenn ich gleich vor den Leuten nicht laut dabei aufschreie? Eben so tief als einst meine unendliche Liebe, ebenso tief mußte sich nun mein unendlicher Schmerz in meine Seele graben. O, wie könnte ich ihrer vergessen? Ach, ihrer, ihrer! der ich seit länger als zehn unglücklichen Jahren voll Drang und Zwang, mit immer gleich heißer, durstender, verzehrender Sehnsucht nachseufzte! Ihrer, durch welche ich bin, Alles, was ich bin und nicht bin. Ihrer, um welche die einst so gesunde Jugendblüthe meines Leibes sowohl als Geistes vor der Zeit dahin welkte! Ihrer, die diese verwelkte Blüthe endlich wieder ganz zu beleben versprach, die endlich die Meinige, die Meinige! — ein Wort, ein Begriff von unendlicher Kraft für mich! — die die Meinige endlich ward, mich gleichsam aus der Nacht der Todten zurückrief und in einen lichten Freudenhimmel emporzuheben anfing! — Ach und wozu? Um so schnell, so auf einmal mir wieder zu entschwinden, mich mitten auf den Stufen des Hinaufgangs zum neuen besseren Leben fahren und noch tiefer in die

vorige Nacht zurücksinken zu lassen! O, Boie, ich liebte sie so unermeßlich, so unaussprechlich, daß die Liebe zu ihr nicht blos der ganze und alleinige Inhalt meines Herzens, sondern gleichsam mein Herz selbst zu sein schien.... Ach, ich sage es ja nicht allein, daß sie eine der liebenswürdigsten ihres Geschlechtes war. Könntest Du die Stimmen, auch der gleichgültigsten, die sie näher kannten, sammeln, so dürfte auch nicht eine einzige zu ihrem Nachtheil ausfallen. Die Anmuth, wenn auch gleich nicht glänzende Schönheit ihres Gesichtes, ihrer ganzen Form, jeder ihrer Bewegungen, selbst des Flötentones ihrer Stimme, kurz, Alles an ihr mußte es Jedem, der nicht an allen Sinnen von der Natur verwahrlost war, verrathen, weß himmlischen Geistes Kind sie war. Wie nur irgend ein sterblicher Mensch ohne Sünde sein kann, so war sie es, und was sie je in ihrem ganzen Leben Unrechtes gethan hat, das steht allein mir und meiner heißen, flammenden, Alles verzehrenden Liebe zu Buche. An dieser herrlichen, himmelsseelenvollen Gestalt duftete die Blume der Sinnlichkeit allzu lieblich, als daß es nicht zu den feinsten Organen der geistigsten Liebe hätte hinaufdringen sollen.... Doch wozu noch viel Worte? Hin ist hin, verloren ist verloren! Das ist die Hauptsumme von Allem. Wären meine Kinder nicht, so würde der sehnliche Wunsch mich je eher je lieber neben meine Entschlafene zu betten, mich gar nicht mehr verlassen. Wozu sollte auch sonst der nackte, kahle, traurige Stab noch lange dastehn, nachdem die schöne, holde Rebe, die sich um ihn hinanschlang, herabgerissen ist? Ah! Te meae si partem animae rapit maturior vis, quid moror altera, nec carus aeque nec superstes integer? Ille dies utramque ducet ruinam etc.“....

So Bürger! Wer sollte denken, daß in dem Tempel, der von dieser beredten Schmerzensklage ertönte, fast unmittelbar darauf das Geflüster und buhlerische Gekose der niedrigsten Liebeshändel vernommen wird. In den für eine nüchterne Erkenntniß von Bürger's Charakter überhaupt unschätzbaren Briefen seiner Schwester, Friederike Müllner, aus dem Jahre 1789, lesen wir fast nichts als Mittheilungen von Liebesintriguen und Liebeskomödien, deren nichtiger Inhalt in dem widerwärtigsten Abstich zu dem großen Schmerz, der den Dichter eben erst betroffen, steht. Noch mehr. In einem an seine spätere Schwiegermutter, Frau Hahn, gerichteten Brief aus dem Jahre 1792 bekennt Bürger sich, offenherzig genug, zu einem ehemaligen vertrauten Umgang mit einer verheiratheten anrüchigen Dame aus Göttingen, „deren Umgang“ — fügt er hinzu — „ich aber schon vor fast 4 Jahren gänzlich entsagt habe, nachdem ich überzeugt wurde, daß sie eine liederliche Frau war, die im Stande war $^1/_2$ Dutzend Liebesintriguen zu gleicher Zeit zu unterhalten.“ Vor fast 4 Jahren, — also nur zwei Jahre nach Molly's Tod hatte Bürger schon einem Verhältniß abermals zu entsagen, — wann dasselbe begonnen, erfahren wir daraus gar nicht einmal. Nicht die kurze Spanne von zwei Jahren hindurch schützte ihn der Talismann einer Liebe, der er nur soeben noch, von Schmerz überwältigt, nachgeseufzt hatte: „O, wie könnte ich ihrer je vergessen!“ Aber mag man dies auch auf Rechnung einer bei Bürger's Naturell entschuldbaren Libertinage setzen, mag man darin weniger einen Beweis für die geringe Wurzeltiefe seines Gefühls als einen Act der Selbstbetäubung gegenüber dem Uebermaaß des ihn erdrückenden Schmerzes erblicken, wie in ähnlicher Weise Holtei nach dem Tode seiner ersten Frau dies von sich bekennt, so findet eine solche Erklärung auf die übrigen Verhältnisse keine Anwendung. Anstößiger, eben weil anständiger, ist mir daher auch das in den Briefen von Bürger's Schwester hauptsächlich commentirte Verhältniß zu Frau Dr. Kaulfuß. Denn obwohl sich dasselbe wohl nur in den Grenzen einiger schönthuenden verliebten Reden, einiger Anschwärmerei und Sonetten-Begeisterung (die Sonette: „Der Entfernten“ im Göttinger Musenalmanach von 1790*)) gehalten haben

*) Das erste dieser Sonette, das nach den Erläuterungen von Friederike Müllner's Briefen auf Frau Dr. Kaulfuß bezogen werden muß, wie auch Strodtmann annimmt, lautet:

O wie soll ich Kunde zu ihr bringen<br>
Kunde dieser ruhelosen Pein,<br>
Von der Holden so getrennt zu sein,<br>
Da Gefahren lauernd mich umringen?

dürfte, obwohl alles Hierhergehörige, von Friederike Müllner in ausführlichster Breite hin und her gewendete Material immer nur den Eindruck einer aufgebauschten Liebelei, einer Comödie macht, in der sich auf beiden Seiten hauptsächlich nur die Eitelkeit aufbläht, so ist doch andererseits nicht zu bezweifeln, daß Bürger in dieser Comödie als ein sehr antheilnehmender Schauspieler agirte. Und eben daß er das leisten konnte, daß ihn nicht ein Unbezwingliches hinderte, sein Herz, den Friedhof eines großen Schmerzes, zum Tummelplatz fader Alltäglichkeiten, gewürzt nur durch die Lust der Selbstbespiegelung, zu machen, das gewährt einen tiefen Einblick in das Wesen des Mannes und giebt auch einzig den Standpunkt an, von dem aus das Verhältniß zu Elise Hahn seine Erklärung und Beurtheilung zu finden hat.

Friederike Müllner's Briefe sind sehr aufmerksam zu lesen und bilden alsdann einen durch alle anderen an Bürger gerichteten Briefe nicht zu ersetzenden Beitrag für eine intime Charakteristik der Personen und Verhältnisse. Ihrem Bruder von Kindesbeinen an mit der wärmsten schwesterlichen Anhänglichkeit ergeben, ward sie von diesem selbst als ein Seitenstück seines Wesens anerkannt und gefeiert. Er widmete ihr die Zeilen:

Sie ist Geist von meinem Geist,
Herz von meinem Herzen,
Ist wie ich zur Lust gestimmt
Und wie ich zu Schmerzen.

Eine sehr offne, ungestüme, warmfühlende, aber in der Bildung völlig vernachlässigte und dadurch einigermaßen verwahrlosete und unfeine Natur drückt sie, was sie einmal zu sagen vorhat, stets einerseits mit der naturwüchsigsten Naivetät, andererseits mit der rücksichtslosesten Derbheit aus. Immer nur darauf bedacht, daß ihr Lieblingsbruder die größtmöglichste Summe an Vortheil und Nutzen aus Allem, was er beginnt, erzielen möge, zermartert sie ihren Kopf damit, theils wie sich aus den angeknüpften Beziehungen Bürger's zu Frau Dr. Kaulfuß trotz des hinderlichen Umstandes, daß dieselbe verheirathet war, Seide spinnen lasse, theils ob das zur Schau getragene Gefühl der letzteren für ihren Bruder echt oder unecht sei. Und in dieser Beziehung überbietet sie Bürger bei Weitem an echt weiblicher Spürkraft und Scharfsinn. Dieser hatte zuerst, wie es scheint, mit seiner Liebe hinter'm Berge zu halten versucht, wird aber damit von der nicht zu verblüffenden Schwester kurz und drastisch mit dem Bemerken abgefertigt: „Daß ich jene Liebe, die Du zu der Kaulfuß gefaßt hattest, merkte, das weißt Du. Daß sie gewiß edler Art war, weiß ich auch und daß sie sich blos auf ihren Geist und ihre edleren Theile einschloß.“ Im weiteren Verlauf kam Friederike Müllner aber von ihrer anfänglichen Begünstigung jenes Verhältnisses gänzlich zurück und zwar weil sie sich überzeugt zu haben glaubte, daß es sich dabei nicht um ein ernstlich gemeintes Gefühl handle. „Ich mag nie wieder ein Wort von dieser Liebe hören,“ schreibt sie in einem späteren Brief, „sie ist, so wie ich es jetzt beurtheile, nur ein Quodlibet, sie spielt Dir als eine gute kluge Actrice eine schöne Comödie für. O wie weit anders war Guste, (Molly), Gott, was hätt' ich für die Alles thun und aufopfern können, ich kann mich ordentlich nach ihr in der Ewigkeit sehnen. Junge, Du bist von jenem Engel an einen Teufel gerathen.“ Und weiterhin in demselben Brief: „Glaub' mir, die Kaulfuß liebt Dich nicht echt, sondern

---

Hüll' ich, der Entfernten sie zu singen,
In den Flor der Heimlichkeit mich ein:
Ach! so achtet sie wohl schwerlich mein,
Und vergebens muß mein Lied verklingen.

Doch getrost! Zerriß nicht als sie schied
Laut ihr Schwur die Pause stummer Schmerzen:
„Mann, Du wohnest ewig mir im Herzen!“ —

Diesem Herzen brauchest du, o Lied,
Des Verhüllten Namen nicht zu nennen;
An der Stimme wird es ihn erkennen.

nur zum Temperaments-Zeitvertreib. Ich habe jetzt die paar Tage zu ernstlich drüber nachgedacht, habe Alles erwogen, und betrachte sie überdies mit unbefangeneren Augen als Du. Du sagst: mein Herz hängt so sehr an ihr, als es irgend noch an einem Gegenstand zu hängen fähig ist. Das ihrige hängt nicht so an Dir, das weiß ich gewiß, es hat dazu auch gar keine Beständigkeit und Gleichheit in sich liegen. Ihre Liebe zu Dir ist nichts weiter als Capriolen und Comödien." Bürger hatte keine Zeit sich zu überlegen, ob er diesen Warnungen und Abmahnungen folgen solle, denn grade zu der Zeit der Abfassung dieses Briefes (November 1789) erhielt er das im Stuttgarter „Beobachter" abgedruckte Gedicht eines „Schwabenmädchens", das sofort bei ihm zündete und die Ursache und Einleitung der unheilvollen Schlußkatastrophe seines Lebens wurde.

Das Thatsächliche derselben ist genügend bekannt, um hier nur in der kürzesten Weise in Erinnerung gebracht zu werden. Die Verfasserin des so bekannt gewordenen Gedichts, das mit den Worten:

O Bürger, Bürger, edler Mann,
Der Lieder singt, wie's Keiner kann!

beginnend in den nächstfolgenden Versen Bürgern eine unumwundene Liebeserklärung und zum Schluß einen förmlichen Heirathsantrag machte, Elisabeth Hahn, Tochter einer nicht unvermögenden, in Stuttgart lebenden Wittwe, ward 1790 Bürger's Weib. Schon nach 2 höchst unglücklich verlebten Jahren leitete Bürger den Scheidungsproceß wegen Ehebruchs ein und das Gericht sprach die Trennung der Ehe auf Grund der von Elise Hahn selbst zugestandenen, mannigfachen und schimpflich gravirenden Schuldbeweise aus. Der widerliche Verlauf in seinen Einzelheiten gehört nicht hierher. Wer denselben aber in dem vierten Bande des Bürger'schen Briefwechsels sich näher angesehen und die Lage des gleichzeitig getäuschten, in seinem Selbstbewußtsein und seiner männlichen Eitelkeit gedemüthigten und vor der Welt beschimpften Mannes erwägt, wird nichts daran zu verwundern finden, daß selbst die ungemein kräftige, obwohl bereits erschütterte Gesundheit des Dichters dem Schlage nicht widerstand. Mannigfache hinzutretende Verdrießlichkeiten boten einem sich entwickelnden Brustleiden reichliche Nahrung und nur 2 Jahre später erlag Bürger 46 Jahre alt, der tödtlichen Krankheit. Kummer, getäuschte Erwartungen und gesteigerte öconomische Bedrängniß bildeten das Geleite seiner letzten Lebenstage.

Elise Hahn war, als sie mit Bürger die Ehe einging, erst 21 Jahr alt, Bürger dagegen zählte grade das doppelte Alter. Wenn wir diesen Umstand als ein Moment, welches erschwerend auf eine harmonische Gestaltung des geschlossenen Bundes einwirkte, in billige Erwägung zu ziehen haben, so läßt sich auf der anderen Seite doch nicht verkennen, daß Bürger's dritte Gattin eben schlechtweg nicht ethisch beanlagt war, daß sie sich in die pflichtvolle Stellung der Ehefrau nicht zu finden wußte und daß ihr ein gewisses, ihrer Stellung entsprechendes Bewußtsein von nationalliterarischer Verantwortlichkeit an der Seite des Dichters völlig abging. Bürger irrte darin, und zwar in einer für ihn sehr verhängnißvollen Weise, daß er der aufrichtigen Selbstschilderung, in der er dem jungen Mädchen sein vergangenes und gegenwärtiges Leben beichtete, ein zu großes Gewicht beilegte. Wer dieselbe aufmerksam gelesen, wird den Muth des Mannes zu ehren wissen, der trotz seiner Eitelkeit es über sich gewinnen konnte, so offenherzig und unverstellt sein Inneres und Aeußeres mit allen Schwächen darzulegen. Aber für Elise Hahn sind das vermuthlich völlig verlorene Worte gewesen, deren Ernst ihr gar nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Sie träumte sich ein sybaritisch-sinnliches Liebesleben, wie es nach ihrer Auffassung Molly mit Bürger geführt hatte, und als ihr dies an Bürger's Seite nicht zu Theil ward, gab es für sie keine Erwägung mehr, die sie innerhalb der Schranken ihrer übernommenen Stellung und Pflichten festzuhalten vermocht hätte. Wäre Bürger im Stande gewesen, die vulgäre, aber den Personen genau angepaßte Auffassung seiner Schwester sich anzueignen, so wäre ihm diese letzte unglückliche Verwicklung seines Lebens erspart geblieben. Denn noch ehe dieselbe eingetreten war, sprach diese das entscheidende Wort. Roh im Ausdruck, aber von der ihr eigenthümlichen nüchternen Verständigkeit

und von durchdringendem Scharfblick ist es, wenn sie ihm 1790 schreibt: „Aber sage mir, willst Du alter abgeliebter Krepel denn wirklich im Ernst den abenteuerlichen Ritterzug nach Stuttgart beginnen? Junge, Junge, das Mädchen wird Dich fenstern, mein Alter sagt, sie stellt sich rarere Sachen unter dem großen Bürger vor. Als er ihr Gedicht las, sagte er: die Frömmigkeit läßt sich wirklich noch bei ihm halten. Kurz, sie wird betrogen mit Dir; aber nun, wenn Du es nur nicht auch mit ihr wirst. Da wäre es weniger zu vergeben, denn Du hast ja die 40er Jahre nun erreicht." Gewiß ein prophetisches Wort in Hinblick auf den Verlauf und den unglücklichen Ausgang von Bürger's dritter Ehe!

Als im Sommer 1791 das Zerwürfniß des Dichters mit seiner jungen Frau, der eingetretene Zerfall des Ehe- und Hausstandes bereits offenkundig geworden war und die nächstbetheiligten Kreise Göttingens mit Gerüchten erfüllte, die achselzuckend von Haus zu Haus getragen und von der Scandalsucht weiter verbreitet wurden, schrieb Caroline Böhmer an L. W. Meyer von „Bürger, dem Ehemann, an dem sich die Schatten seiner seeligen Frauen in der lebendigen rächen." Und gewiß, es liegt etwas von dem unerbittlichen Walten der Nemesis in dem unseligen Verhängniß, das der Dichter über sich heraufbeschworen. „O, wie könnte ich ihrer je vergessen!" Wie war es möglich, daß er je im Ernst daran denken konnte, Molly eine Nachfolgerin zu geben? Sie, die ihm Alles in Allem gewesen war, konnte er so ganz verabschieden, daß er mit leichtbeweglicher Phantasie einer Anderen zusang:

Holdes Bild, das jede Stunde
Vor der Phantasie mir schwebt,
Sag, ob auf dem Erdenrunde
Dein wahrhaftes Urselbst lebt,
Bist Du wesenlos und nichtig?
Täuschung, die mein Hirn gebar?
Oder stellest Du mir richtig
Ach! — mein Schwabenmädchen dar?

Warum schweigt mir nun die Kehle
Die so süßen Zauber sprach
Und der Freiheit meiner Seele
Mehr als halb den Stab zerbrach?
Läuft der Strahl, aus Gold entsponnen,
In ein Spinnenfädchen aus?
Ist das Glück, das ich gewonnen,
Ein geträumter Götterschmauß?

Daß er, auf der Mittagshöhe des Lebens angelangt, der Mann, der von sich selbst klagt, daß seine Schwungfedern aus Geist und Leib zum Theil schon ausgefallen seien, nur 4 Jahre nach dem Schiffbruch seiner liebsten Erdenhoffnungen seine Laute zu solchen Tönen stimmen konnte, davon ist die Möglichkeit nur einzusehen, wenn man sich gegenwärtig hält, daß Bürger's Bedürfniß bewundert zu werden (neben seiner Sinnlichkeit) das Hauptelement seines Liebegefühls, seiner Liebesschwärmerei war. Ein so leidenschaftlich empfundenes, so von der vollen Kraft der Seele und Sinne emporgetragenes Gefühl wie seine Liebe zu Molly hätte Stand gehalten d. h. es hätte, nachdem es die schönsten und kräftigsten Jahre seines Lebens hindurch gedauert, ihn auch noch in der Erinnerung mit unzerreißbaren Banden umschlungen und ihm jeden Versuch einer Erneuerung, jeden Abfall verwehrt, wenn es nicht in diesem einen Punkt verwundbar gewesen wäre. Als Molly Bürger entrissen wurde, war ihr Bild nicht etwa verblaßt, die Kraft ihres den Dichter so beglückenden Liebreizes nicht etwa bereits im Sinken, ihr Liebesstern stand auf der Höhe seiner Laufbahn; wenn ihr ganzes Selbst, wie es einzig und unnachahmlich nur in ihr lebte, es war, das der Dichter in seinem Liebesgefühl umschlungen hielt, so war sie auch aus seiner Erinnerung nicht zu verdrängen, denn Niemand konnte ihr in allen Punkten so gleichen (geschweige denn sie überbieten), daß ein neues Bild an die Stelle des früheren treten und dem Liebenden gewissermaßen aus

denselben Zügen entgegenzulächeln scheinen konnte. Am allerwenigsten war diese Metamorphose in des Dichters Lebensalter und nach der Gewalt, mit der die Liebe zu Molly in ihm Jahre hindurch gewirkt, eine natürliche, und ebensowenig wurde sie durch die Persönlichkeit des „Schwabenmädchens“ unterstützt*). Wenn aber ein Hauptton in Bürger's Gefühl für Molly, wie ich schon oben hervorgehoben, wahrscheinlich in der Richtung lag, daß er sich durch die ihm ungeschmälert und leidenschaftlich entgegengebrachte Bewunderung unendlich beglückt fühlte, dann freilich war jene Metamorphose nicht mehr undenkbar, dann konnte ein weibliches Wesen, das jene empfindliche Seite des Dichters mit schmeichelnder Berührung streifte, der Vielgeliebten Züge anzunehmen scheinen, wie wenig sie auch derselben gleichen mochte, dann erklang Molly's „Flötenton“ aus der

Kehle,
Die so süßen Zauber sprach.
Und der Freiheit meiner Seele
Mehr als halb den Stab zerbrach.

Und hier eben ist es, wo man meines Bedünkens von einem Walten der Nemesis in des Dichters Leben wohl reden kann. Denn er wird an Leib und Leben in demselben Wesenszug gestraft, mittelst dessen er sich selbst auf Kosten eines anderen Wesens, dessen Glück und Leben er dadurch vernichtete, ein Glück erschuf. Was ihn trotz der Warnungen seines besseren Selbst von Dorette fort zu Molly zog, was ihn diese erfassen, jene preisgeben hieß, das war zum großentheil wesensgleich mit dem, was ihn dann wieder Molly's theuerem Schattenbild untreu werden ließ, um dem Schmeichelton der Huldigung des Schwabenmädchens zu lauschen. Was ihm dort ein Paradies eintrug, weil er es über sich gewinnen konnte ein anderes Lebensglück zu verrathen, das überantwortete ihn hier der Verdammniß, weil die, die er an seine Seite zog, sein Lebensglück verrieth, und das Naturgesetz der entbrannten, rücksichtslos ihr Ziel verfolgenden Leidenschaft, das er dort für sich anrief, wandte hier, wenn auch in einer viel niederen Sphäre, seine Spitze gegen ihn. Aber wenn Bürger's letzte Schicksale, in solchem Zusammenhang betrachtet, nicht außerhalb der Grenzlinie der vergeltenden Gerechtigkeit heraustreten, unser sittliches Empfinden also nicht ohne einen gewissen Eindruck der Sühne von ihrer Betrachtung sich abwendet, Bürger als Mensch, als Dichter, als schaffende Kraft, in der das göttliche Feuer der Begeisterung in seltener Fülle emporloderte, steht unserem Gefühl doch zu nahe, als daß sein tragisches Ende nicht den vollsten Anklang der Sympathie in unseren Herzen wecken sollte. Nirgends, finde ich, versöhnt uns der Dichter mehr mit sich selbst, nirgends erscheint uns Molly's Gestalt und sein Gefühl für dieselbe rührender und reiner als in dem bekannten letzten Sonett, das er ihr gewidmet. Als der letzte Flitter der Eitelkeit seinem Dichten und Trachten abgestreift ist, als er, mißhandelt und verrathen, wie aus einem schweren, schweren Traum erwachend die Blicke in die Oede seines Lebens umhersendet, nach einem Trosteszeichen ausspähend, steht sie wieder vor ihm da, die er von Blindheit geschlagen, vergessen konnte und wie anmuthig gestaltet er nun das Bild im Liede, wie verklärt taucht die Gestalt der Geliebten noch einmal vor uns auf, die mit liebevollem Scherz leise strafend auf seine Selbstanklage antwortet.

Staunend bis zum Gruß der Morgenhoren
Lag ich und erwog den freien Schwur,
Welchen mir ein Kind der Unnatur
Beispiellos gebrochen wie geschworen.

*) Ungemein charakteristisch für die Situation ist der von Elise v. d. Recke im „Gesellschafter“ (1823) nach einer brieflichen Mittheilung Bürger's berichtete Zug, wonach der erste Eindruck von dem Portrait des Schwabenmädchens, einer „hardie Brunette“, ein Bürger beängstigender war. Ihm schwebte „Molly mit den blonden Locken und dem sanften Blick“ warnend vor Augen. Als er aber den zärtlichen und huldigenden Begleitbrief gelesen hatte, verschwand diese Anwandlung und das Bild machte ihm nun den angenehmsten Eindruck.

Da erschien, begleitet von Auroren,
Die empor im Rosenwagen fuhr,
Jene Tochter heiliger Natur,
Ach! zu kurzer Wonne mir geboren.

Weinend wie zur Sühne hub ich an:
„Wahn, daß ich Dich, Engel, fände wieder,
Zog in's Netz der Heuchelei mich nieder";

„Wisse denn, o lieber blinder Mann",
Sagte sie mit holdem Flötentone,
„Daß ich nirgends als im Himmel wohne".

# Pariser Theaterbriefe.

Von **Gottlieb Ritter.**

## IV.

Was ist die Moral?

Littré in seinem vortrefflichen Dictionnaire definirt sie folgender Maßen: „Die Moral besteht in der Erkenntniß der menschlichen Pflichten und in der Verbreitung dieser Erkenntniß.“ Erschöpft wird freilich der Gegenstand mit obiger Bestimmung nicht, aber sie trifft immerhin den Hauptpunkt der Sache und das will schon viel heißen. Um so mehr, wenn man sich vergegenwärtigt, daß seit der — Erfindung der Moral die tiefsten Denker über das Wesen derselben sich nie so recht einigen konnten. Der von Heine so hochgeschätzte Philosoph Courrier behauptet, es gebe zwei Arten von Moral, nämlich die öffentliche, welche Sokrates verletzt haben soll, und die morale particulière, welche von der vorigen total verschieden sei. Um die heikle Frage noch complicirter zu machen, tritt nun ein moderner Satriker mit einem noch verblüffenderen Votum ins Treffen, ich meine Victorien Sardou. Dieser gewandte Dramatiker legt nämlich einem gewissen Herrn Benoiton den Ausspruch in den Mund, es gebe nicht weniger als vierundzwanzig Arten von Moral: eine geschäftliche, die nicht die öffentliche Moral sei, eine private, die nichts mit der religiösen Moral zu thun habe u. s. w. u. s. w. Kurz, da finde sich noch Einer zurecht!

Sicher ist, daß in Frankreich noch niemals divergirendere Ansichten über diesen Punkt herrschten und daß noch nie so viel über die Moral gesprochen wurde, als gegenwärtig. Sie ist in die Mode gekommen. Kein größerer Unterschied als zwischen ihr und der honetten Frau: sie macht viel von sich sprechen. Sie zeigt sich überall, man debattirt über sie, man lobt sie, man lacht sie aus. Aber nur heimlich, denn Jedermann ist so „moralisch“, sie für einen sehr liebwerthen — Begriff zu halten.

Der Erste, der ihr seine Huldigung entgegen bringt, und der Energischste zugleich, ist kein Geringerer, als Monsieur Wallon, der Minister des öffentlichen Unterrichts. Er hat nämlich an die Rektoren der Akademie und die Professoren der Universität ein entschiedenes Rundschreiben gerichtet, worin er sie ersucht, im Interesse des obgenannten Begriffs ihren Schülern nur moralische Vorlesungen zu halten. Wahrscheinlich schwebten Herrn Wallon jene Verse Voltaire's vor, wo der edle Boyer die Buchdruckerkunst verdammt . . .

Cet art, disait Boyer, a troublé des familles.
Il a trop raffiné les garçons et les filles.

Ich fürchte, wenn es nach dem Willen des Ministers ginge, so würde Frankreichs zukünftigen Studenten der größere Theil alter und neuer Klassiker kaum dem Namen nach bekannt sein.

Aber die Moral liegt in der Luft. Auch ein Bildhauer der Provinz fühlte das Bedürfniß, aus seinem wohlthätigen Dunkel heraus und auf die Rednerbühne zu treten. So hielt er denn einen vielbesprochenen Vortrag, der zur Apologie des Feigenblattes sich gestaltete. Also nach den Schleiern, womit Herr Wallon die Klassiker bedeckt, soll nun

auch Apollo Beinkleider und Aphrodite das Bernini'sche Hemd anziehen? Die Geister, wie die Augen sollen verurtheilt sein, nichts zu sehen? ... Hat man denn vergessen, daß gerade die Sucht zu verbergen die menschliche Neugierde reizt?

Als Dritter gesellt sich diesen Moralpredigern ein Mann, um den es mir in der Seele weh thut, daß ich ihn in der Gesellschaft seh': Paul Féval. Von diesem auch in Deutschland bekannten geistreichen Romanschriftsteller ist es schlechterdings nicht zu verstehen, wie auch er die Bretter betreten konnte, um dem Publikum eine moralische Reform des Theaters vorzuspiegeln. Und das hat er denn auch in der That versucht, indem er in den Matinées des Gymnase dramatique einige Vorträge über sein Théâtre pour tous hielt und im Ambigu Comique kurz darauf eine Novität aufführen ließ, die ohne Zweifel den Grund-, Eck- und Edelstein seiner Zukunftsbühne bilden sollte, das Drama „Bellerose".

Théâtre pour tous, diesen besänftigenden Titel giebt der Dichter seiner projectirten Schöpfung. Féval umgeht nämlich mit beharrlicher Schlauheit das Wort „Moral". Er ist viel zu geistreich, um mit dieser Etiquette sein Unternehmen zu gefährden, denn er weiß wohl, daß die „Moral" ganz angethan wäre, die leichtlebigen Pariser gründlich abzuschrecken. Er spricht also blos von einem nothwendigen „Theater für Alle", das sich die rein unmögliche Aufgabe stellen soll, ein Repertoire zu schaffen, das dem Geschmack von Groß und Klein, Reich und Arm, Gebildet und Ungebildet entgegenkommen und eine veredelnde Wirkung auf die Herzen und Geister ausüben soll. Mit anderen, nicht Féval'schen Worten: ein moralisches Theater trotz alledem und alledem.

Féval erzählt des Weitläufigen, wie der reformatorische Gedanke in ihm erwachte. Es drängte sich ihm eben dieselbe Bemerkung auf, die schon beim ersten Pariser Theaterbesuch auch dem oberflächlichsten Beobachter nahe tritt, wenn er das weibliche Zuschauerpublikum mustert. Ich meine die Abwesenheit junger Mädchen aus anständiger Familie. Denn einem Pariser Familienvater gilt das Theater keineswegs wie dem von seiner Mission erfüllten Schiller für eine moralische Anstalt, und er hütet sich wohl, seine Tochter den fragwürdigen Einflüssen heimischer Bühnendichtungen auszusetzen. Daß der „weibliche Blumenflor" (um eine stehende Floskel anzubringen) durch seine Abwesenheit glänzt und die schöne Welt in den Logen und Baignoires nur aus alten und jungen Frauen der Gesellschaft und aus Damen der Halbwelt besteht, dies fällt namentlich dem Deutschen auf, dessen junge Landsmänninnen, Dank ihrer über allem Zweifel erhabenen streng-moralischen Erziehung, ungefährdet die „Cameliendame", wie „Tricoche und Cacolet" kennen lernen. Während nun über diesen Fehler ein „Stürmer und Dränger", welcher von jeher Shakespeare beneidet, der gar kein weibliches Publikum hatte, also auch keine Rücksichten zu nehmen brauchte, glücklich sein würde, so fühlt Paul Féval ein menschliches Rühren über die armen Mädchen, die sehnsüchtige Blicke nach den verschlossenen Pforten des Theaterparadieses werfen, und er sagt als edler Ritter zu ihnen: Ich will euch helfen, ihr armen Dinger, denn es ist ungerecht, mehr noch, es ist abscheulich, daß ihr schon so früh zu Bett gehen müßt, während Papa, Mama, die Cousine (eine alte Jungfer) und eure verheirathete Schwester sich im Theater unterhalten und euch zu Hause vor Langerweile sterben lassen. Ihr sollt euer eigenes Theater haben, ein moralisches Theater ... Nein, zieht keinen schiefen Mund deshalb! ich meine ja ein Theater für Alle! —

Hätte Paul Féval offen und ehrlich eingestanden, daß es ihm um eine Bühne für junge Mädchen zu thun ist, so brauchte sich die Kritik nicht so zu ereifern. Sie könnte einfach alle ihre Bedenken gegen die Lebensfähigkeit eines derartigen Unternehmens äußern und schließlich dem Reformator Glück wünschen, wenn er die Sache wirklich zu realisiren sich anschickte. Es wäre ein Experiment wie manches andere auch. Aber eins gegen zehn wär zu wetten, daß diese Gründung Fiasko machen würde; die jungen Pariserinnen von heutzutage würden es vorziehen, um sieben schlafen zu gehen, als den Vorstellungen seines tugendhaften Theaters beizuwohnen, — und Herr Féval müßte vor Ablauf eines Vierteljahres seine Bude schließen. Habeat sibi!

Bleibt am Ende — und dieses ist wohl auch zunächst Féval's Absicht — die

Reform, beziehungsweise Reinigung des gegenwärtigen Bühnenrepertoires von allen Zuthaten, die auf junge Gemüther schädlich wirken könnten. Man braucht kein Moralwüthrich zu sein, um die neufranzösische Dramen- und Operettenproduktion mit ihren ewigen Femmes incomprises, die „Oh ma mère!“ auf den Lippen und den Ehebruch im Kopfe haben, und mit ihrem gesungenen und getanzten Cancan gründlich abgeschmackt zu finden. Mag Victor Hugo, der in Marion de Lorme und Thisbe das Courtisanenthum zuerst theatralisch interessant zu machen suchte und mögen seine Nachfolger Dumas fils und Barrière, welche dem Laster das historische Costüm nahmen und es modernisirten, — mögen sie Alle noch so pathetisch erklären, daß sie nur vor der Sünde warnen wollen: ausgemacht bleibt, daß der große Erfolg des Genres weniger der Moral des Lasters, als der Porträtirung desselben zuzuschreiben ist. Wenn nun Paul Féval gegen diesen Theil der Pariser Repertoires Einsprache erhebt, so wiederholt er nur, was vor ihm schon Unzählige zu verstehen gaben und überdies in einem Augenblick, wo das hiesige Theaterpublikum selbst einen unzweideutigen Protest einlegte. Denn was anders ist der überaus glänzende Erfolg der Danicheff, als ein Protest gegen den dramatisirten Ehebruch? Das Publikum ist ihn nachgerade müde geworden, und während Sardou's Ferreol und Barrières Scandales d'hier voraussichtlich keine hundertste Vorstellung erleben, kann nach den unerhörten Einnahmen, die das Odéon durch die bisherige Aufführung des russischen Sittendrama's erzielte, den Danicheff ein doppelt so langes Leben prophezeit werden.

Es braucht nach Allem kein Herr Féval herzukommen, uns zu sagen, daß die Ehebruchstücke scandalös und verwerflich seien. Wir wissen es längst. Origineller ist es freilich, wenn er eine Purification des älteren Repertoires verlangt. Aber in welche Esprit-Unkosten er sich dabei auch stürzen mag, hier ist die schwache Seite seiner These und ein Paradoxon, an das er selbst nicht glaubt. Daß man sich an dem großen Britten versündigt und einen Familien-Shakespeare destillirt, geht vielleicht an: bei Molière wäre dies Experiment verlorne Liebesmühe. Das tugendhafte Repertoire hätte weder Platz für Tartuffe, noch für Don Juan, und Féval müßte als ein zweiter Gottsched den ausgelassenen Hanswurst Spanarelle unwiderruflich verbrennen. Nicht besser würde es den andern Klassikern des Théâtre français ergehen und eines seiner schönsten Repertoirestücke, Racine's Phädra, müßte als eine Verherrlichung des Incests in erster Linie geopfert werden. J'en passe et des meilleurs! Kurz, hier wo die Absurdität von Féval's Reformproject am klarsten in die Augen springt, ist es hohe Zeit, ihm zuzurufen: das Theater kann auf die Keuschheit der jungen Mädchen keine Rücksicht nehmen. Sie sollen schlafen gehn und die Kunst in Ruhe lassen. Es ist Sache der Eltern, die Stücke auszusuchen, wohin sie ihre Töchter führen, wenn es denn doch geschehen soll. Ganz abgesehen davon, daß die Mädchen außer dem Theater meist größere Scandalosa zu sehen und hören bekommen, als im Hause Thalia's. Schließlich gleicht die dramatische Kunst dem Spiegel in der Fabel: Herr Féval und die andern moralischen Fastenprediger mögen dafür sorgen, daß Diejenigen, welche in den Spiegel schauen, sich weniger betroffen fühlen!

Aber Herr Féval hat als kluger Mann eine nicht weniger kluge Ausrede, worauf man kaum gefaßt war. Gut, sagt er, wenn ihr auf eurem jetzigen Repertoire besteht, so hindert uns wenigstens nicht daran, ein moralisches Repertoire mit neuen Stücken in's Leben zu rufen:

Et sans danger la mère y conduira sa fille.

Und siehe da! wenige Wochen nach seinem letzten Vortrag über das sonderbare „Theater für Alle“, verkünden riesenhafte Plakate, daß der Vorkämpfer der theatralischen Mädchenemancipation das erste Stück für seine Zukunftsbühne geschrieben habe. Es heiße „Bellerose“, sei ein Drama in 5 Acten und 8 Tableaux und werde im Théâtre de l'Ambigu comique aufgeführt. Es ist in der That aufgeführt worden und ich habe der ersten Vorstellung beigewohnt.

Das Stück spielt zur Zeit Ludwig XIV. Der Titelheld heißt eigentlich Jacques Grinesal, erhielt aber bei seinem Eintritt in die Armee den poetischen Namen Bellerose, weil er frisch und schön wie eine Rose sein soll. Im ersten Bild wird er in geheimer

Sendung vermummt vor die Herzogin de Châteaufort geführt. Wir erfahren, daß Bellerose aus Schmerz über die Untreue seiner Jugendgeliebten, die einen Herrn vom Hofe geheirathet, Soldat wurde, und errathen halbwegs, daß er der Liebesbote zwischen der Herzogin und dem Baron d'Assonville ist. Wir errathen ferner, daß diese nette Herzogin nicht nur ihren Gemahl betrügt, sondern daß sie sich, trotz ihrer Liebe zu d'Assonville, prima vista in den schönen Bellerose verliebt, welchem sie zugleich verspricht, für sein Avancement zum Sergeant sorgen zu wollen. Sie kann sich das schon erlauben, denn sie hat offenbar Beziehungen zum Hofe. In der That wird schon im zweiten Bild Bellerose vom König Ludwig XIV. in höchst eigener Person zum Unteroffizier ernannt. Aber dieser Adler ist ihm nicht geschenkt; man verlangt seine Dienste. Vorerst dreht es sich, wie wir im vierten Tableaux merken, um einen ganz eigenen Handel. Diese Liebe zwischen der Herzogin und d'Assonville ist nämlich nicht ohne reelles Resultat geblieben. D'Assonville möchte gern das kleine Kind unter die Obhut der Mutter bringen, natürlich darf der Herzog nichts davon wissen. Aber ein Verräther findet sich selbstverständlich, und in jener Nacht, wo Bellerose das Kind aus den Armen des Vaters erhält und ins Haus der Mutter bringt, wird der Vater erstochen. Glücklicherweise hat Bellerose das anvertraute Gut schon besorgt und aufgehoben, als auch ihn das mörderische Instrument durchbohrt. Da wir noch volle vier Tableaux zu genießen haben, so wissen wir zum Voraus, daß Bellerose nicht todt sein kann, sonst wäre das Stück aus. Im Gegentheil finden wir ihn nach dem Zwischenact völlig geheilt in den Gemächern, wo ihr Odem weht. Er sinkt vor der Herzogin aufs Knie und man kann gar nicht voraussehen, was Alles geschehen könnte, wenn nicht Bellerose's Jugendgeliebte jetzt eintreten würde. Bellerose ist zerknirscht, die Herzogin über die Störung ungehalten, und die Gespielin der Kindheit pikirt, denn ihr Mann starb und Bellerose könnte also eventuell jetzt Gegenliebe finden. Kampf zweier Rivalinnen, dem das Dazwischentreten des Herzogs ein Ende macht. Er weiß, daß Bellerose und d'Assonville's Kind in seinem Hause versteckt sind, durchschaut die Wahrheit und brütet Unheil. Schon scheint die schuldige Frau aufs Höchste compromittirt, denn Bellerose und der Säugling werden richtig herbeigeschleppt, da — nimmt die edelmüthige Jugendgeliebte die Schuld auf sich und erklärt Bellerose als ihren Galan und d'Assonville's Kleine als ihr Kind. Der Herzog kann demzufolge seiner Frau nichts mehr anhaben. Da er jedoch geschworen, den verhaßten Zwischenträger zu verderben, so verhaftet er Bellerose im Namen des Königs, denn während sich dieser von schönen Händen heilen ließ, ist der Krieg ausgebrochen und der fehlende Bellerose wurde als Deserteur ausgeschrieben. Die Wuth des Edlen kennt keine Grenze mehr: „Wie, Bellerose fehlte in der Schlacht?!“ brüllt er ins Parterre und wird fanatisch dafür beklatscht. „Ich bin ein Franzose und jeden Augenblick bereit für's Vaterland zu sterben!!“ Neuer Beifall. „Das Blut aller Franzosen gehört Frankreich!!!“ Unerhörter, unendlicher Applaus. Es hilft dem Guten aber nichts. Schon liegt er in Charleroy gefangen und zum Tode verurtheilt. Seine Kameraden, die für ihn schwärmen, wollen ihn befreien, aber er will nichts davon wissen. Wie er zum Tode abgeführt werden soll, erstürmt plötzlich der Feind die Stadt, Bellerose sprengt seine Ketten, ergreift eine Muskete und stürmt an der Spitze seiner Kameraden den Feinden entgegen. Der Herzog ist empört, daß ihm sein Opfer entkommen, aber Bellerose wirft die feindlichen Truppen im Nu zur Stadt hinaus, um sich gleich darauf standrechtlich erschießen zu lassen, wie es das Urtheil will. Aber kein Gewehrlauf richtet sich auf ihn; die wackern Kriegsgenossen bringen es nicht übers Herz, selbst nicht als Bellerose Feuer kommandirt. Zum Schluß kommt der König. Er begnadigt den tapfern Sergeant, der die Stadt gerettet, ernennt ihn zum Offizier und giebt ihm die Jugendgeliebte zur Frau. Der Vorhang fällt zum achten und — Gott sei Dank! — letzten Mal.

Schon aus dieser Inhaltsangabe erhellt, daß wir es hier mit nichts weniger als einer neuen dramatischen Form zu thun haben. „Bellerose“ ist einfach eine Nachahmung der melodramatischen Comedia di Capa y espada, wie sie in Frankreich von Victor Hugo und namentlich von Dumas père neu geschaffen wurde. Marion de Lorme und Les trois Mousquetaires sind die unerreichten Muster der Gattung, die eine Fluth von Nach-

ahmungen hervorriefen. Eine der schlechtesten Copien ist jedenfalls „Bellerose", welcher eine wahre Carricatur der lebendigen Jeunesse des trois Mousquetaires von Dumas genannt werden darf. Letztere wird gegenwärtig mit viel Erfolg an der Porte Saint-Martin gegeben, so daß sich die äußere Aehnlichkeit aufdrängt. Die Helden d'Artagnan und Bellerose sind beide die Retter der verfolgten Unschuld, die Entlarver des Verraths mit heroischen Alluren. Sie wären Beide im Stand, eine ganze Compagnie in die Flucht zu schlagen und sich dabei nicht einmal sonderlich zu erhitzen. Kein Wagniß ist zu kühn für sie, kein Feind zu stark. Sieht man etwas näher zu, so findet man zwischen ihnen und — dem Hanswurst eine ganz bedenkliche Aehnlichkeit: auch er ist überall wacker dabei und fürchtet sich nicht einmal vor dem Teufel, so lang er seinen Prügel in der Hand hält. Und wenn Hanswurst alle seine Widersacher durchgebläut hat, dann bricht dasselbe Publikum in namenloses Gelächter aus, welches sich auch über die drei Musketiere und Bellerose so sehr freut. Dasselbe Publikum; dies machte namentlich die Bellerose-Aufführung evident. Rings um mich her im Parquet und oben in den Ranglogen blieben die Zuschauer schon nach den ersten Tableaux kühl und unaufmerksam; man lachte in den tragischen Scenen und zischte wohl auch gelegentlich, wenn die Sache zu toll wurde. Dies war kein blasirtes Uebelwollen. Solche primitiven Stücke werden mit ihrer Naivetät nur ein naives Publikum unterhalten. Dagegen kann man nichts einwenden. Die Abenteuer, die uns hier vorgeführt werden, vertragen keine Kritik; sie basiren auf der Unwahrscheinlichkeit und verlangen eine Zuhörerschaft von kindlicher Gefälligkeit. Die ersten Plätze enthielten kein Dutzend Zuhörer, die sich unterhielten; trotzdem war man dort so geschmackvoll, die sich Amüsirenden nicht zu stören und ihnen zu beweisen, daß sie unrecht haben. Man sah ein, daß es dem „Bellerose" nicht an Leben und Abwechslung fehle, wohl aber an Neuheit der Handlung und vor allem an Geschmack. Aber wie gesagt, man demonstrirte nicht und gönnte den Gallerien die gute Unterhaltung. Ich habe noch nie die Claque mit so viel Ueberzeugung arbeiten sehen und noch selten wurde sie in ihrem Eifer so energisch unterstützt von den unabhängigen Kreisen im dritten und besonders vierten Stock. Dort thronen die naiven Olympier in ihren braunrothen gestrickten Westen — den Rock pflegen sie der Hitze halber auszuziehen — und sie sind es namentlich, denen „Bellerose" so ungeheuer imponirte, daß sie ihn nicht durchfallen ließen.

Die vierte Gallerie! Aber wollte Féval nicht ein Theater für Alle? Mehr noch; sollte „Bellerose" nicht ein Stück nach dem Herzen anständiger Töchter sein? Und endlich: wollte der Autor nicht ein neues dramatisches Genre schaffen? Trotz des guten äußern Erfolges hat Féval doch kein ideales Resultat erreicht. Sein Stück ist weder gut noch neu; die Form desselben aber entschieden alt. Und wo die Moral in dieser Geschichte, welche von der Frucht eines Ehebruches und diesem selbst handelt, etwa stecken sollte, das — frägt sich sogar der Verfasser vergeblich. Aber da wir gerade im Carneval sind, so fällt mir ein: wollte uns Herr Féval vielleicht nur zum Besten halten? Sollten seine Vorträge über das Moralische Theater blos eine Reclame für „Bellerose" sein, dessen Manuskript er schon damals im Gewande trug? Ist es so, dann sind die Pariser und namentlich die armen Feuilletonisten, welche sich über einen Maskenscherz so sehr ereifern konnten, entschieden die Dupes des Herrn Féval. Wenn es ihm aber mit dem Moralischen Theater ebenso ernst war, wie mit „Bellerose" als einem Musterstück, dann erinnern wir zum Schluß den Autor auch an eine „Moral" und zwar an eine des alten Lafontaine. Sie lautet:

Ne forcez pas votre talent,
Vouz ne feriez rien avec grace! . . . .

---

## V.

### Madame Caverlet von Emile Augier.

Mag man vom ethischen und rein künstlerischen Standpunkt das immer wiederkehrende Thema der neufranzösischen Dramatik, welches ich als das der Frau mit zwei

Männern bezeichnen möchte, noch so abgeschmackt oder verderblich finden, sicher dürfte sein, daß diese Sitten= oder Unsittenbilder den entschiedenen Vorzug vor den oben bezeichneten „moralischen" Theaterstücken des Bühnenreformers Paul Féval verdienen. Dies hat umsomehr Geltung, wenn ein Drama, wie die kürzlich mit großem Beifall aufgenommene „Madame Caverlet" für das bisherige Repertoire und seinen Stoffkreis in die Schranken tritt. Autor dieser neuen Komödie ist Emile Augier, und wenn wir diesem in Frankreich so gefeierten Namen diejenigen von Dumas fils, Sardou und Barrière beifügen, deren Novitäten meine beiden ersten Theaterbriefe kritisch behandelten, so haben wir in der That die vier Hauptvertreter der dramatischen Literatur des zweiten Kaiserreichs und der dritten Republik genannt. Emile Augier ist der Chorführer dieser neufranzösischen Dramatiker. Er zeigte schon in seinen ersten Anfängen eine Abneigung vor dem neutralen Theater, wenn ich es so nennen darf, und legte jeden seiner Stücke eine politische, religiöse oder sociale These zu Grund. Aus dem Theater machte er eine Tribüne und verjagte damit die, nach Epikur, blos im Anschauen und Preisen ihrer Schönheit versenkten Götter der Kunst. Er wurde der geistige Vater der Demimondekomödie und verjüngte das politische Lustspiel von Aristophanes und Beaumarchais. Die Einen nennen dies seine Größe, die Andern seine Marotte.

Auch „Madame Caverlet", womit Augier ein langes Schweigen bricht, gehört zum streitbaren Drama. Er vertheidigt eine These und plädirt für eine Reform, für die Einführung der Ehescheidung. Bekanntlich ist nach der Lehre der katholischen Kirche die Ehe ein Sakrament und blos zeitweilige, unter Umständen auch lebenslängliche Aufhebung des ehelichen Zusammenlebens, niemals aber das Divortium, zulässig. Der Code Napoléon theilt diese Anschauung und gestattet die bloße Séparation des corps: er glaubt damit das Interesse der Kinder besser zu wahren. Die Gegner dieser Ansicht hinwieder bestreben sich, die Unrichtigkeit jenes Arguments und die Unnatur eines Gesetzes darzuthun, welches Mann und Frau trennt und doch wider ihren Willen aneinander fesselt. Gerade die Unnatur der bloßen Trennung von Tisch und Bett führt in Frankreich fast in den meisten Fällen dazu, daß der eine und oft beide Theile aufs Neue von sich aus einen Heerd gründen, den das Gesetz nicht anerkennen kann und welcher die Betreffenden in eine falsche Stellung bringt. So spitzt sich denn die Frage folgendermaßen zu: Ist es für die Kinder erster Ehe besser, wenn sie einen falschen, statt einen echten Stiefvater haben, wenn sie Glieder einer illegitimen Familie oder im Hause einer rechtlich verheiratheten Mutter sind? Es giebt nur eine Antwort auf eine solche Frage; dies wußte Augier und darum hat er sie auch auf diese Art formulirt. Er läßt sehr schlau sowohl den getrennten Gatten und seinen Nachfolger, als auch die Frau mit zwei Männern gänzlich beiseit: er wählt die Kinder als Objekt und stellt sie und ihr Wohl und Wehe in den Vordergrund seines Schauspiels. Wenn das Stück hierdurch an concentrischer Kraft einbüßt, so gewinnt es wieder in reichlichstem Maaße in den Augen des Zuschauers an Interesse und Sympathie. Denn Augier konnte sich darüber keiner Illusion hingeben, daß weder der rechtliche, noch der illegitime Gemahl, am allerwenigsten aber diese Frau, welche den Gesetzen Hohn spricht und Jahre lang das Entwürdigende einer schiefen socialen Stellung ertragen und den Gedanken an ihre Kinder vergessen kann, unter solchen Umständen besonders sympathisch berühren kann, mag ihr erster Gemahl noch so nichtswürdig und ihr Galan und sie selbst noch so sehr von Edelmuth und Wohlanständigkeit durchdrungen sein. Das Gesetz ist doch immerhin nicht da, um überschritten zu werden, auch wenn es mit unsern individuellen Gefühlen und selbst mit der Natur in Widerspruch steht. Doch sehen wir zu, wie Augier seinen Stoff exponirt hat.

Drei Jahre nach ihrer Verheirathung wurde Madame Merson gerichtlich von ihrem Manne getrennt. Das Gesetz erklärte den Gatten als den schuldigen Theil und sprach der Mutter die beiden Kinder zu. Mit ihnen zog sie sich nach dem schweizerischen Avenches zu einer Tante zurück, in deren Haus sie Caverlet kennen lernte. Seine Liebe erwiderte sie nach einem langen Kampfe erst dann, als die Tante sie wegen ihres vermeintlichen Verhältnisses mit Caverlet verstoßen und enterbt hatte. Die beiden Liebenden reisten mit den Kindern nach England. Von dort aus benachrichtigte Caverlet seine

Bekannten, daß er mit der „geschiedenen" Madame Merson in den Stand der heiligen Ehe getreten sei. Kurz darauf verfügte sich das Paar wieder in die Schweiz zurück, um dort an den Ufern des unvergleichlichen Genfersee's, unbekannt und alle Verbindung mit der Welt fliehend, ihrem späten Liebesfrühling und der Erziehung von Henri und Fanny zu leben.

Nicht weniger als fünfzehn Jahre sind auf diese idyllisch glückliche Art verflossen. Die Kinder sind groß geworden und ehren Mutter und Stiefvater; von ihrem noch lebenden Vater haben sie nur Gutes gehört, obgleich er ihnen niemals ein Lebenszeichen gegeben. Die Geschwister sind an dem Punkte angekommen, wo das Leben sie zum ersten Mal an ihre Bestimmung mahnt: Henri will in die schweizer Armee eintreten und Fanny liebt den Sohn des Friedensrichters Bargé und wird wieder geliebt. Wir ahnen, daß die Liebe dieser braven jungen Leute das Glück des Hauses Caverlet nicht nur zerstören, sondern auch die unausbleiblichen Gewitter mit einem freundlichen Schimmer verklären wird. Hier beginnt die Handlung.

Zwischen Fanny Merson und Reynold Bargé kommt es in einer reizenden Liebesscene zur Erklärung, welcher eine gründliche Auseinandersetzung zwischen den beiden „Vätern" der Verlobten auf dem Fuße folgen muß. In feierlichster Stimmung und angemessener Toilette naht der Friedensrichter dem vermeintlichen Stiefvater Fanny's, um für seinen Sohn um die Hand der jungen Dame anzuhalten. Aber Caverlet erklärt, ihm vorerst eine Mittheilung machen zu müssen. Er erzählt, wie er sich in Madame Merson verliebte, wie sie ihn abwies, wie die bigotte Tante eines Tages die arme Frau unter dem Vorwand, sie habe einen Geliebten, aus ihrem Hause verstieß, wie sich erst jetzt die Verlassene unter seinen Schutz begab, wie er ihr sein Leben widmete, seine Zukunft preisgab und sich bemühte, den Makel durch seine unauslöschliche Liebe, seine Fürsorge für die Kinder und alle nur erdenklichen Opfer wieder gutzumachen. Kurz, er entwirrt das ganze Lügengewebe, das den Kindern die Illegalität ihrer Lage verdecken sollte und sagt dem betretenen Friedensrichter die volle, ungeschminkte Wahrheit. Es ist vorauszusehen, daß dieser Ehrenmann den Zweck seines Herkommens vergißt: nach einigen wohlwollenden Gemeinplätzen empfiehlt er sich so schnell wie möglich. Das Gespenst der Wohlanständigkeit hat sich drohend zwischen der Gesellschaft und Familie Caverlet erhoben, und wir wissen, daß jetzt die Tage der Prüfung beginnen. Der Konflikt wird zudem noch dadurch verschärft, daß im zweiten Act Herr Merson, der einzige rechtmäßige Gemahl der Madame Caverlet, eintrifft und Miene macht, seine Frau und Kinder mitzunehmen.

Dies ist die Exposition. Schade, daß Merson erst im zweiten Act unerwartet und plötzlich auftritt und die Prämissen des Konflikts vervollständigt. Seine einfache Anmeldung am Ende des ersten Aufzuges würde ganz ausreichen und müßte das Bewußtsein aller kommenden Kämpfe, die Madame Caverlet und der Zuschauer voraussehen, tiefer, vollständiger und effektvoller motiviren. Mit dieser kleinen Aenderung dürfte die musterhafte Exposition, worin alsdann alle Keime der Handlung niedergelegt wären, nicht unbedeutend gewinnen.

Merson ist ein Typus des Pariser Lebemannes. Man darf ihn nicht nach der Art und Weise beurtheilen, wie er hier gespielt wurde. Er ist keineswegs der verächtliche alte Roué vom Théâtre du Vaudeville, sondern ein lustiger Viveur, der trotz seines cynischen Egoismus ein im Grunde vielleicht ganz gutmüthiges Herz, aber unter allen Umständen liebenswürdige und sofort gewinnende Manieren besitzt. Wie wäre es sonst möglich, daß er Henri's Herz gleich im ersten Zusammentreffen eroberte? Er führt sich sehr charakteristisch ein: er umarmt im Hause seiner Frau gleich den ersten jungen Mann, der ihm in den Weg läuft, als seinen Sohn. Leider ist es Reynold, dem Henri nachfolgt. Wie gewandt weiß er nun das Lächerliche seines Mißgriffs sofort zu seinem Vortheil auszubeuten! Er fällt nicht aus dem leichten Ton, der eine Rührscene schlecht einleiten würde und geht geradenwegs in heiterster Stimmung auf sein Ziel los. Er sagt seinem Sohn, er sei durchaus kein Engländer, sondern ein Franzose; er habe sich folglich von seiner Frau nicht scheiden lassen können und diese sei also nicht die Frau, sondern

die Maitresse von Caverlet. Sein geheimer Plan ist sehr einfach: er will seine Frau blos deshalb an seinen häuslichen Heerd zurückführen, um mit ihr die Erbschaft der Tante von Avenches zu theilen, welche vor acht Tagen gestorben und der Nichte ihr ganzes Vermögen hinterlassen hat. In den Augen seines Sohnes, dem er von dem Geldproject natürlich nichts verräth, gibt er sich zudem das Ansehen des Edelmuthes, indem er, einzig der armen Kinder wegen, sich bereit erklärt, seine Frau wieder in Gnaden anzunehmen. Er täuscht Henri um so leichter, als weder er noch irgend ein Mitglied des Hauses bisher von dieser Erbschaft vernommen, welche — ich will es gleich an dieser Stelle erwähnen — nach der früheren Verstoßung und Enterbung der Nichte doch ein wenig unwahrscheinlich klingt. Man muß nie zu viel motiviren wollen.

Nach dieser effektvollen Scene zwischen Vater und Sohn bleibt Letzterer in Verzweiflung zurück. Was soll er beginnen? Er zweifelt nicht an der Liebe seines Vaters; wie könnte er aber wagen, seine verehrte Mutter anzuklagen? Seine Wuth wendet sich gegen den Mann, der durch Jahre seine Achtung und Liebe mißbrauchte: gegen Caverlet. Folgt eine heftige Scene zwischen Beiden, die nach dem einstimmigen Urtheil hiesiger Zeitungen zu den schönsten Produkten neufranzösischer Dramatik gehört. Der Leser möge selbst urtheilen.

Situation: Der auftretende Caverlet nähert sich der abgehenden Fanny und umarmt sie.

**Henri** (es bemerkend). Ich verbiete Ihnen, mit Ihren Lippen die Stirn dieses Kindes zu berühren!

**Caverlet** (gibt Fanny ein Zeichen zum Gehen und kommt nach vorn). Du verbietest mir? Was soll das heißen?

**Henri.** Das heißt, daß ich seit fünfzehn Jahren glaube, in Ehren zu leben und daß ich in der Schande lebe. Ich weiß Alles und hasse Sie jetzt ebenso heftig, als ich Sie bisher geliebt habe. Ich habe meinen Vater gesehen!

**Caverlet.** Und hat er Dir Alles gesagt? Wohlan, so rede auch ich, denn er hat es so gewollt. Ach, Du glaubst also, er habe Dir Alles gesagt? Hat er Dir gesagt, daß er diese bewunderungswürdige Frau einzig und allein wegen ihres Vermögens heirathete? Hat er Dir gesagt, daß er vor der Verheirathung eine Maitresse hielt, die er auch nachher nicht aufgegeben? Hat er Dir gesagt, daß er seine Frau verließ?

**Henri.** Ach, lassen Sie mir wenigstens die Achtung vor meinem Vater!

**Caverlet.** Da Du Deine Mutter doch nicht mehr achten kannst, willst Du sagen? Du siehst wol ein, daß ich sie vertheidigen muß und daß Du mich anhören sollst! Hat er Dir gesagt, daß er sich mit seiner Buhlerin überall sehen ließ? Daß diese Elende ihm verbot sich öffentlich mit seiner rechtmäßigen Gattin zu zeigen? Dies Alles hat Deine brave Mutter geduldet. Sie ertrug seine Untreue, seine Beleidigungen vor aller Welt und tröstete sich ganz mit Dir und Deiner Schwester. Aber als eines Tages ihre unwürdige Rivalin in einer seltsamen Laune noch, noch mehr forderte und Dein Vater sie in ihre Nähe führte ...

**Henri.** Das ist nicht wahr!

**Caverlet.** Du zweifelst an meinen Worten? Das steht Dir frei. Aber Du wirst dem richterlichen Erkenntniß glauben.

**Henri.** Was kümmert mich dies Alles? Mein Vater ist schuldig, es sei! Er klagt sich selber an, sieht seinen Fehler ein und ist gekommen, ihn wieder gut zu machen.

**Caverlet.** Und er beginnt damit, die Mutter in den Augen ihrer Kinder zu entehren? Wenn dies seine Verzeihung ist, wie wird erst seine Rache sein?! — Im Namen welches barbarischen Gesetzes kommt er nach fünfzehn Jahren her, um zum zweitenmal unsern Frieden und unser Glück zu stören?

**Henri.** Es ist das Bedürfniß, seine Kinder zu sehen.

**Caverlet.** Wohlan denn, so nenne mir eine einzige Vaterpflicht, die er erfüllt hat? — Sage mir eine einzige, die ich seit fünfzehn Jahren nicht erfüllt habe! — Und dieses verzehrende Ehrgefühl, das Du nicht missen möchtest, so sehr Du auch darunter leidest: wer hat es Dir ins Herz gelegt: er oder ich?!*)

Wir haben es in diesem Auftritt mit einer Scène à faire zu thun, wie der französische terminus technicus lautet und den wir im Deutschen vielleicht am Besten mit der Bezeichnung Handlungsscene, zum Unterschied von Spielscene, wiedergeben. Die Scène à faire zu finden, ist Sache des dramatischen Instincts; um sie zu machen, bedarf es des dramatischen Talents. Man muß sie kommen sehen, und ist sie da, so muß sie unsere

---

*) Diese und die folgenden Probescenen sind Mittheilungen aus dem ungedruckten Original.

Erwartung befriedigen. Ist sie richtig vorbereitet, so wird ihr Eintritt vom Zuschauer mit einer eigenthümlichen sympathischen Unruhe begrüßt. Jedermann regt sich, räuspert sich, kurz, ergreift alle Vorsichtsmaaßregeln, um kein Wort zu verlieren und von Anfang bis zu Ende aufmerksam zu sein. Dies ist immer das beste Zeichen, daß die Scène à faire geschickt angefaßt wurde, so wie es hier geschah. Die Ausführung ist durch und durch realistisch und die Diction beredt aber nicht rhetorisch. Der Lakonismus im Ausdruck wirkt hier nicht erkältend und nüchtern, denn er ist voll Leben, Feuer und Fluß und bleibt deshalb wahr und wirksam.

Die andere Seite der Frage, die sociale, ist mit großer Munterkeit behandelt und zwar in einer Scene zwischen Reynold und seinem Vater. Dieser benachrichtigt seinen Sohn, daß dessen Heirath mit Fräulein Merson, als der Tochter einer in illegitimem Verhältniß lebenden Frau, ganz unmöglich sei. Der junge Mann sieht nicht ein, warum das arme Mädchen für den Fehler der Mutter büßen sollte, und ist bereit, sich für seinen Theil über das Vorurtheil der Welt hinwegzusetzen. Er bringt so drollige Argumente auf und sein Vater beweist so viel väterliche Gutmüthigkeit, daß wir, trotzdem ihre Situation durchaus nicht erbaulich, in ihre Heiterkeit mit einstimmen. Und hier wie im ganzen Stück haben beide Parteien auf ihre Weise Recht, und man kann sich in dieser Debatte weder auf die Seite des Vaters, noch auf diejenige des Sohnes stellen. Da kommt Merson dazu, erfährt warum es sich handelt und macht den folgenden liebenswürdigen Vorschlag: „Ich will Alles gutmachen. Ich gebe meiner Frau den ehelichen Platz, ihre Würde und ihren Rang in der bürgerlichen Gesellschaft wieder und ermögliche auf diese Weise die Heirath von Fanny und Henri.“ Er sagt dies mit so viel Cordialität und väterlicher Weihe, daß der Friedensrichter und sein Sohn bezaubert sind und dem edelmüthigen Manne, der seiner ehrvergessenen Frau verzeihen will, die Hände reichen; sie zweifeln nicht im Geringsten, daß Madame Caverlet ein so vortheilhaftes Anerbieten mit Freuden annehmen wird. Das ist ein wunder Punkt des Stücks, denn diese Voraussetzung ist unbegreiflich; dies braucht die folgende grausame Scene zwischen Merson und seiner Frau nicht erst darzulegen.

Der Mann beruft sich auf das Gesetzbuch, seine Frau auf die Rechte des Herzens. Sie weigert sich, ihm zu folgen, sie vertheidigt sich, nicht nur sich selbst, sondern den geliebten Mann will sie retten. Aber Merson ist Franzose und hat den Code für sich und — die Mehrzahl des Publikums. „Gut“, sagt er, „so thue ich, was mir das Gesetz erlaubt; ich nehme die Kinder mit mir!“ Fanny kommt dazu und ihre Mutter frägt sie, ob sie mit dem Vater gehen wolle. „Niemals!“ ist die Antwort. „Weil sie noch nicht Alles weiß“, meint Merson.

In der folgenden peinlichen Scene unterwirft sich die Mutter dem richtenden Spruch ihrer Tochter, indem sie ihr die Geschichte einer angeblichen Freundin erzählt.

**Madame Caverlet.** Zu spät hat die unglückselige Frau Denjenigen gefunden, welchen sie liebt; sie durfte ihn nicht heirathen. Sie hatte aber auch nicht den Muth, ihn von sich zu weisen ... sie lebt mit ihm, wie ... ich mit Caverlet lebe.

**Fanny.** Aber ... ohne verheirathet zu sein?

**Madame Caverlet** (beiseite). Sie versteht mich nicht.

**Fanny.** Und Du verlangst meine Nachsicht für sie? Verzeihst Du ihr denn?

**Madame Caverlet.** Ich beklage sie; sie war jung!

**Fanny.** Hatte sie denn keine Kinder?

**Madame Caverlet.** Sie hatte welche.

**Fanny.** Also liebte sie sie nicht?

**Madame Caverlet.** Du hast Recht. Kein Mitleid für sie! Die mütterliche Liebe hätte genügen sollen, sie zu bewahren. Da sie ihre Kinder nicht zu schätzen wußte, so erdulde sie ihre Verachtung, ohne sich zu beklagen, — wenn ihr nicht so viel Herz bleibt, um zu sterben.

Henri tritt auf. Die unglückliche Frau weiß nicht, ob er schon das fatale Geheimniß kennt und frägt ihn: „Hast Du Deinen Vater gesehen?“ Henri fällt ihr zu Füßen und sie verbirgt ihr Gesicht weinend in beiden Händen. Das Gesetz, die öffentliche Meinung zwingt diesen Sohn, seine Mutter zu verdammen, trotzdem sein Herz ihr Recht geben muß. Denn ein soeben eingetroffener Brief aus Avenches, der den Tod der eine Million Francs hinterlassenden Tante meldet, hat ihm den heimlichen Zweck seines

Vaters verrathen. Was soll diese unglückselige Frau beginnen? Den hochherzigen Caverlet, dessen Alles sie noch immer ist, verlassen? Dem unwürdigen Gemahl folgen? Wenn sie dies nicht thut, so ist sie der Fluch ihrer Kinder und für alle Zeiten entehrt. Wo ist das Recht? wo ist die Pflicht? Henri glaubt für seinen Theil die letztere gefunden zu haben und ist entschlossen, jetzt wo er weiß, daß er ein Franzose, in die Armee einzutreten. Er will also unbegreiflicherweise Mutter und Schwester in den Händen Caverlet's oder Merson's zurücklassen. Dieser hat nach der Weigerung seiner Frau, ihm zu folgen, einen weitern Schritt gethan. Er beauftragte den Friedensrichter, die ehebrecherischen Beziehungen zwischen seiner Frau und Caverlet gerichtlich zu konstatiren. Bargé beeilt sich, dem illegitimen Paar verständlich zu machen, daß es gegen die öffentliche Meinung, gegen die Sitte und gegen das Gesetz kämpfe, daß es immer unglücklich und die Verzweiflung der Kinder sein werde, daß es sich trennen müsse. Er läßt Caverlet und seine Geliebte allein zurück; sie sehen, daß jetzt Alles zusammengebrochen ist und nehmen Abschied von einander.

**Madame Caverlet.** O mein armer Freund! Was soll aus Dir werden ohne mich? Ich habe Dir Dein ganzes Leben genommen und kann Dir nicht einmal das meinige dafür geben!

**Caverlet.** Ich denke nicht an mich. In dieser unglückseligen Stunde und im Angesicht der finstern Einsamkeit, in die ich mich versenken werde, würde ich doch mein Geschick nicht mit dem des Glücklichsten vertauschen. Ich habe fünfzehn Jahre lang die größte Seligkeit genossen, und welcher Mensch kann dasselbe sagen? Das Geschick, das mir Alles raubt, kann mir nicht auch die Erinnerung nehmen. Dies Haus, daß Du verlassen willst, bleibt von Dir erfüllt; mein Leben wird vergehen in der Bewunderung jener herrlichen Jahre, die vorüber sind. Beklagen wir uns nicht. Wir haben mit dem Geschick einen Vertrag geschlossen; der Verfalltag ist da, — wir müssen unsere Schuld bezahlen! . . .

**Madame Caverlet.** Der Tod wäre mir so süß gewesen an Deiner Seite!

**Caverlet** (wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt). Willst Du?

**Madame Caverlet** (wirft sich in seine Arme). O ja! Zusammen!

**Caverlet** (nach einer Pause). Nein, ich bin ein Ungeheuer von Egoismus! Du gehörst nicht mir, sondern Deinen Kindern! Verzeihe mir diesen Schrei der Verzweiflung: er ist unser unwürdig. Das Glück ist vorbei, meine Theure: die Pflicht erhebt sich jetzt und muß uns bereit finden. Wir müssen uns trennen! . . .

Der Pistolenschuß oder etwas Aehnliches, was hier die Lösung vollbringen könnte, wird also verschmäht. Wie kann aber Augier zu allgemeiner Zufriedenheit den Knoten entwirren?

Die Pariser Journale theilten nach der Aufführung der „Madame Caverlet“ mit, dieses Stück habe nicht weniger als zwei volle Jahre fix und fertig in Augier's Pult gelegen. Ich weiß nicht, ob dieser Bericht korrekt ist, bezweifle es aber. Augier's Muse haftet trotz alledem ein stark mercantiler Zug an, der die theilweise Befolgung des bekannten Horazischen Rezepts nicht sehr wahrscheinlich macht. Ich bin überzeugt, daß Augier ein fertiges Erzeugniß nicht so lange zurückzulegen pflegt und daß ein wichtiger Umstand das Erscheinen der „Madame Caverlet“ verzögerte. Gewiß war das Stück nicht weiter, als bis zur eben mitgetheilten Scene gediehen, als der Verfasser es bei Seite legte: nun sollte die Lösung kommen und Augier wußte keine. Aber der Zufall ist der Freund des Poetenvölkleins. Vor wenig Monaten erregte eine Cause celèbre die Sensation der ganzen europäischen Presse: der Proceß Bauffremont, welcher in Paris soeben in zweiter Instanz verhandelt und demnächst auch vor die sächsischen Gerichte kommen wird. Eine Französin, die von ihrem Gemahl gerichtlich getrennte Oberstin de Bauffremont, ließ sich in Dresden als deutsche Reichsangehörige naturalisiren, um die Ehescheidung und ihre Vermählung mit dem Fürsten Georges Bibesco zu ermöglichen. Diesem Präcedenzfall verdankt Augier entschieden die Lösung in seiner „Madame Caverlet“.

Die Erbschaft der Tante von Avenches beträgt eine Million Francs. Hiervon erhält Merson die Hälfte unter der Bedingung, sich das Schweizerbürgerrecht zu erkaufen und scheiden zu lassen. Ist diese legale Formalität erfüllt, so kann sich seine Frau mit Caverlet verheirathen. Auf diese Weise ist Alles zu allgemeiner Zufriedenheit gelöst und das Stück, welches bisher durchweg im Ton der haute comédie geblieben, wird nicht zum unvermeidlichen Pariser Melodrama. Eine tragische Lösung würde sogar das grausame Gesetz, das hier einzig und allein auf der Anklagebank sitzt, viel weniger ver-

dammen, als dieser lustspielartige Schluß mit dem für einen Franzosen so bittern Ceterum censeo: Um ein so unwürdiges Band lösen zu können, mußt Du Engländer oder Deutscher oder Schweizer sein, — Alles, nur kein Franzose!

Dies ist das interessante Stück von Emile Augier. Ich habe hier die Hauptzüge der Handlung wiedergegeben; es erübrigt noch ein kurzes Wort über die episodischen Scenen, deren Aufgabe darin besteht, die verdüsterte Atmosphäre der Komödie auf Augenblicke zu erheitern. Ich kann nur einer einzigen dieser Lustspielscenen Geschmack abgewinnen, nämlich der Liebeserklärung von Reynold und Fanny im ersten Act, die einen frischen und graziösen Geist athmet. In den andern Auftritten erinnert mich Augier zu sehr daran, daß er der Enkel von Pipault-Lebrun ist; namentlich bei den ausgelassenen Auseinandersetzungen zwischen Bargé Vater und Sohn, wo der Letztere droht, er werde sich Maitressen anschaffen, wenn er Fanny nicht heirathen dürfe, oder endlich in der Scene zwischen Henri und Reynold, welcher — die allzu reichlichen Beinkleider seines Vaters anhat. Wie unvergleichlich geschmackvoller ist dagegen z. B. G. von Moser's Liebhaber, den der Schuh drückt!

„Madame Caverlet" ist nicht ein Drama der That, sondern der Schuld. Wenn das vollkommenste Stück dasjenige ist, wo alle Verschlingungen der Fäden, alle Schuld aller Personen innerhalb des Stückes geschlungen werden, dann dürfte Augier's Komödie als abschreckendes Beispiel gelten. Denn die außerhalb der Pièce liegende tragische Schuld der Titelheldin ist die Basis, und um nichts weiter handelt es sich in diesen vier Acten, als um die Sühne oder Rectificirung der vor fünfzehn Jahren begangenen That. Kennen wir diese, so wissen wir schon im Voraus alle zu erwartenden Situationen. Und doch ist „Madame Caverlet" so reich an spannenden und dramatischen Momenten! Darin besteht just die Kunst Augier's, und man verzeiht ihm auch, daß er uns statt Charakteren — Puppen der Situation vorführt, die kein Wachsen und kein Werden zeigen. Man verzeiht ihm auch, daß seine Komödie ein Tendenzstück ist und zwar — um der Tendenz willen, und weil Augier seine gute Sache so wacker und ehrlich vertheidigt. Er packt den Stier bei den Hörnern. Er vertuscht nicht, er macht keine Redensarten: er legt den Finger in die Wunde und klagt laut und kühn gegen das droit sauvage, welches zum Ehebruch verdammt. Fast wider Willen folgt das Pariser Theaterpublikum dem gewandten Fürsprecher für die Ehescheidung, der nicht an seine Thränen, sondern an sein Herz appellirt und fühlt sich von ihm hingerissen. Darf man sagen, Augier habe seine Sache gewonnen? Das wäre zu viel; die Ehescheidung ist noch immer vom Code Napoléon verboten. Aber der Verfasser der „Madame Caverlet" kann, wie jener Angeklagte zum Richter, mit Fug und Recht zu seinem Publikum sagen:

Sie weinen! Sie sind entwaffnet!

# Zur Scheffel-Feier.

Von **Alfred Klar**.

Es ging ein jugendfrischer Zug durch das Dichterjubiläum, das dieser Tage im sangesfreudigen Deutschland begangen wurde. Das ist nicht das feierliche Festgeläute der Pietät, das ist der helle Jubelklang einer ganz unmittelbaren freudigen Empfindung. Der Gefeierte, der fünfzigjährige Dichter Joseph Victor Scheffel, ist ein Mann in der Vollkraft seines Schaffens und Wirkens, einer jener wenigen Jubilare, die von sich sagen können: Ich habe genug für meinen Ruhm gethan, aber noch lange nicht genug für meine Kraft. Den vielen Tausenden, die das Fest mit Sang und Klang begehn, geht die deutsche Jugend, geht die begeisterte Studentenschaft im Sturmesschritte voran. Und die Dichtungen, deren die Zeitgenossen in Dankbarkeit und Stolz gedenken? Sie erglänzen im Thau einer kindlich reinen Stimmung und in der Morgenfrische der Naivetät: sie gehören der Lyrik der Jugend und der Epik der Verjüngung an.

Scheffel ist durch Abstammung und Heimat, nicht minder durch die Neigung, die er oft genug poetisch und humoristisch verkündet hat, ein Schwabe. Sohn eines Majors, ist er am 16. Februar des Jahres 1826 zu Karlsruhe geboren. In früher Jugend fühlte er sich, wie er selbst erzählt, zum Maler berufen; aber äußere Verhältnisse drängten ihn in die juristische Laufbahn und die Reaction gegen diese Verhältnisse drängte ihn innerlich zur Poesie. Er studirte an verschiedenen deutschen Universitäten, zuletzt in Heidelberg, wo er zum Doktor der Rechte promovirt wurde. Kurze Zeit wirkte er in staatlicher Anstellung, zuerst als Rechtspraktikant in Säkkingen, in der lieblichen Stadt am Rhein, die er später durch seinen Gesang verherrlicht hat, dann als Sekretär des Badischen Hofgerichtes in Bruchsal. 1852 zog er in das Land der poetischen Sehnsucht, um nach einjährigem italienischen Aufenthalte nach Deutschland zurückzukehren und durch mehr als zwei Decennien ausschließlich der Poesie, der Wissenschaft und dem Wandertriebe, der Dichtung und Forschung begünstigt, sich hinzugeben.

Schon in der Studentenzeit war der Poet, bewußt und eigenartig, herangereift. Schon in Heidelberg entstanden die frischen, in Gedanken und Klangfarbe durchaus eigenthümlichen Gaudeamus-Lieder, die, noch ehe sie sich zum Buche gestaltet hatten, auf den Wegen des alten Volksliedes in die Herzen der Jugend eingezogen waren. Das war keine in der Studirstube entstandene und für das Lesekabinet berechnete Augenpoesie, sondern ein kräftiger Quell von sanglichen Liedern, die aus dem Leben entsprungen waren und ins Leben hineinfluthen wollten. Ein kecker burschikoser Humor, dem übermüthige Weltfreude und zugleich eine stolze geistige Ueberlegenheit aus den Augen sprühte, der mit den Felsblöcken der Gelehrsamkeit ein lustiges Fangballspiel trieb, der Wissen und Weisheit in den Falten des parodirenden Scherzes barg, — das war der launige Grundton dieses jugendlichen Meistersanges, der bereits einen ganzen Mann, einen Poeten von kühner und sicherer Selbständigkeit verkündete. Eine innere Verwandtschaft mit Heine ist nicht zu verkennen; aber es ist beileibe nicht das Verhältniß der Descendenz, das zwischen dem jüngeren und dem älteren der beiden Neuromantiker vorwaltet. Der Uebermuth des Humors, das künstlerisch leichte Spiel mit

dem anscheinend Schwerfälligen, die treffsichere Ironie ist Beiden gemein; aber Scheffel ist frei von beiden gefährlichen Extremen, in die Heine's greller Humor und ausschweifender Witz nicht selten verfällt, frei von krankhafter Weltschmerzelei und zersetzender Frivolität, er ist vielmehr voll üppiger Gesundheit und von einer ganz eigenthümlichen Fähigkeit, sich zu verkörpern und lebensvolle Figuren aus sich heraus zu gestalten. Die Lyrik verzichtet hier auf das Vorrecht einseitiger Subjectivität. Das Licht der Empfindung bricht sich in bestimmte Farben der Charakteristik, zu jedem Liede gehört eine Gestalt, aus jedem Gesange blickt eine kräftige Physiognomie hervor. In dieser Freude am Plastischen, wie in dem Charakter der historisch gefärbten Personen, die hinter den Liedern des Gaudeamus stehen, sind die bezeichnenden Züge der Scheffel'schen Originalität bereits ausgeprägt oder doch vorgezeichnet. Schon bewährt sich die Freude am Sinnlichen, Vielfarbigen und Lebenskräftigen, schon offenbart sich der geniale, durch die Forschung geübte, aber über die Forschung hinausdringende Blick, der das Leben und Weben der deutschen Vergangenheit nicht in nebelhaftem Traume, sondern in realem farbensattem Bilde erschaut, schon ist das Verhältniß Scheffel's zur Romantik bestimmt, in deren Richtung der Dichter wohl wandelte, aber auf eigenen Wegen und zu einem von ihm selbst erst entdeckten Ziele. Schon deutet sich endlich in der Lyrik des „Gaudeamus" der Epiker an, dessen glückliche, zartkräftige Hand verborgene Kulturperioden entschleiern, dessen scharfes und zugleich liebevolles Auge der Geschichte und der Sage in das Herz hineinsehen sollte.

Naturgemäß war die Wendung einer derartigen Kraft vom Lyrischen zum Epischen, und, noch ehe Scheffel sein dreißigstes Lebensjahr erreicht hatte, waren in rascher Aufeinanderfolge zwei Werke erschienen, die ihn zum epischen Klassiker der Gegenwart erhoben. „Der Trompeter von Säckingen" (1853), eine Geschichte von der Abenteuerlust, der Liebe und der Entsagung eines naiv und stark empfindenden Künstlergemüthes und der Roman „Ekkehard", das berühmte Kulturbild aus dem zehnten Jahrhundert, das wir nicht ohne Absicht gleich von vornherein als ein episches Gedicht bezeichneten. Die Geschichte des Trompeters ist von einer Innigkeit des Gefühles durchströmt, in der der Dichter von keinem seiner poetischen Zeitgenossen übertroffen wird und sie ist zugleich von einer kräftigen objectiven Färbung, in der Scheffel ganz einzig dasteht und den poetischen Ton angibt. Ein gesundes frisches Blut fließt durch die Adern dieser Poesie, die das Gepräge von Ort und Zeit an der Stirne trägt. Die deutschen Zustände zur Zeit des dreißigjährigen Krieges treten uns im lebendigsten Colorit entgegen, Adel, Bürger- und Bauernstand in ihrem körnigen, scharfkantigen, historisch herausgebildeten Charakter. Wenn Jung Werner und die schöne Margaretha das ewige Lied der Liebe in den zartesten Tönen erklingen lassen so bilden die übrigen Gestalten einen Chorus der Geschichte, ein gestaltenreiches Kulturbild, in dem kein einziger Zug die historische Individualität verleugnet. Der Humor aber, der uns aus den Augen des philosophischen Katers „Hiddigeigei" anblinzelt, zerreißt nicht nach romantischer Art das Bild, um uns in die Untiefen eines kranken Dichtergemüthes hineinschauen zu lassen, sondern er fügt sich in den Rahmen der realen Gestalten hinein, er verwandelt sich selbst in Fleisch und Blut und versöhnt uns, von einer sanftlächelnden beschaulichen Grundstimmung durchhaucht, mit den harten Konflikten des Lebens, mit den bitteren Schmerzen der Entsagung, mit der unbefriedigten Sehnsucht des Herzens.

Noch freier, bewußter und weiter ausgreifend entfaltet sich die Kraft des Epikers im „Ekkehard." Er ist das Hauptwerk Scheffel's und das Lieblingsbuch der deutschen Nation. Er ist der Roman, wie er sein soll, — der aller Theorien spottende praktisch kräftige Beweis für die Kunstform der Erzählung in ungebundener Rede. Er ist aber zugleich die hellste Offenbarung auf dem Gebiete der Romantik, auf dem fast sämmtliche Vorgänger Scheffels in Finsterniß und Nebel tappten. Ein gesundes Gefühl hatte in das deutsche Mittelalter zurückgewiesen, als der Hellenismus der Klassiker unser Fühlen und Denken der nationalen Weise zu entfremden drohte; aber nicht ein inhaltloses Sehnen, Wähnen und Träumen, nur ein gesundes, dem Realen zugewendetes Können vermochte diesem Gefühle genug zu thun. Scheffel ist es, der in diesem Sinne die

Romantik in die Sphäre der Klassicität emporhob. In seinem „Ekkehard“ ist das Mittelalter weder Nebel noch schablonenhafte Vorstellung, sind die altdeutschen Gestalten weder Puppen noch Schatten. Mit genialer künstlerischer Kraft läßt er die dunkle, verworrene Kulturperiode des zehnten Jahrhunderts im Sonnenlichte der Gegenwart und in realer Lebenfülle erscheinen. Die Forschung, die er, ein selbständiger Gelehrter, verknüpft und weiter spinnt, ist der Ariadnefaden, der ihn vor Verwirrung und Irrthümern bewahrt, aber sein poetisches Auge ist die Leuchte, durch welche die Erscheinungen auf dem Boden der betretenen Zeit Farbe und Gestalt gewinnen und ohne die der historische Weg auch im historischen Dunkel verbliebe. Der „Ekkehard“ ist Geschichte und Dichtwerk zugleich. Er ist voll innerer, historischer und poetischer Wahrheit und er weist, dem Inhalte nach das Nebeneinander einer volksthümlichen Kultur in allen ihren Verzweigungen entfaltend, der Form nach bei aller scheinbaren Ungebundenheit durch das innere Gesetz des sprachlich Schönen und Charakteristischen beherrscht, dem in seiner poetischen Existenzberechtigung viel angezweifelten Roman den hohen Beruf an, das epische Gesetz der Gegenwart zu erfüllen, den Reichthum der historischen Detailforschung realistisch-poetisch zu beleben und als abgerundetes Bild in eine künstlerische Form zu fassen.

Wer einen Ton hat der hat auch Einen Ton. Die deutsche Vergangenheit forschend, dichtend und gestaltend zu beleben, dazu fühlte sich Scheffel berufen, dazu zog er immer auf's Neue aus als Wanderer, Forscher und Poet. Frau „Aventiure“ vertraut ihm die Weise der Minnesänger an, die deutschen Klassiker des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, Wolfram und Bitterolf, Reinmar und Heinrich von Ofterdingen, sie erstehen dem Volke auf's Neue — in den Liedern die Scheffel in ihrem Geiste gedichtet; — und gewohnt eine Kulturperiode ganz und rund zu sehen, übersieht er beim Studium des Minnegesanges nicht die Härten, die rauhen Auswüchse, die scharfen Kanten einer fehdelustigen, fanatischen, der raschen That und dem raschen Glauben ergebenen Zeit. Auch diese verlangen ihre künstlerische Ausprägung und sie wird ihnen in der lebensvollen Gestalt des Kreuzfahrers „Juniperus“ zu Theil, der in der wechselnden Entwicklung seines Lebens als frommer Klosterschüler, als schmucker abenteuerlustiger Knappe, als wilder, mit Blutschuld belasteter Rittersmann, als büßender schweigsam nach dem Oriente wallender Pilger die rauhe Seite des Mittelalters verkörpert. —

Wir würden den Rahmen dieser Skizze überschreiten, wollten wir auch die „Bergpsalmen“ die herrlichen Hymnen eines einsamen, mit der Natur verkehrenden Gemüthes, wollten wir die tiefsinnige Novelle „Hugideo“ und manche andere treffliche Dichtung Scheffel's zu würdigen versuchen. Mag es genug sein, um kund zu thun, daß wir den ganzen Werth des Dichters erkennen, der ein Kassiker unter den Romantikern, ein Dichter unter den Forschern sich neben die Besten seiner Zeit gestellt hat. Es ist eine Freude in einer Zeit, der der Pessimismus im Blute liegt und der dieser Pessimismus auch mannigfach durch schwächliche und haltlose Productionen aufgezwungen wird, den tausendstimmigen Festgruß an einen Dichter vernehmen und in diesen Gruß aus ganzem Herzen einstimmen zu können.

---

# Kritische Rundblicke.

## A. Fr. von Schack's „Pisaner."

Schack, der vielgenannte Literarhistoriker und Uebersetzer, der meisterhafte Epiker und gedankenreiche Lyriker tritt zum Erstenmale vor die Lampen mit seinem Trauerspiele „Die Pisaner." Nach so glänzend erprobtem anderweitigen Schaffen, in weit gereiften Lebensjahren ist dieser Schritt doppelt versprechend, doppelt verhängnißvoll.

Graf Ugolino Geraldeschi ist Vorsitzender des hohen Rathes von Pisa und de facto Beherrscher der Stadt, die mit Genua, in dessen Kerkern fünftausend Pisaner schmachten, in grimmigem Hader liegt.

Ugolino's Pläne sind gewaltige, hochfliegende. Er will die Parteien, welche die Kraft des kleinen Freistaates zersplittern, unter seine Faust beugen. Dazu will er den Herzogshut erringen. Ist dies erreicht, wird er Pisa besiegen, die kleinen Nachbarstaaten von sich abhängig machen und in glänzender Ferne schimmert dem Ehrgeizerfüllten Krone und Purpur. Eben kehrt sein ältester Sohn Guelfo als Sieger heim. Dies fördert seine Pläne. Aber die Zahl seiner Gegner ist groß. Ruppini, der Erzbischof, ist sein Hauptfeind. Mit Alter und Gebrechlichkeit ein täuschendes Spiel treibend, lebt in ihm eine wilde, ungestüme Kraft, die Kraft des Hasses und des Racheburstes. Eine düstere Geschichte der Vergangenheit hat dieses brennende Gift der Sehnsucht nach Ugolino's Untergang in des Kirchenfürsten Brust gesetzt. Die schöne Blanca war mit Ugolino verlobt, als Ruppini sie kennen und lieben lernte. So heiß war die Liebe der Beiden, daß Blanca den Bräutigam verließ, sich ganz Ruppini anheimgebend. Ugolino errang um diese Zeit seine Machtstellung in Pisa. Seine Gegner verfolgte er mit Feuer und Schwert und trieb sie in die Verbannung. Auch Ruppini gehörte zu ihnen. Das Landhaus, in dem er mit der Geliebten weilte, ging in Flammen auf. Sie, die ihrer Niederkunft entgegensah, mußte in des Geliebten Armen hinaus in die kalte Winternacht fliehen. Auf Schnee gebettet genas sie eines Knäblein's und starb. Die Schuld an ihrem Tode schiebt Ruppini auf Ugolino. Der Sohn lebt als Neffe an der Seite des Erzbischofes und ist das einzige Wesen, dem der von Haß und Rache durchnagte Mann die Gefühle innigster, hingebendster Liebe entgegenbringt. Atto, so heißt er, ist aber Guelfo's, des siegreichen Sohnes Ugolino's, bester Freund und hat an seiner Seite gekämpft.

Ugolino veranstaltet ein großes Bankett zu Ehren seines heimgekehrten Sohnes. Der Erzbischof erscheint mit Atto und beglückwünscht Ugolino, der an der Seite seiner hohen, heißgeliebten Gattin, umgeben von vier blühenden Söhnen, den Glückwunsch entgegennimmt. Auf Ugolino's Geheiß krönt seine Gattin den siegreichen Sohn mit einem Lorbeerkranz. Dieser reicht den Kranz seinem Freunde Atto. Da erscheint ein Greis, Namens Lombardo, der, einer der Gefangenen von Pisa, seinen Kerkern entronnen ist. Eben, da Ugolino den Vertretern der Friedenspartei gegenüber in stolzen, fast übermüthigen Worten seine Ansicht für den Krieg ausspricht, tritt er vor und gibt eine erschütternde Schilderung der Leiden jener Gefangenen. Er bittet und mahnt eindringlich, Frieden mit Genua zu schließen, um den Fünftausend die Freiheit zu geben. Als Ugolino in zornigen Worten ihm entgegnet, schleudert der Greis unter andern wilden Vorwürfen ihm die Beschuldigung ins Angesicht, er habe das Vaterland verrathen, da er bei Melorio, in jener Schlacht, wo die Fünftausend gefangen wurden, auf Seite der Genueser gekämpft habe. Ugolino nennt ihn einen Narren, der in Sicherheit ge-

bracht werden müße. Die Erregung der Gesellschaft steigt noch, da erst ein Bote zu Ugolino kommt, ihm heimlich Briefe zu geben, auf den sofort ein Vertreter der Stadt folgt, durch den der Gesellschaft kund wird, ein Aufstand sei ausgebrochen und die Rebellen hätten sich auf einen Hügel gezogen, auf dem die Getreidespeicher und Vorrathshäuser der Stadt stehen. Der Abgesandte bittet um Schonung, da diese Stellung der Rebellen die ganze Stadt gefährde. Zum Entsetzen der Anwesenden aber will Ugolino nichts von Schonung wissen und für alles Unheil macht er die Rebellen verantwortlich. In Bestürzung entfernt sich Alles. Ugolino zieht mit seinen Leuten den Rebellen entgegen. Der Erzbischof allein bleibt auf der Scene und begrüßt triumphirend den Moment, aus dem er seines Todfeindes Verderben sicher hervorgehen sieht.

Der Aufstand ist siegreich abgewiesen. Doch eine Hungersnoth greift entsetzlich in Pisa um sich, da Ugolino durch Pechkränze die Magazine in Flammen untergehen ließ. Jetzt zweifelt selbst seine treue Gattin, welche die hohen Pläne mit ihm getheilt und wie auf ein höheres Wesen auf ihn gesehen hatte, an ihm und verlangt von ihm den Eid, daß er bei Melorio nicht mit den Feinden gekämpft. Er leistet ihn. Dann bittet sie ihn, den jungen Atto mit einem Anliegen vorzulassen, was er erst gewährt, als sie von der Erfüllung ihrer Bitte eine Sendung an ihren Bruder, den Herrschenden in Florenz, um Hilfstruppen abhängig macht. Atto tritt an der Seite Guelfo's vor ihn. Statt sein Anliegen vorzubringen klagt er über die Leiden der von der Hungersnoth gepeinigten Pisaner und wird darin schließlich von Guelfo unterstützt, der den Vater soweit reizt, daß er das Schwert gegen seinen Sohn zückt. Atto wirft sich dazwischen und rettet dadurch den Freund. Allein jetzt ist er es, der durch wilde Vorwürfe den Grafen endlich dahin bringt, daß dieser in nicht mehr beherrschter Leidenschaft ihn erdolcht. Guelfo sagt sich los von dem Vater, der ihm den heißgeliebten Freund getödtet und flieht von ihm unter furchtbaren Verwünschungen.

Der Erzbischof wird auf einem Stuhle vor die Todenbahre Atto's getragen. Gebrochen, mit der Miene eines Sterbenden spricht er Denen zu, die Ugolino um seiner Mordthat verwünschen und entschuldigt ihn mit seiner Leidenschaft, die Atto widerrechtlich gereizt habe. Auf sein Geheiß treten die Umstehenden ab. Jetzt, da er allein vor der Leiche seines Sohnes ist, bricht er zunächst in laute Schmerzensklagen aus, dann aber tönt von seinen Lippen ein furchtbarer Racheschwur. Schnell kömmt die Gelegenheit diesen zu erfüllen. Unter dem Vorsitze Ugolino's empfängt der Rath von Pisa einen Gesandten von Genua, der die Bedingungen eines Friedens vorlegt. Ugolino spricht in eindringlicher Rede dafür, den Gesandten mit seinen demüthigenden Vorschlägen abzuweisen und den Krieg fortzuführen. Der Rath stimmt dieser Meinung bei, aber nur, weil in den Kassen die von Genua verlangte Geldsumme fehlt. Da erscheint unerwartet der Erzbischof und bietet als dem Tode nicht mehr ferne stehend nicht nur die verlangte Geldsumme, sondern alle seine Güter in einer Urkunde der Stadt zum Geschenke. Jetzt ändert sich sofort die Stimmung und Alles will mit Genua Frieden schließen. Ugolino allein erklärt jedenfalls, und wenn er all' sein Hab' und Gut verpfänden müßte, den Krieg gegen Genua fortzuführen. Er schmäht und wüthet gegen die Versammlung in leidenschaftlicher Rede und endlich erklärt ihn der Rath als Empörer und Landesverräther und schaart sich um den Erzbischof, der seinen Talar öffnet, die gepanzerte Brust zeigend, das Schwert zieht und Ugolino aufruft, in offener Feldschlacht sich mit ihm zu messen.

Der Aufstand ist vom Rathe unter des Erzbischofes Führung gedämpft und die Fünftausend sind befreit. Ugolino liegt mit seinen drei jüngeren Söhnen im Kerker. Der Erzbischof fordert auf offenem Markte das Volk auf, über Ugolino zu urtheilen und ihm allein dann die Vollstreckung zu überlassen. Den Verrath bei Melorio vor Allem, dann den Mord Atto's und die Hungersnoth hebt er als Hauptschuld des Gestürzten hervor. Da tritt Lombardo auf, mahnt zur Milde gegen Ugolino, da er jetzt unschädlich gemacht sei und widerruft seine Aussage über den Verrath Ugolino's als in der Leidenschaft ohne Beweis behauptet. Das Volk verurtheilt Ugolino als Hochverräther und überläßt die Vollstreckung dem Erzbischofe.

Ugolino's Gattin fleht bei ihm um Gnade. Er verspricht ihr den Gatten und die Söhne freizulassen, wenn sie diesen bewege sich selbst des Verrathes in der Schlacht bei Melorio zu zeihen. Sie weigert sich dessen als einer Unwürdigkeit, die sie von ihrem Gemahle niemals verlangen könne. Vor ihren Augen wirft der Erzbischof die Schlüssel des Kerkers in den Fluß. Der Thurm, in welchem Ugolino mit den Söhnen gefangen sitzt, wird zugemauert. Sie sollen verhungern.

Ugolino's ältester Sohn und Schwager rücken zur Befreiung heran. Ihre Trompeten tönen unter den Mauern von Pisa in dem Augenblicke, da der Erzbischof von Gewissensbissen gemartert und durch eine Traumerscheinung seines verstorbenen Atto gemahnt vor den Thurm kommt, dort entsetzt die Gattin Ugolino's trifft und ihr gestattet den Kerker öffnen zu lassen. Bereits sind die Söhne verhungert. Ugolino wird noch lebend ans Tageslicht gebracht. Er bereut, was er gefehlt, mahnt seinen Sohn nicht vom Ehrgeize sich zu weit führen zu lassen und stirbt ohne dem Erzbischof verziehen zu haben, dem er nur entdeckt, daß er am Tode Blanca's schuldlos sei. Dem ohnehin schon durch die Seelenfoltern dem Tode nahe gebrachten Manne bricht diese Nachricht, die seine Schuld entsetzlich vergrößert, vollends das Lebenslicht.

Gehen wir nun zur Kritik über, so fällt uns vor Allem die Thatsache auf, daß der Autor einen wesentlichen Faktor der Bühnendichtung, die Geschlechtsliebe, in eigenthümlicher Art gebraucht, welche dem Stücke ein ganz besondres, ich möchte sagen besonders männliches Gepräge gibt. Die einzige weibliche Person, welche die Scene betritt, Ugolino's Gattin, ist, so bedeutend diese Figur als Rolle für die Darstellerin sein mag, doch nicht in die Handlung selbstthätig eingreifend, sondern nur Mittel zum Zwecke, den beiden Hauptfiguren Ugolino und Ruppini zur vollen Entwickelung ihres Charakters Gelegenheit zu geben. Die Idee der Geschlechtsliebe aber ist vom Autor in tiefgreifender Bedeutung hereingezogen, da die ganze Erscheinung Ruppini's in ihren hellen und düsteren Seiten davon getragen wird. Nur gewaltiger Schmerz, verzehrende Leidenschaft, ein erbitterter Kampf zweier großer Menschen, die als Feinde nicht nebeneinander auf Erden bestehen können, zeigt sich uns und da hat süßes Liebesgirren, holdes Seufzen keinen Raum.

Auf den Schultern Ugolino's und Ruppini's ruht voll und ganz die Last der Handlung; alle Andern sind, so bedeutend auch an sich, für das Gefüge des Ganzen nur unwillkürliche Werkzeuge zur Vollendung der gewaltigen Schicksale jener Beiden.

Der mit lebendigem Patriotismus, staatsmännischem Fernblick ausgestattete Ugolino, dessen Hauptfehler der nimmerruhende Ehrgeiz ist, dessen innige Gatten- und Vaterliebe uns für ihn ebenso gewinnt wie sein feuriger Muth, ist in seinem unfehlbaren, trotzigen Siegesgefühle, seiner übermüthigen Verachtung der ihn umgebenden kleinen Geister eine Heldengestalt voll Glanz und Würde, welche an der Stelle des bei derartigen Bühnenfiguren beliebten deklamatorischen Pathos uns das fesselnde Bild einer groß denkenden, groß fehlenden Mannesseele bietet.

Der Erzbischof Ruppini, in welchem der Dämon des Haßes bis zur satanischen Grausamkeit sich steigert, ist doch keineswegs eine den Theaterbösewicht repräsentirende Figur. Er ist ein Held, so gut wie Ugolino. Die treue Wärme der Liebe, die er seiner Geliebten durch das ganze Leben weiht, die innige Leidenschaft, mit der er an seinem Sohne hängt, sie sind es, die für ihn eine mitfühlende Stimme wecken, da wir sehen, daß es Liebe, unbegrenzte Liebe allein ist, was die düsteren Geister in dieser gewaltigen Natur zu so wilder Furchtbarkeit gedeihen ließ. In ihm ruht derselbe eiserne, heißblütige Sinn wie in Ugolino, den nur andere Geschicke statt zu stolzem, glänzenden Selbsterkennen, zu Hinterlist und Grausamkeit drängten.

Was den Aufbau des Stückes anlangt, so ist derselbe tadellos korrekt gedacht und reich an wirkungsvollen Scenen, von denen namentlich die Ermordung Atto's, die Scene Ruppini's an dessen Sarkophag, dann die Scene im hohen Rathe und die Scene zwischen Ruppini und der um Gnade flehenden Gattin Ugolino's von zündender Wirkung vor jedem Publikum sein werden.

Allein so manches richtig Gedachte, so manches im Buche Vortreffliches, gestaltet sich in der lebensvollen Bewegung der Bühne ganz anders.

Zunächst begegnet dem Autor ein Verstoß gegen die praktisch enorm wichtige Bühnenregel, einen Effekt nicht zu wiederholen. Der zum Erstenmale höchst wirkungsvolle Moment, in welchem Ruppini aus scheinbarer Hinfälligkeit sich plötzlich zu voller, glühender Kraft erhebt, wiederholt sich nach dem ersten Acte noch zweimal, so daß der Zuschauer beim dritten Male, an dieses Mannöver des Erzbischofes gewöhnt, nicht mehr erstaunt, obwohl hier die gedachte Wirkung eine doppelt große sein sollte, wo er den Talar öffnend sich in voller Kriegsrüstung zeigt.

Bedenken psychologischer Natur erregte mir das Verhalten Lombardo's, der, sonst als ehrfurchtgebietender Greis gezeichnet, eine Lüge spricht, die er später widerruft. So handelt ein edler Charakter, wie Lombardo nach den Intentionen des Autor's doch sein soll, selbst in der größten Leidenschaft nicht. Die betreffende

Anschuldigung ist allerdings für die spätere Handlung wichtig, allein dieselbe hätte sich auf anderem Wege als durch Lombardo's Mund erreichen lassen.

Der Hauptfehler jedoch liegt, wie bei so vielen Dramen, auch hier im letzten Act. Nicht als ob der Schluß unrichtig motivirt, zu abrupt herbeigeführt oder, was man sonst bei derartigen Werken zu tadeln hat, wäre, Alles geht mit tadelloser Logik vor sich und im Buche liest es sich vortrefflich. Auf der Bühne aber stellt sich der schlimme Uebelstand heraus, daß statt des tragisch Großen, Erschütternden das Crasse, Prickelnde, bei welchem der Galerie die Gänsehaut überläuft, erscheint. Eine energische Kürzung wäre hier so angezeigt, daß vielleicht sogar nur dem vierten Acte eine Scene angehängt würde. Jedenfalls ist die Scene im Hungerthurme, wo den verzweiflungsvoll klagenden Ugolino die todesmatten Söhne wie Würmer umkriechen, von einer um so peinlicheren Wirkung, als sie ohne Störung des dramatischen Gusses wegbleiben und dem Zuschauer dadurch ein nur sehr starknervigen Gemüthern nicht Widerwillen weckendes Bild erspart werden könnte. Auch die Schlußscene leidet an zu starken Effekten, die selbst der maaßvollste Darsteller nicht ohne Momente, welche zerrbildartig werden, wiedergeben kann.

Die Sprache ist von hochpoetischem, markig kraftvollem Schwunge, ohne schaales Pathos, reich an Farbenpracht und kunstvollen Wendungen ohne künstliche Geschraubtheiten, in einzelnen Theilen von wahrhaft genialer Gewalt, der wild bewegten Handlung entsprechend.

Ihrer Art nach werden die Pisaner nie Das werden, was man Repertoirstück nennt, aber als bedeutender Beitrag zum Genre des ernsten Dramas immer auf der Bühne einen Erfolg behaupten.

Die steten Beklager eines mangelnden Interesses für historische Dramen können dabei die Nutzanwendung gewinnen, daß historische Dramen, welche tief menschliche Seelenvorgänge in historischem Gewande darstellen, stets ihr Publikum finden werden, freilich nicht Darstellungen historischer Raufereien, bei denen die Garderobeschwerter und Trompeten nebst dem „Volke" die Hauptacteur's sind.

**Theod. v. d. Ammer.**

---

## Kleine Bücherschau.

Ich habe mich oft in lustigen, noch öfter in ernsten Stunden gefragt, warum es eigentlich noch eine deutsche Literatur gibt, da doch keine deutschen Leser mehr vorhanden sind? Endlich ist mir des Räthsels Auflösung klar geworden. Es muß noch eine Literatur geben, damit bisweilen eine Literatur*geschichte* geschrieben werden kann: für eine solche aber sind auch Leser da. In Folge dieses Umstandes ist die Literatur der Literaturgeschichte bereits bis zu einer unübersehbaren Massenhaftigkeit angewachsen, während sich die Kunde der Quellen in gleichem Verhältniß vermindert und geschmälert hat. Wie es Leute giebt, die „zu Buch" reisen, d. h. in ihrem Schlafrock den Berlepsch lesen und sich dann einreden, daß sie in der Schweiz gewesen sind, so wandern auch Viele nur per Literaturgeschichte durch das weite Gebiet unsrer künstlerischen Nationalarbeit. Ein literarisches Geschichtswerk ist nicht mehr was es sein sollte: der wohlgeordnete Katalog einer bänderreichen Bibliothek, die theils im Besitz, theils im Kopfe, theils im Herzen des Lesers als vorhanden vorauszusetzen wäre — der Katalog ist leider zum Ersatz der Bibliothek selbst geworden, und dadurch wird auch den redlichsten literarhistorischen Bestrebungen die Möglichkeit einer fruchtbaren Wirkung entzogen. *Edmund Höfer* hat neuerdings eine „*deutsche Literaturgeschichte für Frauen und Jungfrauen*" geschrieben (Verlag von C. Künn in Stuttgart), die zu den besten und gründlichsten gehört, die überhaupt je erschienen sind, denn das Urtheil des Verfassers ist reif und unbefangen, die Form, in der er es ausspricht, bei aller Knappheit bezeichnend, bei aller Abgemessenheit beredt und warm. „Die Leser und Leserinnen" — so heißt es in der Vorrede — „sollten durch das Buch in den Stand gesetzt werden ihre Neigung und Theilnahme mit Gerechtigkeit und Unparteilichkeit dem Einen noch herzlicher, dem Anderen von Neuem zuzuwenden oder dem Dritten zu entziehen." Wird aber dieser so vernünftige und beifallswerthe Zweck erreicht werden? Schwerlich, obwohl der Verfasser seinerseits Alles dazu gethan hat.

*

„*Das grüne Thor*", Ernst Wichert's neuer Roman (Verlag von Costenoble) wirkt mehr durch kecke, romantisch angehauchte Erfindung und lebhafte Führung der nicht immer wahrscheinlichen Conversation, als durch psychologische Vertiefung und herzlichen für die Personen erweckten Antheil. Man behält stets die Empfindung, mit einer fingirten Gesellschaft zu verkehren, aber man verkehrt mit ihr gern, und

gilt auch die ehrerbietige Verneigung des Dichters dem hohen Adel und üppigen Luxus, so bekommt doch der Mittelstand und das frugale Leben einen recht freundlichen Seitenblick und warmen Händedruck. Der Autor erzählt flott weg, motivirt, wo ihm das Motiviren Spaß macht, benutzt den Zufall, wo es ihm bequem ist, und stattet Camilla und den Professor mit Geld, Lena mit Gewandtheit und Bildung aus, daß die Wirklichkeit sich ein Muster an ihm nehmen sollte. Die Menschen und die Ereignisse sind wunderbar gefügig, alles geht glatt und manierlich, selbst die unentbehrlichen Widerwärtigkeiten und Hindernisse zeigen sich sorgfältig geölt. Ein braver und gescheidter Mann hat hier zum eigenen Vergnügen und zur gefälligen Unterhaltung der Leser eine Arbeit gefertigt, die vortrefflich geeignet ist für den Optimismus Propaganda zu machen.

**O. S. Seemann.**

---

## Miscellen.

Die politische Korrespondenz des Januarheftes der preußischen Jahrbücher enthält folgenden Satz: „Auch die schärfste Kritik der Lessing und Kant ließ eine Vereinbarung zwischen den wissenschaftlichen und religiösen Ideen übrig; die logisch-formalistischen oder die materialistischen Ausläufer der Hegel'schen Schule, die Schopenhauer, Hartmann oder wie die Modephilosophen modernster Zeit weiter heißen, ließen keine mehr übrig."

Es ist kaum möglich, größeren Unsinn niederzuschreiben. Was zwar die Vereinbarung von Lessing und Kant mit der Theologie betrifft, so läßt sich hiergegen nichts einwenden: für gewisse protestantenvereinliche Gemüther existiren keine Widersprüche mehr. Dankbar aber ist die Offenbarung aufzunehmen, daß Schopenhauer, den der Autor vermuthlich für einen Altersgenossen Hartmanns hält, ein Ausläufer der Hegel'schen Schule ist. Leider hat er ihn nicht gelesen, sonst hätte er uns vielleicht entschiedener gesagt, ob er nun „logisch-formalistisch" oder „materialistisch" sei. Auch ist sehr zu bedauern, daß uns nicht ein paar andere „Modephilosophen modernster Zeit" genannt worden. Der politische Korrespondent hätte uns sein Wissen nicht vorenthalten und nicht Alle nach sich beurtheilen sollen: es gibt auch heute noch Leute, die dergleichen Bücher lesen. Während wir uns noch den Kopf zerbrachen, woher der Korrespondent eigentlich seine stupende philosophische Bildung genommen, kam uns das siebenunddreißigste Heft der neuen Ausgabe des Brockhaus'schen Conversationslexikons zu Gesicht. Der in diesem enthaltene Artikel über den Buddhismus führt u. A. auf, daß diese Religion ein höchstes allgütiges und allweises Wesen, das die Welt regiere, anerkenne, welchem man durch Tugend und Gerechtigkeit Ehrerbietung bezeigen müsse; Nirvana sei die Vereinigung mit diesem höchsten Wesen. Eine solche Schilderung der Religion des Atheismus und Pessimismus kann nur aus der Feder eines Leipziger Quintaners stammen, der sich der Verlagsbuchhandlung durch sehr geringe Honoraransprüche empfahl. Da nun, wie anzunehmen, die vorletzte Ausgabe des Conversationslexikons sicherlich in demselben Geiste abgefaßt ist, so ward es uns auf einmal klar, aus welcher Quelle der Korrespondent seine religionswissenschaftlichen und philosophischen Anschauungen bezieht. Schließlich möchten wir denselben nur noch bitten, doch seiner nationalen Gesinnung auch seinen Stil etwas mehr anzupassen. Deutsch heißt es „ein Lessing und Kant", nicht „die Lessing und Kant", welcher Gallicismus zuerst in widerlicher Weise von Gervinus gepflegt ist. Oder sollte vielleicht absichtlich an dessen Stil erinnert werden, der sich allerdings vortrefflich eignet, über Dinge dazusprechen, von denen man nichts versteht?

*

Als kürzlich der Lithograph Blume in Berlin aus einer unverstandenen Lektüre der „Philosophie des Unbewußten" die Folgerung zog, daß man ein Hartmanngefälliges Werk verrichte, wenn man seine Mitmenschen durch Steinwürfe aus der Welt befördere, that ein Berliner Börsenreporter seinen Lesern den Unsinn an, in der That Herrn Dr. von Hartmann als den „intellektuellen Urheber" des Blume'schen Verbrechens zu bezeichnen und dem Philosophen außerdem noch eine Reihe von „verübten Selbstmorden" — „zernagten Gemüthern" — „zerstörten Existenzen" — und ähnlichen Calamitäten auf die Seele zu wälzen. Wir wunderten uns damals, daß man nicht auch den Thomas'schen Massenmord auf die „Philosophie des Unbewußten" zurückführte. Und siehe da! Was jener Lokalreporter versäumte, Herr Nicolaus von Gerbel in Dresden hat es nachgeholt. Er hat ein Gedicht entsendet, das den Titel führt: „Die Bremerhavener Katastrophe." — „An

die Anhänger der Philosophie des Unbewußten." — Hoffentlich wird nach diesen Vorgängen die Staatsregierung nicht länger säumen und für alle des Pessimismus verdächtige Denker das Inquisitionsgericht wieder einführen.

*

Zu den folgenden Blüthen des Unsinns sind uns unfreiwillige Beiträge von namhaften Schriftstellern gewährt worden:

1. Levin Schücking sagt in seiner Novelle: „Der Doppelgänger" (s. „Gartenlaube" S. 74) wörtlich: „Fast erbleichend antwortete sie mit hochgeröthetem Gesicht." Wir empfehlen einer Malerakademie, für Illustration dieses Satzes einen Preis auszusetzen.

2. Paul Lindau äußert in seinen „dramaturgischen Blättern" (Bd. II, S. 238): „Mit dem Unschönen und Widernatürlichen erreicht man aber nie die Höhen der schönen Natur." — Fünfhundert Thaler Demjenigen, der das bestreitet!

3. A. Mels sagt in den „Typen und Sylhouetten Wiener Schriftsteller und Journalisten (S. 4) über J. J. Kraßnigg: „Man verfährt ungerecht gegen ihn, indem man ihn so mißachtet. denn sein Cynismus hat fast einen Anstrich von Epik". — Dieser Satz scheint uns einen Anstrich von Blödsinn zu haben. Denn selbst, wenn wir uns etwa erkühnen, „Ethik" statt „Epik" zu lesen, wird der Ausspruch nicht verständlicher.

4. Die Kreuzzeitung leistet in ihrer Nummer vom 31. Januar d. J. folgenden Bericht: „Als der Eintritt (des Kaisers) in den Saal erfolgte, erhoben die Anwesenden sich ehrfurchtsvoll von den Sesseln und die Hintersten reckten sich, so weit es gehen wollte."

5. Im „Westphälischen Volksblatt" vom 5. Februar d. J. finden wir folgendes Inserat: „Drei Schachteln Göring'scher Familiensalbe haben meinen Arm geheilt, indem mich ein Esel gebissen hatte und der sehr schlimm war!"

6. Aus einem Roman: „Eros", den das „Wiener Fremdenblatt" veröffentlicht, muß folgender Satz unverloren bleiben: „Ihr Stiefelchen schien ihr ungeduldig an den Füßchen zu brennen und hatte mit seinem hohen, elegant gekrümmten Absatz ein so liebenswürdig anmaßendes Aussehen, als ob es fühlte, daß es den Rasen glücklich mache, auf den es trat."

(Fortsetzung folgt.)

*

Karl Emil Franzos hat eine Reihe seiner Skizzen und Novellen aus dem podolischen Ghetto, welche er im Laufe der beiden letzten Jahre in „Westermann's Monatsheften", „Ueber Land und Meer", dem Jahrbuch „Dioskuren", dem Feuilleton der „Neuen freien Presse" u. s. w. veröffentlicht, in einer Sammlung vereinigt, welche zu Ostern unter dem Titel: „Die Juden von Barnow" bei Eduard Hallberger in Stuttgart erscheinen wird.

*

Alfred Meißner's poetische Erzählung „König Sadal" wurde kurz nach ihrem Erscheinen in dieser Zeitschrift von Herrn Emil Soffé unter großem Beifall im kaufmännischen Verein zu Brünn vorgelesen.

---

## Epigramme.

Von Oscar Blumenthal.

#### Einem Lyriker.

Dein ganzes Wissen, Dein ganzes Können
Ist die Vollendung im weibischen Flennen.
Schon glaub' ich stets, daß ich träume,
Find' ich — zwei männliche Reime!

#### Der Weg zum Ruhm.

Zum Ruhm hat's genügt in früheren Zeiten,
Griff kunstgeübt der Dichter in die Saiten.
Doch heute kommt nur der zum Rang der Großen,
Der's nicht verschmäht, auch noch ins Horn zu stoßen!

---

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte"** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.**, 32 Hallesches Ufer zu richten.
Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.

**Für Fastnachts-Scherze.**

Im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in Erfurt erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

22]

# Thespiskarren.

## Eine Sammlung haarsträubender Original-Dramen,

ausgeführt von

**Räubern, Rittern, Schäfern, Einsiedlern, Geistern und Consorten.**

Zur Aufführung in fidelen Kreisen herausgegeben

von **Edmund Wallner.**

Band I. Preis 1 Mark 50.

Inhalt: 1. **„Der Ohrenbalsam des Eremiten,“** oder der ungehörte Vaterfluch, oder des Backenstreichens Fluch und Segen. Ein ritterliches Schauspiel in zween Aufzügen nebst einem Vorspiel mit Gesang, Tanz, Gefecht und Feuerwerk von Gustav Kopal. (7 Personen u. Chor.)

2. **„Der geschundene Raubritter“,** oder Minne und Hungerthurm, oder das lange verschwiegene und doch endlich an den Tag gekommene Geheimniss. Trauerspiel in 3 Acten von Gustav Copal. (7 Personen und Chor.)

3. **„Roderich der Furchtbare“,** oder Liebe, Spund und Cognac. Ein närrisches Possenspiel in 1 traurigem Act von Nepomuk Kavizell. (5 Personen und 1 Soufleur.)

4. **„Don Guano“,** oder: Der steinerne Gastwirth. Grosse ausserordentliche Oper ohne Gesang in 12 Acten, unter Mitwirkung des Herrn Mozart, verfasst von M. L. von Chemnitz. NB. Sollte das Stück nach dem zweiten Acte beendet sein, so fallen die übrigen weg. (5 Pers. und 1 Gensd'arm.) — **Jedes dieser Schauer-Dramen ist auch einzeln für 75 Pf. zu beziehen.**

---

Bei **L. Rosner** in Wien erschienen:

# Wiener Luft.

Kleine Kulturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau von

**Friedrich Schlögl.**

gr. 8. 23 Bogen. Eleg. adjustirt. Preis 6 Mark.

**Nach dem glänzenden Erfolge, den Friedrich Schlögl mit seinem ersten Buche „Wiener Blut“ errungen, welches in kaum zwei Jahren in drei starken Auflagen erschienen ist und von den bedeutendsten kritischen Stimmen geradezu als ein „klassisches Buch“ bezeichnet wurde, halte ich es nicht für nöthig, zur Empfehlung des Autors hier etwas beizufügen.**

# Der Haustyrann.

Roman

von

**Ferdinand Kürnberger.**

8. eleg ausgestattet 283 Seiten.

Preis 5 Mark.

Seit dem „Americamüden“ hat Kürnberger keinen Roman publicirt. Es wird dem vorliegenden Buche des geistreichen Erzählers nicht an glänzenden Beurtheilungen fehlen. [82

---

Im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in **Erfurt** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Das Haus-Theater.

## Sammlung einaktiger Lustspiele und Soloscherze

mit leichter Besetzung und einfacher Scenerie

herausgegeben von

**Edmund Wallner.**

**Preis pro Band 1 Mark 50 Pf.**

**Band VII.** Inhalt: **Farbe halten.** Conversations-Lustspiel in 1 Akt von Max Bauermeister. **Ein Frühlingstraum.** Soloscherz für eine Dame von M. Kahlen. **Die Unglücklichen.** Schwank mit Gesang nach L. Schneider von Carl Wechsel. **Der Häßliche.** Lustspiel in 1 Akt von Hermann von Glasenapp.

**Band VIII.** Inhalt: **Vater und Tochter.** Schauspiel in einem Aufzuge nach Scribe frei bearbeitet von Heinrich Grans. **Freunde.** Original-Lustspiel in 1 Akt von Max Bauermeister. **Der Bey von Tripolis.** Burleske nach der Idee eines französischen Vaudevilles von Hermann von Glasenapp. **Die weiblichen Drillinge.** Schwank mit Gesang in 1 Akt nach Holtey von Carl Wechsel. [18




**Dritte Auflage.**

**So eben erschien und erregt Sensation:**

# Sacher-Masoch: Die Ideale unserer Zeit.

Roman in 4 Bänden. Preis 12 Mark.

Wird demnächst in Paris unter dem Titel „Le veau d'or" ausgegeben.

**Vorräthig in jedem Lesezirkel, jeder Buchhandlung und Leihbibliothek.**

---

Ueber den Roman selbst schreibt **Ludwig Storch**, der Nestor der lebenden deutschen Romanschriftsteller, an **O. v. Corvin** folgendermaßen:

„Lieber Freund!

Ich bin plötzlich wie vor den Kopf geschlagen. Ich sitze wie an den Stuhl geleimt, brennend auf das Buch Sacher-Masochs. **Nie hat mich ein Roman so angeregt, ergriffen, bezaubert. Das ist die merkwürdigste poetisch-literarische Schöpfung unserer Zeit.** — Plötzlich, 3 Uhr Nachmittags, fehlt der ganze 9. Bogen des 3. Buches von Seite 128—145. Ich suche wie toll im ganzen Buche — vergebens! Der Bogen fehlt. Ich denke, ich werde außer mir vor Aerger!

So bitte ich Sie denn: lassen Sie so schnell als möglich den Bogen vom Verleger (B. F. Haller in Bern) kommen (9. Bogen des 3. Buches von Sacher-Masoch, die Ideale unserer Zeit.) Wenn ich das Ganze gelesen habe, schreibe ich Ihnen mein ausführliches Urtheil. Vorderhand nur: **es ist meiner Ueberzeugung nach ein Meisterwerk, wie seit Goethe's Werther keines erschienen ist.**

Kreuzwertheim a. M., den 28. November 1875.

Ihr **Ludwig Storch.**"

---

## Pränumerations-Einladung

auf das

illustrirte Familienjournal

(19. Jahrgang)

# Der Hausfreund.

## Auflage 90.000.

**General-Debit für Berlin.**

*Hausfreund-Expedition (Stuhr'sche Buchhandlung, Unter den Linden 67.)*

Mitarbeiter des **„Hausfreund"** sind: **C. Arminius, Dr. Avé-Lallemant, Dr. Julius Bahnsen, G. Emil Barthel, Dr. Bernstein, C. Biller, Robert Byr, Wilhelm Cappilleri, August Corrodi, Carl Detlef, Wanda v. Dunajew, Ernst Eckstein, Otto Henne-Am-Rhyn, C. Müller-Fürstenwalde, Carl Neumann-Strela, Alexander Olinda, Ed. Pelz, Gustav Rasch, Ritter v. Sacher-Masoch, Albert Träger, E. Mario Vacano, Herma Cziglér v. Vecse, F. v. Wickede** u. A.

Die ersten Hefte enthalten, ausser zahlreichen Aufsätzen belehrenden Inhaltes, folgende Erzählungen: **Das schwarze Cabinet.** Roman von Sacher-Masoch, (Fortsetzung von: „Das Vermächtniss Cain's.") — **Prinzessin Tarrankanoff.** Novelle von Alexander Olinda. — **Die Kronenbraut.** Dorfgeschichte von Erwin Schlieben. — **Ein frommer Bandit.** Novelle von Wanda von Dunajew. — **Wildfranz.** Erzählung von Rudolf Scipio. — **Nach dem Lorbeer.** Skizze von Max Vogler. — **Der Sohn des Aelteren.** Roman von H. Hirschfeld. — **Im Waldhof.** Eine stille Geschichte von Ed. Aug. Schröder. — **Das Thal der Thränen.** Novelle von E. Mario Vacano. — **Ein glücklicher Pechvogel.** Novellette von F. Schiffkorn. — **Vom Rauchen.** Gymnasialplauderei von Ernst Eckstein etc.

Der **„Hausfreund"** erscheint in 18 dreiwöchentlichen Heften à 50 Pf., oder wöchentlich in Nummern von 2 Bogen zum Preise von 1 Mark 60 Pf. pro Quartal.

Leipzig.

Die Verlagshandlung:
**Joh. Wilh. Krüger.**

13]

# Aus der Dauphinée.

Novelle

von **Ludwig Habicht.**

---

„Aber warum singst Du niemals eines Deiner deutschen Lieder, Clotilde, über die ich damals ganz entzückt war, als ich sie zum ersten Mal hörte, obwohl ich kein Wort davon verstand.“ Mit dieser Frage wandte sich ein junges, kaum siebzehnjähriges Mädchen, das eben in den Salon getreten war, mit der ganzen Lebhaftigkeit und liebenswürdigen Anmuth der Südfranzösin lächelnd an die etwas ältere Gefährtin, die am Flügel saß und träumerisch nur leise die Finger über die Tasten gleiten ließ. Bei der unerwarteten Anrede blickte die Klavierspielerin erschrocken auf. Ueber ihr ernstes, fast schwermüthiges Antlitz zuckte ein heftiger Unwille, dennoch suchte sie sich zu beherrschen und sie entgegnete nur in einem gedämpften Tone, dem man freilich die innere Erregung anmerkte: „Hortense! Wie kannst Du mir so wehe thun? Weißt Du nicht, wie schmerzlich es mir ist, nur an die unselige Vergangenheit erinnert zu werden, die ich ohnehin nicht vergessen kann.“

„Verzeihe mir, theure Clotilde!“ und die Kleine eilte sogleich auf ihre Cousine zu, schloß sie stürmisch in ihre Arme und sah bittend, zerknirscht wie eine Schuldige zu ihr auf. „Ich vergesse immer, daß Du gar nicht vergessen kannst!“

„Wie sollte ich auch? Bin ich nicht dadurch heimatlos geworden, und ist nicht meinem armen Vater das Herz darüber gebrochen!“ Die sonst so ruhigen blauen Augen des jungen Mädchens funkelten und um ihre blühenden Lippen zuckte es seltsam.

„Nein, Clotilde, das mußt Du nicht sagen“, eiferte sogleich Hortense. „Hast Du hier nicht eine Heimat gefunden? und Papa meint, der Onkel könnte jetzt noch leben, wenn er sich mehr geschont und dann seine Krankheit besser beachtet hätte.“

Clotilde schüttelte traurig das schöne Haupt und in jenem überlegenen Tone, den eine etwas ältere gegen ihre jüngere Verwandte gern annimmt, sagte sie: „Nein, nein Kind, das weiß ich besser. Dein guter Papa, mein lieber Oheim, bemüht sich freilich, mir die Sache im andern Lichte zu zeigen, um mich von meiner Schwermuth zu heilen; aber ich werde die unglückliche Vergangenheit nicht los, alles erinnert mich daran!“

„Du solltest die Sache doch nicht so tragisch nehmen“, sagte Hortense und richtete sich in ihrer beweglichen Art schon wieder in die Höhe. „Papa meint auch, Frankreich bliebe noch immer durch seinen Geist, durch seinen Reichthum das erste Land der Welt.“ Die dunklen Augen der Kleinen blitzten; trotz ihrer Jugend und Sorglosigkeit konnte sie die Französin nicht verleugnen, die ihr Vaterland liebte und stolz darauf war.

„Ihr habt unter dem unseligen Kriege nicht so furchtbar gelitten, wie wir im Elsaß, und das Glück gehabt, die deutschen Barbaren niemals in der Nähe kennen zu lernen.“

„Du gehst zu weit, Clotilde! Alle Deutschen sind gewiß nicht so schlimm“, entgegnete ihre Cousine lebhaft; „Hättest Du meinen Lebensretter gesehen, Du würdest ihn gewiß nicht unter die Barbaren zählen. Nein, gewiß nicht“, setzte Hortense mit großer Entschiedenheit hinzu. „Papa war auch ganz entzückt von ihm und der ist doch in Beurtheilung junger Männer sehr schwierig.“ Sie lachte und zeigte dabei ihre kleinen, wohlgepflegten Zähne. Clotilde machte eine Handbewegung, als wolle sie sagen: „sobald Ihr guten Menschen auf den Lebensretter zu sprechen kommt, seid Ihr wie verblendet“, und um der Unterhaltung, die dann niemals erquicklich wurde, ein Ende zu machen, vertiefte sie sich von Neuem in ihr Spiel und jetzt wußte sie dem Instrument die vollsten Akkorde abzulocken. Es war die Ouvertüre zu Gounod's „Margarethe“ und die für Musik schwärmende und dafür auch sehr befähigte Hortense hörte augenblicklich aufmerksam zu, denn bald darauf sang Clotilde mit ihrer klangvollen Stimme die herrliche Ballade vom König von Thule, ohne daran zu denken, daß es das Lied eines deutschen Dichters war, das der Componist in Musik gesetzt.

Clotilde Erman war die einzige Tochter eines Gutsbesitzers aus dem Elsaß. Bald nach dem Friedensschlusse hatte ihr Vater, um nicht unter deutscher Herrschaft leben zu müssen, mit seiner Tochter die Heimat völlig aufgegeben und war zu seinem in der Dauphinée ansässigen Schwager gezogen.

Michel Mercot, der Oheim Clotildens, hatte sich durch Fleiß und Klugheit zum reichsten Fabrikanten Grenoble's aufgeschwungen. Vor einigen Jahren hatte der zum Millionär gewordene Mann das noch immer äußerst einträgliche Fabrikgeschäft seinen beiden Söhnen überlassen und sich in einem jener herrlichen, romantischen Thäler angesiedelt, an denen die Dauphinée so reich ist, daß sie noch immer ein großer Anziehungspunkt für Maler und Touristen bleibt. Es gibt wenige Provinzen in Frankreich, wo die Gastfreundschaft noch so allgemein und anmuthig ausgeübt wird, als in der Dauphinée; selbst die Fluth der Reisenden, die sie alljährlich durchströmen, haben darin nicht viel zu ändern vermocht. In den Thälern wie auf den Bergen, in den Hütten wie in den Schlössern wird der Gast mit gleicher Herzlichkeit empfangen und es hätte nicht einmal der so nahen Verwandtschaft bedurft, um Herrn Erman und seiner Tochter in dem prächtigen Schlosse des ehemaligen Fabrikbesitzers die herzlichste Aufnahme zu sichern. Wurde doch durch die theuren Gäste das Stillleben in Sassenage angenehm unterbrochen.

Der aus seiner Heimat Vertriebene hatte sich wohl schwerlich das Unglück seines Vaterlandes so zu Herzen genommen, als sich seine Tochter jetzt einbildete: wenigstens hatte er äußerlich von diesem Schmerz nicht viel gezeigt. Er war mit seinem Schwager eifrig auf die Jagd gegangen, hatte leidenschaftlich dem Fischfang obgelegen, sich bei dieser Gelegenheit gründlich erkältet und, wie Michel Mercot behauptete, seine Krankheit viel zu leicht genommen. Ein plötzlicher Rückfall führte das rasche Ende des sonst so rüstigen, lebenslustigen Mannes herbei.

Seitdem war über Clotilde eine noch größere Schwermuth gebreitet, als sie zu ihren Verwandten mitgebracht hatte; obwohl auch bei ihr zuweilen die Jugend ihr Recht forderte und sie in dem heitern, glücklichen Kreise, der sie umgab, die Bleigewichte vergaß, die auf ihrer Seele ruhten. Herr Mercot besaß all jene Eigenschaften, durch

die sich die echten Söhne der Dauphinée auszeichnen. Er war stets gut gelaunt, sprach gern und nicht ohne Geist und der feine Spott, der all seinen Landsleuten eigen ist, wurde bei ihm durch eine außerordentliche Gutmüthigkeit gemildert. Hortense war ganz das Ebenbild ihres Vaters, leicht erregt, geistig beweglich und trotz ihrer Jugend schon mit dem Talent begabt, über alles brillant zu plaudern, und nicht ohne Bewußtsein dieses ihres Talentes.

Die Gattin des Herrn Mercot war, wie dies den Frauen aller Stände in der Dauphinée nachgerühmt wird, eine ausgezeichnete Hausfrau; sie sorgte mit bewunderungswürdigem Geschick für die Annehmlichkeiten des alltäglichen Lebens, was sie durchaus nicht abhielt, in den Stunden gemeinschaftlichen Zusammenseins durch eine fast jugendliche Heiterkeit, die sie in ihr jetziges Alter hinübergerettet, die ohnehin fröhliche Gesellschaft noch mehr zu beleben. Die kleine, etwas zur Wohlbeleibtheit neigende Frau, mochte den ganzen Tag in Haus und Küche herumgewirthschaftet, manchen Aerger gehabt haben, sie brachte doch zu Tische das freundlichste Lächeln und die angenehmste Laune mit.

Unter diesen glücklichen, liebenswürdigen Menschen wären auch selbst der schwergedrücktesten Brust ein wenig die Flügel gelüftet worden und dann der behagliche Aufenthalt in einer Gegend, über die mit verschwenderischer Hand so viel landschaftliche Schönheiten ausgestreut! Wenn Clotilde immer wieder in ihre alte Schwermuth zurückfiel, so lag es an ihrem ernsten Charakter, der nichts leicht zu nehmen vermochte. Sie war mit ganzer Seele Französin und hatte das Unglück, das ihr Vaterland getroffen, wohl noch schwerer empfunden, als ihr Vater. Dazu kam noch, daß der Bruder desselben für Deutschland optirt hatte und ruhig im Elsaß geblieben war. Ja, ein Sohn des Oheims diente bereits beim Militair und schrieb beständig die selbstzufriedensten Briefe an seine Cousine, obwohl er von ihr keine Antwort erhielt. Gerade dieser Vetter war ihr von Kindheit an ein lieber treuer Spielgefährte und Kamerad gewesen; sie hatte seinen tüchtigen Charakter stets geschätzt, und jetzt beugte er sich so leicht unter das harte Joch und wie Clotilde meinte, nur des schnöden Vortheils halber. Dem feurigen Herzen des jungen Mädchens that es wehe, wenn sie an die Abtrünnigkeit ihrer Verwandten dachte. Hatte doch der Oheim vorher in wilder Leidenschaft tausendmal erklärt, daß er nimmermehr preußisch werden wolle, und dann war er doch geblieben. —

Ganz in ihr Spiel und ihren Gesang vertieft, hatte sie nicht gehört, daß der Oheim leise in den Salon getreten war. Er blieb an der Thür stehen und machte seiner Tochter ein Zeichen, daß sie seine Anwesenheit nicht verrathen solle und lauschte nun ebenso andächtig dem Gesange seiner Nichte, wie Hortense. Herr Mercot war ein schlanker, mittelgroßer Mann, das volle, blühende Gesicht zeigte ebenso viel Gutmüthigkeit wie Intelligenz und die dunklen, leicht aufflammenden Augen verriethen einen beweglichen Geist.

Als Clotilde beendigt, klatschte er sogleich in die Hände, die zu seinem Leidwesen nicht aristokratisch geformt waren, sondern durch ihre Breite und die kurzen dicken Finger daran erinnerten, daß Herr Mercot aus einer Familie stammte, in der ein schweres und mühseliges Tagewerk fast Jahrhunderte lang erblich gewesen. So weit nur die Familienerinnerungen hinaufreichten, hatten alle Mercot's das ehrsame Schmiedehandwerk getrieben und erst dem Vater von Hortense war es gelungen, sich vom armen Handwerker zu einem der reichsten Fabrikanten aufzuschwingen.

„Ah, vortrefflich, Clotilde!“ begann der Oheim mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit. „‚Und trank keinen Tropfen mehr!‘ Das konnte dem alten König freilich nicht schwer fallen, da er schon im Sterben lag“, und der Oheim stimmte sein helles glückliches Lachen an, bei dem man stets vergaß, daß er bereits sechzig Jahr erreicht hatte. „Und nicht wahr, Kinder, diese Musik ist kostbar“, fuhr er, ohne eine Antwort abzuwarten, fort. „Wir haben unstreitig an Gounod unseren hervorragendsten Componisten, auf den wir stolz sein können.“

„Weißt Du noch, Papa, wie der deutsche Musiker, den wir im vorigen Jahre in der Schweiz trafen, fortwährend behauptete, daß ihr großer Meister Wagnèr alle Componisten der Welt überrage und unser Gounod auch nur bei den Deutschen in die Schule gegangen sei. Was sagst Du zu solcher Kühnheit?“ wandte sie sich lächelnd zu ihrer Cousine und noch eh' diese etwas darauf erwidern konnte, rief Herr Mercot: „Ah, da hätte ich bald vergessen, Euch eine wichtige Neuigkeit mitzutheilen. Herr von Guerinbèr wird endlich sein gegebenes Versprechen einlösen und uns besuchen. Ich habe soeben einen Brief von ihm erhalten.“

„Das ist prächtig! Wie freue ich mich, meinen Lebensretter wieder zu sehen!“ Hortense schlug wie ein Kind vor Vergnügen die Hände zusammen.

Clotilde dagegen war Anfangs bei dieser Nachricht sprachlos vor Bestürzung. Wohl hatte der Oheim davon geplaudert, daß er den deutschen Herrn, der bei ihrer Alpenwanderung durch sein rasches und kühnes Dazwischentreten Hortense vor einem Sturz in den Abgrund gerettet, zu einem Besuche mehrmals eingeladen habe, aber die Nichte hatte niemals geglaubt, daß dieser Mensch eine solche Einladung annehmen werde. O, wie haßte sie ihn schon jetzt, von dem der Oheim sowohl, wie Hortense, mit solcher Begeisterung sprachen!

„Sobald dieser Deutsche kommt, geh' ich fort“, sagte sie mit gepreßter Stimme; aber doch mit einer Entschiedenheit, die es keinen Augenblick zweifelhaft ließ, daß es ihr mit ihrem Entschlusse bitterer Ernst sei.

„Das wirst Du doch nicht thun?“ riefen Vater und Tochter erschrocken, fast gemeinschaftlich und der Erstere setzte mit großer Beredsamkeit hinzu: „Sei vernünftig, Clotilde! Wir sind wirklich dem Herrn von Guerinbèr zu großem Dank verpflichtet, und als das Pferd Hortensens scheute und sie im nächsten Augenblick in den Abgrund stürzen konnte, da hat der wackere Mann auch nicht nach unserer Nationalität erst gefragt, sondern mit Gefahr seines eigenen Lebens das meiner Tochter gerettet. Wie hätte ich ein Recht dazu, mich jetzt von der Pflicht der Dankbarkeit zu entbinden, weil es gerade ein Deutscher war, der uns diesen unvergeßlichen Dienst geleistet hat? Herr von Guerinbèr sprach schon damals davon, daß er eine Reise in das südliche Frankreich unternehmen wolle, aber noch fürchte, einem zu großen Vorurtheil zu begegnen. Ich redete es ihm aus und bürgte für den gesunden Sinn meiner Landsleute, die dem friedlichen Reisenden keinen Nationalhaß nachtragen; ich bin glücklich, daß ich ihm mein Haus als freundliches Asyl bieten kann und Du wirst mir nicht den Kummer bereiten und durch Deinen Deutschenhaß Alles verderben.“

„Das beabsichtige ich durchaus nicht; ich will ihm nur das Feld räumen, denn ich kann mit diesem Menschen unmöglich unter einem Dache wohnen.“

„Hast Du ihn denn schon gesehen, daß Du eine solche Abneigung gegen ihn hast?“ fragte der Oheim verwundert.

Clotilde schüttelte den Kopf: „Es genügt mir, daß er ein Deutscher ist!

„Närrisches Kind!“ rief der Oheim lachend: „Lerne ihn erst persönlich kennen, dann ist mir gar nicht bange, daß Dein Vorurtheil schwinden wird.“

„Nie!“ entgegnete sie mit großer Entschiedenheit. Ich will ihn gar nicht erst kennen lernen, nur fort, fort!“ Sie sprang in ungewöhnlich leidenschaftlicher Erregung auf, als sei der gefürchtete Deutsche schon vor der Thür und sie müsse ihm auf der Stelle entfliehen.

„Du willst also zu Onkel Erman nach dem Elsaß zurück?“ fragte Herr Mercot und ein überlegenes Lächeln spielte um seine Lippen.

Die Frage des Oheims brachte Clotilde zur Besinnung, denn es erinnerte sie, wie es ihr in diesem Augenblicke schien, freilich mit grausamer Schärfe daran, daß sie hier die einzige Zufluchtsstätte hatte, die sie nicht aufgeben konnte, und von dem bittern Gefühl ihrer Verlassenheit überwältigt, brach sie in Thränen aus.

Hortense konnte gar nicht diese schmerzliche Erregung ihrer Cousine begreifen; aber Herr Mercot ahnte sogleich die Quelle ihrer Thränen und er sagte beschwichtigend: „Liebe Clotilde, ich habe sonst immer Deinen klaren Verstand, das ruhige Gleichmaß Deines Temperamentes bewundert; aber jetzt kenne ich Dich nicht wieder,“ und mit der ganzen Beredsamkeit, die ihm eigen war, suchte er noch einmal das Vorurtheil auszurotten, in dem seine Nichte befangen war.

Wenn der Oheim sein bewundernswürdiges Rednertalent entfaltete, dann war ihm nicht leicht zu widerstehen; auch Clotilde mußte die vielen Gründe, die er anführte, einsehen und sich selber sagen, daß sie nicht thöricht die neue Heimat auf das Spiel setzen durfte, die ihr hier geworden war. Herr und Frau Mercot behandelten sie mit der gleichen Zärtlichkeit wie ihre Tochter und sie lebte in so angenehmen, behaglichen Verhältnissen, wie selbst das Vaterhaus sie ihr nicht zu bieten vermocht hatte.

Clotilde sah keinen Ausweg und nach einigem Schwanken sagte sie nur: „Dann gestatte mir wenigstens, daß ich mich während der Besuchszeit des Fremden so viel wie möglich zurückziehen darf.“

„Gern, wenn Du alles Auffällige vermeidest und nie vergißt, daß Herr von Guerinbèr unser lieber, uns hoch willkommener Gast ist,“ — war die Antwort des Oheims und damit der Friede vorläufig hergestellt.

Nach einigen Tagen traf wirklich Herr von Grünberg in Sassenage ein und die Herzlichkeit und Wärme, mit der er von seinen liebenswürdigen Wirthen empfangen wurde, bewies am besten, daß ihre Einladung sehr ernst gemeint sei und sie noch immer die innigste Dankbarkeit für den ihnen geleisteten wichtigen Dienst empfanden.

Herr Mercot sowohl, wie seine Gattin, erschöpften sich in Aufmerksamkeiten, um ihrem theuren Gaste das Leben so angenehm wie möglich zu machen und die kleine Hortense zeigte ihrem Lebensretter die zutrauliche Freundlichkeit einer Schwester.

Nur Clotilde hatte gegen den verhaßten Deutschen kaum die nöthige Höflichkeit aufzubringen vermocht; sie verbarg freilich ihre tiefe Abneigung hinter vornehmer Kälte und zog sich stets unter irgend einem schicklichen Vorwande so viel wie möglich zurück.

Herr von Grünberg schien, zur großen Herzenserleichterung des Herrn Mercot, die kühle Zurückhaltung der jungen Dame nicht zu bemerken; er fühlte sich schon nach wenigen Tagen bei seinen liebenswürdigen Wirthen völlig heimisch. Mit Herrn Mercot ritt er

aus, oder ging mit ihm auf den Fischfang; für die ausgezeichnete Küche von Frau Mercot hatte er die aufrichtigste Bewunderung und damit allein schon würde er sich die Zuneigung der gutmüthigen Frau erworben haben, und Hortense begleitete er auf dem Flügel, lachte und scherzte mit der Kleinen and Alle zusammen machten kleine Ausflüge in die Umgegend, von denen sie stets in glücklichster Stimmung und bester Laune zurückkehrten. Clotilde erfand dann immer irgend einen Vorwand, um sich bei solchen Gelegenheiten zurückzuziehen.

Die Söhne aus Grenoble fanden sich ebenfalls auf einen Tag ein, um den werthen Gast ihres Vaters zu begrüßen, zuweilen wurden auch gute Freunde aus der Nachbarschaft eingeladen und Alle mußten bekennen, daß der junge Deutsche ganz angenehm war. Er hatte gar nichts von jener Schwerfälligkeit, jenem Eigensinn, den die Franzosen stets bei ihren Nachbarn jenseits des Rheins voraussetzen. Herr von Grünberg war so heiter, so lebenslustig, wie diese glücklichen Südfranzosen selbst; er konnte in das Lachen seines Wirthes so hell und frisch einstimmen, daß dieses Lachduett stets alle Andern ebenfalls zu stürmischer Heiterkeit unwiderstehlich mit fortriß.

Auch die Persönlichkeit des Gastes stimmte nicht mit der Vorstellung, die sich Franzosen gewöhnlich von Deutschen gebildet haben. Er hatte weder das blonde lange Haar und die breiten Schultern, noch das Pflegma und all' jene Eigenschaften, die ihnen für germanisches Wesen geläufig sind. Herr von Grünberg war ein schlanker, wenn auch kräftig gebauter Mann, die gebräunte Gesichtsfarbe, das kastanienbraune Haar und die dunkel blitzenden Augen gaben seiner Erscheinung weit eher ein südliches Gepräge, und dazu kam die Raschheit und Lebhaftigkeit in all seinen Bewegungen, die Frische und Heiterkeit seines Geistes. Wenn ihm nicht seine Aussprache noch immer als Ausländer verrathen hätte, würden ihn Alle für einen Landsmann genommen haben.

Deshalb gewann der Fremde auch Alle, mit denen er in Berührung kam, wie ein Sturm. Die ohnehin leicht erregbaren Südfranzosen waren von dem liebenswürdigen Fremden bezaubert und selbst die wüthendsten Deutschenhasser vergaßen dem harmlosen, hübschen jungen Manne gegenüber ihre nationalen Vorurtheile. Herr Mercot behandelte den lieben Gast wie seinen Sohn und ließ nicht undeutlich hindurchblicken, daß er selbst dann nicht den grausamen Vater spielen würde, wenn sich Herr von Grünberg einmal um die Hand seiner Tochter bei ihm bewerben wolle.

Ob Hortense schon jetzt etwas für ihren Lebensretter empfand? — Ihr junges Herz nahm sich noch nicht die Zeit, über ihre Gefühle klar zu werden; sie überließ sich ohne Rückhalt der Annehmlichkeit, die in dem täglichen traulichen Verkehr mit dem jungen Manne lag, der sie so hübsch zu unterhalten wußte und dabei weiter keine Ansprüche machte. In seiner Gegenwart brauchte sie nicht geistreicher zu sein, als sie wirklich war, sich nicht die Mühe zu geben, über Dinge zu sprechen, die sie doch nicht verstand. Der Gast war ihr sehr bequem und sie konnte stets mit ihm wie mit einem guten Freunde harmlos plaudern.

Während Alle sich von der liebenswürdigen Heiterkeit des jungen Deutschen angezogen fühlten, beharrte Clotilde allein in ihrer Zurückhaltung. Der Gast blieb dabei, die auffällige Kälte der jungen Dame nicht weiter zu beachten; er fragte mit keinem Wort nach ihr, wenn sie sich an den kleinen Ausflügen nicht betheiligte und er zeigte nicht das mindeste Befremden, daß sie an einem so hartnäckigen Kopfschmerz litt und sich nach jeder Mahlzeit regelmäßig zurückziehen mußte.

Trotzdem war dem gutmüthigen Herrn Mercot diese Hartnäckigkeit seiner Nichte peinlich, er konnte es nicht unterlassen, ihr zuweilen unter vier Augen hierüber Vorwürfe zu machen und zu gleicher Zeit die Feinheit seines Gastes hervorzuheben, der sich den Anschein gäbe, als bemerke er ihre Unart nicht und niemals dies auffällige Verschwinden belächle, oder verspotte, wozu er doch allen Grund habe. —

„Wenn es den deutschen Herrn nicht weiter unangenehm berührt, dann braucht es Dir auch nicht peinlich zu sein und Du kannst mir meine friedliche Einsamkeit auch ferner gönnen", sagte Clotilde zwar mit größter Ruhe; aber sie hätte kein junges, schönes Mädchen sein müssen, wenn ihr diese Gleichgültigkeit des Gastes nicht zugleich empfindlich gewesen wäre. Ihre Schönheit, ihr Geist hatte noch überall Bewunderung erregt und besonders diese lebhaften Südfranzosen brachten ihr von allen Seiten die schwärmerischesten Huldigungen dar. Wenn sie einmal, aus irgend einer Laune, ihnen ihre Gesellschaft entzog, dann hinterbrachte ihr Hortense stets, wie sehr und schmerzlich man sie in der Gesellschaft vermißt habe, und dieser deutsche Barbar fand ihre geflissentliche und kühle Zurückhaltung nicht einmal auffällig! — Oft durchzuckte sie der Gedanke, den verhaßten Menschen doch aufzurütteln, ihn durch alle Künste der Coquetterie an sich zu fesseln, um ihn dann, wenn er an sie sein Herz verloren, verächtlich von sich zu stoßen. — War das nicht die köstlichste Rache, die sie an dem Feinde nehmen konnte?! . . .

Eines Tages, als nach einem trefflichen Mahle, in dessen Zubereitung sich Frau Mercot beständig zu übertreffen schien und bei dem der herrliche Wein von L'Ermitage im Côte Saint-André die heitere Stimmnng der kleinen Gesellschaft noch erhöht hatte und Herr Mercot bereits zu planen begann, wohin sich heut der Ausflug richten sollte, fragte Herr von Grünberg nach der Grotte der Melusine. „So viel ich weiß, ist sie in Ihrer schönen, an Wundern reichen Dauphinée und in der Nähe Grenobles."

„Noch näher", rief Hortense lächelnd. „Wir haben sie ja ganz in der Nachbarschaft von unserm Sassenage."

„Und dahin haben Sie mich noch nicht geführt?" entgegnete Grünberg mit scherzendem Vorwurf.

„In die Grotte einer Zauberin?! Durften wir dies wagen?" antwortete Hortense, auf den scherzenden Ton eingehend, aber Herr Mercot setzte sogleich hinzu, um seine moderne Aufklärung zu zeigen: „Nichts als Sage und Schwindel. Ich habe Allen verboten, Ihnen erst davon zu plaudern; in unserm Jahrhundert dürfen wir uns doch nicht mehr dadurch lächerlich machen, daß wir solchen Dingen noch irgend einen Werth beilegen. Und dann, — Grotte der Melusine! — Der Name ist das Beste daran, ich versichere Sie, die Geschichte ist ganz unbedeutend und lohnt nicht den beschwerlichen Weg dahin. Die Grotte de la Balme ist weit großartiger, die müssen wir einmal aufsuchen; aber heut schlage ich das Kloster Chartreuse vor, das wir schon längst besuchen wollten und das ja eine Weltberühmtheit ist, die sie sehen müssen."

„Ich merke es aber unserm theuern Gaste an, daß er heut die Zaubergrotte vorziehen wird", sagte Frau Mercot, deren kluge scharfe Augen in dem Antlitz Grünbergs wirklich richtig gelesen hatten.

„Dann brechen wir dahin auf", rief ihr Gatte sogleich, der augenblicklich mit gewohnter Liebenswürdigkeit seine eigenen Wünsche denen des Gastes unterordnete.

Herr von Grünberg wußte recht gut, daß sein Wirth viel zu höflich und aufmerksam war, um nur einen Verzicht seinerseits anzunehmen; er bekannte deshalb offen, daß

Frau Mercot seine Gedanken trefflich errathen habe und die kleine Frau fühlte sich durch diese Anerkennung ihres Scharfblickes hinreichend belohnt.

„Also zur Grotte der Melusine!“ sagte ihr Gatte mit einem sarkastischen Lächeln. „Bist Du auch von der Partie?“ wandte er sich zu seiner Nichte. Obwol er ihrer verneinenden Antwort gewiß war, hielt er es doch, seines Gastes halber, für seine Pflicht, wenigstens diese vergebliche Frage an sie zu richten. Wie erstaunte der treffliche Mann, als Clotilde ruhig erwiederte: „Bei diesem herrlichen Wetter hat Deine Einladung wirklich etwas Verlockendes.“

„Da siehst Du, Papa, wie der Melusinenzauber noch immer wirkt!“ scherzte Hortense, die über den unerwarteten Entschluß ihrer Cousine ebenfalls nicht wenig erstaunte. Dennoch waren diese liebenswürdigen, guten Menschen, trotz ihrer leichten Erregbarkeit zu feinfühlig und artig, um ihre Verwunderung durch irgend ein äußeres Zeichen an den Tag zu legen.

Frau Mercot betheiligte sich selten an solchen Ausflügen; auch heute hatte sie keine Zeit und so mußten die vier ihre Wanderung ohne sie antreten. Grünberg gab Hortense den Arm und heiter plaudernd schritten die Beiden voran, während ihnen Herr Mercot mit seiner Nichte folgte, die sich so schweigend verhielt, daß auch der Oheim bald den Versuch aufgab, das seltsame Mädchen heut zum Sprechen zu bringen. Um so lebhafter führte das erste Paar die Unterhaltung.

Die Sonne sandte ihre heißesten Strahlen herab, aber bald nahm sie ein schattiger Waldpfad auf und nun wurde das Wandern in diesem romantischen Thale zum herrlichsten Genuß. Von allen Seiten waren sie von hohen Bergen eingeschlossen und zu ihrer Linken rauschte und schäumte in schauerlicher Wildheit ein kleiner Fluß, der in dem engen Thale kaum dem Pfade den nöthigen Raum gönnte, der sich beständig dicht an seinen Ufern halten mußte. Von Zeit zu Zeit boten sich den Blicken kleine Wasserfälle dar, wenn der Fluß über Felsen hinweg seinen wilden Sturmlauf nahm und hoch aufschäumend in die Tiefe stürzte. Dann sprühte ein feiner Regen bis zu ihnen herüber.

„Nicht wahr, unser Drac ist ein toller Gesell?“ fragte Hortense, als sie wieder bewundernd vor einem dieser kleinen Wasserfälle einige Augenblicke stehen geblieben waren.

„Wissen Sie auch, daß Ihr heimathlicher Fluß einen deutschen Namen trägt?“ fragte Grünberg zurück.

„Nicht möglich!“ rief Hortense ganz verwundert. „Sie scherzen, Herr von Guerinbèr.“

„Durchaus nicht. Le Drac ist nichts weiter, als unser deutsches Wort: „Der Drache“, und er erklärte ihr die Bedeutung dieses Wortes.

„Aber wie kommt der Drach in unsere Sprache?“

„Weil vor einem Jahrtausend die Burgunder, später die Franken hier gehaust“, bemerkte ihr Begleiter, den das Erstaunen des jungen Mädchens nicht wenig belustigte und der unwillkürlich dadurch angestachelt wurde, es noch zu steigern. „Mit dem neuen burgundischen Reiche von Arles ging es zugleich in den Besitz des deutschen Kaisers über und ist bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Verbindung mit Deutschland geblieben.“

„Papa, wir sind ursprünglich auch Deutsche!“ wandte sich Hortense lebhaft zu ihrem Vater: „Herr von Guerinbèr hat mir dies eben erklärt. Ist es nicht schrecklich?!“ und sie brach in ihr glückliches Lachen aus, ohne sogleich daran zu denken, daß die letzte Bemerkung für ihren Gast eine Beleidigung sein mußte.

Da sich seine Nichte so schweigsam verhielt, hatte Herr Mercot die Auseinandersetzung des Deutschen schon gehört und wenn sie auch sein Nationalgefühl ein wenig verletzte, war er doch zu höflich und fühlte sich Grünberg viel zu sehr verpflichtet, als daß er seine Empfindlichkeit verrathen gesollt. Er suchte deshalb sogleich die Sache in einen Scherz zu ziehen. „Das ist nicht schlimm, Hortense! Sollten wir im grauen Alterthum wirklich einmal ein bischen deutsch gewesen sein, haben wir es doch gründlich vergessen. Und nicht wahr, Herr von Guerinbèr, Sie nehmen uns das nicht übel?"

„Durchaus nicht," erwiderte der junge Mann lachend, der gern in diesen Scherz einging.

„Vielleicht leiten die Deutschen dann auch einmal das Recht her, diese schönen Länder ebenfalls von Frankreich loszureißen. Sie sind ja stark in der alten Geschichte und können damit schließlich jeden Raub entschuldigen," sagte Clotilde laut und scharf. Während sie sich den Anschein gab, als ob sie diese Worte nur an den Oheim gerichtet, streiften ihre Augen mit einem Blicke des Hasses über den Deutschen.

Hortense hatte sich bei ihrer Frage nach ihrem Vater zurückgewandt und so standen sich die beiden Paare nur wenige Schritte gegenüber. Vielleicht zum ersten Male begegneten sich Grünberg und Clotilde Auge in Auge. Sie hatte es bisher stets vermieden, den verhaßten Menschen nur anzusehen. Welch' ein Blick traf das junge Mädchen jetzt aus seinen ruhigen, freundlichen Sternen! Ein leiser Vorwurf, daß sie ihm wehe gethan und dennoch ein Strahl aufrichtiger Bewunderung über ihre Schönheit, die selbst in ihrer zornigen Aufregung noch immer solchen Zauber hatte.

Clotildens Antlitz wurde noch dunkler über die empörende Frechheit des Deutschen, um ihre blühenden Lippen zuckte ein verächtliches Lächeln und ihre Blicke streiften so ruhig über ihn hinweg und blieben auf der grünen Bergwand haften, als sei der unverschämte Mensch für sie nicht mehr vorhanden.

Herr von Grünberg schien in einer zu großen Aufregung zu sein, um antworten zu können; aber der gutmüthige Mercot machte der peinlichen Geschichte sogleich ein Ende, indem er rief: „Warum wollen wir uns wenige Schritte vor dem Ziel noch länger aufhalten? Vorwärts, meine Herrschaften, dann erreichen wir in zwei Minuten die Grotte."

Wie vorsichtig waren Gast und Wirth allen politischen Gesprächen aus dem Wege gegangen und der Erstere bereute jetzt seine Unvorsichtigkeit. Er sagte sich selbst, daß es seine Pflicht gewesen wäre, die nationalen Vorurtheile dieser liebenswürdigen Menschen besser zu schonen. Sie an eine solche Vergangenheit zu erinnern, mußte nothwendig unerquickliche Debatten herbeiführen und er war im Stillen Herrn Mercot sehr dankbar, der mit seinem Tact die Gelegenheit dazu vermieden. Nun wollte er auch sein Versehen so rasch wie möglich gut machen und an geistiger Beweglichkeit dem alten Herrn nicht zurückstehen. Als ob dies peinliche Gespräch nicht stattgefunden habe, plauderte er sogleich mit Hortense harmlos weiter, die sich zwar Anfangs ein wenig verstimmt zeigte und nach solchen Vorgängen die plötzliche Unbefangenheit ihres Begleiters nicht begreifen konnte, sich aber von ihrem heitern Temperament rasch fortreißen ließ und bald wieder ihr helles glückliches Lachen erklingen ließ.

Jetzt war schon die Grotte erreicht.

„Sagte ich Ihnen nicht, sie sei unbedeutend?" rief Herr Mercot sogleich mit gewohnter Lebhaftigkeit, als sie in das Felsengewölbe eintraten und sie der feuchte Modergeruch empfing, der solche Räume gewöhnlich erfüllt. „Da haben Sie die ganze Merk-

würdigkeit!“ Er zeigte auf den Hintergrund der Grotte. „Sehen Sie das große Becken, darin soll sich Frau Melusine gewaschen haben. Für eine mächtige Fee wirklich sehr anspruchslos; die einfachste Dorfschöne würde sich jetzt für dieses Badekabinet bedanken,“ und der alte Herr stieß sein helles, übermüthiges Lachen aus, daß seltsam in dem engen Raume wiederklang.

Herr von Grünberg mußte erst seine Augen an die hier herrschende Dunkelheit gewöhnen, dann bemerkte er ebenfalls das wie ein Becken geformte Felsstück, zu dem ein im Hintergrunde der Höhle herabrauschender Wasserfall noch so viel Tropfen schickte, daß die mächtige Schaale beständig gefüllt war.

Der blitzende Silberstrom hier in der Dämmerung machte doch auf den jungen Deutschen einen eigenthümlichen Eindruck. Seine Gedanken wanderten zurück in die Tage der Kindheit. Welch' seltsamen Zauber hatte stets das Märchen von der schönen Melusine auf ihn ausgeübt, die dem edlen Grafen auf immer verloren ging, als er sie nur ein einziges Mal in ihrer wahren Gestalt gesehen. — Jetzt freilich erst kannte er die Tiefe jenes Märchens, daß alles Schöne, Herrliche erlischt, wenn wir's mit allzu derben Händen fassen wollen . . .

„Wollen wir nicht gehen? es ist unangenehm kalt und feucht hier,“ rief Herr Mercot und trat zuerst rasch aus der Grotte. Da die jungen Mädchen ihm folgten, blieb auch Grünberg nichts Anderes übrig, als den ihm interessanten Raum zu verlassen, obwol er gern noch länger geweilt hätte.

„Kommen Sie, lieber Herr von Guerinbèr,“ wandte er sich zu seinem Gaste, „hier haben wir wenigstens den köstlichsten Sonnenschein und nun müssen Sie noch das letzte Melusinen-Andenken sehen.“ Der lebhafte Mann zog seine kleine Gesellschaft mit sich fort zu einem freien Platze, der hinter der Grotte lag und der im Gegensatz zu dem düstern Raume, den sie eben verlassen hatten, ein um so lieblicheres Landschaftsbild bot. Sie standen plötzlich wie auf einem kleinen Amphitheater; ringsherum ragten waldbewachsene Berge zum tiefblauen Himmel, der Waldbach zu ihren Füßen zog sich wie ein hellflatterndes Band durch das Thal und das jetzt leiser tönende Rauschen des Wasserfalls klang wie eine liebliche Melodie. Hohe Kastanien wiegten sich träumerisch in der lauen Luft.

„Nehmen Sie dort auf dem großen Steine Platz,“ begann der alte Herr sogleich. „Dort hat auch die schöne Melusine ihre Mahlzeiten verzehrt. Für eine Zauberin, die nur von Sonnenstrahlen und Blumenduft leben sollte, eine sehr materielle Neigung. Müssen Sie das nicht auch sagen, lieber Freund?“

Grünberg hörte kaum das Geplauder seines Wirthes. Der Zauber dieser Gegend nahm ihn ganz gefangen. Mochte sein Verstand ihm immerhin klar und nüchtern auseinandersetzen, daß nur eine höchst unsichere Sage die Märchenfee gerade an diesen Ort verpflanzt; etwas von dem deutschen Träumer erwachte doch in ihm und er fühlte sich seltsam bewegt, als er auf dem Platze stand, den die Phantasie eines Naturvolkes mit der lieblichsten und anmuthigsten Fee geschmückt. Waren denn alle Zauber erloschen? Dichtete die Natur, sogar unser modernes Leben nicht weiter? Hatte nicht Clotilde, wie sie jetzt in ihrer wunderlieblichen Schönheit wenige Schritte vor ihm stand und mit ihren blauen Augen so seltsam-träumerisch vor sich hin schaute, für ihn etwas Melusinenhaftes? Er durfte sie auch nur aus der Ferne still bewundern, — wenn er je nach ihrem Besitz die Hand auszustrecken wagte, dann war sie ihm gewiß ebenfalls auf immer verschwunden.

„Die schöne Fee hat sich wenigstens zu ihren Mahlzeiten einen reizenden Fleck aus-

gesucht, es ist prächtig hier!“ rief Hortense, die sogleich auf den Stein zugeeilt war und sich darauf niedergelassen hatte. „Aber du blickst ja ganz träumerisch drein, Clotilde! und auch Sie, mein Herr, machen so seltsame Augen, als ob Sie erwarteten, daß die schöne Melusine im nächsten Augenblick aus dem Gebüsch treten und Sie zu ihrem Souper einladen werde,“ und die Kleine lachte ausgelassen, während sich das Antlitz Clotildens mit einer verrätherischen Röthe übergoß und auch Herr von Grünberg seine Verlegenheit kaum verbergen konnte.

„Ja Clotilde, Du kannst Deine träumerischen Neigungen nicht verleugnen, komm nur her, ich weiß schon, daß es Dein Lieblingsplatz ist und ich will ihn Dir gern abtreten, denn ich schwärme durchaus nicht so für die alte Fischdame,“ und Hortense lachte von Neuem.

Herr Mercot hatte die eigenthümliche Gemüthsstimmung seines Gastes jetzt auch bemerkt und er wußte sie doch besser zu schonen, als seine Tochter. „Es freut mich, daß Sie dieser hübsche Platz so interessirt und hätte es mir eigentlich denken sollen, denn nicht wahr, in Deutschland hat man noch immer eine große Schwärmerei für Märchen? Die schöne Loreley ist ja noch poetischer und eine Fee Ihrer Heimat.“

„Ach, Herr von Guerinbèr, singen Sie uns einmal das Loreleylied! Clotilde“ — weiter kam sie nicht, denn ihre Cousine warf ihr einen so vorwurfsvoll-ernsten Blick zu, daß sie verstummte und erst nach einer Pause fortfuhr: „Gerade hier, wo uns das Andenken an eine andere hübsche Zauberin umgibt, wäre es so reizend.“ Vergeblich waren aber ihre Bitten, der junge Mann ließ sich nicht dazu bewegen, sie zog schmollend die blühende Unterlippe herauf und drängte jetzt übellaunig zum Aufbruch.

Weit schweigsamer wurde von der kleinen Gesellschaft der Rückweg angetreten. Hortense ließ, wie ein echtes verzogenes Kind, dem Gaste ihren Unwillen fühlen und nahm sogleich den Arm Clotildens, so daß die beiden Männer auf sich angewiesen waren. Auch Herr Mercot schien seine sonstige Beredsamkeit eingebüßt zu haben und so konnte Jeder seinen eigenen Gedanken nachhängen, ohne von einer Bemerkung des Andern gestört zu werden.

Erst dann, als die schönen prächtigen Bäume des Schlosses sie wieder aufnahmen, einige Gäste aus der Nachbarschaft sich einfanden, Frau Mercot ein vorzügliches Abendbrot auftragen ließ und ein alter Chablis in den Gläsern perlte, schien Einer nach dem Andern die gute Laune wiederzugewinnen; Hortense besonders war wieder das harmlose, heitere Kind, das zu jedem Scherze aufgelegt. Selbst Clotilde wurde mit fortgerissen. Jetzt erst kam die Nachwirkung des genossenen Tages. Wie oft und gern war sie zur Melusinen-Grotte gewandert; es ließ sich dort in tiefster Einsamkeit so angenehm träumen, und doch war es ihr, als habe sie den Märchenzauber noch nie so lebhaft empfunden, als heute. Ihre Verwandten hatten für diese Neigung kein Verständniß, der Oheim spottete gern über die alten Geschichten, die nur bewiesen, daß man in den alten guten Zeiten das Lügen auch vortrefflich verstanden habe, und dennoch zog es sie immer wieder wie mit Zaubergewalt zur Melusinen-Grotte. Der Oheim hatte ja Recht, es war nur eine Sage, trotzdem war es ihr dort, als umwehe sie ein Hauch aus einer längst verklungenen wunderbaren Welt . . . seltsam genug, dieser Deutsche allein, der bisher den leichten Sinn und die Sorglosigkeit des Franzosen gezeigt, hatte heut eine Neigung zur Träumerei verrathen, die an ihm völlig fremd war. Unwillkührlich wurde sie durch diesen sympathischen Zug aus ihrer kühlen Zurückhaltung, die sie bisher so ängstlich

gewahrt, ein wenig aufgescheucht. Zum ersten Mal sah sie den Gast ihres Oheims mit etwas andern Augen an und sie mußte sich gestehen, für einen Deutschen war er eine leidlich angenehme Erscheinung. Trotz seiner Heiterkeit schien auf dem Grunde seiner Seele noch etwas anderes zu ruhen, eine männliche Festigkeit, vielleicht sogar eine tiefe Schwermuth, denn sobald er sich unbemerkt glaubte und seine Augen auf ihr ruhten, hatten sie einen seltsamen Ausdruck, als ob das tiefste Leid sein Inneres durchwühle, während er äußerlich Frohsinn und Heiterkeit zur Schau trug.

Nun mußte auch Clotilde sich bekennen, daß der Fremde nichts von jenem Barbarenthum aufwies, das sie von jedem Deutschen untrennbar gehalten. Er zeigte ein reiches Wissen, sogar Geist und er wußte Beides ohne Vordringlichkeit zu entfalten.

Der Abend verlief in glücklichster Stimmung und die lustig plaudernde Gesellschaft schien es ganz vergessen zu haben, daß sich in ihrer Mitte ein Deutscher befand, dem man eigentlich doch noch immer etwas nachzutragen hatte, um so mehr, da Herr von Guerinbèr gar kein Hehl daraus gemacht, daß er in den verhängnißvollen Jahren gegen ihr schönes Frankreich als Landwehroffizier ebenfalls gekämpft hatte.

Weit später als sonst trennte man sich, und als Clotilde endlich ihr Zimmer aufsuchte, war es ihr doch, als fühle sie sich von einem gewissen Druck befreit. Warum sollte sie die Anwesenheit des Deutschen noch länger wie eine Last empfinden? Sie mußte zugestehen, er war wenigstens ein gebildeter Mensch und sie durfte nicht ferner ihm eine solche Abneigung zeigen, während ihre Cousine — Ob ihn Hortense schon liebte und er es wagte, ihre Gefühle zu erwidern? Nein, nein, sie verkehrt mit ihm so harm- und zwanglos, wie mit einem guten Freunde und bewies ihm damit nur ihre Dankbarkeit; aber einem Feinde ihres Vaterlandes konnte doch selbst Hortense nicht ihr Herz schenken, wie wenig sie auch sonst in ihrer heitern, kindischen Weise die Patriotin herauskehrte. Und doch, warum war sie so empfindlich darüber gewesen, daß Herr Grünberg nicht das Lied gesungen?

Um ihre heiße Stirn etwas zu kühlen und da sie noch keine Müdigkeit spürte, war sie auf den kleinen Balkon hinausgetreten, der an ihr Zimmer stieß. Die Nachtluft war von einer wunderbaren Milde und die Blumen des Parkes sanden ihre berauschenden Düfte zu ihr herauf. Aus der Ferne tönte die einförmige Melodie eines Wasserfalls und die Sterne glitzerten in wunderbarer Pracht über Thal und Berge. Wie Clotilde noch in Schauen und Sinnen verloren da stand und sich ein wenig über den Balkon hinweglehnte, um die süße, weiche Luft noch voller einzuathmen, hörte sie plötzlich Gesang. Eine leise, melodische Stimme begann: „Ich weiß nicht, was es soll bedeuten.“ Wie wunderbar berührte sie im ersten Augenblick das Lied, sie hatte es ja früher so oft gesungen und voll Entzücken lauschte sie den Tönen, die in der Stille der Nacht doch etwas von einem Sirenensang für sie hatten. Dann aber machte dieser Bewunderung schon eine andere Empfindung Platz. Sie war empört über die unerhörte Frechheit des Deutschen, der unter ihrem Fenster dies Lied zu singen wagte. Wollte er sich über sie nur lustig machen? Rasch trat sie vom Balkon zurück und schloß ziemlich heftig die Thür.

„Das hat mit ihrem Singen
Die Loreley gethan. . .“

— hörte sie noch, wenn auch weit leiser und gedämpfter und trotz ihrer Aufregung zitterten die Töne noch lange in ihrem Herzen nach. Allmählig kam sie zur Ruhe. Hatte sie sich nicht mit ihrer zornigen Aufwallung übereilt? — Sicher galt der Gesang gar

nicht ihr, sondern ihrer Cousine, und der Deutsche wollte damit nur seine Unart von heute Nachmittag wieder gut machen. Das lag doch eigentlich so nahe und Grünberg hatte sie nur, von der Dämmerung getäuscht, für Hortense gehalten. Sie hatte also gar kein Recht, ihm dies als Unverschämtheit auszulegen, die ihr zugefügt worden und sie mußte jetzt selbst über die Empörung lächeln, die sie sogleich ergriffen hatte. „Der Kleinen wird es doch schmeicheln, wenn ich ihr dies erzähle," dachte sie, „den schwärmerischen Deutschen muß ich aber gelegentlich auf seinen Irrthum aufmerksam machen," und trotz ihres ernsten Sinnes weidete sie sich schon jetzt an der Verlegenheit, die er darüber zeigen würde.

Am andern Morgen, als die beiden jungen Mädchen zusammensaßen, theilte Clotilde sogleich ihrer Cousine den Vorfall der vergangenen Nacht in humoristischer Färbung mit und zu ihrem Erstaunen nahm Hortense die komische Geschichte gar nicht scherzhaft, sondern hörte aufmerksam zu und blieb, ganz gegen ihre Gewohnheit, noch nachdenklich still, als jene schon ihren Bericht beendet hatte.

„Hortense!" rief Clotilde erschrocken: „liebst Du Grünberg? Das wäre ja entsetzlich! Nein, auch Du wirst Patriotin genug sein, ihn zurückzuweisen, wenn er es wirklich wagen sollte, um Deine Hand zu werben?"

„Würde mir gar nicht einfallen!" entgegnete die Cousine rasch entschlossen. „Aber er liebt mich gar nicht; er bleibt so kühl und ruhig. O diese Deutschen haben ja Alle Eiszapfen in ihren Herzen!" setzte sie mit einem Seufzer hinzu und dann brach schon wieder ihre unzerstörbare Heiterkeit hervor und sie stieß ihr glückliches, silberhelles Lachen aus.

„Also Du liebst ihn doch nicht!" sagte Clodilde erleichterten Herzens.

Hortense wiegte ihr hübsches Köpfchen hin und her: „Ich wüßte nicht, was geschähe, wenn er sich mir plötzlich als schwärmerischer Verehrer zeigen wollte. Er hat so wunderbare Augen, die ganz bezaubern," und die Kleine sprach, trotz ihrer siebzehn Jahre, mit der ganzen Ueberlegenheit einer Französin, die in Herzensangelegenheiten sehr früh eine überraschende Reife erfüllt. „Aber er liebt mich gar nicht, ich weiß es genau, wir werden ewig nur gute Freunde bleiben," und als Clotilde wieder sprechen wollte, fuhr sie beinah leidenschaftlich erregt fort: „Nein, nein, ich täusche mich über ihn nicht!" Ein leiser Seufzer stieg dabei aus ihrer Brust und dann setzte sie rasch hinzu, als könnte sie damit alle trüben Gedanken verscheuchen: „Wenn sich nun Herr von Guerinbèr gestern Nacht doch nicht geirrt hätte?" Ihre Augen erhielten bei dieser Frage schon wieder den alten Glanz.

„Unmöglich! Ich habe ihm zu einer solchen Dreistigkeit keine Ermuthigung gegeben."

„Unmöglich?" wiederholte Hortense lächelnd. „Du weißt doch, auf welche Weise wir die Bekanntschaft des Herrn von Guerinbèr machten, aber ich hab' Dir gar noch nicht erzählt, daß er schon damals Dich gesehen. Natürlich nur Deine Photographie. Eines Tages, als er uns besuchte, sah er mein Album liegen, er blätterte aus Langerweile darin, denn wir hatten gerade noch mehr Gäste, deren Unterhaltung ihm nicht angenehm sein mochte. Da entdeckte er plötzlich ein Bild, das er förmlich mit den Augen verschlang. Seine Blicke konnten sich gar nicht los wenden davon. Ich näherte mich ihm vorsichtig und blickte über seine Schulter. Es war Deine Photographie, die er mit allen Zeichen des Entzückens betrachtete. Um ihn nicht zu erschrecken, fragte ich leise: „Gefällt Ihnen meine Cousine?" er zuckte dennoch zusammen, aber dann sah er mich mit

seinen braunen Augen so ruhig an, als er entgegnete: „Ein interessantes Gesicht und seltsam, mir kommt es echt deutsch vor."

„Ich sagte, daß Du aus dem Elsaß stammtest, aber wir hatten nicht Zeit, weiter mit einander zu plaudern, die anderen Gäste nahmen mich wieder in Anspruch, der wunderliche Mensch stellte auch weiter keine Frage und ein paar Tage später verließen wir die Schweiz."

Welchen Eindruck diese Erzählung auf ihre Cousine ausübte, konnte Hortense nicht beobachten, sie verrieth nicht mit der leisesten Bewegung, was in ihr vorgehen mochte und sagte nach einer Pause etwas mißmuthig; „Herr von Grünberg irrt sich. Ich habe gar nichts Deutsches an mir," dann aber suchte sie das Gespräch auf andere Dinge zu lenken.

Wie auch die junge Elsasserin in ihrem Herzen den Deutschenhaß zu neuen Flammen aufschüren wollte, es war ihr dennoch seit jener Nacht unmöglich, dem Gaste ihres Oheims mit der frühern Kälte zu begegnen. Sie wich ihm wenigstens nicht mehr aus und da er keinen Annäherungsversuch wagte, erhielt ihr Verhältniß diejenige Form, die der treffliche Oheim längst gewünscht hatte, es verlor die feindselige Spannung, ohne dabei in irgend eine Vertraulichkeit auszuarten. Herr Mercot war schon glücklich, daß Clotilde seinem Gaste gegenüber die höfliche, formengewandte Französin nicht länger verleugnen konnte.

Seitdem erhielt das Leben im Schloß des Herrn Mercot noch eine angenehmere Färbung. Clotildens Zurückhaltung hatte doch auf Alle einen gewissen Druck ausgeübt, nun überließ man sich zwanglos dem Behagen, das unwillkührlich das trauliche Zusammensein glücklicher Menschen hervorbringt, die in den angenehmsten Verhältnissen leben. Fast täglich wurden gemeinsame Ausflüge unternommen, zuweilen wurden bestimmte Orte verabredet, auf denen man zusammentraf und es hatte für Alle einen eigenen Reiz, wenn Einer nach dem Andern sich auf dem Versammlungspunkte einfand und die Wege beschrieb, auf denen er sein Ziel verfolgt hatte.

Selbst die jungen Damen konnten solche einsame Wanderungen in der nächsten Umgegend ohne die geringste Gefahr wagen, denn die Bevölkerung ringsum zeigte in ihren Sitten noch eine patriarchalische Einfachheit und Herr Mercot war im weiten Umkreise durch seine Freigebigkeit und Herzensgüte allgemein beliebt. Er und die Seinen standen förmlich unter dem Schutz dieser schlichten, liebenswürdigen Menschen; wo sie immer erscheinen mochten, begegnete man ihnen zwar ohne Unterwürfigkeit, die der Franzose selbst den reichsten und vornehmsten Leuten gegenüber nicht kennt, aber doch mit jener aufrichtigen Freundlichkeit, die am besten bewies, daß man jeden Augenblick bereit sei, im schlimmsten Falle für sie Blut und Leben einzusetzen.

Ein Sohn des Herrn Mercot war noch aus Grenoble zum Besuch gekommen, er hatte einen Freund mitgebracht, einen angesehenen Kaufmann, und die beiden jungen Männer erhöhten noch die Heiterkeit, die in dem Schlosse herrschte. Hortense besonders war in glücklichster Laune, sie konnte die kleine Kokette nicht ganz verleugnen und wurde niemals liebenswürdiger und fröhlicher, als wenn ihr Gefolge sich vergrößerte. Auf ihren Vorschlag wurde heut wieder ein Besuch der Melusinengrotte verabredet, man wollte dort, wo die Fee gespeist, auch einmal ein kleines Mahl einnehmen, aber Jeder sollte ganz nach Belieben dahin aufbrechen und nur verpflichtet sein, bis zu einer gewissen Stunde sich dort einzufinden.

Clotilde war es, die zuerst bei der Grotte eintraf. Sie hatte absichtlich eine frühere

Stunde gewählt, um auf ihrem Lieblingsplatze noch eine Zeit allein zu sein. Seit jenem Tage war sie nicht mehr hier gewesen und als sie jetzt auf dem Steine Platz nahm, kam ihr die Erinnerung an ihren jüngsten, gemeinschaftlichen Besuch der Grotte. Sie begriff es selbst nicht, aber ihre Gedanken mußten sich, wie in letzter Zeit so oft, mit dem Gaste ihres Oheims beschäftigen. Hatte das Lied damals ihr gegolten, oder Hortense? Schon immer hatte sie die Frage und eine Neckerei auf den Lippen gehabt und dann doch geschwiegen, aus Furcht, er könne gerade darin eine Gelegenheit finden, sich ihr noch mehr zu nähern. Warum hatte er ihr Bild so aufmerksam betrachtet? der Unverschämte! und trotzdem regte sich ein Funken weiblicher Eitelkeit in ihrem Herzen, daß sie gern über den Gedanken nachgrübelte, warum ihre Photographie auf ihn einen solchen Eindruck gemacht hatte? kannte er sie von früher, hatte er sie je gesehen? Unmöglich! Und doch, zuweilen kam es ihr vor, als habe sie ebenfalls sein Gesicht schon einmal erblickt, aber die Erinnerung daran war so schattenhaft und zerfloß augenblicklich wieder in Nebel, sobald Clotilde sie irgendwie festhalten wollte.

Ganz in Sinnen verloren, hatte das junge Mädchen die Annäherung Grünbergs nicht bemerkt, der zunächst auf dem Platze erschien. Plötzlich, wie von einem magischen Strahl getroffen, blickte sie auf und sah die Augen des Deutschen mit wahrhaft schwärmerischer Begeisterung auf sich gerichtet. Ihr Herz gerieth davon in eine eigenthümliche Wallung, während sie äußerlich einen gewissen Mißmuth zeigte, daß sie gerade von ihm in ihrer Träumerei gestört worden.

„Verzeihen Sie“, sagte er mit seiner sonoren Stimme, die ihr, trotz all ihres Widerstrebens, angenehm ins Ohr klang. „Ich hätte mich noch einmal zurückziehen sollen, um Sie nicht zu stören; aber ich fühlte mich wie gebannt. Mir war es, als ob die Melusine selbst vor mir aufgetaucht sei und nun weiß ich, wie solch sonnige Märchen entstehen. Ah, sie sind auch in unseren nüchternen Tagen noch blühende Wahrheit.“ ... Seine feurigen Blicke suchten ihre Augen, die sie verwirrt zu Boden schlug. Um sich aus ihrer Verlegenheit zu retten, raffte sie sich zum Angriff auf: „Sie können also auch schwärmen?“ fragte sie mit leichtem Spott und fuhr dann rasch fort: „Aber ich habe Sie längst auf einen Irrthum aufmerksam machen wollen. In jener Nacht war es nicht Hortense, die auf dem Balkon stand, sondern ich, und doch konnte nur meiner Cousine das Loreley-Lied gelten.“

„Nein, Fräulein Erman, ich sang Ihnen das Lied“, sagte er ruhig und mit fester Stimme.

„Das wagten Sie? Haben Sie nicht längst geahnt, wie ich alles Deutsche und alle Deutschen hasse!“ Sie war aufgesprungen, eine Flammenröthe bedeckte ihr Antlitz und trotz ihres heftigen Zornes erschien sie dem jungen Manne niemals schöner als in diesem Augenblick. „Ich glaube nicht an Ihren Deutschenhaß!“ sagte er mit demselben ruhigen Tone wie bisher und in unerschütterlicher Ueberzeugung.

Clotilde sah ihn nur verwundert an. Sie standen jetzt so dicht vor einander, daß ihr Athem ihn berührte.

„Nein“, fuhr er jetzt mit großer Entschiedenheit fort: „Ein junges Mädchen, das mit Gefahr des eigenen Lebens einen Deutschen rettet, kann nicht in das häßliche Vorurtheil einstimmen, das noch immer Andere haben.“

Sie antwortete auch jetzt nicht; aber sie ließ sich wieder auf der Steinbank nieder, als sei bereits ihre zornige Aufwallung etwas besänftigt.

„Darf ich Ihnen eine Geschichte erzählen?“ fragte er und seine Blicke ruhten um Gewährung bittend auf ihrem Antlitz.

Sie nickte nur schweigend mit dem Kopfe. Er nahm auf einem Baumstumpf in ihrer Nähe Platz und begann sogleich, während seine Augen die ihrigen suchten, die sie hartnäckig zu Boden senkte.

„Im Elsaß war es, da kam ein junger deutscher Lieutenant in einen abgelegenen Meierhof ins Quartier. Die Leute waren kühl und unfreundlich zu ihm; die Tochter, eine wunderbare Schönheit, würdigte ihn keines Blickes. Sie sang am Abend, wie ihm zum Hohne, im Garten ein deutsches Lied, während sie in seiner Gesellschaft mit keiner Miene verrathen hatte, daß sie der deutschen Sprache mächtig sei. Es war das Loreleylied und der junge Offizier lauschte wie bezaubert den süßen Tönen. Ihm war es, als habe er es noch niemals so rein und schmelzend gehört, als hier in Feindesland. — Und trotz der entschiedenen Abneigung, die ihm die Tochter des Hauses gezeigt, schlich sie mitten in der Nacht an das Lager des deutschen Offiziers, weckte ihn und flüsterte ihm zu: ‚Retten Sie sich! Unsere Franctireurs wollen Sie ermorden, diese Elenden! Und das nennen sie Krieg führen!‘“

Grünberg hatte mit steigender Wärme erzählt und setzte in tiefer Bewegung hinzu: „Gestehen Sie, Fräulein Erman, das war ein schöner, herzerhebender Zug, der aus einer großherzigen Seele kommt, die hoch erhaben über nationalen Vorurtheilen.“

Jetzt endlich erhob sie das Haupt und ruhig fragte sie zurück. „Was ist das für ein Verdienst? Warum sollte das junge Mädchen nicht hindern, daß sich die Söhne ihres theuren Vaterlandes mit einem feigen Morde beflecken?“ und ihre blauen Augen begannen seltsam aufzuleuchten.

„Der junge Offizier hat es doch anders aufgefaßt“, entgegnete Grünberg mit eigenthümlicher Betonung. „Er hat seine Retterin nie vergessen können. Sie freilich erinnert sich seiner nicht mehr und würde ihn schwerlich wiedererkennen, wenn er plötzlich vor ihr stände.“ Seine Blicke suchten sich dabei in ihre Augen zu senken; aber Clotilde hatte sie bereits wieder zu Boden geheftet.

„Nach dem Kriege suchte der Offizier den Ort wieder auf“, begann der junge Mann seine Erzählung von Neuem, „er war zerstört. Niemand vermochte ihm zu sagen, wohin die Bewohner des Meierhofes verzogen. Vergeblich war all sein Bemühen, seine schöne Retterin zu entdecken; er fühlte sich namenlos unglücklich, denn er konnte sie nicht vergessen. Da sollte ihm ein glücklicher Zufall begünstigen, dem er ewig danken wird. In der Schweiz machte der Deutsche die Bekanntschaft eines liebenswürdigen Franzosen und seiner Tochter. Eines Tages blätterte er in dem Album der Letzteren und entdeckte zu seiner unsagbaren Freude das Bild seiner Retterin. Er erkannte sie auf den ersten Blick, denn ihre Züge sind unauslöschlich in seine Seele geprägt; er sieht noch immer die blauen, tiefglänzenden Augen, die edle Stirn, das wunderbar schöne Antlitz, das ganze herrliche Mädchen in sonnigster Verklärung . . .“

Grünberg hatte mit immer größerer Erregung gesprochen; bei den letzten Worten hatte er sich erhoben und während er die Arme über die stürmisch klopfende Brust hielt, ruhten seine Augen voll schwärmerischer Gluth auf dem schönen Mädchen.

Clotilde antwortete nicht; sie hielt die Blicke noch immer zu Boden gerichtet und doch war es, als ob ein leises Beben durch ihren Körper ginge und sie vergeblich die Gefühle zu verbergen suchte, die plötzlich auf sie einstürmten.

Da hörten sie aus der Ferne einen französischen Gesang. Grünberg zuckte zusammen; er fühlte es, daß dieser günstige Augenblick niemals wiederkam, wenn er ihn völlig verloren gehen ließ und von einem raschen Entschlusse fortgerissen, trat er ihr noch einige Schritte näher und sagte mit gedämpfter Stimme, aus der seine tiefe leidenschaftliche Erregung herausklang: „Clotilde, ich wage nicht um Ihre Liebe zu werben, aber wenn meine heiße Dankbarkeit in Ihrem Herzen ein wärmeres Empfinden geweckt, Ihr letztes Vorurtheil zerstört hat, dann singen Sie heut Abend ein deutsches Lied.“ —

„C'est toi que j'entends, que je vois,
Dans le désert, dans le nuage:
L'onde réfléchit ton image;
Le zephyre m'apporte ta voix.“

Das hörten sie jetzt dicht unter ihnen und jetzt tauchte schon hinter dem nächsten Felsenvorsprung der hübsche Kopf des jungen Kaufmanns auf. Sein fröhliches, frisches Gesicht zeigte eine leichte Enttäuschung, als er Clotilde und den Deutschen bemerkte; er hatte sicher gehofft, hier zuerst Hortense zu treffen; aber er faßte sich rasch und bat in seiner höflichen, freundlichen Form um die Gunst, im Bunde der Dritte zu sein.

Auch Clotilde sowohl wie Grünberg hatten bereits ihre tiefinnere Erregung bemeistert; das gehört ja nun einmal zu den Pflichten des Gesellschaftslebens, sich rasch auf den Ton der Andern zu stimmen und selbst wenn das Herz verbluten möchte oder nach tiefster Einsamkeit schmachtet, zu lächeln, glücklich zu scheinen und die tiefsten Abgründe der eigenen Brust sorgfältig zu verbergen ...

Bald darauf trafen schon die Anderen ein, es wurde gelacht und gescherzt, und die Beiden, in denen noch die seltsamsten Empfindungen nachzitterten, wurden in den allgemeinen Strudel der Freude mit fortgerissen. Diesmal war auch Frau Mercot erschienen; wo es galt, für die leiblichen Bedürfnisse der Ihrigen zu sorgen, durfte die treffliche Hausfrau niemals fehlen. In ihrer Begleitung erschienen Diener mit Körben und Feldstühlen und Alle fanden das zwanglose Mahl in dieser Waldeinsamkeit ganz entzückend.

In heiterster, glücklichster Stimmung wurde der Heimweg angetreten. Wie gern hätte Grünberg Clotilden seinen Arm angeboten, aber es fehlte ihm doch dazu der Muth und die kleine, lebhafte Frau Mercot erwies ihrem Gaste die Ehre, daß er sie nach Hause geleiten durfte. Die gute Laune der Gesellschaft war einmal heut ganz besonders geweckt und auch nach der Heimkehr wollte im Salon das Lachen und Scherzen kein Ende nehmen. Daß sich Clotilde, und ausnahmsweise auch der Deutsche, stiller verhielten, wurde in der allgemeinen Heiterkeit nicht weiter bemerkt. Hortense riß heut in einer wahrhaft erfrischenden Fröhlichkeit Alle mit fort.

Endlich trat doch, wie dies bei solchen Gelegenheiten immer der Fall, eine kleine Erschöpfung ein, und die kluge Frau Mercot, die dies sogleich gewahrte, suchte dafür ihr altbewährtes Ableitungsmittel. Sie bat Clotilde etwas vorzutragen und ihr Sohn sowohl, wie der junge Kaufmann, stimmten höflich in diesen Wunsch ein.

Ohne alle Ziererei kam Clotilde diesen Bitten nach. Ihr Antlitz hatte wieder jenen stillen, sinnigen Ernst, der ihr eigen war, als sie sich am Flügel niederließ. Ihre Züge verriethen nicht die leiseste Bewegung, während sie bereits einige Akkorde griff; Grünberg dagegen wagte kaum zu athmen, er hatte sich in eine Fensternische zurückgezogen, damit Niemand seine ungeheure Aufregung bemerken solle und nun lauschte er in gespanntester,

fieberhafter Erwartung auf das, was ihren jetzt noch fest geschlossenen Lippen entströmen würde. —

Nun öffneten sie sich und —

„Ich weiß nicht, was es soll bedeuten."

zitterte silberrein, mit wunderbarem Wohllaut durch den Salon.

Ihre Verwandten wußten sich kaum vor Erstaunen zu lassen. Clotilde, die alles Deutsche so energisch haßte, sang ein deutsches Lied! — Durften sie denn ihren Ohren trauen? — Was war mit ihr vorgegangen? Drehte sich denn die Welt? Man warf sich die verwundertsten Blicke zu.

Nur der junge Deutsche, der allein die Wandlung in Clotilden begriff, lauschte ihrem Gesange mit seeligstem Entzücken. Ein Rausch überkam ihn; durch seine Brust wogte das höchste Glück. Wie mit unsichtbaren Mächten fortgerissen, eilte er, als sie geendigt, mit dem einzigen, aus dem tiefsten Herzen kommenden Ausruf: „Clotilde!" auf sie zu und preßte in stürmischer Erregung seine heißen Lippen auf ihre Hand.

Sie wehrte ihm nicht; ein wunderbares Lächeln erhellte ihre Züge, als sie jetzt ihre blauen schönen Augen voll auf ihn richtete und wiederholte:

„Ein Märchen aus alten Zeiten, das kommt mir nicht aus dem Sinn."

„Sind Sie nun mit mir zufrieden?"

„Wenn ich die Hand auf immer festhalten darf, die ich jetzt in der meinen habe?" sagte er rasch und aus seinen Augen strahlte die süße, hingebende Liebe, die seine ganze Seele erfüllte.

„Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley gethan."

entgegnete sie leise und aus ihrem feucht glänzenden Augen las er noch eine bessere Antwort, — daß ihm nicht nur ihre Hand, auch ihr Herz ewig gehören wolle. — Sie war dabei aufgestanden, und als ob die Welt vor ihnen plötzlich versunken sei, schloß er sie stürmisch in seine Arme und sie lehnte sich voll innigster Zärtlichkeit an seine Brust.

Die höflichen Franzosen hatten es für ihre erste Pflicht gehalten, für den unerwarteten Kunstgenuß lebhaften Beifall zu klatschen und dann sogleich eine lebhafte Unterhaltung fortzusetzen, so daß sie das Gespräch der Beiden nicht viel beachteten; es war ja selbstverständlich, daß der Fremde für den Vortrag des deutschen Liedes seinen Dank aussprach; erst als die Scene am Instrument mit einer plötzlichen Umarmung schloß, wurden Alle aufmerksam und nun erreichte das Erstaunen den höchsten Grad. Trotz ihrer geistigen Beweglichkeit wußten sich die guten Leute in den unerwarteten Vorgang nicht zu finden; Einer starrte den Andern an, als erwarte er von ihm eine Lösung des Räthsels.

Clotilde faßte sich zuerst; sie trat am Arme Grünberg's auf Herrn Mercot zu und sagte mit freudestrahlendem Gesicht: „Wünsche uns Glück, lieber Oheim. Wir sind Verlobte!" Das maßlose Erstaunen ging in der Theilnahme unter, die jetzt Alle für das so plötzlich entstandene Brautpaar zeigten.

Von allen Seiten strömten auf die Glücklichen Glückwünsche ein. Ist doch etwas Sonnenhaftes um solche Menschen gebreitet, in denen die Allgewalt der Liebe das ganze Sein durchleuchtet; sie bedürfen gar nichts mehr zu ihrer Seligkeit als sich selbst und doch fühlt sich Jeder verpflichtet, ihnen einen Wunsch zu schenken.

Alle waren feinfühlig genug, ihr gerechtes Erstaunen zu unterdrücken, daß Clotilde mit all' ihrem entschlossenen Deutschenhaß doch ihr Herz an einen Deutschen verloren. Herr

Mercot zeigte sich über diesen unerwarteten Herzensbund ganz besonders erfreut. Er hätte Grünberg vielleicht auch die Hand seiner Tochter nicht verweigert; — aus reiner Dankbarkeit, wie er sich sagte; aber er fühlte sich jetzt doch erleichtert, daß er dies Opfer nicht bringen durfte.

„Ah, nun begreif' ich, warum Sie mich damals über meine Nichte so viel ausgeforscht haben," rief er lachend. „Gestehen Sie es nur, daß Ihr Besuch nicht mir galt, sondern Sie nur die Absicht gehabt haben, mir unsere Clotilde zu rauben, deren Photographie es Ihnen nun einmal angethan hatte."

„Ich bekenne es," sagte Grünberg mit glücklichem Lächeln, und Clotilde erzählte jetzt, was sie Beide zusammengeführt und wie diese unerschütterliche Liebe ihr Herz endlich unterjocht habe.

Wenige Wochen später folgte Clotilde ihrem Gatten in seine deutsche Heimat, o wunderbares Menschenherz! — all' ihr Deutschenhaß war plötzlich zerstoben und zerflattert wie Nebelstreifen vor dem ersten Strahl der Sonne . . .

Hortense hat dem hübschen, jungen Kaufmann bald darauf ihre Hand gereicht, und ihre Wahl ebenfalls nicht zu bereuen. Auch sie ist glücklich. Frau von Grünberg ist deutsch geworden, in ihrem ganzen Sein und Empfinden; ihr Gatte behauptet freilich, sie wäre es stets gewesen und die vollste, beseligendste Harmonie ruht über dem Leben dieser Glücklichen. — „Ich weiß es nicht, was es soll bedeuten," klingt oft jauchzend und jubelnd von den Lippen der schönen Frau.

---

# Im Alter.

## Häusliche Scenen in einem Act nach Octave Feuillet

von **Bauernfeld.**

(Theaterdirektionen wollen sich behufs des Aufführungsrechtes an die „Genossenschaft" in Leipzig wenden.)

### Personen.

| | |
|---|---|
| Jakob Römer. | Hans Waller. |
| Rosa. | Martha. |

Die Handlung spielt in einem deutschen Landstädtchen.

(Alterthümlich gewölbtes Zimmer mit dazu passenden Möbeln; Familien-Portraits an den Wänden; verschiedene Raritäten hinter Glasschränken; ein großer Kachelofen.)

### 1. Scene.

Jakob, Rosa und Hans (sitzen bei Tisch, bei Kerzenlicht). Martha (bedient und geht ab und zu).

**Rosa.** Wie ich Ihnen sage, lieber Herr Waller, — ich dachte, er sei verrückt geworden. — Martha, hast Du die Katze hinausgeschafft? Unser werther Gast kann die Katzen nicht leiden. — Geradezu verrückt, sag ich Ihnen. Wenigstens lief er wie ein Rasender herum und schrie in einem fort: „Hans ist's! Hans Waller! Der Teufelsmensch, der Hans!" — Sie verzeihen, Herr Waller — aber er nennt Sie nicht anders. — Du irrst, lieber Jakob, sagt' ich, es wird Herr Brandmeier sein mit seiner neuen Kalesche — oder die liebe Frau Etterich von der großen Fabrik da draußen, oder —

**Jakob.** Aber, mein Schatz, was geht das Alles den Hans Waller an? Er kennt eben so wenig den Herrn Brandmeier, als die Frau Etterich — gelt?

**Rosa.** Was willst Du, lieber Mann? Ich hatte einmal die vorgefaßte Meinung. Und Du wirst mir doch zugeben, daß es weit näher lag, zu glauben, unser Nachbar, Herr Brandmeier, komme zum Besuch, als Herr Waller, den ich damals gar nicht die Ehre hatte zu kennen und von dem Du über volle dreißig Jahre keine Nachricht — (zu Hans) Hab' ich nicht Recht? Herr Waller mag selber entscheiden.

**Hans** (mit Zeichen von Ungeduld). Tausendmal Recht, meine liebe Madame Römer, tausendmal Recht! Aber Gott verzeih' mir die Sünde, Madame, mir scheint, die Cotelettes da sind mit Semmelkrumen bestreut?

**Rosa.** Herrje! Ich hab's der Köchin so angegeben, der Christine. Semmelkrumen! Ich dacht' es recht gut zu machen —

**Hans.** Beileibe, meine werthe Frau! Auf dem ganzen Erdenballe, so groß er ist, verspeist man die Cotelettes längst nur noch au naturel. Semmelkrumen! Hab' ich darum die Reise um die Welt gemacht, um hier in Heiligenstadt Cottelets mit Semmelkrumen zu verzehren? Seid Ihr so weit zurück?

**Jakob.** Ich sagt' es immer. Wir haben keine Eisenbahn. Da ist man wie aus der Welt!

**Rosa.** Ich bin wirklich in Verzweiflung! Vielleicht ein bischen von dem Schill gefällig, Herr Waller? Er ist ganz frisch. Zum Glück

haben wir heute Mittwoch, da kommt immer der Fischer vom Stift, denn da mein Mann die Fische so gern ißt —

**Jakob.** Schon gut, Rosa, schon gut! Was können meinen Freund Waller alle diese Läppereien kümmern? (mit Behagen) Sag' mir, Hans, wo warst Du heut vor acht Tagen just um diese Stunde?

**Hans.** Wo? Warte! (zählt an den Fingern) In Dublin.

**Jakob.** In Dublin! Was Du sagst! — Teufelsmensch, der Hans!

**Hans.** Von Dublin nach London, von London nach Cöln — nun bin ich hier.

**Jakob.** Und in Cöln hattest Du den glücklichen Einfall, Deinen alten Jugendfreund zu besuchen?

**Hans.** Vorgestern Abends. Ich schwankte zwischen Algier und Rom — da im Hôtel Disch fiel mein Blick auf eine Landkarte von Deutschland, ich suchte Heiligenstadt, fand es aber nicht — man sucht eine Menge Dinge vergebens in Deutschland — auf der Landkarte, mein' ich. — Aber mein alter Freund Jakob hält sich in Heiligenstadt auf — gut! Wenn er noch lebt, soll er mir übermorgen dort zu essen geben —

**Jakob.** Teufelsmensch, der Hans!

**Rosa.** Sie suchen etwas, Herr Waller?

**Hans.** Sagen Sie mir doch — die Neugierde bringt mich um — was steckt in dieser verdeckten Schüssel?

**Jakob.** Das gehört für Dich allein, lieber Hans! Das sind Maccaroni!

**Hans** (deckt die Schüssel auf). Maccaroni! Das?

**Rosa.** Ja, lieber Herr Waller. Auf italienische Art zubereitet.

**Hans.** Auf italienische Art! Liebe Herzens-Madame, das ist so wenig italienisch — so wenig — 's kann aber doch gut sein. Versuchen wir's.

**Jakob** (in Erwartung). Nun, lieber Hans?

**Hans** (resolut). Ungenießbar! Eben so gut könnte man Orgelpfeifen anbeißen. Versteinerte Maccaroni! Der Kaufmann, der das verkauft, gehört vor's Schwurgericht! Versuchter Mord — durch Maccaroni!

**Jakob.** Martha! Geschwind einen andern Teller! Wir haben Dir da eine traurige Mahlzeit vorgesetzt, lieber Freund —

**Hans** (kalt). Nicht doch, nicht doch! — Auch ist der Wein recht gut.

**Rosa.** Ich kann gar nichts mehr sagen — ich bin vernichtet. Herr Waller, kosten Sie wenigstens einen Pfannenkuchen — ich bitte Sie mit aufgehobenen Händen.

**Hans.** Sehr gern. Nur will ich erst noch einmal von diesem vortrefflichen Gemüse — ganz vortrefflich! Ein bischen zu fett — —

(Man hört die Abendglocke läuten, Rosa steht auf, macht das Kreuz und nimmt den Mantel.)

**Hans** (steht auch auf). Wohin, Madame Römer? In diesem Wetter? Fußtiefer Schnee — wissen Sie's denn?

**Jakob** (ist auch aufgestanden). Meine Frau hört täglich den Abendsegen, sie geht in die Kirche — Winter oder Sommer, gleichviel! In jedem Wetter. Das ist eine alte Gewohnheit — seit mehr als vierzig Jahren.

**Hans.** Sehr löblich! — Sie haben ohne Zweifel einen braven Pfarrer in Heiligenstadt!

**Rosa.** Es ist der würdigste Mann von der Welt. Morgen haben wir ihn zu Tisch. Wenn Sie uns die Ehre erweisen wollen — Sie werden nicht bereuen, seine Bekanntschaft gemacht zu haben —

**Hans** (ironisch). Ich zweifle nicht im Geringsten! Aber ein ander Mal, liebe Madame, ein ander Mal — denn in einer Stunde, Schlag sieben, geht's wieder fort —

**Rosa.** Jakob, dringe doch in Deinen Freund, daß er noch etwas genießt! Besonders von dem Pflaumenkuchen — Sie habens versprochen, Herr Waller! Und ein bischen Compot! Meine eingemachten Früchte — das ist mein Stolz! Auf baldiges Wiedersehen, lieber Herr!

**Hans** (begleitet sie). Auf Wiedersehen, Madame, auf Wiedersehn!

(Rosa durch die Mitte ab.)

## 2. Scene.

Hans. Jakob. Martha, (die sich im Hintergrunde zu schaffen macht).

**Hans.** Also der Pflaumenkuchen! (setzt sich) Deine Frau ist fromm — ein bischen pietistisch — was?

**Jakob** (setzt sich). Das nicht, aber fromm. Sie ist es für sich — 's ist ihr Bedürfniß — uns Uebrige läßt sie gewähren. Aber trinke doch, mein alter Freund! Du trinkst ja nicht! (halblaut) Sag' mir Hans, Du wirst finden, daß meine Rosa — sie hat nicht den Ton, nichts Modernes — wie? So recht ein Weib aus der Provinz — nicht?

**Hans.** Was fällt Dir ein? Ganz und gar nicht —

**Jakob.** Doch, doch! Aber 's ist ganz natürlich! Sie ist aus dem Nest niemals heraus gekommen, und dann — Deine unerwartete Ankunft — das hat sie verwirrt gemacht. Sie schwatzte Alles

durcheinander, lauter dummes Zeug — Tritsch-tratsch!

**Hans.** Nicht daß ich wüßte! Durchaus nicht —

**Jakob.** Doch, doch! doch! Es hat Dir nicht entgehen können. Ich schämte mich. Es war, als hätte sie's darauf angelegt, sich Dir von der unvortheilhaftesten Seite zu zeigen. Und sie hat ihre guten Seiten — ihre vortrefflichen — die arme Frau!

**Hans.** Wer zweifelt denn, mein Freund? Ihr Pflaumenkuchen ist übrigens ausgezeichnet — (blickt unter den Tisch).

**Jakob** (lebhaft). Ist die verfluchte Katze wieder da? (springt auf, zu Martha) Hinaus mit dem Beest! Ich lasse sie ertränken. Ich schmeiße sie über's Fenster! — Den Kaffee! Und laß uns dann allein.

**Martha** (wie verwundert über die ungewöhnliche Heftigkeit ihres Herrn). Geben Sie sich nur zufrieden, Herr Römer! Die arme Minette ist längst in der Küche. Das ist ihr auch noch niemals passirt! (im Abgehen für sich) Der wird noch 's ganze Haus umkehren, der reisende Türke, der! (ab, kommt später wieder).

**Hans** (trällert eine italienische Arie). Ihr habt hier in Heiligenstadt wohl kein Theater, wie?

**Jakob** (übler Laune). Bisweilen eine durchziehende Truppe, meist zur Meßzeit, wenn auch die Riesen kommen, die Zwerge und andere Mißgeburten und Ungeheuer.

**Hans.** Das ist nun freilich hart! Und wie schlagt Ihr denn Eure Abende todt?

**Jakob.** Ei nun, im Winter wärmen wir uns am Ofen und schwatzen, wir machen ein Piquet, meine Frau und ich — oder ein Whist mit den Nachbarn.

**Hans.** Aha! Mit dem Herrn Pfarrer! Darauf möcht' ich wetten!

**Jakob.** Bisweilen auch mit dem Pfarrer — ja. Im Sommer arbeite ich ein wenig in meinem kleinen Gärtchen, oder wir gehen ein bischen spazieren; ein Besuch kommt wohl auch von Zeit zu Zeit, und dann geht man hier so zeitlich schlafen.

**Hans.** Potz! Das ist ja ein recht erbauliches Leben! (Pause. Martha hat inzwischen den Tisch abgeräumt, den Kaffee gebracht und geht dann ab.)

### 3. Scene.

Jakob. Hans.

**Jakob.** Endlich sind wir ganz allein! Nun können wir von der Leber weg reden, Hans, mein alter Kamerad! Aber trink doch, Hans, Du trinkst ja nicht! Ein Gläschen Liqueur, mein Junge! Auf Dein Wohl! Weißt Du, daß es volle drei und dreißig Jahre her sind, seit wir uns zum letzten Male geseh'n?

**Hans.** Wetter! Du hast recht! Drei und dreißig Jahre — 's wird nicht viel fehlen, seit wir uns in Berlin zum letzten Mal umarmten. Wir schworen uns ewige Freundschaft und wollten einen beständigen Briefwechsel unterhalten. Nun, das Schreiben gerieth nach zwei Jahren ins Stocken — wie das so geht — aber die Freundschaft hielt fest. — Vortrefflicher Liqueur!

**Jakob.** Er schmeckt Dir? Das freut mich! Es gibt doch noch schöne Momente im Leben, Hans — was?

**Hans.** Wem sagst Du das, alter Junge?

**Jakob.** Freilich! Wer weiß das besser, als Du, Du Don Juan! Immer frisch, immer jung! Hast Du einen Pakt mit dem Satan, Hans? Der mächtige Bart! Kaum daß ein paar graue Härchen hervorstechen! Noch ein Gläschen, mein Freund?

**Hans.** Der alte Junge, der Jakob! Der Herr Syndikus! (die Ellenbogen auf dem Tisch) Höre was war das für ein Einfall, Dich da unter den schimmlichten Akten zu begraben — sag mir das!

**Jakob** (ernsthaft). Ich bin wohl recht eingerostet, gelt?

**Hans.** Was fällt Dir ein! Beileibe! Aber unter uns gesprochen, wie kamst Du auf den Gedanken?

**Jakob.** Ja, ja, ich bin verrostet — ich fühl' es wohl. Ach, mein Freund! Die Provinz ist kein leerer Wahn! Man verknöchert da, man versteinert. Wie ich auf den Gedanken kam? — Was ist das Leben, Hans? Eine Verkettung von Umständen, ein fatalistisches Räderwerk, in das Du bei Deiner Geburt hineingeräthst und welches Dich weiter stößt und treibt, bis ins Grab! — Du weißt, ich nahm in Berlin das Doctorat, ich hatte Ehrgeiz, große Pläne — ein Jurist kann Alles werden. Auch Freunde und Verbindungen fehlten mir nicht. Kurz, ich war auf dem Wege. Da führt mich eine Familienangelegenheit, eine Erbschaft, hierher in dies freundliche Heiligenstadt. Ich glaubte die Sache in wenigen Wochen abzuthun — es wurden Monate daraus. Ich kann nicht sagen, daß es mir unangenehm war. Das stille, behagliche Leben in dem anmuthigen Gebirgsstädtchen, die Zuvorkommenheit der guten Leute, die mich wie ein Wunder von Gelehrsamkeit und Bildung

anstaunten — kurz, ich fühlte mich behaglich, ich gewöhnte mich ein — ich war gefangen.

**Hans.** Hm! Frau Römer hatte wohl ihren Antheil an dieser Gefangenschaft?

**Jakob** (steht auf). Du magst mir's glauben oder nicht, mein Freund — Rosa war lieblich und reizend, ein Naturkind der Poesie, ein wahres Gretchen. Ihr Vater, der Bürgermeister, trug mir das Amt des Syndikus an, womit die sehr einträgliche Advokaten-Praxis für die ganze Umgegend verbunden war — meine alte Mutter lebte hier, von der ich mich, die sich von Heiligenstadt nicht trennen wollte — mein Entschluß war bald gefaßt. — Ich zog es vor, wie Julius Cäsar, der Erste in einem Dorfe zu sein! Mit meiner Heirath war mein Leben abgeschlossen, meine Jugend, waren's meine ehrgeizigen Pläne. — Noch ein Gläschen?

**Hans.** Immer zu! Aber Du hast Dich doch seit drei und dreißig Jahren nicht hier völlig eingemauert? Du hast Deine Reisen gemacht, Dich aufgefrischt? Hast Berlin wiederholt gesehen, Deine Gönner?

**Jakob.** Nichts von alle dem. Ich habe gearbeitet, hab' ein Vermögen erworben und bin hier sitzen geblieben. (Setzt sich wieder.)

**Hans** (halb aufstehend). Alle Wetter! Und der Reisetrieb, der Dir in den Gliedern steckte, wie mir!

**Jakob.** Er steckt noch, mein lieber Hans — aber wie ihn befriedigen? Als ich heirathete, da dacht' ich d'ran. Eine Reise nach Rom mit meiner Frau — das war immer der Lichtblick mitten in meinen trockensten Arbeiten. Aber die erste Zeit ging's nicht an, und nach fünf Jahren unsrer Ehe schenkte uns der Himmel eine Tochter.

**Hans.** Du hast eine Tochter?

**Jakob.** Was willst Du, Hans? Ich bin Großvater. Damals, als der kleine Engel zur Welt kam, da hieß es doppelt fleißig sein. Was ist ein Mädchen ohne Vermögen? Ich arbeitete für unser einziges Kind! So wurde ich alt, fast ohne daß ich's merkte, ließ mich später pensioniren, zog mich von allen Geschäften zurück und sitze nun im Lehnstuhl. Eine Verkettung von Umständen, wie ich Dir sagte. — Da ist heißes Wasser. Wenn wir einen kleinen Punsch machten, wie?

**Hans.** Ich bin dabei. — Du hast also eine Tochter! die ohne Zweifel gut verheirathet ist?

**Jakob.** So ziemlich. Sie lebt in Berlin, besucht uns jeden Sommer. Ihr Mann ist geheimer Referendar.

**Hans.** Geheimer Referendar! Respect! — Du nimmst zu viel Citrone.

**Jakob.** Meinst Du? Eins mußt Du mir aufklären, Hans! Wie hast Du mit Deinem mäßigen Vermögen die ganze Welt durchstreifen, ein so großartiges Vagabunden-Leben führen können?

**Hans.** Ganz einfach: ich hatte nicht Kind und Kegel und legte, was ich besaß, auf Leibrenten an. Was man mir auszahlt, verzehr' ich — nach mir bleibt nichts als mein Staub. Ich bin Weltbürger, frei wie der Vogel in den Lüften, und stürze mich ins Unermeßliche! — Ich bringe Dir einen Toast, alter Jakob! Hep, hep, hurra!

**Jakob.** Teufelsmensch, der Hans! — Das nenn' ich energisch! Das nenn' ich groß!

**Hans.** In meiner Jugend ging's ins Weite, jetzt im Alter wählt man die Touren aus, die minder anstrengend sind. Dieser Fuß, der jetzt den Deinigen berührt, wandelte auf den Fußstapfen des Tigers und des Elephanten, auf dem heißen Boden Indiens. Später kam ich nach Canton. Das war eine Ankunft, Freund! Eine prachtvolle Sommernacht. Man feierte den Regierungsantritt des himmlischen Kaisers. Unser Boot konnte sich kaum durchzwängen durch die Barken und Schiffe, mit Blumen und Laternen geschmückt; Feuer von tausend Farben spiegelten sich im Meerbusen ab und kokettirten mit den funkelnden Sternen, und vom Ufer her schimmerten von weitem die Pagoden, die Tempel von Porzellan!

**Jakob.** Ein Schauspiel aus dem Feenreich! O Du glücklicher Hans!

**Hans.** Und so weiter! — Von China segelten wir nach Amerika. Ich durchstreifte das Land durch mehrere Jahre, von Nord nach Süd, von den Savannen zu den Pampas, von den ernsten Waldungen Canada's bis zu den lachenden Gehölzen von Brasilien. Zu Fuß, zu Pferde ging's, auch in kleinen Canots. Gelegentlich auf einem amerikanischen Dampfer nach dem Südpol, bis zur äußersten Grenze des Erdballs. — Was soll ich Dir weiter erzählen? Schließlich komm' ich wieder nach Europa zurück. Nach Jahren und Jahren. So verstrich meine Jugend —

**Jakob.** Die Dir ein König beneiden müßte, mein Freund! — Aber Du erzählst mir nichts von den Frauen? Und es müssen Dir doch prächtige Exemplare vorgekommen sein! Zum Beispiel in Rom! Und in Asien! In Smyrna! Du warst doch in Smyrna? Diese wunderbaren ionischen Mädchen mit den Goldmünzen in den Haaren — Du hast sie gesehn?

**Hans.** Natürlich. Auch gesprochen.

**Jakob.** Mauvais sujet! — Und die Monumente, Hans! Die Alhambra, das Coliseum, das Pantheon —

**Hans.** Lauter gute Freunde von mir. Ich erzählte Dir nichts, weil das allbekannt ist. Wer hat das nicht gesehen?

**Jakob** (nach kleiner Pause, schlägt mit der Faust auf den Tisch). **Verdammt!** (springt auf und geht rasch auf und ab, die Hände in den Rocktaschen).

**Hans** (bleibt sitzen, sieht ihm nach). Sag' mir mal, was ficht Dich an?

**Jakob** (tritt zu ihm). Ich schäme mich, Hans! Du und ich — was für ein Unterschied! Jeder Deiner Herzschläge bezeichnet eine erhabene oder eine anmuthige Empfindung — mein Puls zeigt schläfrig die Stunden an, wie der Zeiger meiner Kanzlei-Uhr! Hab' ich jemals gelebt? Pfui! Ich bin auf die Welt gekommen, habe gegessen und geschlafen — Das ist das Ganze! und was hab ich erlebt? Nichts — rein nichts! Ich bin ein Licht, das langsam ausgeht. Auf der Stufenleiter der Wesen bin ich zum Cretin entartet — ich bin eine Schnecke — eine Molluske —

**Hans.** Gemach, gemach! Du gehst zu weit. Hast Du auch die frische Einbildungskraft, den lebhaften Geist — sonst Dein Eigenthum — ein bischen eingebüßt —

**Jakob.** Du gestehst es endlich ein? Du findest, daß ich eingerostet bin?

**Hans** (steht auf, zündet eine Cigarre an und lehnt sich an den Ofen, den Schnurbart streichend). Höre mich an, lieber Jakob! Ich will offen sein, wie ich's immer war. — Als ich den Fuß über Deine Schwelle setzte, hatt' ich einen unheimlichen Eindruck. — Es war was Gruftartiges, was mir den Athem hemmte, mir war's, als beträt ich eine alte ausgegrabene Wohnung in Herkulanum oder Pompeji. Ich betrachtete mit einer gewissen stumpfen Neugier diese Möbel, diese Bilder, diese Tapeten, die mit ihrer traurigen Reinlichkeit besser für die Glasschränke eines Museums taugen würden — zugleich erinnerte ich mich an Deinen so feinen Geist, an Deine Eleganz, Deinen Geschmack — ich konnte das glänzende Bild, das mir von Dir noch vorschwebte, durchaus nicht zusammen reimen mit dieser traurigen, düstern, spießbürgerlichen Umgebung. Und Du selbst! (betrachtet ihn) Ich unterdrückte eine Thräne und in mir rief es, als stünd' ich an einem Grabeshügel: Das also sind die Reste meines Freundes? — Es beleidigt Dich nicht, Jakob?

**Jakob.** Nein, nein, lieber Hans! Ich hatte übrigens längst die Empfindung meines Verfalls — wenigstens stiegen mir Zweifel auf — der Zweifel war unerträglich. Gewißheit ist mir lieber.

**Hans.** Lassen wir's, Alter! — Du bist also pensionirt? Was gedenkst Du jetzt anzustellen?

**Jakob.** Was soll ich anstellen? Ich will weiter leben — weiter sterben.

**Hans.** Ei zum Henker, so steh' lieber von den Todten wieder auf! — Im Ernst gesprochen, Jakob! Du hattest als Ehemann, als Vater Pflichten auf Dir — sie sind erfüllt — gut! Deine Stellung ist gesichert; die Zukunft Deiner Frau, Deiner Tochter; was hindert Dich jetzt, Dich für ein paar Jährchen in den Strudel der Welt, der neuen Zeit zu stürzen, Dich wieder aufzufrischen? Man reist jetzt, wie in den Zaubermärchen. In zwei — drei Jahren, sag' ich Dir, kannst Du ganz Europa durchstreifen und ein Stück von Asien obendrein —

**Jakob.** Ach mein Freund! Was räthst Du mir da? Soll ich in meinen Jahren die Welt durchstreifen, wie ein fahrender Schüler — und allein?

**Hans** (tritt zu ihm). Allein? Wer räth Dir das? Was wär' denn ich? Bin ich nicht da, um Dir meine Erfahrung zur Disposition zu stellen, meinen Reisewagen, meinen Bedienten, kurz Alles und mich selbst obendrein?

**Jakob.** Guter Hans, das wolltest Du wirklich? Du wolltest mein Begleiter sein?

**Hans** (nimmt ihn untern Arm, sie gehen auf und ab) Wie denn anders? Ich leite Dich, ich führe Dich, Du brauchst kein Reise-Handbuch, keinen Cicerone. Und Du brauchst mir nicht einmal zu danken! Es macht mich glücklich. — Durch Deine Eindrücke werden sich die meinigen auf's Neue beleben. Und unser Leben zu enden, wie wir's angefangen, gemeinsame Abenteuer, gemeinsame Freuden, gemeinschaftliche Kasse, ist das nicht köstlich, Jakob? — Also abgemacht, abgemacht! Gilt's?

**Jakob.** Ich gesteh Dir, mein Freund, der Gedanke hat etwas Reizendes, aber —

**Hans.** Kein aber! — Abgemacht! Wir gehen für's Erste nach Paris, das ist die beste Vorbereitung. Dort wird das Frühjahr abgewartet. Ich zeige Dir alle Merkwürdigkeiten, führe Dich in alle Theater, auch hinter die Coulissen; — Du wirst die Patti hören, die Nilson — du warst ja sonst ein Freund der Musik?

**Jakob.** Ich bin's noch immer, mein Freund. Ich blase die Flöte —

**Hans.** Vortrefflich! Du nimmst Deine Flöte

mit. Also den Rest des Winters in Paris — das steht fest — aber im ersten Frühjahr —

**Jakob** (lebhaft). Nach Italien — nach Rom! das war immer mein Wunsch!

**Hans.** Nach Rom, nach Neapel, nach Sicilien, nach Madrid, nach Barcelona, nach Saragossa, nach Sevilla — wohin Du willst! Ueberall hin! die ganze Welt steht uns offen!

**Jakob.** Die ganze Welt! (sucht die Brieftasche hervor).

**Hans.** Was suchst Du denn da so eifrig in Deiner Brieftasche?

**Jakob.** Da nimm!

**Hans.** Ein Paß nach Frankreich, Italien, Spanien, England — Du hast also reisen wollen?

**Jakob.** Seit Jahren! Ich sagte Dir ja — d'rum hielt ich immer den Paß bereit, ließ ihn jedes Jahr erneuern für den Fall, daß mir die Umstände erlauben sollten —

**Hans.** Vortrefflich! So ist ja gar kein Hinderniß, daß wir die Reise gleich antreten?

**Jakob.** Keins, gar keines — eigentlich keines —

**Hans.** Mein Plan gefällt Dir also? Was sagst Du?

**Jakob.** Was ich sage? Daß sich mir der Himmel aufthut! Gib mir eine Cigarre, Hans. — Was ich sage? Daß Du recht hast — daß ich lange genug für die Andern gelebt habe; daß man, zum Henker! auch Pflichten hat gegen sich selbst! (dampft heftig) Wofür hat man seine Gaben? Geist, Einbildungskraft, das Gefühl für das Schöne — 's ist eine Schande, eine Schmach, 's ist ein Verbrechen, sein Licht unter den Scheffel zu stellen — was? (geht dampfend auf und ab).

**Hans.** Bravo, bravissimo! Das ist mein Jakob Römer von ehedem! Das ist mein Brutus — wie wir Dich immer nannten, weißt Du noch? Aber laß uns das Eisen schmieden. (Ruft) Martha!

**Jakob** (mit verändertem Ton). Was willst Du denn von ihr, mein Freund?

**Hans.** Sie von Deiner Abreise in Kenntniß setzen, damit sie Dein Gepäcke — Martha!

**Jakob.** St! Wir werden ja doch nicht schon heute abreisen, lieber Hans?

**Hans.** Heute Abends, Schlag sieben Uhr. Die Pferde sind bestellt — Du weißt's ja —

**Jakob.** Freilich weiß ich's — aber in dieser kalten Nacht — in dem Schnee — und wenn Thauwetter eintritt — wir könnten doch wohl den Morgen abwarten, dächt' ich?

**Hans.** Ja so! Du scheust Dich vor dem Frost und vor einer Nacht im Wagen. Zieh Dir die Nachtmütze über beide Ohren, Schatz, leg' Dich in's warme Bett, Brutus, und rede mir nicht mehr vom Reisen!

**Jakob.** Ich scheue mich vor gar nichts, mein Freund, aber die Wahrheit ist: diese gar zu große Eile macht mich ein bischen perplex. Man braucht doch zwei, drei Tage, um sich gehörig auszurüsten, um seine Vorbereitungen zu treffen.

**Hans.** Was für Vorbereitungen? — Du brauchst ein englisches Felleisen — das hast Du ja? — und ein bischen Wäsche, sonst nichts. Dazu hast Du noch eine Stunde Zeit — das genügt. Fehlt's Dir an baarem Geld — mein Creditbrief reicht für uns Beide. Keine Kindereien, Jakob! Verschiebst Du Deinen Plan um zwei Tage, um Einen Tag, dann ist's klar, daß Du nicht fortkommst. Dann gibt's Einflüsse, Hindernisse — ich brauche Dir nicht erst zu sagen, welche; kurz, man muß die Sache gleich und rasch anpacken, oder sie völlig liegen lassen.

**Jakob** (denkt nach). Du hast abermals recht. — Deine Hand, Hans Waller! Du hast Deinen Mann gefunden.

**Hans.** Martha —

**Jakob.** Laß nur, laß! Ich brauche die Martha nicht. Ich will mein Felleisen selber packen, sobald meine Frau — sechs Uhr längst vorüber! Sie muß gleich hier sein. — Was meinst Du? Es wird einen fatalen Moment geben, wenn sie erfährt — eigentlich einen traurigen Moment — aber was will man thun? Im Uebrigen, mein Gewissen ist rein. Ich will auch einmal einen Zug aus dem Freudenbecher thun — wenn der Rand gleich ein wenig bitter ist! — Welche Perspective, mein Johannes! Paris, die Patti, Rom, Neapel, Saragossa, die Nilson — 's ist wie ein Traum! — Schon sechs Uhr zwanzig Minuten. — Ich gäbe viel darum, wenn ich schon um eine Stunde älter wäre — nur um eine Viertelstunde — 's ist eine Schwäche, wenn Du willst, aber —

**Hans.** Höre! Soll ich's vielleicht Deiner Frau mittheilen?

**Jakob.** Gerade heraus, Hans — es wäre mir lieb —.

**Hans.** Es ist so gut wie geschehen. Geh' Dein Felleisen packen.

**Jakob.** 's ist nicht, als besorgt' ich eine heftige Scene; das hieße ihren Charakter verkennen —

**Hans.** Wir werden ja sehen!

**Jakob.** Sag' ihr vor Allem, daß ich sie bitte, ihre Gemüthsruhe zu bewahren. Wenn sie mich

etwa abhalten wollte, das diente zu nichts — das würde die Sache nur schlimmer machen.

**Hans.** Werd's ausrichten. Dein Felleisen —

**Jakob.** Im Augenblick! (geht, kehrt um) Du wirst es ihr schonend beibringen, nicht wahr, mein Freund?

**Hans.** Verlaß Dich darauf. Aber Du darfst mich nicht etwa im Stiche lassen, wenn die Sache einmal im Zuge ist —

**Jakob.** Pfui! Ein Deserteur während der Schlacht! Du kennst mich schlecht, Hans!

**Hans.** Ich meine nur — ich würde sonst eine ziemlich lächerliche Rolle spielen — verstehst Du?

**Jakob.** Herr Waller, ich habe die Ehre Sie zu versichern, daß mein Entschluß gefaßt ist, und daß ich heute Abends Schlag sieben Uhr — Widerstand oder nicht — mit Ihnen abreisen werde, auf mein Ehrenwort! Bist Du zufrieden?

**Hans** (faßt ihn bei den Schultern). Packe Dein Felleisen!

(Jakob ab zur Seitenthür rechts).

## 4. Scene.

Hans allein.

**Hans** (reibt die Hände). Jetzt haben wir's mit einander zu thun, meine liebe Madame Römer! — Diese Frau wirft meine ganze Moral-Philosophie über den Haufen. — Ich bin kein Türke — die Polygamie war mir bisher ein Gräuel — aber für ewige Zeiten an das Joch geschmiedet zu sein eines solchen alten Satan's aus der Provinz! — Alles war mir an ihr zuwider — schon im ersten Augenblick — ihre Manieren, ihr Anzug, ihre ganze Umgebung: — Armer Jakob! Und 's ist doch ein Mann von Geist. — Ich hab' ihr bei Tisch tüchtig zugesetzt. — Es wird noch eine heiße Scene absetzen. Diese frommen Seelen verwandeln sich in Harpyen, wenn man an sie rührt. Aber sie soll ihren Meister finden!

(Lehnt sich an den Ofen, da die Zimmerthür aufgeht).

## 5. Scene.

Hans. Rosa.

**Rosa** (an der Thür). Nichts da, Minette! Du hast Dich hinausschaffen zu lassen — Du darfst nicht wieder herein. (Tritt ein) Herrje! Ihr schlimmen Männer! Ihr habt geraucht! (fächelt mit dem Sacktuch).

**Hans.** Haben wir geraucht? (schnuppert) Wahrhaftig, ja! — Was doch die Zerstreuung thut, meine liebe Madame Römer! Wir rauchten, ohne daran zu denken — so sehr waren wir in unsre Projecte vertieft, mein Freund Jakob und ich.

**Rosa** (legt Hut und Mantel weg). Ein Project? (freudig) Sie bleiben vielleicht bei uns, Herr Waller?

**Hans.** Hm! Nicht so eigentlich. Aber für Jakob und mich kommt's auf dasselbe hinaus. — Sind Sie stark im Räthsel Errathen, Madame Rosa Römer?

**Rosa** (ängstlich, fixirt ihn). Sie werden mir doch nicht meinen Mann entführen wollen?

**Hans** (verneigt sich). Mit Ihrer Erlaubniß, Madame Römer, werd' ich so frei sein, mir diese Freiheit zu nehmen.

**Rosa** (wie oben, forscht in seinen Blicken). Nein, nein! das ist's nicht — das nicht! Sie werden über meine Einfalt lachen, Herr Waller, daß ich einen Scherz so ernsthaft nehme — aber darüber versteh' ich keinen Spaß — das wäre mein Tod! — Sprechen Sie, lieber guter Herr Waller, Sie lassen mir meinen Mann? Sie lassen mir ihn, nicht wahr?

**Hans.** Ich lasse Ihnen ohne allen Widerspruch sein Herz, meine werthe Madame — aber was seine leibliche Person betrifft, so müssen Sie sich auf eine kurze zeitweise Trennung gefaßt machen.

**Rosa** (hält sich mit der Hand an dem Lehnstuhl fest; mit erstickter Stimme). Also wirklich! Wirklich!

**Hans** (horcht nach der Seitenthür). Hören Sie's, wie er da drinnen herum wirthschaftet, der Tollkopf? Wie er seinen Mantelsack hin und her schleppt! Sein englisches Felleisen! Er fährt mit ihm herum, wie mit einem Triumphwagen! — Je nun! Bedenken Sie, liebe Madame Römer, wenn man dreißig Jahre ununterbrochen in Heiligenstadt verlebt hat, daß da ein Mann vom Schlag meines Freundes —

**Rosa** (rasch). Keine Erklärung! Ich begreife Alles. Wo führen Sie ihn hin?

**Hans.** Aufrichtig, ein bischen überall hin. Erstens —

**Rosa.** Auf wie lange?

**Hans.** Etwa auf ein Jährchen — höchstens auf ein paar. Welche reizende Perspective lacht Ihnen da entgegen, Madame Römer! Binnen so wenigen Manaten — wie wird sich Ihre Raritäten-Sammlung, die jetzt schon so reich ist, glücklich vermehren. Welchen Zuwachs wird sie erhalten an Kunstschätzen, Naturseltenheiten Rosenkränzen und dergleichen!

**Rosa** (ohne auf ihn zu hören, sinkt in den Lehnstuhl und bedeckt ihr Gesicht mit beiden Händen, laut schluchzend) O mein Gott! Mein Gott!

**Hans** (für sich kopfschüttelnd). Das wird rührend! (laut) Courage, meine liebe Madame Römer! Das ist nicht vernünftig! Um was handelt sich's

denn? Um eine Reise. Man stirbt nicht, wenn man reis't — man kommt wieder zurück — an mir haben Sie den lebendigen Beweis. Was thun denn die Soldatenfrauen? — Noch einmal: Courage! Wahrhaftig, Sie setzen mich in Verlegenheit, Madame Römer! Meine Botschaft wird auf diese Weise unendlich beschwerlich.

**Rosa.** Entschuldigen Sie mich, Herr — Sie sehen, daß — ich kann nicht mehr — (sinkt zurück).

**Hans** (ungeduldig, geht ein paar Schritte, tritt dann rasch zu ihr). Das ist's eben, Madame — ich habe den ausdrücklichen Auftrag, es Ihnen zu sagen — das ist's, was Jakob um jeden Preis vermeiden will.

**Rosa** (erhebt sich halb). Ich soll ihn nicht mehr sehen?

**Hans.** Sie sollen's — wenn Sie ein wenig Festigkeit zeigen. Wenn nicht, und da sein Entschluß unwiderruflich ist, so wär' es für beide Theile besser, wenn sie ohne Abschied —

**Rosa** Gut, gut! Ich will mich muthig zeigen — ich versprech' es Ihnen. Lassen Sie mir nur ein paar Minuten Zeit — ich kann ja nicht — so auf einmal — Gott! Gott im Himmel!

**Hans** (hart). Noch einmal, Madame, Ihre Verzweiflung steht durchaus in keinem Verhältniß mit der Sache selbst. Wetter! Wir ziehen ja nicht in den Krieg — Ihr Mann und ich!

**Rosa** (kindisch, trocknet sich die Augen). Nein, nein! — ich weiß ja — er wird wieder kommen.

**Hans.** Sie haben Religion, Madame — zeigen Sie das jetzt — es ist der Moment. In die Kirche gehen, das macht's nicht aus; man muß in der Welt nicht immer sich allein vor Augen haben.

**Rosa.** Gewiß nicht, lieber Herr Waller! Aber sehen Sie — diese Strapazen — er ist nicht daran gewöhnt wie Sie, er hat eine schwache Gesundheit — schwächer als Sie's denken. (Sie ergreift seine beiden Hände.) Sie werden auf ihn recht Acht haben, nicht wahr?

**Hans** (minder hart). Gewiß, gewiß! Zählen Sie auf mich. Ich mache mich anheischig, ihn zurück zu bringen, frisch und blühend wie ein junges Mädchen. Mein Ehrenwort darauf! Was wollen Sie mehr? Aber jetzt nur keine Thränen, keine Abschieds-Scenen!

**Rosa.** Nein, nein! Sie sollen mit mir zufrieden sein, Herr Waller. Es ist schon vorüber. (Lächelt). Alles gut.

**Hans** So ist's recht, Madame Römer, so ist's recht! Was ist ein Jahr? Du lieber Himmel! Ein halbes Jahr werden Sie vermuthlich bei Ihrer Tochter in Berlin zubringen, den Rest werden Sie hier verleben, zufrieden, heiter, in der gewohnten Umgebung. Mein Freund Jakob wird nur zur Hälfte abwesend sein, denn Alles hier spricht von ihm, Sie finden ihn auf jedem Schritt und Tritt.

**Rosa** (schüttelt den Kopf). Nehmen Sie sich in Acht, Herr Waller, Sie wollen mich trösten und vermehren nur meinen Schmerz — den Sie nicht begreifen können. — Sie waren immer ein Lebemann; Ihr Herz hängt nicht an den tausend Fäden, deren Gewalt man erst kennen lernt, wenn sie zerreißen sollen. Noch vor einem Augenblick — welchen Werth legte ich auf diese Gegenstände, auf diesen Hausrath, seit so vielen Jahren die Zeugen unsrer Gewohnheiten, unsrer Freuden, unsrer Schmerzen! — Und jetzt! — Was sind sie mir jetzt? Nichts als die Trümmer einer Täuschung, eines erträumten Glücks!

**Hans.** Beste Madame Römer, Sie übertreiben —

**Rosa.** Die Reise selbst ist nichts, zugegeben — aber sie gibt mir eine entsetzliche Antwort auf eine Frage, die ich insgeheim mein ganzes Leben lang an mich gerichtet: Ob mein Jakob glücklich ist? — Nein, er ist's nicht! Ich allein war glücklich — das ist's! Er hatte sich in sein Loos ergeben — aber er war nicht glücklich. Und doch — ich darf es sagen — mein Herz war seiner würdig! Aber sonst — ich stand zu tief unter ihm — ich fühlte das wohl! Ein Geist wie der seinige — und ich! Was war ich ihm, konnt' ich ihm sein? Ich, ein armes Mädchen aus der Provinz, fremd im Leben, in der Welt, das nichts verstand, als ihn zu lieben!

**Hans.** Ruhig, ruhig, liebe Frau! Wie gesagt, Sie übertreiben. Was mich betrifft — je mehr ich Sie kennen lerne — kurz und gut, mein Freund Jakob hätte keine bessere Wahl treffen können.

**Rosa.** Sie schmeicheln mir, Herr Waller, weil Sie mich leiden sehen, weil Sie großmüthig sind — ich will es nicht minder sein. Ich verzeihe Ihnen alle Schmerzen, die Sie mir verursacht — denn aufrichtig: es ist schon hübsch lange her, daß ich Sie zum erstenmal im Stillen verwünscht habe!

**Hans.** Mich, beste Frau Römer? Wie komm ich zu der Ehre?

**Rosa** (aufgeregt). Soll ich's Ihnen sagen? — Eine jede Frau, mein bester Herr Waller, hat von ihrem Hochzeitstage an einen höchst gefährlichen Nebenbuhler zu bekämpfen — es sind die Erinnerungen ihres Gatten. Alle die Herrlichkeiten, die man uns geopfert hat, vergessen zu machen — glauben Sie, daß das so leicht ist?

Ihr Namen, Herr Waller — ich gewahrt' es bald — Ihr Namen, den er so oft im Munde führte, war für meinen Mann das wahre Symbol der entschwundenen Freuden, in Ihnen stellte sich seinem Geiste die Unabhängigkeit dar, die Zeit der Abenteuer, der Kraft, des Glückes, die Zeit der kurzen Schmerzen und der unendlichen Hoffnungen — — was war ich dagegen? Ich war das wirkliche bürgerliche Leben, die Haushaltung, die Sorge für heute und morgen; ich war die Prosa — Sie waren die Poesie. Sie mußt' ich bekämpfen — ich setzte Alles daran, meine beste Kraft — umsonst! Sie waren und blieben der Stärkere. Wenn Jakob sinnend ward, träumerisch — das war wieder einer Ihrer Siege! Und sie vermehrten sich von Jahr zu Jahr! Wie oft hab ich in meiner einsamen Kammer meine Thränen verborgen! Aber damals war ich jung und der liebe Gott hält's mit der Jugend; der Himmel schenkte mir eine Tochter — Sie waren überwunden! (schmerzlich) Jetzt ist der Engel fort — der Sieg lacht Ihnen ein zweites Mal.

**Hans** (seine Rührung verbergend). Wer kann das wissen, liebe Frau? Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen. Sie werden Jakob sehen — sprechen. Sie können die Reise noch rückgängig machen.

**Rosa** (sanft). Nein, ich thu nichts dagegen. Wie lange denkt er schon an eine solche Reise! Jedes Wort, jede Anspielung, sein Schweigen selbst wäre mir ein Vorwurf — nein, nein! es ist nöthig, daß er reist. Er muß fort!

**Hans** (nach kleiner Pause). Seien Sie wenigstens überzeugt, liebe Madame Rö . . . liebe Frau Rosa — was auf mich ankommt — er soll nicht gar zu lange wegbleiben.

**Rosa.** Ich danke Ihnen. (Reicht ihm die Hand, die er küßt. Lärmen im Nebenzimmer.) Mein Gott! Was gibts denn! Das war Jakobs Stimme! (Nähert sich der Thür.)

## 6. Scene.

Vorige. Jakob. Martha.

**Jakob** (stößt die Thür auf, heftig zu Martha). Du bist ein ungeschicktes Ding! Halt den Mund! Ein Mantelsack mit einem bischen Wäsche! Braucht's da Hebebäume? Ist das eine zentnerschwere Last? (zu Rosa) Denk' Dir nur, mein Kind, das alberne Ding will mir da mein englisches Felleisen mit dem Fuße über die Treppe hinunter expediren! Mit dem Fuße!

**Martha.** Ei was, Herr Römer! Seit Sie mir gesagt haben, daß Sie nach Rom gehen wollen, hab' ich weder Arme noch Beine mehr! Keine Kraft in mir — nicht so viel! Nach Rom! Das ist was Neues! Das ist was Sauberes!

**Jakob.** Sie ist verrückt! — Was hast Du Dich darein zu mischen?

**Martha.** Was mischen! Wollen Sie die Frau allein lassen? In ihrem Alter? Und nach Rom zu gehen! Danken Sie Gott, wenn Sie sie wieder finden! Ich steh' für nichts!

**Jakob** (an sich haltend). Martha, nimm Dich in Acht! Du siehst, daß ich nicht in der besten Laune bin.

**Martha.** Glaub's gern! Wenn man in dem Alter solche Streiche macht! Nach Rom! Sie sollen sich schämen, Herr Syndikus —

**Jakob** (ausbrechend). Du kannst zum Teufel gehen, Martha!

**Rosa** (da Martha auffährt, rasch mit Strenge). Kein Wort mehr! Geh' hinaus, mein Kind!

**Jakob.** Geh' zum Teufel! Und wenn's das letzte Wort wäre, das ich in meinem Hause noch zu sagen habe — es bleibt dabei! Geh zum Teufel! Zum Teufel!

**Martha** (im Abgehn, trotzig). Nach zwanzig Dienstjahren! Mir kann's recht sein! (Ab.)

## 7. Scene.

Jakob. Rosa. Hans.

**Jakob.** Du bist auch Schuld, mein Kind! Das kommt heraus, wenn man die Dienstboten zu gut behandelt — zu familiär. Du hast gehört, daß ich das Ding zum Teufel gejagt habe —

**Rosa.** Ja, mein Freund! Ich werde morgen mit ihr abrechnen — wenn's dabei bleibt.

**Jakob.** Dabei bleibt? Aendre ich etwa meine Meinungen alle fünf Minuten? Bin ich ein Wetterhahn? Oder vielleicht ein schwacher Alter, dem seine eigne Magd den Kopf zurechtsetzen muß? Wie?

**Rosa** (sanft). Nichts mehr darüber, lieber Jakob! Das Mädchen bekommt morgen seinen Abschied. (Rasch) Aber hast Du denn auch Alles, was Du brauchst? Darf ich noch einen Blick in Dein Felleisen werfen? Die Männer verstehen sich nicht auf's Packen — auch vergessen sie eine Menge Kleinigkeiten, die man dann ungern vermißt. Man kann's unterwegs kaufen — ich weiß wohl — aber besser, man hat's. Und dann — (scherzend) Du wirst, wenn Du's findest, wenigstens auf der Reise an mich denken, Du fahrender Ritter!

**Jakob.** Wie Du willst, mein Schatz, da sind die Schlüssel! (Rosa ab.)

## 8. Scene.

Jakob. Hans.

**Jakob** (sieht ihr nach). Es scheint, meine Frau hat's gut aufgenommen — wie?

**Hans.** Ganz gut. — Weißt Du, Jakob, daß Deine Rosa wirklich ihre guten Seiten hat?

**Jakob** (lebhaft). Nicht wahr? nicht wahr?

**Hans.** Sie ist bescheiden, beinahe furchtsam; damit schadet sie sich selbst!

**Jakob.** Ich sagt' es Dir ja gleich, sie hätte eine Scheu vor Dir. — Aber ich wette, wenn einmal die Eisrinde zwischen Euch geschmolzen war, daß Du sie kaum wieder erkannt hast.

**Hans.** So ist's! Während sie ergriffen war — denn sie war's, tief ergriffen, ich läugne es nicht — da kamen Herzenslaute zum Vorschein, die mich überraschten.

**Jakob.** Das glaub' ich gern. Was das betrifft — ihr Herz ist auf dem rechten Fleck!

**Hans.** Und ihr Geist? Sage was Du willst! Sie hat Geist, Seele — eine feine zarte Seele!

**Jakob.** Wem sagst Du das, mein Freund? Meinst Du, ich hätte sie genommen, wußt' ich nicht, daß da und da was zu Hause war? Und hätt' ich die Wahl noch frei — ich wählte keine Andere, als sie. Mein Gott, sie hat ihre Fehler — aber was zählt das? Ein bischen linkisches Wesen, Manieren aus der Provinz, ländliche Einfalt, dagegen ein treues Gemüth, einen gesunden Verstand, eine wahrhafte Gottergebenheit — kurz, alle Tugenden, die einen honeten Menschen gewinnen müssen.

**Hans** (lacht, klopft ihm auf die Achsel). Ich seh Dich kommen, honeter Mensch! Na — 's ist gut.

**Jakob.** Was denn? Du meinst —?

**Hans.** Gut, gut! Die Sache ist klar. Man hat sich's überlegt, man erkennt den Werth des Schatzes, den man im Hause hat — man hat nicht mehr das Herz, ihn zu verlassen. Ich soll allein reisen — ich begreife das!

**Jakob.** Ich schwöre Dir, mein Freund —

**Hans.** Genug, genug! Ich begreif's ja —

**Jakob** (ärgerlich). Was begreifst Du? Nichts! — Ich habe die guten Eigenschaften meiner Frau nie aus den Augen verloren; aber wäre sie zehnmal eine Heilige, so bleibt's doch nicht minder richtig, daß ich bisher ein Schneckenleben geführt habe! Ich reise — ich muß jetzt reisen. Die Haltung meiner Frau hat mir jeden Scrupel benommen.

**Hans.** Aufrichtig, Jakob — das war nur Schein — um Dich nicht zu betrüben. Deine Frau stellt sich stärker, als sie ist, und ich weiß —

**Jakob** (heftig). Du weißt, Du weißt! Ich weiß, daß Du Dir's besser überlegt hast — daß ich Dir lästig falle und daß Du mich sitzen lassen willst! Aber ich reise allein, ganz allein! (Geht auf und ab.)

**Hans.** Was Du hitzig bist, Jakob! Beruhige Dich! Es war ein Mißverständniß. Ich dachte, es hätte Dich gereut, aber wenn's so steht — desto besser! Wir reisen miteinander. Es bleibt dabei!

## 9. Scene.

Vorige. Martha.

**Martha** (öffnet die Thür, mit brüskem Ton). Die Pferde! (Schlägt die Thür wieder zu).

## 10. Scene.

Hans. Jakob. Dann Rosa.

**Hans** (lacht). Das alte Mädchen möchte mich vergiften, wenn sie könnte! — Also ans Werk! Rüsten wir uns! (Holt Kappe und Mantel.) Da fällt mir ein, Du kannst im Fahren nicht schlafen?

**Jakob** (holt den Rock). Im Gegentheil! Ganz vortrefflich!

**Hans.** Dann ist's gut! Also angespannt? Das Fenster geht ja auf die Straße? (Oeffnet es, schließt es gleich wieder.) Was für ein höllisches Schneegestöber! Und eines meiner Wagenfenster ist zerschlagen! Du wirst frieren, armer Freund!

**Jakob** (mit seiner Toilette beschäftigt). Ohne Sorge, Ich kann die Kälte ertragen, trotz einem Lappländer!

**Hans.** Ja? — Bravissimo! (die Uhr schlägt.) 1, 2–5, 6, 7! Sieben Uhr! Also fort!

**Rosa** (tritt ein, ihre Unruhe verbergend). Alles in Ordnung! Hier sind die Schlüssel, mein Freund. Das Nachtzeug liegt oben auf. Du wirst alles finden, wie Du's gewohnt bist. Da hab' ich auch meinen alten Shawl entzwei geschnitten, das hält warm um den Hals.

**Jakob.** Du bist nicht klug! Der Shawl war noch ganz gut; aber weil's einmal geschehen ist — (wickelt den Shawl um den Hals.)

**Rosa.** Da ist die andere Hälfte für Sie, Herr Waller.

**Hans.** Für mich? (gerührt) Danke, liebe Frau Rosa!

**Rosa** (leise zu ihm, auf Jakob deutend). Sie werden Ihr Versprechen halten, nicht wahr? (Hans nickt und wendet sich rasch ab.) Und Du, Jakob — Du wirst vor Allem an unsre Tochter schreiben!

**Jakob** (setzt die Kappe auf). Recht oft — auch an Dich! (Zieht die Kappe tief herunter.)

**Hans** (hat den Kalender an der Wand bemerkt, rasch). Mittwoch, der zwölfte Januar? Was? Heute haben wir den zwölften Januar?

**Rosa.** Ich denke wohl! — Warum? Ist das ein wichtiger Tag?

**Hans.** Für mich! Nur für mich — vor fünf Jahren — fast zur selben Stunde hab' ich eine Erfahrung gemacht, die schwerlich sobald aus meinem Gedächtniß schwinden wird — (stampft mit dem Fuße) Sind wir fertig, Jakob?

**Jakob.** Eine Erfahrung? War's ein Unfall?

**Hans.** Nein. Ich war ganz einfach krank. Und zwar krank in einem Gasthause — was nicht besonders angenehm ist.

**Jakob** (trocken). Krank ist krank —!

**Hans.** Ohne Zweifel! Aber die Umstände, unter denen die Krankheit oder der Tod uns erreicht, die Eindrücke sind verschieden. Man muß das erfahren haben, um es zu begreifen — es durchrieselt mich noch —

## 11. Scene.

Vorige. Martha (tritt auf und bleibt auf einen Wink Rosa's an der Thür stehen).

**Jakob** (tritt näher zu Hans). Nun also, was sahst Du denn in dem Wirthshaus?

**Hans.** Eigentlich nichts Besonderes. Kahle Wände, alte Möbel, herabgebrannte Lichter und ein paar Leute, die gleich mir glaubten, ich würde abfahren. Es war der Arzt und ein Priester, die gleichgültig mit einander plauderten. Alles, was mich umgab, war mir fremd — Alles! Nichts, das ich kannte, was mich kannte und das mir sagte: Fahr' hin in Frieden! Ich lag einsam im Sterben, wie der letzte Mensch. Das Buch des Lebens hatte sich mir plötzlich aufgeschlossen und ich las auf jeder seiner Seiten die Worte, die eine göttliche Hand eingetragen, die Worte: Pflicht und Opfer! — Ich hatte meinen Vater sterben sehen — daran mahnte mich's plötzlich mit einer Klarheit der Erinnerung — ich sah ihn vor mir, seine ganze Umgebung, die treuen Diener des Hauses, den alten Doctor, den ehrwürdigen Priester, ein paar alte Jugendfreunde, uns Kinder, die Mutter endlich — die treffliche Mutter! Alle umstanden das Bett, neigten sich zu ihm, flüsterten ihm Liebesworte zu, lächelten unter Thränen, versüßten ihm sein Sterben, nachdem sie ihm sein Leben verschönert! Bei diesen Erinnerungen, bei diesen Bildern — so vertrocknet es war — zerschmolz mein Herz in heißen Zähren — (mit gebrochener Stimme) ich war gerettet!

**Jakob** (gerührt). Es greift Dich an, mein Freund —

**Hans** (rauh). Es greift mich an — ja wohl! Wie Alles, was ich hier sehe — denn jetzt im Alter mahnt's mich hier so lebhaft an mein Vaterhaus. Ich verlor meine Eltern frühzeitig. Weißt Du, was ich damals that in der Jugend? Ich verkaufte das ausgestorbene Elternhaus — ja, ich hatte das Herz dazu! Das Zimmer, worin ich zur Welt kam, das Fenster, woran mein Mütterchen mit der Brille saß, meine ersten unschuldigen Empfindungen, meine süßesten Erinnerungen — das verkauft' ich Alles! Mein ganzes väterliches Erbe verwandelte ich in eine Leibrente — nun saß mein Egoismus fest, erst recht fest. Ich habe jetzt nichts, als was ich brauche — nach mir bleibt nichts übrig. Und was mich mehr als Alles schmerzt — ich bin nicht mehr im Stande, mein Vaterhaus zurück zu kaufen, um dort meine letzten Tage zu verleben, um dort Liebe zu finden — wenigstens die der seligen Schatten, die mich da umschweben würden — bis sie mich zu sich riefen. (Heftig) Nun, wird's? Wann werden wir endlich abreisen?

**Jakob** (ergreift seine Hand). Ja, mein Hans, ja, wir reisen — wenn Du nicht vorziehst, hier zu bleiben als Glied einer Familie, als Freund, als Bruder! — Keine Thränen, Rosa! Vergiß, vergib diesen Moment des Undanks, den ersten in unserm ganzen Leben, wie er der letzte sein soll.

**Rosa** (umarmt ihn). Mein lieber, lieber Jakob! — Ach, Herr Waller! Sie geben uns unser häusliches Glück wieder — wenn Sie es mit uns theilen wollten!

**Hans.** Beste Frau! Meine Freunde! Ich seh es wohl, man darf mit der Wahrheit kein Spiel treiben. Ich wollt' Euch Fallstricke legen — und gerieth selber hinein. Ich war ein Kind — ein rechtes Kind. (Ermattet sinkt er in den Lehnstuhl, Jakob und Rosa treten zu ihm). Ist's denn Euer Ernst? Es wäre ein holder Traum für einen armen Verlassenen, wie ich bin —

**Rosa.** Er bleibt bei uns!

**Martha.** Er bleibt! Nanu — (Ab.)

**Hans** (springt auf, schließt beide in die Arme). In Eurer lieben Mitte, ja! Wir bleiben den Rest des Winters bei einander und im Frühjahr reisen wir nach Rom — alle drei! Und noch Eins, liebe Frau Rosa! Ich weiß, wie einem Ausgeschlossenen zu Muthe ist! Lassen Sie Ihre Minette wieder herein. Komm', Kätzchen, Komm!

# Der Floh des Kaisers.*)

Humoreske

von **Otto Müller.**

---

„Wenn ich Dir nun aber mein Wort darauf gebe, daß sie ihn sogar in Seinem eigenen Bette gefangen hat?" versetzte der Pfarrer mit nachdrucksvoller Betonung, zog den Freund neben sich auf das Sopha nieder und fuhr erheitert fort:

„Laß Dir die Geschichte noch in aller Eile vor dem Schlafengehen erzählen; denn gleichviel, ob ein Floh oder mehrere drüben in Deinem Bette mit Sehnsucht auf Dich warten, die Thatsache, daß wir wirklich einen Floh Napoleons III. hier im Pfarrhaus zu Witzhausen im Odenwald hatten und vermuthlich noch haben, wird Dir durch unverwerfliche Zeugen bestätigt, indem sogar Tante Lumme in Person bei dem merkwürdigen Fang desselben im Schlafgemach des exilirten Kaisers auf der Wilhelmshöhe bei Kassel zugegen war.

Wie ich Dir schon sagte, war meine Schwiegermutter, die Majorin, gleich so manchen anderen vollblütigen aristokratischen Damen des ancien régime in unseren ehemaligen kleinen Rheinbundstaaten eine enthusiastische Verehrerin der napoleonischen Dynastie. Denn es sind ja erst wenige Jahre her, daß es noch eine sehr wohlbekannte exclusive Partei bei unserem süddeutschen Hofadel gab, die sogar in gewissen Ländern die ersten Staatsämter bekleidete, welche einen förmlichen Tic darauf hatte, Alles was Napoleonisch hieß, zu vergöttern und den Mann des zweiten December zu beweihrauchen, weil die gemeine bürgerliche Gewohnheit, deutsches Nationalgefühl genannt, sich immer lauter und erbitterter gegen den nichts weniger als flohreinen Neffen des großen Onkels aussprach und ihn einstimmig dahin wünschte, wohin er von Gottes- und Rechtswegen gehörte, zu dem alten Herrn und Meister alles thierischen und menschlichen Ungeziefers in der Schöpfung.

Genug, auch meine Frau Schwiegermutter selig war trotz ihrer derangirten Vermögensverhältnisse eine hochgradige Napoleonsverehrerin und feierte nicht nur den Napoleonstag in solennster Weise durch ein großartiges Gastmahl, wobei auch einmal die lorbeergeschmückte Büste des glorreichen Besiegers von Mexiko höchst sinnig mitten auf der Tafel neben einem gesulzten Wildschweinskopf mit der Citrone im Rüssel prangte,

---

*) Die obige kleine Humoreske bildet eine Episode aus dem neuen, noch ungedruckten zweibändigen Roman Otto Müller's, betitelt: „Der Floh der Frau Schwiegermutter." Jeder Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

D. Red.

sondern trieb ihren Cultus so weit, daß sie sogar die Pathenstelle bei allen Neugeborenen meiner Gemeinde übernahm, sofern die Eltern einwilligten, ihre Kinder statt Peter, Hannes oder Grete auf die Namen Louis oder Eugénie taufen zu lassen.

Danach kannst Du Dir eine annähernde Vorstellung davon machen, in welche Aufregung sie gerieth, als im Sommer Siebzig der deutsch-französische Krieg losbrach, die allgemeine Volksbegeisterung sich bis in unseren entlegenen Gebirgswinkel fortpflanzte und es gerade die ihr am nächsten stehenden Personen waren, welche jede Nachricht von den glorreichen Siegen der deutschen Waffen mit Entzücken aufnahmen: die eigne Tochter, die eigne Base und der eigne Schwiegersohn in partibus, dieses tabakrauchende Ungeheuer bürgerlichen Standes, welcher sich sogar erfrechte, allsonntäglich auf der Kanzel für den Sieg unserer tapferen Heere in Feindesland zu beten und die geliebten Söhne des deutschen Vaterlandes Gottes allmächtigem Schutz zu empfehlen.

Obgleich ihr ganzes verzweifeltes Gebahren nur hohler Schein und Komödie war, um sich vor uns und ihren Bekannten mit dem Nimbus einer napoleonischen Märtyrerin zu umkleiden, gerieth sie doch aus einer Exaltation in die andere, hüllte sich bei jeder neuen Siegesnachricht immer tiefer in Trauergewänder, schlang einen schwarzen Schleier turbanartig um die Gipsbüste ihres kaiserlichen Idols und spielte die Trübsinnige und Resignirte so natürlich, daß sie zuletzt selber an ihr Märtyrerthum glaubte und am liebsten katholisch geworden wäre, um sich mit ihrem Schmerz um den Kaiser und seine verlorene Sache in irgend ein Kloster flüchten zu können.

Leider hielt sie diese tragische Stimmung nicht ab, uns, d. h. Hildegard und mich (das gute Tantchen zählte in Fragen der höheren Politik nicht mit), ihre Mißlaune und Ungnade oft auf's Empfindlichste fühlen zu lassen. Denn die lebhafte Tochter machte aus ihrer gutdeutschen Gesinnung so wenig ein Hehl wie ich, wenn wir auch jedem Meinungsstreit mit ihr weit aus dem Wege gingen, da man den Namen Bismarck nicht einmal aussprechen durfte, ohne zu riskiren, daß sie Krämpfe bekam trotz einer Rachel oder Ristori auf der Bühne.

Der Unglückstag von Sedan und Napoleons Gefangennehmung gab ihrem Herzen zwar nicht den Todesstoß, aber doch erreichte jetzt ihre Trauer einen solchen Höhegrad, daß uns wirklich um ihren Verstand bange wurde. Denn sie verhing ihre Fenster dicht mit Teppichen und verfiel sogar in eine solche Appetitlosigkeit, daß sie nur noch gekochte Hühnerflügel essen wollte, weil sie einmal gehört hatte, daß dies Louis Napoleons Hauptnahrung bei seiner Zuckerkrankheit sei; eine Frugalität, die allerdings merkwürdig genug mit ihren sonstigen nahrhaften Sympathieen für die französische Küche contrastirte.

Erst die Kunde, unser ruhmreicher Kaiser Wilhelm habe seinem gefangenen Feind großmüthig das schöne Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthalt angewiesen, entriß sie nach einigen Tagen ihrer untröstlichen Trauer, und von jetzt an gab es nur noch ein Interesse für sie, das ihr wichtiger war, als die Belagerung von Paris, als die Schreckensherrschaft der Kommune und die Eroberung von Straßburg; ein Interesse, welches sie sogar mit vielen patriotisch gesinnten Frauen und Jungfrauen Deutschlands theilte!

Mit brennender Neugier verschlang sie nämlich jede, auch die unbedeutendste Nachricht, welche die Zeitungen von dem berühmten Gefangenen auf der Wilhelmshöhe brachten, von seinem Leben und Treiben daselbst und was er Alles that und vornahm, um sich die Tage des Exils zu versüßen; wobei sie mit schmerzlicher Resignation die

Personen beneidete, welche die Neugierde, Ihn zu sehen, aus allen Weltgegenden nach Kassel zog und die auch wirklich so glücklich waren, Ihm bei seinen Spazierfahrten zu begegnen, oder wohl gar einen Gegengruß, einen gnädigen Blick von Ihm zu erhalten.

Bald redete sie von Nichts mehr als von diesem unschätzbaren Glücke; und es war mir, der ich ihre Vorliebe für außergewöhnliche nervenaufregende Eindrücke und sensationelle Handlungen kannte, ein Leichtes, die wachsende Sehnsucht ihres unruhvollen Inneren zu beobachten, mit der sie danach brannte, sich gleichfalls an der großen Wallfahrt der fashionablen Welt nach der Wilhelmshöhe zu betheiligen und den gestürzten Imperator, den „Retter der Gesellschaft", in der Nähe bewundern zu können. Für diesen tragischen Hochgenuß würde sie sogar, davon war ich innigst überzeugt, ihren ganzen Napoleons-Enthusiasmus hingegeben haben, da es immer nur der äußere Effekt war, auf den alle ihre Affekte und romantischen Pläne lossteuerten. Denn hieß es im Odenwald und an der Bergstraße, die Majorin von Witzhausen war gleichfalls in Kassel, hat den Kaiser von Angesicht zu Angesicht gesehen, ist ihm bei einem Spaziergang im Park begegnet, hat vielleicht sogar einen Fußfall vor Ihm gethan und Ihm, der sie gütig lächelnd aufhob, ein prachtvolles Veilchenbouquet überreicht, so war damit für alle Zeit ein Abglanz jenes unsterblichen Ruhmes auch auf sie gefallen, der den Namen „Napoleon" in der Weltgeschichte umstrahlte, trotz Kladderadatsch, Ulk und Kutschkelied!

Daß dies das Endziel aller hochfliegenden Wünsche und Träume ihrer unruhigen Seele war, wurde uns von Tag zu Tag klarer und ich war schon auf die heftigsten Scenen mit ihr gefaßt, als der Anbruch des strengen Winters mich hoffen ließ, sie werde den abenteuerlichen Plan, den Kaiser sehen zu wollen, schon aus Rücksicht auf ihre Gesundheit wieder aufgeben. Wirklich stellte sich auch mit Beginn der rauhen Jahreszeit ihr gewohnter Wintergast, die Gicht, wieder bei ihr ein, und diesem Hinderniß war weder ihr bekannter listiger Scharfsinn, noch ihre Energie bei Verfolgung eines einmal gefaßten Planes gewachsen.

Ich ermüde Dich nicht mit der Schilderung unserer häuslichen Misére während des monatelangen Krankseins einer Dame, die es schon in ihren gesunden Tagen auf's Beste verstand, ihre Umgebung zu drangsaliren; geschweige in ihren kranken, wenn Schmerzen sie plagten, oder die Langeweile, die Mißlaune sie geradezu sinnreich machten in Erfindung aller möglichen tyrannischen Forderungen und Affektionen. Genug, als der Frühling kam und mit der Gesundheit auch ihr alter Napoleonsschwindel wieder zurückkehrte, war es beschlossene Sache bei mir, sie in Gottes Namen ohne Widerspruch ziehen zu lassen, wohin ihr Herz begehrte; zumal die Nachrichten von der nahe bevorstehenden Abreise des Exkaisers nach England sie immer heftiger aufregten und ich zugleich in ihrer zeitweisen Entfernung aus unserer Mitte die einzige Wohlthat erblickte, durch welche ich ihre Tochter Hildegard und mich selber einigermaßen für die überstandene schwere Prüfungszeit entschädigen konnte.

So trug ich ihr denn unaufgefordert als galanter zartfühlender Schwiegersohn die Erfüllung ihres Lieblingswunsches auf dem Präsentirteller der Zuvorkommenheit entgegen, stotterte etwas von heilsamer Luftveränderung und berechtigten Wünschen und bat schüchtern für die Tante Lumme, welcher gleichfalls eine kleine Ausspannung noth thue, um die Erlaubniß, sie als ihre Gesellschaftsdame nach Kassel begleiten zu dürfen.

Daß mir die Majorin bei diesem unvermuthet großmüthigen Entgegenkommen von meiner Seite nicht mit lautem Jubel um den Hals fiel und mich zärtlich abküßte, davor

schützte mich einzig die weise Vorsicht, daß ich mich seit drei Tagen nicht rasirt hatte, eine Verletzung der Dehors, die mir bei jeder anderen Gelegenheit ihre stumme Ungnade auf mindestens eben so viele Wochen eingetragen hätte. — Nun, um es kurz zu machen, am achtzehnten März reiste sie wirklich mit Tante Lumme, begleitet von meinem aufrichtigen Wunsche, sie möge so lange als möglich fortbleiben, nach Kassel ab. Aber wer beschreibt ihre Bestürzung, als das Erste, was sie bei ihrer Ankunft dort erfuhr, die Nachricht war, der Kaiser sei aus der Kriegsgefangenschaft entlassen und werde schon morgen Vormittag um halb zehn Uhr mit seinem Gefolge Schloß Wilhelmshöhe verlassen, um sich über Köln zu Gemahlin und Sohn nach Camden-House in Chiselhurst zu begeben!

Der ersten Schreckensbetäubung und Erstarrung folgte ein heroisches Aufflammen aller ihrer energischen und erfinderischen Lebensgeister. Koste es auch dem Herrn Schwiegersohn, was es wolle, sie mußte den Kaiser vor seiner Abreise noch sehen; also fuhr sie schon in der Frühe des andern Morgens nach einer schlaflos verbrachten Nacht im Landauer des Hotels mit Tante Lumme in ihrem schwarzen Atlaskleid hinauf nach der Wilhelmshöhe und war wirklich von den Tausenden von Fremden und einheimischen Neugierigen, welche der kaiserlichen Abreise beiwohnen wollten, mit unter den Ersten auf dem Platze vor der Einfahrt in die Parkanlagen. Ein merkwürdig glücklicher Zufall, wie er nur dem Muthigen hold ist, führte ihr einen Hoffourier in der kaiserlichen Livrée in den Weg; sie, nicht blöde, redet ihn auf Französisch an, gibt sich für eine Comtesse de Witzhouse aus und erzählt dem Lakay mit ihrem athemlos hochbusigen Feuereifer, was der alleinige Zweck ihrer wohl hundertstündigen Reise hierher sei. Der Franzose, geschmeichelt durch diese enthusiastische Verehrung einer deutschen Dame für seinen Kaiser mitten im feindlichen Barbarenland, erklärt sich nach einigem Bedenken bereit, die Damen ins Schloß zu führen und ihnen einen Platz anzuweisen, von dem aus sie den Kaiser beim Heraustreten aus seinen Appartements bequem sehen könnten; als sie ihm aber in ihrem Entzücken darüber ein Goldstück in die Hand drücken wollte, lehnte er dasselbe lächelnd ab und führte sie sodann an allen Schildwachen und Ordonnanzen vorüber galant ins Schloß und die prachtvolle Treppe hinauf in den ersten Stock. Am Ende des langen Korridors mit den reichen Stuckverzierungen öffnete er eine Thüre und ließ sie in ein kleines Gemach eintreten, indem er ihnen zugleich die vordere Saalthüre zeigte, aus welcher der Kaiser mit seinen Adjutanten heraustreten werde.

Bald kamen auch noch andere Leute von Stande, Herren und Damen, die von einem ähnlichen Protektor aus der Hofdienerschaft begünstigt, gleichfalls ihre Neugierde befriedigen wollten und postirten sich in den offenstehenden Thüren der anstoßenden und gegenüber liegenden Gemächer; dabei herrschte in dem Korridor eine unruhige Bewegung, ein buntes Durcheinander von ab- und zurennenden Personen aus dem Civil- und Militärstand, bis endlich genau zur bestimmten Minute die Thüre des Vorsaales geöffnet wurde und zuerst eine Anzahl höherer Militärs und Staatsbeamten in französischen und deutschen Gallauniformen erschien, denen gleich nachher der Kaiser folgte, zur Linken seinen Adjutanten, General von Castelnau. Beide trugen Civilkleider und schwarze Cylinderhüte und ihnen folgte der Gouverneur von Kassel und ein französischer Kammerherr. Den Beschluß machte der berühmte Mohr des Kaisers, welcher den Mantel seines Herrn und ein prächtiges Reisenecessaire unterm Arme trug.

Mit mäßig raschem Schritt ging der Kaiser und seine Begleitung dem langen

Korridor entlang der Treppe zu, ihnen nach aber drängte sich geräuschlos die kleine Schaar der begünstigten Neugierigen, um Ihn womöglich noch vom oberen Vestibule aus die Treppe hinabsteigen zu sehen, und unter diesen befanden sich selbstverstanden auch die Majorin und Tante Lumme. Aber gerade da sie an der offen gebliebenen Thüre des Vorsaales vorübereilen wollte, fällt ihr Blick in den Saal, und von der richtigen Erwartung geleitet, daß es hier wohl ungleich Interessanteres für sie zu sehen gäbe, als einen abgesetzten Kaiser, noch dazu von seiner Rückseite, zog sie Tante Lumme mit einem krampfhaften Ruck in den Saàl und ein einziger Blick überzeugte sie, daß keine Seele mehr darin war. Durch geöffnete Portièren sah man die ganze Reihe der seither von dem Exkaiser bewohnten Gemächer, und sofort trat sie rasch entschlossen in den kaiserlichen Empfangsaal, wo überall eine bunte Unordnung herrschte, obwohl die Pracht an vergoldeten Möbeln, kostbaren Gobelin-Tapeten, persischen Teppichen, herrlichen Gemälden und anderen seltenen Kunstgegenständen Alles übertraf, was sie bis jetzt in fürstlichen Schlössern gesehen hatte. Nach kurzem Zögern wagte sie sich auch in das anstoßende Gemach; es war das eigentliche Wohnzimmer des Kaisers, ungleich einfacher, dafür aber auch wohnlicher möblirt, als das vordere und mit einem wunderbar aromatischen Cigarrenrauch angefüllt, der wohl unmittelbar vorher den kaiserlichen Lippen entstiegen war und den sie daher mit einem wahren Hochgenuß einsog. Von hier traten sie in ein kleineres Kabinet, das Arbeitszimmer des Kaisers, wo auf dem prächtigen Schreibtisch von Palissander-Holz, sowie auf den Fauteuils und dem Fußboden alles mögliche Papier, Drucksachen, Zeitungen, Brochüren, Enveloppen, Landkarten und zerrissene briefliche Bittgesuche zerstreut umherlagen. Hierauf folgte das Toilettenzimmer, angenehm durchwärmt von einem im Marmorkamin brennenden Kohlenfeuer, da der Kaiser hier noch am heutigen Morgen ein Bad genommen hatte, wie man an der im Hintergrund stehenden Badewanne und den vielen am Boden liegenden nassen Tüchern schließen konnte.

Plötzlich fiel der, alle Gegenstände der Einrichtung mit wahrer Harpyiengier musternde und verschlingende Blick der Comtesse de Witzhouse in das anstoßende Gemach. Es war das Schlafkabinet des Kaisers und hierher zog es sie wie mit magischer Gewalt! Denn hier war er ja Mensch gewesen, Mensch und nichts weiter, indem er sich seiner ganzen irdischen Majestät entkleidete, ein Nachthemd an- und eine Schlafmütze über's Ohr zog und dann zu Bette stieg wie jeder andere loyale Staatsbürger, um nach einiger Zeit in einen sanften Schnarch zu fallen und von seinem fernen geliebten Frankreich zu träumen und von der Rheingrenze, die er sich jetzt vom deutschen Standpunkt aus betrachten konnte.

Bei dieser entzückenden Vorstellung erreichten die Blutwallungen der Majorin ihren höchsten Höhegrad! Mit zitternden Knieen nahte sie dem Allerheiligsten, dem kaiserlichen Ruhelager, dessen grünseidene Gardinen zurückgeschlagen waren; und ganz überwältigt von ihren Gefühlen betastete sie zuerst ehrfurchtsvoll das Kopfkissen und wagte sodann auch die seidene Decke ein wenig zurückzuschieben, um die Weiche und Elasticität der Matratze zu prüfen, auf welcher der Sieger von Saarbrücken, woselbst sein Lullu die Feuertaufe erhalten, noch vor wenigen Stunden auf seinen Lorbeeren geruht hatte. Ja, sie glaubte sogar noch eine leise kaiserlich animalische Wärme unter der Decke zu fühlen, und dies und die Entdeckung einer sanften muldenartigen Vertiefung in der Mitte des Kopfkissens zog sie wie mit übermächtiger Gewalt nieder, um

einen scheuen Kuß der Ehrfurcht auf die geheiligte plastische Stelle zu drücken, die sein Imperatorenhaupt in dem Kissen zurückgelassen hatte.

Aber o Wonne, o Graus! In dem nämlichen Augenblick hüpft ganz lustig ein kecker Prinz von Geblüt, ein stattlicher Floh unter der Dunendecke hervor auf das Kopfkissen, vermuthlich um sich von diesem erhöhten Standpunkt aus die ihm ganz neue Art von Napoleon-Kultus besser betrachten zu können; die Majorin jedoch, alle Andacht vergessend, fährt mit einem lauten Schrei des Entzückens auf die kaiserliche Kreatur los, faßt sie richtig und behende mit den Fingerspitzen und ruft ganz überselig:

„Ich habe dich, ich habe dich! Du bist mein, kleiner Plonplon, geschwind, Röschen, gib das elfenbeinerne Nadelbüchschen her, damit wir ihn einsperren und ihn mit nach Witzhausen nehmen, den Leibfloh des Kaisers, nachdem uns seine geheiligte Person selbst nur flüchtig zu sehen vergönnt war! . . . .“

So kam der Floh Napoleons des Dritten in das Pfarrhaus zu Witzhausen im Odenwald, wo er später durch seine echt napoleonische Grausamkeit und Verschlagenheit noch so viele merkwürdige Abenteuer und schicksalsreiche Verwickelungen herbeiführen sollte.

---

# Leichtsinnige Lieder.

Von **Alfred Frydmann.**

## Römisches.

### I.

Hast du Liebchens Haus gesehn
Mit zwei grünen Thüren?
Wisse, wenn sie offen stehn
Daß wir Krieg dann führen!

Siehst den Janustempel du
Aber fest verschlossen,
Ahne, daß sie Glück und Ruh
Ueber mich ergossen.

### II.

Wie am Altar der Augur steht
Nach des Opfers Zucken spähend —
Wie der Seher auf der Flur steht,
Nach dem Flug des Adlers sehend —

Also seh' ich Kampf, seh' Friede,
Ganz, wie deines Blicks Natur ist:
Nur daß hier zum Unterschiede
Selbst das Opfer der Augur ist!

## Tücke.

Der See, der rauhe Wellen schlägt,
Enthüllt auch leicht des Grundes Bild.
Wenn sich die Woge aufwärts regt,
Zeigt sich die Perle schimmernd, mild.

Und wenn du zürnst und heftig bist,
Ich weiß, du bist auch herzlich gut.
Dein Zürnen ist nur eine List —
Du zeigst die Perlen in der Fluth.

## Natura abhorret vacuum.

Und wenn Natur das Leere haßt,
Mein Herz ist auch natürlich!
Ist's liebeleer, wünscht's neue Last,
Und sucht sie, wie gebührlich!

Drum halt' zu mir, und liebe mich!
Mein Herz will nichts als Nahrung,
Und treu wie Gold ist's — liebt es dich —
Ich weiß es aus Erfahrung!

## Unbestand.

Wie ich so in's Freie wandre,
Heute mit dem Lenzerwachen,
Mußt' ich mir den Vorwurf machen:
„Liebst doch jedes Jahr 'ne Andre!" —

Doch im Walde hört' ich's wogen,
Antwort rauschend mir und Frage:
„Ist derselbe Frühling, sage,
Zweimal je in's Land gezogen?"

## Zwei Alpenrosen.

Ein Senne kam vom Berg gesprungen,
Ein Alpenröslein an dem Hut.
Er hat es mit Gefahr errungen —
Nun leuchtets wie sein rosig Blut!

Gegangen kam ein feiner Knabe,
Ein Alpenröschen an der Brust.
Der lacht und spricht: „Du Narr! Ich habe
Für wenig Geld dieselbe Lust!“ —

Der Senne lächelt still bescheiden
Und gibt dem Röslein einen Kuß.
Er weiß, daß man um Liebe leiden,
Daß man um Liebe kämpfen muß!

---

## Wandrers Klage.

Es ward vom Schicksal mir beschieden
Landaus zu wandern und landein;
Und niemals zieht ein holder Frieden
Besel'gend mir ins Herz hinein!

Ich sehe hinter mir sich schließen
Manch heimatwordnes fremdes Land,
Wie Wellen gleich zusammenfließen
Wenn scharf ein Kiel hindurch sich wand.

Ich laße nirgends eine Fährte,
Und Niemand suchet meine Spur;
Und ach, mein ewig Wandern lehrte
Mich ewiges Verlieren nur!

Kein Leuchtthurm steckt ein Ziel der Reise
Mich lenkt kein weisender Magnet,
Und nirgends zeigt mir ein Geleise,
Wohin des Wandrers Sehnen geht!

# Zoolyrische Ergüsse.

Von **Richard Schmidt-Cabanis.**

## Der treue Dintenfisch.

Ich liebte eine Qualle,
Ihr Herz gehörte mir;
Doch plötzlich war sie alle —
Zerflossen vor Sehnsucht schier!

Wir minnten einander so innig,
Bis sie nach kurzem Verlauf,
Sich löste still und sinnig
In Wohlgefallen auf.

Und wo die schönste der Quallen
Ins feuchte Jenseit verschwamm,
Ein Kreuzlein von Korallen
Pflanzt' ich auf den Muscheldamm;

Wo ihren Leib die Welle,
Die salzige, bittre, zerlaugt,
Da hab' ich an einsamer Stelle
Mich weinend festgesaugt.

Mein Hangen und Bangen und Sehnen
In dunklen Tropfen quoll:
Ich füllte mit Sepia-Thränen
Manch Saugenäpfchen voll! —

Ihr glänzenden Nautilusse,
Leiht, Ihr Verwandten, mir
Das bei der Muse Kusse
Stets nöthige Papier;

Drauf hauch' ich verbunden nieder
Mit meiner Seufzer Gemisch
Viel tausend bange Lieder —
Ein trauernder Dintenfisch!

Und wenn die Saugenäpfchen
Vertrocknet, öde und leer,
Im Farbensack kein Tröpfchen
Der glänzenden Sepia mehr —

Mit eigenen Armen dann — sei es,
Dort wo „ihr" Fühlfaden brach —
Zieh' ich, ein Polybchen, ein treues,
Ins ewige Blau mich ihr nach!

## Eisbärs Klage und Trost.

Ist mit härter'm Fluch beladen
Denkbar wohl ein Erdensein:
In den höchsten Breitegraden
Hypochonder — und allein!

Sterne flieh'n aus ihren Kreisen
Trotz dem starren Weltgesetz,
Doch kein Ausweg winkt dem greisen
Arktisch-melanchol'schen Petz!

Keines Trostestropfens Träuflung
Richtet mich im Schmerz empor;
Kennt' ich Kotzebue's Verzweiflung,
Heult' ich sie mir stündlich vor.

Islands Moos stimmt mich nicht froher
Statt des Kaffee's in der Früh;
Mittags stellt ein mag'rer roher
Seehund dar sich als Menu!

Selbst des milden Honigbornes
Mangl' ich, der versüßt manch Weh;
Ueberall ringsum „Gefror'nes",
Aber nirgend Panacée!

Und was nutzen, spricht der Weise,
Der des Wesens Kern studirt,
Selber die polarsten Eise,
Wird darin kein Sekt frappirt?!

Aber reich're Thränenquellen,
Als des Leibes Weh und Wohl,
Muß ich weih'n dem ideellen
Hungertyphus hier am Pol:

„Neue Freie", „Allgemeine",
„Kölnische" — wer hält sie hier?!
Saugen muß ich jede kleine
Nachricht aus den Tatzen mir.

Selbst das einz'ge Werk, das endlich
Seinen Weg zum Eismeer fand —
(Vielen ist es unverständlich,
Ich nur fühl' mich ihm verwandt! —)

Selbst dies Buch erscheint mir flacher,
Dem ich volle Andacht lieh,
Ach, — es ist ist vom großen Sacher-
Masoch über „Pelz-Manie!" —

Auf des Rennthiers Spur zu fliegen,
Macht mich auch nicht warm noch froh,
Und es schafft mir Mißvergnügen,
Seh' ich einen Eskimo.

Abends blick' ich oft voll Trauer
In das Nordlicht unverwandt,
Doch es blendet auf die Dauer
Und wird furchtbar ennuyant.

Nennend mein nicht eine Seele,
Tapp' ich heim dann vor Verdruß,
Find' in ungeheizter Höhle
Zahnschmerz, Rheuma, Hexenschuß! —

Doch bei tiefstem Leid der schwächste
Hoffnungsschimmer tröstet schon,
Und so harr' ich auf die nächste
Nordpolar-Expedition;

Einen arktischen Entdecker —
Sei er Jude, Heide, Christ —
Preß' ich als Zerstreuungswecker
Dann mir zum Dreimänner-Whist;

Mit der frommen Walroß-Schwester
Nebenan — welch' herz'ger Spaß! —
Spielen wir durch manch Semester
Rubber ohne Zahl und Maaß!

Und des Gastes Frost zu steuern,
Unter Sturm und Schneegeflock,
Brau' aus Thran und Möveneiern
Ich den ew'gen steifen Grog!

Die obigen Gedichte stammen aus einem im Sommer d. J. bei Denicke in Berlin erscheinenden Werke: „Zoo-lyrische Ergüsse; ein Album zwei- vier- und mehrfüßiger Dichtungen von Richard Schmidt-Cabanis." Illustrirt vom Thiermaler G. Mützel.

# Die Verlogenheit des modernen Lebens.

## Ein Essay.

Von **Eduard von Hartmann.**

---

Bevor wir das moderne Leben in Gesellschaft, Kirche und Staat auf seine Wahrhaftigkeit hin untersuchen, ist eine Verständigung über die moralische Bedeutung des Wahrheitssinnes und die verschiedenartigen Erscheinungsformen der berechtigten und unberechtigten Lüge nothwendig.

Der Wahrheitstrieb oder die Wahrheitsliebe ist ohne Zweifel eine angeborene Charaktereigenschaft, welche zwar durch verkehrte Erziehung und schlechtes Beispiel leicht unterdrückt und durch gute Erziehung gekräftigt werden kann, welche aber nicht anerzogen werden kann, wo die natürliche Anlage dazu fehlt oder doch von dem entgegengesetzten Trieb, dem Hang zur Lüge und der Lust an der Verstellung und Täuschung, entschieden überwogen wird. Denn es gibt in der That Menschen, die einen unwiderstehlichen Hang empfinden, Andere durch Lüge und Verstellungen irre zu führen, auch da, wo es gar nicht abzusehen ist, welcher Vortheil ihnen aus solcher Täuschung erwachsen könnte. Zum Theil liegt in solchen Fällen die Absicht zu Grunde, sich durch Prahlerei oder übertriebene Klagen, durch Erfindung romantischer Schicksale oder pikanter Abenteuer intressanter zu machen, also eine Befriedigung der Eitelkeit zu erlangen; zum Theil aber fehlt auch dieses Motiv, und es bleibt nur das Vergnügen an dem Bewußtsein übrig, daß man die Macht besitze, Andere irre zu führen, und der Trieb, dieses Machtbewußtsein durch praktische Ausübung reell zu genießen. Die Gewohnheit macht alsdann das zwecklose Lügen zuletzt in ähnlicher Weise zum unentbehrlichen Bedürfniß, wie das Tabakrauchen oder Schnupfen, und der habituelle Lügner steht gleichsam wie unter der dämonischen Macht seines Lasters. Wie jeder Lasterhafte nach langer Uebung, verliert auch der Lügner endlich so sehr die Scham der Lüge, daß es ihn nicht im Geringsten mehr in Verlegenheit setzt, Lügen gestraft zu werden. Er scheint in solcher Lage nicht einmal mehr zu ahnen, daß andere Anwesende für ihn verlegen werden, sondern lächelnd geht er zu neuen Lügen über. Man findet diesen Grad habitueller Lügenhaftigkeit fast nur beim weiblichen Geschlecht; besonders charakteristische Beispiele erinnere ich mich bei polnischen Damen und bei Dienstboten aus polnischen Landestheilen gesehen zu haben.

Daß das weibliche Geschlecht freilich mehr zur Lüge und zur List hinneigt, als das männliche, ist ganz natürlich, denn es ist ja das schwache Geschlecht, und die List ist die natürliche Waffe des Schwachen. Es kommt dazu, daß die Weiber in ihren Tagesgeschäften mehr mit Weibern zu thun haben, als die Männer, und daher häufiger den Kampf mit der Lüge und List aufzunehmen haben, der von selbst schon zur Anwendung gleicher Waffen verführt. Dieser Zusammenhang zwischen Schwäche und List ist besonders von Schopenhauer betont worden. Es ist nun aber nicht so sehr die Schwäche selbst, als das Gefühl der Schwäche, welches zur Anwendung von List im Kampf ums Dasein reizt; daher kommt es, daß auch der Schwache, ohne sich passiv in die Rolle des Unter-

drückten und Ueberwundenen zu ergeben, grade und wahrhaft sein kann, wenn er durch Muth gehoben wird. Man findet daher auch viele wahrhafte Weiber, die Lüge und Verstellung für unter ihrer Würde halten; dieß sind dann allemal muthige Charaktere. Andrerseits kann auch die physische Stärke demjenigen kein Zutrauen in seine Kraft geben, der die Charaktereigenschaft des Muthes entbehrt, und weil sich so oft physische Stärke und Feigheit paart, darum sehen wir auch die Lügenhaftigkeit oft genug im starken Geschlecht, und selbst in seinen kräftigsten Individuen, vertreten. Dieser Zusammenhang zwischen Falschheit und Feigheit, der in der That psychologisch tiefer gefaßt ist, als der von List und Schwäche, ist besonders von Fichte hervorgehoben worden. So sehr nun aber auch der Muth in beiden Geschlechtern große Unterschiede von der Erbärmlichkeit bis zum Heroismus zeigt, so ist doch im Großen und Ganzen das weibliche Geschlecht nicht blos das schwache, sondern auch das feige Geschlecht. Wer daran zweifelt, der vergegenwärtige sich, daß nach der Criminalstatistik fast alle Verbrechen, zu denen einiger Muth erforderlich ist, auf das männliche Geschlecht fallen, daß aber das weibliche Geschlecht dieses Deficit durch einen Ueberschuß an kleinen Gelegenheitsdiebstählen, Unterschlagungen, Betrügereien und Fälschungen auszugleichen bemüht ist. Selbst bei gleichem Risico ist es schon die Größe eines Verbrechens an und für sich, vor der das Weib aus Mangel an Muth zurückschreckt.

Der Zusammenhang zwischen Falschheit und Feigheit auf der einen Seite, so wie der zwischen Wahrhaftigkeit, Muth, Selbstvertrauen und Selbstgefühl auf der anderen Seite, gibt die Erklärung dafür, wie Kant dazu kommen konnte, die Lüge wegen der Verletzung der Menschenwürde des Lügenden verwerflich zu finden (Werke IX. S. 283), obschon die Erklärung, die er aus dem Sprachvermögen dafür zu geben sucht, nicht mit Unrecht von Schopenhauer als „abgeschmackt" bezeichnet wird. (Grundprobl. d. Ethik, 2. Aufl. S. 225). Leider gibt uns Schopenhauer keinen brauchbaren Ersatz; denn daß die Lüge „einen Zwang mittelst der Motivation" auf einen andern ausübt, könnte doch nur für solche Fälle eine „Unrechtmäßigkeit" derselben begründen (ebd. S. 222), in welchen die Ausübung eines Zwanges überhaupt unrechtmäßig ist, d. h. in Fällen wo der Zwang als solcher fremde Rechte verletzt. Dagegen ist nun zweierlei zu bemerken. Erstens würde in solchem Falle nicht die Lüge an sich, sondern nur der durch dieses an und für sich sittlich indifferente Mittel geübte Zwang das Unrecht der Handlung ausmachen, also hierdurch gar keine sittliche Verwerflichkeit der Lüge als solcher begründet sein. Zweitens aber würde nur diejenige Lüge von dieser Verurtheilung indirekt betroffen werden, durch welche einem Dritten ein Unrecht, d. h. eine Verletzung oder ein Schade zugefügt wird, während Kant mit Recht betont (a. a. O. S. 283), daß die Lüge nicht erst Anderen schädlich zu sein braucht, um für moralisch verwerflich erklärt zu werden. Der Grund der Verwerflichkeit der Lüge als solcher muß also ein derartiger sein, daß er auch die unschädlichen trifft, und die moralische Verwerflichkeit derjenigen Handlungen, in welchen ein Unrecht vermittelst der Lüge geübt wird, nur noch erhöht.

Dieser Grund aber liegt so nahe, daß man ihn mit Händen greifen kann. Es ist die Zerstörung des Vertrauens, welches die Grundlage alles gesellschaftlichen Verkehrs, also auch des sittlichen Verhaltens der Menschen zueinander bildet. Es ist mit der Wahrhaftigkeit wie mit der Treue, welche gleichfalls auf der Erhaltung des Vertrauens beruht, insofern das Vertrauen nur möglich ist unter der Voraussetzung der Stetigkeit des (stillschweigend oder ausdrücklich) deklarirten Willens. Hierbei war aber vorausgesetzt, daß die ausdrückliche, bewußte und absichtliche Willensdeklaration eine wahrhafte sei; denn nur auf Grund des Vertrauens in die Wahrhaftigkeit der Kundgebung über den gegenwärtigen Willen kann ein Vertrauen auf die Fortdauer dieses Willens für die Zukunft erwachsen. Eine absichtliche Täuschung über die Beschaffenheit des gegenwärtigen Willens steht mithin auf gleicher Linie mit einer absichtlichen späteren Aenderung dieses Willens, an dessen Fortdauer man den Glauben erweckt hatte; oder mit anderen Worten, die Lüge ist von gleicher moralischer Bedeutung wie der Treubruch. Sie ist sogar noch verwerflicher als dieser, insofern die Lüge jede Möglichkeit der Treue mit vernichtet, die Treulosigkeit aber immer noch die Möglichkeit der Wahrhaftigkeit in

den Aussagen über die momentane Willensbeschaffenheit offen läßt; die Lüge vernichtet also das Vertrauen auf einem weit umfassenderen Gebiete als die Treulosigkeit. Dieses Gebiet erweitert sich abermals dadurch, daß die Lüge nicht blos in Bezug auf Kundgebungen über die gegenwärtige Beschaffenheit des eigenen Willens möglich ist, sondern auch in Bezug auf zahllose andere Umstände, deren Auffassung auf das Handeln des Belogenen von Einfluß sein kann. Geht die Absicht des Lügenden dahin, den Belogenen zu einer Handlung zu veranlassen, die zu seinem eigenen Vortheil gereicht, so täuscht er in gewinnsüchtiger Absicht, übt also Betrug; ist aber kein für ihn abfallender Vortheil (auch nicht einmal Eitelkeitsbefriedigung) bei seiner Täuschung ersichtlich, und übt er dieselbe nur, um den Andern zu schädigen, so dient die Lüge der Schadenfreude und Bosheit, also den allerverwerflichsten Triebfedern.

Es würde nach dem Gesagten unerklärlich sein, daß im praktischen Leben die Lüge im Ganzen eine so milde Beurtheilung erfährt, wenn nicht einerseits die ohne schädigende oder gewinnsüchtige Absicht vorgebrachten Lügen die Mehrzahl bildeten, und andererseits ein Gebiet bestände, wo die Lüge berechtigt, und ein anderes, wo sie wenigstens conventionell üblich ist. Dadurch kommt es, daß über der Unschädlichkeit der Lüge im concreten Falle ihre allgemeine Schädlichkeit in Untergrabung des Vertrauens übersehen wird! und daß bei dem Mangel principieller Unterscheidungsmerkmale die Grenzen der berechtigten, der geduldeten und der unberechtigten und verwerflichen Lüge für die allermeisten Menschen unklar in einander schwimmen.

Das Gebiet der zwecklosen und anscheinend gleichgültigen Lüge ist darum so bedenklich und gefahrdrohend für die Sittlichkeit, weil es einerseits die Gewöhnung und Erziehung zur habituellen Lügenhaftigkeit mit sich führt und andererseits das Vertrauen zu der Wahrhaftigkeit nicht nur dieses Menschen zerstört, sondern auch dasjenige zu der Wahrhaftigkeit der Menschen im Allgemeinen herabstimmt. Wer schon ohne greifbaren Zweck zum Lügner geneigt ist, von dem erwartet man nicht mit Unrecht, daß er uns erst recht belügen wird, wenn wichtige Interessen für ihn auf dem Spiele stehen; es gilt hier die Moral der Fabel:

„Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht
Und wenn er auch die Wahrheit spricht."

Die Vertrauensseligkeit, mit der die Jugend ins Leben tritt, verliert sich mit jedem Jahrzent mehr und mehr, und weicht endlich dem Mißtrauen des Alters, blos weil man immerfort überwiegende Erfahrungen über die Lügenhaftigkeit und Falschheit der Menschen macht, und diese beständig von dem Vertrauen gegen den Durchschnitt der Menschen etwas abnagen.

Nun ist aber klar, daß ein sittlicher Verkehr nur auf der Basis des Vertrauens, auf der des gegenseitigen Mißtrauens aber höchstens noch ein rechtlicher Verkehr der Menschen unter einander möglich ist, und darum ist es von der höchsten Wichtigkeit für das sittliche Leben der Gesellschaft, das Niveau der allgemeinen Wahrhaftigkeit und Treue zu steigern, damit das von der Jugend ins Leben mitgebrachte Vertrauen möglichst ungeschmälert bis ins höhere Alter vorhalte.

Diese Steigerung des Niveaus der Wahrhaftigkeit kann aber wieder nur dadurch bewirkt werden, daß die Menschen sich nicht blos der schädlichen und gewinnsüchtigen, sondern auch der zwecklosen und anscheinend unschädlichen Lügen auf das Sorgfältigste enthalten und ihren Wahrheitssinn durch ausschließlich wahrhaftes Handeln und Reden üben und stärken, den Hang zu Lüge und Verstellung aber ungeübt verkümmern lassen.

Die Lüge, soweit sie unmittelbar unschädlich ist, hört nur in dem einen Fall auf verwerflich zu sein, sobald kein Vertrauen mehr durch dieselbe getäuscht wird, und dies kann als Probe dafür gelten, daß die Verwerflichkeit der Lüge als solche allein durch die Täuschung des Vertrauens begründet werden kann. In zwei Fällen ist man aber berechtigt vorauszusetzen, daß die gemachte Aussage von dem Hörenden selbst nicht als Wahrheit angesehen werde: erstens, wo es sich unmißverständlich um einen Scherz handelt, und zweitens, wo die Forderung, die Wahrheit zu sagen, unberechtigt, also der

Glaube an ihre Erfüllung absurd wäre. Die Scherzlüge, soweit dieselbe jedem Mißverständniß im Sinne des Ernstes entrückt ist, verbieten wollen, kann nur ein pedantischer Rigorismus, der den Grund der Verwerflichkeit der Lüge im Allgemeinen und seinen Fortfall beim Scherz gänzlich verkennt; die Scherzlüge ist deshalb völlig unschuldig, weil und insofern durch sie Niemand getäuscht wird, oder doch die Aufklärung der Täuschung auf dem Fuße folgt, und sie wird in diesem Sinne auch von allen vernünftigen Menschen als unverfänglich angesehen. Sie aus dem Leben verbannen, hieße den Scherz eines seiner wirksamsten Mittel zur Erheiterung des ohnehin so ernsten Lebens berauben. — Der andere Fall der berechtigten Lüge ist im Gegensatz zur Scherzlüge als Nothwehrlüge zu bezeichnen. Wenn Jemand sich unbefugter Weise in mein Grundstück eindrängen und der mündlichen Aufforderung nicht weichen will, so werfe ich ihn mit Gewalt hinaus, und er hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er blaue Flecke davon mitnimmt; ebenso, wenn Jemand mich mit zudringlichen Fragen belästigt und sich unbefugter Weise in meine privaten Angelegenheiten einzudrängen sucht, so übe ich nur mein geistiges Hausrecht, wenn ich den unzarten oder unverschämten Eindringling ebenfalls hinauswerfe. Gelingt dies nicht durch rechtzeitiges Schließen der Thür, und ist die Sachlage der Art, daß nur die Lüge mich davor schützen kann, daß der Zudringliche eine mir selbst oder einem Dritten nachtheilige Kenntniß als Beute seines geistigen Einbruchs mitnimmt, so bin ich moralisch berechtigt, dem Geheimniß eines Dritten gegenüber sogar verpflichtet, ihn zu belügen, und er hat es allein sich selbst zuzuschreiben, wenn er dumm genug ist, einer durch seine Unverschämtheit provocirten falschen Aussage Glauben zu schenken. Die Berechtigung der Nothwehrlüge hat Schopenhauer richtig erfaßt und dargestellt (Grundprobl. d. Eth. 2. Aufl. S. 222—225) und vor der Verwechselung derselben mit der „Nothlüge" mit Recht gewarnt. Die Nothlüge nimmt nämlich keine Rücksicht auf die Berechtigung des Fragenden zu seiner Frage, auf deren Mangel allein die Nothwehrlüge sich stützt; die Nothlüge stützt sich vielmehr ausschließlich auf den Schaden, der aus dem Wahrheitsagen in dem concreten Falle für den Wahrhaftigen hervorgehen würde, während er durch die Lüge diesem Schaden entgeht. Die Vertheidiger der Nothlüge verkennen aber, daß durch das Belügen eines zur Erforschung der Wahrheit Berechtigten eine Täuschung des Vertrauens und eine Herabminderung der Vertrauenswürdigkeit stattfindet, die in ihren direkten und indirekten Folgen einen weit schwereren Nachtheil im Gefolge hat, als der aus der Wahrhaftigkeit entspringende gewesen wäre. Allerdings hat die Berechtigung zur Frage ihre Grade, und geht stufenweise aus der höchsten Berechtigung eines intimen Vertrauensverhältnisses zu einer blos fälschlich vom Fragenden angemaßten Befugniß über; in demselben Sinne findet auch ein schrittweiser Uebergang von der verwerflichen Nothlüge zur berechtigen Nothwehrlüge statt.

Von ganz erheblichem Nachtheil für die Wahrhaftigkeit der Individuen ist aber die Gewöhnung an die conventionelle Lügenhaftigkeit des gesellschaftlichen Verkehrs.

Es beginnt dieses Gebiet allerdings mit solchen Lügen, deren Unwahrheit man sich beim Gebrauch beständig vor Augen hält; es steigt aber von diesen in unmerklichen Uebergängen zu solchen Lügen empor, durch die man wirklich Andere zu täuschen sucht. Unser ganzer geselliger Verkehr ist auf die Schmeichelei der Phrase gestellt; jeder, der nicht als Sonderling abstoßen, sondern in der Gesellschaft verkehren will, sieht sich genöthigt, diese offenkundige Heuchelei mitzumachen. Man könnte nun freilich glauben, daß eben weil die Unwahrheit offenkundig ist, diese conventionellen Lügen als ebenso unschuldig gelten könnten, wie die Scherzlüge; aber dem ist schon deshalb nicht so, weil man bei der conventionellen Lüge die zweite mitbegeht, so zu thun, als ob man daran glaubte, daß der Andere sich täuschen läßt. In der That läuft auch ein gewisser Grad von Täuschung dabei mit unter; denn obwohl Jeder im Allgemeinen von der Lügenhaftigkeit der gesellschaftlichen Phraseologie völlig überzeugt ist, so spielt ihm doch die Eigenliebe und Eitelkeit den bösen Streich, daß er von dieser allgemeinen Ueberzeugung bis zu einem gewissen Grade eine Ausnahme gelten läßt, sobald diese Phrasen auf ihn

selbst angewendet werden. Schon wenn ein Fremder es sich zur Ehre rechnet, ihm vorgestellt zu werden, oder sich glücklich schätzt, ihn kennen zu lernen, wird er diese Redensarten für relativ wahrhafter zu halten geneigt sein, als wenn er blos der Vorstellung dieses Fremden vor einem Dritten beiwohnte; wenn aber gar Frauen und Mädchen ihre Begrüßung unter den rührendsten Zärtlichkeitsversicherungen, Umarmungen und Küssen vollziehen, so ist kaum zu glauben, daß diese Verstellung völlig eindruckslos bleiben sollte. Jüngere Mädchen besonders lassen sich nicht träumen, wie giftig sie oft von Denjenigen bekrittelt, verspottet und verläumdet werden, welche ihnen mit der conventionellen Lüge schwesterlicher Zärtlichkeit begegnen.

Man kann unsern ganzen geselligen Verkehr, wenigstens so weit das weibliche Geschlecht in demselben tonangebend ist, als eine künstlich organisirte Schmeicheleiversicherungsanstalt auf Gegenseitigkeit bezeichnen. Denn in der That ist das gesellige Leben auch unserer höheren Stände so hohl und gehaltlos, daß es unbegreiflich wäre, weshalb die Menschen fortführen sich den damit verbundenen Zwang aufzuerlegen, wenn nicht der Umstand eine Erklärung böte, daß die gesellige Unterhaltung (abgesehen von dem gemeinsamen Skandalisiren über Abwesende) wesentlich auf gegenseitige gröbere oder feinere Schmeichelei hinausläuft, also der Eigenliebe oder Eitelkeit eine gewisse Befriedigung gewährt. Daß aber die Eitelkeit bei diesem Treiben wirklich ihre Rechnung findet, ist der schlagendste Beweis dafür, daß die conventionellen Lügen der gesellschaftlichen Phraseologie von dem Geschmeichelten selbst keineswegs durchweg als Unwahrheit aufgenommen werden, und hiermit ist dargethan, daß bei diesen conventionellen Lügen die Bedingung *unerfüllt* bleibt, unter der allein die Lüge unschuldig ist, die Bedingung nämlich, daß Niemand durch die Lüge getäuscht wird. Die durchgängige Heuchelei des gesellschaftlichen Lebens dagegen ist nicht blos als Lüge an und für sich verwerflich, sondern sie ist es doppelt, weil jene allgemeine Eitelkeitsversicherung auf Gegenseitigkeit der widerliche Dünger ist, der die Eitelkeit der Menschen immer geiler ins Kraut schießen läßt. Darum ist jede Reform in den Formen unseres geselligen Verkehrs von sittlicher Bedeutung, welche eine Phrase aus der Welt schafft und das Benehmen zur Gradheit und Wahrhaftigkeit zurückführt, und ist auch der kleinste Schritt in dieser Hinsicht willkommen zu heißen (z. B. die in den letzten Jahrzehnten durchgedrungene Beseitigung der Prädikate Wohlgeboren und Hochwohlgeboren und der Versicherungen des Gehorsams und der Verehrung bei der Unterschrift eines Briefes).

Daß aber ein edler Anstand, verbunden mit echtem Zartgefühl, sehr wohl ohne Lüge und Heuchelei möglich ist, und daß die Ausmerzung der Lügenhaftigkeit aus der Geselligkeit sehr wohl ohne Rückfall in Rohheit und Plumpheit vor sich gehen kann, bedarf wohl kaum des Beweises. Dem Deutschen liegt ohnehin jene Phraseologie und Heuchelei ferner als den Franzosen, der in ihr sein Lebenselement findet. Bei uns ist diese gesellige Gleißnerei wesentlich ein Rest wälscher Unsitte, die durch die Nachäfferei des Französischen in den beiden letzten Jahrhunderten bei uns eingedrungen ist. Der Theil der Gesellschaft, der sie aufrecht erhält, ist das weibliche Geschlecht, das bekanntlich zum französischen Nationalcharakter eine gewisse Wahlverwandschaft hat, weil es die Eitelkeit und die Neigung zu Verstellung und zum Komödiespielen mit ihm theilt. Beide Charakteranlagen finden aber bei Aufrechterhaltung der allgemeinen *Komödie der Gesellschaft* ihre Rechnung, und darum zeigt sich auch, daß in Deutschland ein ganz anderer, natürlicherer und wahrhafterer Ton der Unterhaltung angeschlagen wird, sobald nur Männer unter sich sind, als wenn beide Geschlechter gemischt sind. In Frankreich dagegen ist der männliche Theil der Gesellschaft fast ebenso lebhaft und passionirt, wie der weibliche, an der allgemeinen Schmeicheleiversicherung auf Gegenseitigkeit betheiligt, und die Virtuosität, womit dort diese gegenseitige Kitzelung der Eitelkeit cultivirt wird, macht dem Franzosen sein Vaterland doppelt theuer, weil er diesen seinen höchsten Lebensgenuß vermißt, wenn er in ein Land kommt, wo die Männer ihm keine, oder gar plumpe (d. h. ihm keine Illusion der Wahrheit erweckende) Schmeicheleien sagen. Für die deutsche Cultur ist die Rückkehr der Frauen von der conventionellen Heuchelei zu größerer Wahrhaftigkeit und Natürlichkeit geradezu eine *Lebensfrage* geworden, denn da die Männer-

welt sich mehr und mehr von dieser französirenden Salonkomödie abgestoßen fühlt, so droht der schon jetzt zwischen beiden Geschlechtern klaffende gesellschaftliche Riß eine unheilvolle Trennung herbeizuführen, wenn die Frauenwelt nicht auch die Wiederentfremdung von wälscher Sitte mitmacht. Grade die Männer von besserem Gehalt werden gezwungen aus dem Salon in die Kneipe zu flüchten, ein Tausch, der zum System erhoben, nicht minder von nachtheiligen Folgen für die Cultur unseres Volkes sein würde.

Zu der conventionellen Lüge der gesellschaftlichen Heuchelei kommt ferner die der kirchlichen und politischen Heuchelei hinzu, um den Wahrheitssinn des Einzelnen durch den Anblick eines allgemein gebilligten Lug- und Trugsystems und eine starke Nöthigung zur activen Theilnahme an demselben zu untergraben. Wenn die Heuchelei des geselligen Verkehrs noch Vertheidiger finden konnte, welche ihr einen unschuldigen Charakter zu vindiciren suchten, so ist dies bei der kirchlichen und politischen Heuchelei nicht mehr möglich; hier bleibt nur noch die Wahl, entweder die Existenz der sogleich näher zu bezeichnenden Zustände zu leugnen, indem man den Kopf unter den Flügel steckt, oder aber die Lügenhaftigkeit unserer kirchlichen und politischen Zustände durch Opportunitätsgründe zu rechtfertigen.

In kirchlicher Hinsicht befinden wir uns in einer noch weit heftigeren und radicaleren Gährungsperiode, als das Reformationszeitalter war; die überlieferten Formen des Kirchenthums prallen mit den entgegengesetzten Tendenzen der neueren Staats- und Gesellschaftsentwickelung zu einem erbitterten Kampfe zusammen, und die bisher benutzten dogmatischen Gefäße für den Inhalt des religiösen Bewußtseins wollen sich mit dem wissenschaftlichen Bewußtsein der Gegenwart nicht mehr vertragen, ohne daß vorläufig abzusehen wäre, woher die neuen Fässer genommen werden sollten, in die der neue Wein gefüllt werden könnte. Die Wirkungssphäre der Kirche wird durch Staat und Gesellschaft immer mehr beschränkt, die bisherigen Dogmen dem Fortschritt des wissenschaftlichen Bewußtseins gegenüber immer unmöglicher. So dringt ein doppelter Zwiespalt in jede Hütte und jeden Palast; mit tausend sichtbaren und unsichtbaren Armen sucht das Hergebrachte den Menschen in seinem Kreise festzuhalten, aber durch tausendmal tausend Kanäle sickert das zersetzende Ferment des Fortschritts in alle Fugen des Gebäudes. Selbst die Gläubigsten sind nicht mehr unberührt von der Morgenröthe der Aufklärung, und der katholische Bauer würde sich sehr wundern, wenn man ihm zeigen könnte, für wie viele Fragen sein Kopf bereits eine ganz andere Lösung acceptirt hat, als sie in der Lehre seiner Kirche, der er treu anzuhängen wähnt, vorgeschrieben ist. Beim städtischen Bürger ist die Differenz seines wirklichen Glaubens von der Glaubenslehre derjenigen Confession, zu der er nominell gehört, meistens schon sehr erheblich, bei dem Gebildeten aber besteht ein so schroffer Gegensatz zwischen seiner Weltanschauung und der Kirchenlehre, daß nur noch ein gewaltsames Verschließen der Augen gegen den Widerspruch, in dem das Leben sich bewegt, möglich ist. Dieses gewaltsame Verschließen der Augen dagegen, daß die ganze Zugehörigkeit zur Kirche thatsächlich eine Lüge geworden ist, ist selbst nur wegen eines erschreckenden Mangels an Wahrheitssinn möglich; denn ein einigermaßen kräftiger Wahrheitssinn duldet nicht, daß man auf diese Weise sich selbst beschwindelt. Bei schärfer entwickeltem Verstande ist aber auch das deutliche Bewußtsein vorhanden, daß die eigenen Ansichten in den mächtigsten und entschiedensten Punkten im Gegensatz zur Kirche stehen, aber aus äußeren Rücksichten wird nun doch eine innere Zugehörigkeit zur Kirche erheuchelt. Bald ist es die Rücksicht auf die Eltern oder auf die Frau Schwiegermutter, oder auf eine Erbtante, bald die Liebe zum ehelichen Frieden, bald der Zwang des Staatsamtes und seine außerordentlichen Ansprüche, bald die Furcht, den Kindern durch Ausschließung derselben aus der Kirche ihre künftige Laufbahn zu erschweren, bald die Absicht, dem Pöbel, für den der kirchliche Schwindel nöthig sei, ein gutes Beispiel zu geben, bald endlich (besonders bei Frauen) die Besorgniß, mit der Kirchlichkeit der Erziehung eines der wirksamsten Mittel zur Aufrechterhaltung der Autorität unter den Kindern einzubüßen, was zu einem Festhalten an den Formen confessioneller Frömmigkeit Anlaß gibt. Aber alle diese Rücksichten können die

Verlogenheit eines solchen Verhaltens nicht entschuldigen, um so weniger als es sich um das Gebiet des religiösen Bewußtseins handelt, wo das Höchste und Heiligste gepflegt und der edelste und erhabenste Trieb nach Wahrheit (das metaphysische Bedürfniß) in der lautersten Weise genährt und entwickelt werden soll. Alle momentanen und äußerlichen Vortheile, welche durch ein so frivoles Spiel mit dem Allerheiligsten des Menschenherzens erlangt werden können, verschwinden vor dem Schaden, welchen die Seele durch diese Schädigung des Wahrheitssinnes in seiner edelsten Gestalt nimmt, und alle Bequemlichkeiten bei der Erziehung von Völkern und Kindern müssen zurücktreten vor den furchtbaren Folgen, wenn die Völker oder Kinder eines Tages dahinter kommen, daß ihre Führer und Erzieher sie auf die frivolste und nichtswürdigste Weise betrogen haben, wie eine gewissenlose Amme, die dem Säugling Opium gibt, um sich vor demselben momentane Ruhe zu verschaffen. Wenn sie ihre ganze Scheu und Ehrfurcht vor dem Heiligthum der tiefsten Wahrheit von Denjenigen, denen sie Pietät und Vertrauen entgegenbrachten, schnöde gemißbraucht sehen, und behufs ihrer bequemeren Gängelung auf Dogmen gerichtet finden, die dem Leitenden selbst nicht mehr als wahr gelten, so ist es wahrscheinlich kein Wunder, wenn sie alle Liebe und allen Glauben an Wahrheit überhaupt nun auch ihrerseits über Bord werfen, und gleichfalls in frivolem Cynismus sich der weltlichen Verlogenheit in die Arme stürzen. Die besten und edelsten Naturen aber werden, wenn sie hinter den ungeheuren an ihnen verübten Betrug kommen, von einem gerechten und heiligen Zorn über die falschen Vormünder und Erzieher entbrennen, die den empfänglichen Sinn ihrer Kindheit und Jugend mit Märchen vollgepfropft haben, von denen sich wieder zu befreien, ein die beste Geisteskraft verzehrendes Ringen erforderlich ist.

Das mögen diejenigen Regierenden und Eltern wohl in Erwägung ziehen, welche selbst dem Glauben entfremdet und für ihre Person vielleicht schon außer Beziehung zur Kirche getreten, doch der Ansicht huldigen, daß für das regierte Volk oder für die zu erziehenden Kinder die fernere Erziehung in christlicher Weltanschauung und christlicher Frömmigkeit nöthig oder doch nützlich sei!

Die aber blos aus Mangel an Muth oder Initiative im alten Schlendrian bisher mit fortgeschlendert sind, die mögen sich erschreckend klar machen, welch eine furchtbare sittliche Verantwortlichkeit sie auf sich nehmen, indem sie ihren Kindern gegenüber auf dem Gebiete der heiligsten und höchsten Wahrheit mit systematischer Verlogenheit verfahren. Jetzt, wo nach Einführung der bürgerlichen Civilstandsregister Niemand mehr zu Cultushandlungen gezwungen werden kann, ist der äußerlich declarirte Austritt aus der Kirche für alle diejenigen, die in unzurechnungsfähigem Alter (nämlich während ihrer Minderjährigkeit, wo sie nicht einmal die kleinste Geldschuld rechtsgültig contrahiren konnten) in die Kirche hineingeschmuggelt oder hineingepreßt sind, in der That als indifferent zu bezeichnen; denn eine solche äußerliche Ueberstülpung der Confessionalität spricht so sehr allen modernen Rechtsbegriffen Hohn und ist in sich so nichtig und ungültig, daß es in geistiger Beziehung gar keiner formellen Rückgängigmachung eines an und für sich nichtigen Aktes bedarf. Nur wer im majorennen Alter durch dauernde Theilnahme am kirchlichen Leben seine frühere Aufnahme in die kirchliche Gemeinschaft nachträglich ratificirt, nur von dem kann mit Recht die Zugehörigkeit zur Kirche präsumirt werden, und darum ist eine solche dauernde Theilnahme an Cultushandlungen für jeden, der innerlich nicht zur Kirche gehört, eine fortgesetzte religiöse Heuchelei, eine Lüge der verwerflichsten Art, weil eine Verletzung des Wahrheitssinnes auf seinem edelsten Gebiet.

Noch verwerflicher aber ist es, seine Kinder im christlichen Glauben und christlicher Frömmigkeit erziehen zu lassen*), wenn man selbst sich innerlich und vielleicht auch schon äußerlich vom Christenthume abgewendet hat; diese Lüge hat zwar als blose Zulassung

---

*) Die Information reiferer Kinder über den Vorstellungskreis des christlichen Religionssystems gehört dagegen nothwendig zur allgemeinen Bildung, ein nicht erbaulicher, sondern rein lehrhafter Religionsunterricht ist daher nicht zu entbehren.

einen mehr passiven Charakter, aber sie ist um so schändlicher, weil sie die anvertrauten Kinderseelen betrifft, gegen welche die sittliche Verantwortung noch weit ernster und heiliger genommen werden muß, als die gegen sich selbst.

Nun sehe man sich in der Welt um, wie viel und wie schwer aus Faulheit, Bequemlichkeit, Aengstlichkeit, Feigheit, Dummheit und Mangel an Wahrheitssinn gegen diese sittlichen Grundsätze gesündigt wird, wie die religiöse und kirchliche Heuchelei in ihrer activen und passiven Gestalt, als Lüge und als Zulassung der Lüge, als Verstellung und als Duldung falscher Schlüsse aus dem stillschweigenden Verhalten gesündigt wird. Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß zwei Drittel unserer gebildeten Männerwelt und ein kleiner Bruchtheil der gebildeten Frauen gegen die Wahrhaftigkeit auf religiösem Gebiet in einer oder mehreren der angeführten Arten verstoßen. Nirgends aber bewahrheitet sich der Fichte'sche Satz, daß die Feigheit die Mutter der Falschheit ist, schlagender, als auf diesem Gebiet, wo als das Hauptmotiv für die meisten der zur Schau getragenen oder stillschweigend zugelassenen Lügen die Feigheit gelten kann, welche sich fürchtet gegen den mächtigen Popanz der Convenienz zu verstoßen. Auch auf religiös-kirchlichem Gebiete ebenso wie auf gesellschaftlichem ist das Resultat unserer Betrachtung eine abstoßende Verlogenheit unserer gegenwärtigen Zustände; während auf diesem der Hauptantheil der weiblichen Eitelkeit zufiel, sind auf jenem die Männer die Hauptträger der Unwahrhaftigkeit, weil der große Conflict des Alten und Neuen sich in ihnen weit schärfer ausprägt als in den Frauen, deren Mehrzahl auch in den gebildeten Ständen gedankenlos am Alten hängt und auch gar nicht die Fähigkeit besitzt, sich die fraglichen Widersprüche klar zu machen oder gar zu einer sicheren subjectiven Entscheidung des Conflicts zu gelangen.

Ein drittes Gebiet, wo die Unwahrhaftigkeit unserer modernen Zustände für den unbefangenen Beobachter klar zu Tage tritt, ist das politische Leben. Die öffentliche Seite desselben fällt fast ausschließlich den Männern zu, und das schöne Geschlecht ist hier vorläufig auf die Zwischenactsintrigue hinter den Coulissen beschränkt; die Art, wie letztere geführt wird, beweist zur Genüge, daß, wenn es den Weibern gelänge, an der öffentlichen Politik ihren Antheil zu erhalten, die Verlogenheit der letzteren noch auf einen ganz anderen Grad steigen würde.

Wer vom doctrinären Standpunkt der preußischen Fortschrittspartei, die von der alleinseligmachenden Kraft des Parlamentarismus überzeugt ist, oder vom Standpunkt nationalliberalen Entzückens darüber, wie wirs so herrlich weit gebracht, meine Bemerkungen über die Verlogenheit unseres politischen Lebens liest, der wird sich freilich verwundert die Augen reiben. Aber gerade der Parlamentarismus mit seiner Installirung des oratorischen Parteikriegs hat die bisher blos auf dem Felde der äußeren Politik in der Diplomatie bestehende Verlogenheit auch in die innere Politik übertragen, und der Nationalliberalismus braucht doch nur sich zu vergegenwärtigen, wie sehr es ihm an Muth fehlt, seinen Uebergang vom abstrakten liberalen Doctrinarismus zu einer vernünftigen realistischen Compromißpolitik offen einzugestehen, und wie sehr er sich gleißnerisch bemüht, seine ganz sachgemäßen Compromisse nachträglich zu den wahren Forderungen der liberalen Doctrin aufzuputzen.

Wenn ich die bodenlose Verlogenheit unserer Tagespresse in allen Parteischattirungen erwähne, so brauche ich kaum einen Widerspruch zu gewärtigen, aber Wenige denken daran, daß diese Verlogenheit der Parteiblätter doch nur ein Ausfluß von der Verlogenheit der Parteipolitik ist, die nur in der Anonymität der Presse ihren ungenirtesten Tummelplatz hat. In der Presse wird nach dem jesuitischen Grundsatz verfahren: calumniare audacter; semper aliquid haeret. Die Oppositionsparteien veröffentlichen Lügen, um aus der Abfassungsform der officiösen Dementis weitere Angriffspunkte herauszuinterpretiren; die Regierungspartei läßt Lügen drucken (ballons d'essay), um aus der Aufnahme, welche dieselben bei den anderen Parteien finden, zu schließen, welche Aufnahme gewisse Maaßregeln finden würden. Jedes Blatt rechnet auf die rasche Vergeßlichkeit seiner Leser, sowie darauf, daß die Mehrzahl derselben nur

die eine Zeitung liest, also die Frechheit ihrer Lügen nie recht erfährt. Wer aber viele Zeitungen vergleicht, der sieht doch bald, daß sie einander nicht viel vorzuwerfen haben. Das Publikum andrerseits hat sich an die Verlogenheit der Presse so gewöhnt, daß ihm ebenso der Unwille, wie dem Zeitungsschreiber die Schaam über dieselbe abhanden gekommen ist; ja sogar der schlechtere Theil des Publikums ist schon soweit gesunken, daß er lieber belogen sein, als die beliebten Sensationsnachrichten entbehren will, was natürlich die Redaktionen nicht außer Acht lassen. Diese corrumpirende Wechselwirkung zwischen Presse und Publikum ist am weitesten in Frankreich gediehen; aber auch in Wien kann man erleben, daß eine Preßproceßjury die Verleumdungsklage eines Privaten abweist, weil, wenn solche Empfindlichkeit allgemein würde, die Redaktionen ja bald nicht mehr wissen würden, wie sie es ungestraft anfangen sollten, dem Wiener seine kleine pikante Skandalgeschichte zum Morgenkaffee zu serviren.

In der äußeren Politik beginnt die Heuchelei schon damit, daß von allen Seiten der Schein erweckt wird, als ob ein Rechtsverhältniß und sittliche Beziehungen der Staaten zu einander anerkannt und vorausgesetzt würden, während doch jeder Staat die reservatio mentalis macht, daß er alle Verträge nur so lange hält, als es ihm vortheilhaft ist. Letzteres ist auch das allein richtige und allein patriotische Verhalten der Regierungen, da zwischen souveränen Staaten nur der Naturzustand, d. h. der Krieg Aller gegen Alle mit Waffenstillständen aus Opportunitätsrücksichten, besteht.*) Aber eben die von der conventionellen diplomatischen Heuchelei erzeugte und von einer irregeleiteten öffentlichen Meinung stürmisch geforderte Fiction eines gar nicht vorhandenen Rechtszustandes wirkt darauf zurück, die internationalen Beziehungen so durch und durch verlogen zu machen. Jeder Staat sucht seine Zukunftspläne zu verheimlichen und leugnet sie officiell ab; aber die meisten haben Zukunftspläne, in denen die Erstarkung der eigenen Macht auf Kosten der politischen Existenz anderer Staaten, oder doch wenigstens auf Kosten ihrer Einheit, ihrer Macht oder ihres Einflusses das Ziel ist. Seitdem die öffentliche Meinung politischen Einfluß erlangt hat, bemühen sich die meisten Staaten, diese öffentliche Meinung für sich einzunehmen und gegen ihre politischen Gegner aufzuhetzen, als Mittel hierzu wird die ganze Verlogenheit der Presse in Bewegung gesetzt, und Meister in diesen Täuschungen ist noch immer das Land, dem es in unbegreiflicher Weise so lange Zeit gelungen ist, die öffentliche Meinung zu düpiren, und dessen Presse an Verlogenheit derjenigen der anderen Länder den Rang abgelaufen hat. Eine verhältnißmäßig wahrhafte Diplomatie verfolgen kann nur ein Staat, der sich stark genug fühlt, jedem feindlichen Angriff gewachsen zu sein, hinreichend groß und genügsam, um nach keiner Gebietsvergrößerung mehr zu verlangen und bescheiden genug, um keine Präponderanz über andere Staaten, also auch kein Mitreden in deren inneren Angelegenheiten in Anspruch zu nehmen. In dieser Lage ist jetzt das deutsche Reich, und darum kann seine Politik so ehrlich sein im Verhältniß zu der seiner Nachbaren. Aber auch die Preußische Politik bis zur Gründung des deutschen Reiches konnte relativ wahrhaft sein, weil die preußische Regierung nicht ungeduldig war, sondern die Zeit der Erfüllung ihrer deutschen Mission ruhig abwarten konnte, überzeugt, daß nichts sie mehr in ihrer Aufgabe fördern würde, als die Fehler ihrer Gegner.

Aehnlich wie die Stellung der Staaten zu einander ist die Stellung der Parteien zu einander innerhalb eines Staates. Zwar begründet hier die Verfassung nebst den sie ausbauenden Gesetzen einen Rechtszustand; aber indem dieser Rechtszustand kein unabänderlicher ist, sondern durch die politische Macht jederzeit der rechtlichen Modification fähig ist, wird der Kampf der Parteien zu einem Ringen um die Macht der Rechtsumgestaltung. Werden durch die bestehenden Zustände der rechtmäßigen Modification der Gesetze und der Verfassung die Wege versperrt, so bleibt darum eine wesentliche Machtverschiebung unter den politischen Faktoren doch nicht einflußlos; vielmehr sammeln sich die umgestaltenden Tendenzen unter dem Druck eines starken Widerstandes so lange

*) Vergl. A. Lasson, „Princip und Zukunft des Völkerrechts", sowie meine „Ges. Studien und Aufsätze." A. VI.

auf, bis die Kraft ihrer Spannung den Widerstand übersteigt. Je stärker die Spannung hat anwachsen müssen, ehe sie sich durch Realisirung ihrer Tendenzen entladen konnte, desto explosiver wird die endliche Umgestaltung, desto mehr gleicht die Reform der Revolution. Auf alle Fälle aber stellt sich nach der Katastrophe ein den neuen Machtverhältnissen besser angepaßter Gleichgewichtszustand her, der sich als neuer Rechtzustand, beziehungsweise als abgeänderte Verfassung fixirt.*) Der Kampf der Parteien dreht sich also (mit Ausnahme der parlamentarischen Controle der Verwaltung) ausschließlich um Machtfragen, nicht um Rechtsfragen, nämlich um die Erlangung der Macht, den bestehenden Rechtszustand im Sinne der Parteitendenzen zu modificiren. Dieses so natürliche und selbstverständliche Sachverhältniß wird aber von den Parteien auf das Sorgfältigste verheimlicht und vertuscht. Alle Parteien geben sich vielmehr den Anschein, nur den bestehenden Rechtszustand aufrechterhalten, gegen Mißdeutung schützen, und durch bessere Detailbestimmungen oder klarere Fassung des Wortlauts interpretiren zu wollen. Bei dem Streit für oder gegen ein neues Gesetz bemühen die Parteien sich, nachzuweisen, daß das fragliche Gesetz durch die Consequenzen des bestehenden Verfassungs- und Rechtszustandes gefordert oder ausgeschlossen sei; in Wahrheit aber kämpfen sie nur deshalb für oder gegen das Gesetz, weil dessen Annahme oder Ablehnung eine ihren Parteizielen entsprechende oder widersprechende Veränderung des Rechtszustandes herbeiführen oder abwehren würde. Dabei werden die eigentlichen Parteiziele von denjenigen Parteien, die überhaupt klar bestimmte Ziele haben, sorgfältig verheimlicht, und während ihr ganzes Verhalten zu allen auftauchenden politischen Fragen durch die Beziehung derselben zu diesen letzten Parteizielen bestimmt ist, suchen sie statt dieses wahren Bestimmungsgrundes ihres Verhaltens irgend welche andere vorzuspiegeln, namentlich solche, die den augenblicklich die öffentliche Meinung beherrschenden Vorurtheilen zu schmeicheln geeignet sind. So sind alle Debatten der Parteien innerhalb wie außerhalb des Parlaments (ausgenommen diejenigen, welche zur Abklärung der streitigen Ansichten über technische Fragen dienen) eigentlich leere Spiegelfechtereien, bei denen die wahren Ziele und Bestimmungsgründe verheimlicht, und durch oratorische Scheingründe ersetzt werden. So z. B. ist die Linke der meisten Parlamente in Monarchien republikanisch gesonnen, und beurtheilt alle Fragen darnach, ob sie zur Verbreitung der Republik vortheilhaft sind oder nicht. Die Krone aber in solchen Ländern läßt sich oft genug durch die Furcht vor dem Kryptorepublikanismus der Linken bestimmen, sachlichen Fortschritten ihre Zustimmung zu verweigern, blos weil sie dieselben von der Linken gefordert sieht und deshalb fürchtet, daß dieselben den geheimen antimonarchischen Tendenzen Vorschub zu leisten geeignet sein müssen. — Die Regierung ist ferner oft genug außer Stande, ihr Verhalten in der auswärtigen Politik vor dem Parlamente zu rechtfertigen, weil sie sich durch ein solches vorzeitiges Aufdecken der Karten ihr Spiel verderben würde; die Folge davon ist, daß sie sich durch den Parlamentarismus gezwungen sieht, ihr Verhalten mit falschen Scheingründen zu vertheidigen.

Die verlogenste aller Parteien ist die ultramontane; denn ihr Parteispiel ist die absolute Intoleranz und die Alleinherrschaft der römischen Kirche, sie sucht dasselbe aber dadurch zu fördern, daß sie die Fahne der Freiheit voranträgt, um ihre propagandistischen Agitationen von jeder Beschränkung zu entfesseln. Sie nimmt daher die Maske des Liberalismus vor, benutzt die von der freien Verfassung der modernen Staaten gebotenen Handhaben (allgemeines Wahlrecht, freies Vereinsrecht, freie Presse u. s. w.), trotzdem daß alle diese Institutionen von ihrem unfehlbaren Oberhaupt als Teufelswerk verflucht sind, und sucht mit Hilfe der politischen Freiheit eine Position zu erobern, von der aus sie den Fluch der Kirche durch Vernichtung aller dieser Freiheiten vollstrecken kann. — Verhältnißmäßig am ehrlichsten kann eine Partei auftreten, und ihre Tendenzen enthüllen, deren Ziele theils noch unklar und nebelhaft sind, theils so weit von den bestehenden Zuständen abliegen, daß eine Verwirklichung derselben entweder erst in einer nicht abzusehenden Zeit, oder aber durch Revolution denkbar ist. In dieser Lage befindet

*) Vergl. „Lassalle Ueber Verfassungswesen", ein Vortrag Berlin 1862.

sich bei uns die socialdemokratische Partei; die Neigung derselben zur Verlogenheit ist mindestens ebenso groß als die der übrigen Parteien (wie sich an ihrer entstellenden Kritik des Verhaltens der Regierung und der übrigen Parteien zu ihr zeigt) und sie würde sofort in der nämlichen Weise wie bei den anderen Parteien hervortreten, so wie sie in die Lage käme, ernsthaft an der Verwirklichung ihres Programmes durch Reformen mitzuwirken.

Die Unwahrhaftigkeit unseres politischen Lebens ist nach alledem eine solche, die weniger den handelnden Persönlichkeiten zur Last zu legen ist, als sie durch unsere gegebenen politischen Zustände bedingt erscheint. In der äußeren Politik ist es die Unfertigkeit des europäischen Staatensystems, das zur Abrundung in große nationalgeschlossene und nach keiner Gebietserweiterung mehr lüsterne Nationalstaaten drängt; in der innern Politik ist es die Oeffentlichkeit der Erwägungen über die zu treffenden Maaßregeln, die oratorischen Schaustellungen der Parlamente und das Buhlen um die Dirne „öffentliche Meinung", was die Verlogenheit unserer Zustände herbeigeführt hat. Der Einzelne kann wohl mehr oder minder maaßvoll sein, wenn er einmal an der Spiegelfechterei des parlamentarischen Lebens Theil nimmt, er kann es aber nicht wagen wahrhaft zu sein, wenn er nicht unter allgemeiner moralischer Entrüstung vor die Thür gesetzt werden, oder doch eine höchst gefährliche politische Verwirrung anrichten will. Der Wahrhafte würde das enfant terrible seiner Partei, oder wenn er keiner Partei angehört, für alle Parteien sein; er würde seinen Wählern unverständlich bleiben und keinesfalls von ihnen zum zweiten Mal mit ihrer Vertretung betraut werden. Ein Mann, der die Fähigkeit zur politischen Wirksamkeit in sich fühlt, hat daher nur die Wahl, entweder auf die Ausübung dieser Fähigkeit oder bis zu einem gewissen Grade auf die Wahrhaftigkeit zu verzichten. Würden alle hervorragenden Persönlichkeiten sich aus sittlichen Gründen für die erstere Seite der Alternative entscheiden, d. h. sich auf das Privatleben beschränken, so würden die öffentlichen Angelegenheiten ganz und gar in die Hände gewissenloser Abenteurer und eitler Schreier gerathen, und die allgemeine Wohlfahrt würde schwer unter solchen Zuständen leiden, von denen wir einen Vorgeschmack aus dem politischen Leben Frankreichs seit dem Sturz des zweiten Kaiserreiches gewinnen könnnen. Daher ist Niemandem ein Vorwurf zu machen, der um solches öffentliches Unglück abzuwenden, lieber das Opfer bringt, mit der Unwahrhaftigkeit unseres politischen Lebens zu pactiren; nur ist zu fordern, daß er die simulatio auf ein Minimum zu beschränken sucht und so sehr als möglich bei der (moralisch unangreifbaren) dissimulatio (Zurückhaltung, Reservirtheit, Verschwiegenheit) stehen bleibt. Unsere politischen Zustände bedingen ein gewisses Maaß von Unwahrhaftigkeit und verführen zur Verlogenheit, aber sie zwingen nicht zu demjenigen Grade von Unwahrhaftigkeit und Verlogenheit, welchen unsere öffentlichen Zustände thatsächlich zeigen. Ein guter Theil derselben kommt immerhin auf die starke Verbreitung des Hanges zur Lüge, welcher die Betheiligten so leicht zur Ueberschreitung des nothwenigen Maaßes verführbar macht.

Die voranstehenden Erwägungen entrollen ein recht trauriges Bild von der Unwahrhaftigkeit und durchgängigen Verlogenheit unserer modernen Verhältnisse auf gesellschaftlichem, religiös-kirchlichem und politischem Gebiet. Indessen ist an den betreffenden Stellen darauf hingedeutet worden, daß es Ursachen geschichtlicher (also auch vorübergehender) Art sind, welche diese Verminderung der Wahrhaftigkeit auf allen Gebieten des Lebens bewirkt haben. In der gesellschaftlichen Sphäre ist es das Uebergewicht des romanischen, speciell des französischen Wesens, und die deutsche Nachäfferei fremder Sitte und Unsitte, welche durch den staatlichen Verfall Deutschlands im dreißigjährigen Kriege zu einer so bedauerlichen Höhe gesteigert wurden, gegen welche sich aber seit den Freiheitskriegen und noch mehr seit dem Kriege von 1870/71 eine entschiedene Reaction bemerkbar macht. Auf religiös-kirchlichem Gebiet ist es der ungeheure Widerstreit zwischen dem religiösen Bedürfniß, das gebieterisch auf irgend welche Weise Befriedigung erlangt und der empfundenen Unbrauchbarkeit der überlieferten religiösen und kirchlichen Formen für das moderne Bewußtsein, zwischen einem unvernünftig gewordenen Conservatismus

und einem gefühlsverletzenden Rationalismus. Auf politischem Gebiet endlich ist es der Parlamentarismus und Constitutionalismus mit seiner majorisirenden Parteiregierung und seinem Buhlen um die Gunst der öffentlichen Meinung.— Je mehr in der Gesellschaft die affectirte französische Eitelkeitständelei wieder durch deutsche Natürlichkeit und Schlichtheit verdrängt wird, je mehr der Muth einer eigenen religiösen Meinung und einer privaten Befriedigung des religiösen Bedürfnisses wachsen, und die Lösung des Widerstreites zwischen Gefühl und Verstand auf Grund einer tieferen speculativen Weltanschauung sich anbahnen wird, je mehr die Centralregierungen der Staaten von Geschäften entlastet, die aus einem gährenden Uebergangsstudium erwachsenen Parteiverhältnisse sich consolidiren und das parlamentarische Geschwätz sich discreditiren wird, desto mehr werden unsere öffentlichen Zustände an Wahrhaftigkeit und sittlichen Werthe gewinnen, und von ihrer gegenwärtigen krankhaften Verlogenheit gesunden. Der Hauptantheil in der Besserung dieser Zustände wird Aufgabe der Erziehung sein, nämlich eine Schwächung des Vorurtheils, daß eine Auflehnung gegen die unberechtigte Tyrannei der Convenienz verwerflich oder gar unsittlich sei, und eine derartige Stärkung des Wahrheitsinns und Lügenabscheus im kindlichen Gemüth, daß später der ins Leben Tretende sich mit aller Macht seines Geistes gegen das Mitmachen der conventionellen Lügen empört, und durch Bespiel und Lehre zu deren Beschränkung auf allen Gebieten mitwirkt.

Eine unerschütterliche Wahrhaftigkeit ist allein schon im Stande, uns vor dem größeren Theil sittlicher Verirrungen zu schützen. Ohne Wahrhaftigkeit hat die Treue keinen Boden, die Redlichkeit keinen Standort, der Wahrhafte ist gleich fern von Schmeichelei wie von Verläumdung, von kriechender Demuth wie von verletzender Ueberhebung, von klagender Jammerseligkeit wie von Prahlerei, von gleißnerischer Freundlichkeit wie von hinterlistiger Tücke, von Intrigue und Kabale wie von Untreue und Verrath, von Unterschlagung des Anvertrauten wie von Fälschung und Betrug. Durch Wahrhaftigkeit allein wird jene Objectivität der Beurtheilung möglich, auf der allein die Gerechtigkeit und Billigkeit beruhen kann; wenn diese das Knochengerüst, so kann jene das Mark in dem Knochengerüst der Sittlichkeit genannt werden. Nur die stete Uebung in der Wahrhaftigkeit kann jene schwierigste aller Forderungen des Wahrtssinnes erfüllen, die Wahrhaftigkeit gegen sich selbst; und doch ist diese grade der unerläßliche Ausgangspunkt aller sittlichen Selbstzucht, die durch nichts unmerklicher und schlimmer gefährdet wird, als durch die Hingabe an Selbsttäuschungen über den eignen Sittlichkeitszustand, über die in der eignen Seele wirksamen Triebfedern, und über die wahren Motive des Wollens und des Handelns.

---

# Robert Hamerling als Romancier.

Gedanken über dessen „Aspasia“

von

**S. Heller.**

Ein unheimliches Frösteln zieht durch den deutschen Dichterwald, daß dem harmlosen, reiselustigen Wanderer angst und bange dabei zu Muthe wird. Noch immer lassen die befiederten Sänger sich vernehmen und mehr vielleicht als jemals; aber kein schmetterndes Lied, kein schmelzender Ton dringt aus den zarten Kehlen, man hört nur jene schrillen, abgebrochenen Pfiffe beim Ein- und Ausfliegen, es ist vorsorgliche Geschäftigkeit um das kleine Nest, um die liebe Brut, was man allenthalben bemerkt, nicht heiterer Vogelsang in lauer Lenzesluft. Aus den dichten Gebüschen, woher einst im Morgenschein und Mondenglanz ihre süßen Weisen ertönten, sind die Nachtigallen ausgeflogen — vor Schrecken wohl, denn aus den halbdurchbrochenen Eierchen, auf denen sie so lange gesessen, in der guten Meinung, daß sie die ihrigen seien, gucken gar fürwitzig ganz allerliebste Kuckuksschnäbelchen hervor und Papachen ist nicht weit und bringt reichliches Futter, und bald werden Amseln und Stieglitze und was sonst den herrlichen deutschen Dichterwald belebt, aus denselben Gründen verschwunden sein und die Kuckuke werden den Frühling verkünden, aber es wird keiner kommen und die ganze deutsche Poesie wird des Kuckuks geworden sein. Aber diese Farbenpracht! Dieses Glitzern und Gleißen! Dieses fröhliche Knallen der Büchsen beim fröhlichen Jagen, ist denn das nichts? Ach, dieses grelle Farbengemisch ist des Herbstes buntes Kleid, dies untrügliche Zeichen des allmäligen Absterbens der Triebkraft in der Natur; der weiche Teppich, auf den du trittst, ist nicht frischer Rasen, sondern welkes, abgefallenes Laub; mitten durch dieses Glitzern und Gleißen siehst du die feinen weißen Fäden ziehen, den zudringlichen Altweibersommer, den Vorboten der regelrecht krystallisirten, alles Leben ertödtenden Schneeflocken. Und sieh einmal dort die Männer, die des edeln Waidwerks pflegen, wie verstohlen sie im Gestrüppe kauern! Himmel, was für confiscirte Gesichter! Wildschützen sinds, die nichts von einer Schonzeit, nichts von echter Jagdfreude wissen; bittere Armuth hat sie aus ihren niedrigen Hütten aufgescheucht, um hier ein Häslein, dort, wenn es gut geht, einen Rehbock zu erlegen, keine Trophäen bringen sie heim, sondern einen saftigen Braten oder das Geld, den halben Preis, um den sie ihre Beute verschachert bei irgend einem Gastwirth, der gute Geschäfte damit macht. Und wehe dem herrschaftlichen Jäger, wenn die verwegenen Gesellen ihm etwa begegnen, sie hassen den wirklichen Forstmann und jagen ihm ohne Gnade und Barmherzigkeit die Kugel mitten durch's Herz.

Doch wäre dieser Zustand noch lange der schlimmste nicht, denn andre Zeiten, andre Vögel! und wie jene müssen auch diese kommen. Das Gefährliche im gegenwärtigen Zustande dieses unsres Zauberwaldes ist, daß die Sänger selbst diese Metamorphose in sich erleben, daß fast jeder von ihnen mit der Lyrik anfängt, sich dann auf das Epos wirft,

es mit dem Drama versucht und nach allerlei muntern oder verzweifelten Kreuz- und Quer-Sprüngen auf den mannigfaltigsten Grenz- und Zwischengebieten von Poesie und Prosa endlich mit beneidenswerth resoluter Energie ganz und gar der Romanschreiberei und den Leihbibliotheken verfällt. Nun ist der Roman als Kunstgattung gewiß sehr hoch zu halten, nicht als modernes Epos wie unsre unverbesserlichen Romanschmierer uns so gern glauben lassen möchten, sondern als der Triumph echter Künstlerschaft über den sprödesten und widerstrebensten Stoff, über das Treiben und Weben der Gegenwart oder doch der gemeinen Wirklichkeit. Allein das fabrikmäßige Liefern der Romane, wie es gewisse Druckerpressen in Leipzig und Stuttgart mit staunenswerther Systematik betreiben, macht aus dem vielleicht schwierigsten dichterischen Probleme ein geradezu verächtliches Handwerk. Es ist Pflicht der Kritik zu warnen, so lange Warnung noch fruchten kann und bei solchen, die der Warnung bedürfen, und diese beiden Fälle treffen bei Hamerling zusammen.

Als er noch sann und minnte, als er das Schwanenlied der Romantik sang, durfte man sich aufrichtig über sein schönes Talent freuen, sanfte Empfindungen in anmuthigster Form darzustellen. Glückliche Bilder, helle Phantasie und ein oft perlender Wohllaut zeichnen diese seine Gedichte aus, kein Flug in's Erhabene und Grenzenlose, keine Tragik der Gedanken und Gefühle, sondern überall die holde Schranke formenreiner Schönheit, ein Schwelgen in den verschwenderisch ausgegossenen Reizen des südlichen Himmels an der Adria, keine Kraft, aber ausnehmende Feinfühligkeit des Ausdrucks wie des Gemüthes. Da führten ihn seine Beschäftigungen als Gymnasial-Lehrer auf einen Stoff, dem seine zartbesaitete Seele nicht gewachsen war, auf den Nero. Zu den Zeiten Lessing's oder Goethe's und selbst noch in den 40er Jahren wäre sein „Ahasverus in Rom" auf den allgemeinen Widerstand eines soliden und geläuterten Geschmackes gestoßen; in unsern Tagen erschien das Sujet zeitgemäß und überraschte zugleich durch eine virtuose Technik der Schilderung, welche immer besticht und von den Meisten für das Wesentliche eines erzählenden Gedichtes gehalten wird. Dem Einsichtigern konnte nicht entgehen, daß hier ein Rückschritt vorlag, daß Hamerling seine Begabung forcirt hatte, daß das einzige Kennzeichen aller wahren Poesie, das seelische Element fehlte, daß diese wüste Anhäufung von Gräueln, dieses Beschreiben des Unbeschreiblichen, dieses Ausdrücken des Pinsels auf die Leinwand, alles eher als das Gepräge eines Kunstwerkes an sich trug. In Norddeutschland schüttelte die bedächtigere Kritik denn doch ein wenig den Kopf, dieses ewige Bildern und Schildern erschien einigermaßen verdächtig. Die Süddeutschen dagegen glaubten alles Ernstes einen neuen Klassiker entdeckt zu haben, ja ein Kritiker entblödete sich nicht, Hamerling mit keinem Geringern als mit Goethe auf gleiche Höhe zu stellen.

Hamerling hätte ein Gott sein müssen, um von so viel Schmeichlerstimmen nicht berückt zu werden; übrigens verschmähen auch die Götter keine Huldigungen und wäre es auch nur Rauch und Fettdampf, wenn es nur ad mojorem gloriam geschieht. Sein zweites Epos „der König von Sion" bewies indeß gleich, daß auch nicht ein Tropfen Goethe'schen Wesens in Hamerling's Adern floß. Ich kenne diese Gesänge nur in der ersten Ausgabe, bin aber, obwohl Hamerling seine neuen Ausgaben „verbesserte" zu nennen beliebt, fest überzeugt, daß an einem poetischen Werke nichts weiter zu verbessern ist, da der erste glückliche oder unglückliche Wurf ein und für allemal entscheidend bleibt. Goethe ging darin so weit, einen ihm nachgewiesenen Siebenfüßler in Hermann und Dorothea nicht zu ändern; eigentlich verbessern läßt sich an einem Gedichte, das dem Herzen entstammt, so wenig, als eine Grundeigenschaft einer geometrischen Figur durch eine andere ersetzen. So ist es denn gewiß auch Hamerling nicht gelungen, aus dem Karten- und Opernkönig, zu dem er seinen Schneidergesellen Jan von Leyden gemacht, einen Helden zu drechseln, denn für einen lebenskräftigen Bankert giebt es eine Postlegitimation durch die Ehe, und so sind alle Wildlinge, mächtiger Genien: die Moor, die Götz, die Faust später als klassische Schöpfungen anerkannt worden; was aber unfähig zu athmen auf die Welt kommt, dem helfen die kostbarsten Purpurwindeln, in die es etwa gewickelt wird, nicht zur Daseinsberechtigung. Auch diese Verirrung Hamerling's

fand jedoch vielen Beifall, und abermals darf man sich nicht wundern, wenn der Verfasser sich von jetzt an ermuthigt fühlte, jeden Einfall, jeden Halbgedanken rasch zum Eigenthum der deutschen Lesewelt zu machen, sodaß der „Teut“ und „die sieben Todsünden“, zwei ganz insipide Sachen, nicht nur erschienen, sondern mitunter gar als kleine Meisterwerke angepriesen wurden. Bei der ganz verunglückten Tragödie „Danton und Robespierre“ mußte man freilich in hohem Grade stutzen, denn hier zeigte sich auf einmal, daß Hamerling bereits der einfachste Sinn für die Form vollständig abhanden gekommen war.

Und nun hat er den folgenschwersten, den verhängnißvollsten Fehler begangen, in den ein Schriftsteller verfallen kann, er hat sich vom bösen Feinde Reclame aus der sichern Verschanzung seines engbegrenzten, aber auf diesem kleinen Felde zuverlässigen Talentes auf das unübersehbare, flache Gebiet des Romans hinauslocken lassen, wo selbst Lorbeeren zu ernten in den seltensten Fällen rühmlich, eine Niederlage zu erleiden für einen Autor von Namen jederzeit gefährlich ist. Alle großen Romanciers und Novellisten nämlich sind ohne Ausnahmen nur dies gewesen oder haben doch mit Anderem kein Glück gemacht. Wer kennt die „Numancia“? Wer die „Fiammetta“? Wer die „Adelchi“? Aber der Don Quijote, das Decameron, die „Promessi sposi“ haben die Namen des Cervantes, des Boccaccio, des Manzoni unsterblich gemacht. Walter Scott und Dickens hielten sich fast ausschließlich an ihr eigenstes Fach, so auch die ältern englischen Romandichter. Schiller wußte ganz wohl, was er that, als er den Geisterseher liegen ließ, und Alles in Allem genommen hätten der Meister und die Wahlverwandtschaften allein Goethe's Namen nicht durch die Jahrhunderte getragen. Jede Kunst will eben frisch geübt sein und nichts ist falscher, als die allgemeine Meinung, daß der bloße rasche Einfall genüge, um ein bedeutendes Dichterwerk zu schaffen. Ferner fordert der Roman tiefe Kenntniß des Lebens und der Dinge. Die Deutschen haben das ziemlich regelmäßig verkannt und gleich der Beginn des deutschen Romans weist hierin genug Fehlgriffe auf. Zesen z. B. der ehrliche Sprachreiniger aus dem 17. Jahrhundert, schrieb eine asiatische Banise und eine adriatische Rosamund, als seien es ferne Zeiten und Welttheile und nicht unsere nächsten Verhältnisse, die der Roman darzustellen hat. Erst der Simplicissimus bewies uns, wie ein Roman aussehen müsse, um lesbar zu sein und ich meine, Grimmelshausens Werk kann man noch heute mit großem Interesse, ja mit Spannung genießen; Hamerling aber hat drei Jahre an einem dreibändigen Werke gearbeitet, das vor einem Monate bei J. F. Richter in Hamburg erschien, leider aber in Graz recht armselig gedruckt und ausgestattet wurde und das den Titel führt: „Aspasia“, ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas, ein eben so seltsamer als ungeschickter Titel!

Ein Philologen-Roman also und überdies einer, an dem die Philologen vielleicht ebensoviel auszusetzen haben als der unparteiische Kunstrichter! dieser dringt vor Allem auf Erfindung, auf strenge Charakteristik, auf eine ereignißreiche spannende Handlung, auf eine lebensvolle hinreißende Erzählung. Nun aber ist die Erfindung der Aspasia in der Hauptsache gleich Null, in den episodischen Zugaben von einer Unbedeutendheit, um nicht zu sagen von einer Trivialität, die unglaublich klingt. Hamerling macht z. B. selbst darauf aufmerksam, daß er den Hergang der See-Schlacht bei Tagria aus Eigenem geliefert habe, um den Perikles sich seinem Charakter gemäß bethätigen zu lassen. Man lese nur das betreffende Capitel nach. Es ist eine Correspondenz zwischen Perikles und Aspasia von einer Trockenheit und Dürftigkeit, die selbst in unsern Tagen ein Beispiel suchen. Oder die Reise dieser Beiden durch Griechenland. Himmel! welch' ein Aufwand von Landschaftsbildern, kleinen Abenteuern und Begegnungen, Festen und Spielen, die auch nicht das Mindeste zum Fortschritte der Handlung beitragen. Doch auf Ehre! da hätte ich bald vergessen, wie es die Pflicht eines gewissenhaften Berichterstatters ist, die Handlung doch wenigstens in den allgemeinsten Umrissen zu skizziren. Aber auf Ehre! es gibt nichts zu skizziren, weil nichts von einer Handlung zu verspüren ist. Daß Perikles die Aspasia liebte, darüber seine Gemahlin Telesippe, welche ihm zwei Kinder geschenkt hatte, verließ, daß er glänzende Gesellschaft im Hause hielt, seine zweite Gemahlin auf dem Areopag gegen die Anklage der Gottlosigkeit zu vertheidigen hatte, daß er hohen

Kunstsinn besaß und Aspasia viel Liebenswürdigkeit, mit einem Worte, daß Perikles Perikles und Aspasia Aspasia war, das weiß jeder Gymnasiast und all' das anektodenhafte Geschwätz, das er in der Schulbank anhören mußte, findet er mit Verdruß hier getreulich abermals aufgetischt.

Und da kommt nun der Philologe (so der rechte Philologe, nicht ein österreichischer Gymnasial-Professor, sondern der seine Alten mit Geist und Herz wie einen Liebesfrühling in sich gesogen) und findet sich auf das Grausamste enttäuscht. Wer eine wirklich klassische Bildung besitzt, der weiß längst, daß an dem Gerede von der Hetäre Aspasia nicht ein wahres Wort ist. Dieses hochsinnige Weib, von dem ein Sokrates lernte, das ein Perikles an seinem häuslichen Herde walten ließ, das trotz der giftigen Pfeile des bösen Leumunds, dessen sie bei den Zeitgenossen und insbesondere bei den Komikern genoß, noch länger als ein halbes Jahrtausend nach ihrem Tode groß und herrlich bei dem von Hamerling sonst tüchtig ausgenützten Plutarch dasteht, zu einer Dirne herabzuwürdigen, die von Milet hergelaufen kommt, allerlei zweideutige Abenteuer erlebt, wie eine Münze von Hand zu Hand geht — gleichviel ob sie dabei die Vergoldung abstreift oder nicht — in Athen Modell steht und die Bekanntschaft des Perikles macht und fortsetzt in einer Weise, die uns die Schamröthe in's Gesicht treibt! Keine Lockung läßt sie unversucht, als Knabe verkleidet geht sie mit dem zwiebelköpfigen Donnerer durch die Straßen Athens, beglückt ihn in Pansgrotten, feiert beim frommen Sophokles die freiesten Orgien mit ihm*), dringt sogar in dieser Maske in das Haus des Geliebten, um dessen eheliches Weib zu narren und zu äffen, treibt, da bei der buhlerischen Theodota Perikles Feuer zu fangen droht, noch ärgere Buhlerkünste als diese Metze gemeinsten Schlages, ruht nicht, bis sie dieselbe ausgestochen und in ihrer Vaterstadt Milet dem Beherrscher Griechenlands ihre Gewandtheit in Anwendung der verlockendsten aphrodisischen Reizmittel so unwidersprechlich dargethan hat, daß endlich Telesippe ihr weichen muß. Und nicht Gemüth, nicht Seele hat dieses Weib, eine epikureisch-ästhetische Faullenzerei, ein dilettantisch geistreiches Lotterleben führt sie im Hause des Perikles ein, beschwatzt den Gemahl, ihr zu erlauben, wieder einem Künstler Modell zu stehen, beschwatzt eben diesen Künstler und andere, nicht das Erhabene und edel Menschliche, sondern das Hübsche und galant Zierliche in ihren Statuen zu verewigen, und damit werden Seiten, Bogen, Capitel, ja Bände verschrieben in verwunderlicher, plauderhafter Langathmigkeit, im Style der platonischen Dialoge, von deren bezaubernder Süßigkeit und anmuthiger Lieblichkeit, von deren oft so ergreifender Kraft und großartigem Tiefsinn sich hier auch nicht die Spur findet. Und diese Aspasia sollen wir bedeutend finden, für dieses kokett intrigante Wesen Theilnahme fühlen. Den abgeschmackten Witz und die infame Verläumdung irgend eines antiken Komöden, daß Perikles die Chrysilla (zu Deutsch etwa: Mamsell Goldchen) geliebt habe, mißversteht unser althellenischer Romancier dahin, Perikles habe eine leibhaftige Dame Chrysilla leibhaftig geliebt, und was dergleichen Krimskrams mehr ist. Hamerling scheint keine Ahnung zu haben, daß seit Barthelemy's „Voyage du jeune Anacharsis" die Kleinigkeit von 87 Jahren verstrichen ist, und daß die moderne Philologie vom klassischen Alterthum etwas mehr weiß als Anektodenklatsch, ein anderes Bild davon hat als mosaikartiges Stückwerk.

Was ein Liebesroman sei, das zu erklären ist Hamerling uns schuldig geblieben. Will Hamerling damit sagen, daß sein Roman von Liebe handle? dann nenne er doch einen, in dem die Liebe nicht vorkommt. Oder meint er, daß die in der Aspasia vorkommende Liebe jene von der rechten Art sei, wo man nicht blos von der Liebe schwärmt, sondern sich dieselbe auf die unzweideutigste Art beweist, so wäre auch darauf zu erwiedern, daß auch dies nicht der Fall. Den Ton der Schlüpfrigkeit hat Meister Wieland noch ganz anders getroffen, mit ihm hat Hamerling's mattherzige Weise noch die meiste Verwandtschaft; aber Wieland schlägt nicht den gelehrt professorlichen Ton Hamer-

*) Wir möchten wenigstens diese Zusammenkunft bei Sophokles von der kritischen Verdammung unseres geschätzten Mitarbeiters ausnehmen, da sie uns als eine keusche friedenvolle Idylle erscheint, aus der ein Hauch hellenischen Geistes und einfacher Schönheit athmet. D. Red.

lings an, im Gegentheil verbirgt er unter den Blumen seiner immer trefflichen Sprache wirkliche Goldbarren von Wissen, und dabei geht der Mann, was man sagt, in's Zeug, er thut weder prüde, noch sucht er durch schönseliges Gerede die Sache zu bemänteln, Hamerling schreibt auf jeder Seite einen andern alten Autor ab, sieht man ihm jedoch auf die Finger, so findet man, daß seine archäologischen Kenntnisse herzlich seicht und gering sind, er möchte seinen Worten gerne einen Anflug von hellenischer Bedächtigkeit und Nüchternheit geben und wird dadurch gespreizt und langweilig, und bei alledem möchte er es doch mit den deutschen Jungfräulein nicht verderben und in den Leihbibliotheken aufliegen, er breitet also über die verfänglichen Scenen einen Schleier von zarter Gaze, aber er hat gar nicht nöthig, das zu thun, denn sie sind zurückstoßend dadurch, daß jede derselben einen Ehebruch enthält, der ganz kampflos und ohne alles Gewissen vollzogen wird. Wenn sich endlich Hamerling etwas darauf zu Gute thut, daß er die Liebe der Griechen von der sentimentalen modernen geschieden wissen will, so ist er abermals im Unrecht, denn die aufopfernde, hingebungsvolle Liebe ist nicht nur ein allgemein menschlicher Zug, sondern in der ganzen animalischen Natur begründet. Hätte er nur seinen Euripides und Sophokles richtig gelesen, so würde er diese spitzfindige Distinktion nicht gemacht haben. Ein Liebes-Roman, wenn schon dieser Pleonasmus gebraucht werden soll, müßte all' Feuer, Pracht und Glanz sein; Heinse hat in seinem Ardinghello so etwas wie einen Liebesroman gedichtet, dem selbst Schiller trotz seiner Kant'schen Rigorosität noch ein unfreiwilliges Lob ertheilen muß.

Weder mit dem alten Hellas ist es also etwas in dieser Aspasia, noch mit dem Roman, noch mit dem Liebesroman. Noch viel windiger steht es um den vermeintlichen Künstlerroman, den Hamerling geliefert haben möchte. Wir stehen wiederum vor einem Räthsel. Was ist ein Künstlerroman? Ein Roman, dessen Helden Künstler sind? Das sind weder Aspasia noch Perikles. Oder doch künstlerisch angelegte Naturen? Aber was, bei allen Göttern! hat die Kunst überhaupt in diesen drei Bänden zu thun? Künstler zwar und Kunstbeflissene sind dutzendweise darin, auch wird bodenlos viel von Architektur, Plastik, Malerei, Musik, Poesie, Tanz und Schauspielkunst geredet; allein ich wage zu behaupten, nicht ein eigenthümlicher Gedanke, nicht ein belehrendes, weckendes Wort. Und doch sprechen Männer wie Protagoras, Anaxagoras, Sokrates! Wenn man die ganze Gedanken- und Geistesleere dieses Romans recht auffällig sehen will, so vergleiche man einmal das Kapitel, wo das Gelage im Hause des reichen Hipponikos geschildert wird, mit der wundervollen Composition des Platonischen Symposions oder auch nur mit der glänzenden, witz- und farbenreichen Darstellung des Petronius, mit dem berühmten Gastmahl des Trimalchio. Wie schal ist doch Alles, was bei Hamerling die ersten Geister Griechenlands vorbringen. Anderwärts hören wir Euripides über seine Frau klagen. „Welche schlimme Eigenschaften sind es, die Du ihr vorwirfst?" fragt ihn Aspasia. Er antwortet: Sie vernachlässigt das Hauswesen, sie tanzt und schmaust bei Freundinnen, sie hat die Unart, vor die Hausthür auf die Straße hinauszugucken. Und auf Aspasia's Bemerkung, ob das denn Alles sei, macht der Dichter seinem Unmuthe mit den Worten Luft: „Nein! sie ist unbeständig, sie ist launisch, sie ist ungetreu, sie ist lügenhaft, sie ist voll Verstellung, sie ist falsch, sie ist boshaft, sie ist tückisch, sie ist ungerecht, sie ist grausam, sie ist rachsüchtig, sie ist neidisch, sie ist eigensinnig, sie ist leichtgläubig, sie ist thöricht, sie ist verschmitzt, sie ist schwatzhaft, sie ist eifersüchtig, sie ist putzsüchtig, sie ist gefallsüchtig, sie ist gewissenlos, sie ist herzlos, sie ist kopflos" ...... Genug! rufen wir mit Aspasia. Das ist nicht Humor, nicht übersprudelnde Kraft, das ist die gewöhnlichste Redseligkeit, in der der Byzantiner Dares das Porträt der Helena entwirft — das ist langweilig!

Ueber Hamerling's Sprache in seinem Künstler- und Liebesroman wäre eine ganze Abhandlung zu schreiben. Schon die Achtung vor dem althellenischen Geiste, vor dem Schatten des Thucydides, dessen Beschreibung von der Pest in Athen er so wacker benützt hat, hätten unsern Poeten bestimmen sollen, ein wenig über die Grundsätze einer guten Prosa nachzudenken. In jeder wahrhaft gebildeten Sprache sind die Prosa und Poesie streng von einander getrennte Gebiete; jene wendet sich an den klaren Verstand,

diese an die Einbildungskraft. Pindar und Xenophon, Vergil und Cicero, Dante und Macchiavelli, Shakespeare und David Hume, in jedem dieser Paare stehen sich nicht nur ganz verschiedene Schriftsteller gegenüber, sondern je einer redet auch eine von dem Andern ganz verschiedene Sprache. Bei den Franzosen war dies nicht immer so. Noch im Anfange des 17. Jahrhunderts macht der geistvolle Satiriker Mathurin Regnier der Schule Ronsard's, den sogenannten Gallogriechen, den Vorwurf: c'est proser de la rime et rimer de la prose. Aber die Franzosen haben bald darauf die Grenzen scharf gesondert und Bayle in der Einleitung zu seinem berühmten Dictionnaire weiß uns zu erzählen, wie lange er an jedem einzelnen Satze seines Buches habe feilen müssen, um die ganzen oder halben Alexandrinen oder die unwillkürlichen rhytmischen Anklänge aus seiner Prosa hinauszubekommen. Uns Deutsche hat schon Luther gelehrt, was eine kernhafte Prosa werth ist; Lessing hat ihr eine unnachahmliche Glätte und Bestimmtheit gegeben, und wenn Winckelmann und Herder das vergaßen, so bieten hinwiederum Goethe und Schiller Alles auf, ihr alles Blumige und Ueberwuchernde zu nehmen. Goethe's Prosa insbesondere entzückt in ihrer Durchsichtigkeit und in ihrem hellen Wohlklang. Wenn sich einzelne Stellen im Egmont in 5füßige Jamben auflösen lassen, so bedenke man, daß er mit Iphigenie und Tasso zusammen gearbeitet wurde, welche Goethe später wirklich mit geringen Aenderungen versificirte. Seit Heinrich Heine schwanken wir mit unserm Feuilletonisten-Style leider wieder ziemlich haltlos herum und erst Schopenhauer hat die deutsche Prosa wieder zu Ehren gebracht. Hamerling aber hat keine Prosa; er glaubt offenbar die Sprache zu heben, wenn jeder Satz eine Art von rhytmischer Schleppe nachschleift. Gewöhnlich sind es adonische Verse, die beim Schlußpunkte ausklingen. Oft sind ganze Zeilenreihen hexametrisch gebildet oder wirkliche Hexameter und es entsteht ein unleidliches Geklingel. Dem Leser wird zu Muthe wie einem Spaziergänger, der sich auf einen grünenden Rasen setzt, mit der Hand nachlässig im Grase wühlend. Da mit einemmal spürt er ein unangenehmes Jucken und Brennen: Ameisen krabbeln an seiner Hand, das ist ein unausstehliches Kitzeln und Prickeln und von einem Genuß des schönen Anblickes kann nicht mehr die Rede sein. Wie soll man in einem Buche ein verständiges Wort unterscheiden, wo jeden Augenblick die Worte daktylisch hüpfen oder trochäisch fallen oder einen anapästischen Anlauf nehmen? Wir gehen wie Dante im Purgatorium auf einem Boden, der sich von allen Seiten bewegt wie die fliehende und zurückkehrende Woge. Da braucht's ein wenig Kunst zu gehen (Qui si conviene usare un poco d'arte) sagt Dante's Führer. Und wenig Kunst liegt in dieser poetischen Prosa, möchte man Hamerling zurufen.

Ich habe diesen Aufsatz an Lessing's Geburtstage angefangen. Ich meine, unserer Kritik thut es noth, die kritischen Grundsätze dieses Heroen schärfer in's Auge zu fassen und namentlich gegen leistungsfähige Scribenten nicht mit falscher Courtoisie und Liebenswürdigkeit zu verfahren, sondern sie mit unnachsichtlichem Ernst auf den rechten Weg zu weisen, so oft sie ihn zu verlassen Miene machen.

---

# Heinrich Heine und die englische Kritik.

Von **Leopold Katscher.**

---

Während die Zahl der Deutschen, welche sich mit dem Studium der englischen Literatur befassen, sehr respektabel ist, läßt sich Aehnliches von der Zahl der Engländer, die die deutsche Literatur ihrer Aufmerksamkeit würdigen, nicht behaupten. Nur ganz wenige Söhne Albions unterziehen sich der Mühe, mit den Früchten des Schaffens des verwandten germanischen Geistes Bekanntschaft oder gar intime Freundschaft zu schließen. Allerdings nimmt die Zahl der deutschlesenden Engländer seit neuester Zeit zu, aber das will nicht viel heißen, und überdies wird in der Regel nur leichte Literatur gelesen oder die Schätze deutscher Gelehrsamkeit werden zu speciellen wissenschaftlichen Zwecken durchstöbert. Am allerwenigsten wird es vorkommen, daß eine Gestalt der deutschen Literatur ihrer ganzen Bedeutung nach gewürdigt wird, wie etwa in Deutschland Shakespeare, Byron, Addison, Bulwer oder Scott gewürdigt werden. Dieser nationalen Selbstbeschränkung kann nur dann in etwas abgeholfen werden, wenn eine solche Gestalt einen Commentator findet, der sie mit Klarheit, Wärme und Fleiß, vor Allem aber mit geschickter Darstellungsgabe, den Herren Briten so anschaulich hinstellt, daß sie dieselbe sehen müssen. Das ist aber keine leichte Aufgabe und die englischen Commentatoren deutscher Klassiker sind keineswegs so dicht gesäet wie die deutschen Erläuterer der britischen Literatur-Heroen. Vor einem halben Jahrhunderte hat Carlyle den Anfang gemacht mit seiner Schiller-Biographie, seiner „Wilhelm-Meister"-Uebersetzung, seinen Essays über Jean Paul, Tieck, Schlegel u. s. w. Dann kam G. H. Lewes mit seinem berühmten „Life of Goethe". Dann — —, nun, dann kam gar nichts mehr.

Erst Heine sollte wieder einen Anstoß geben.

Drei Jahre nach seinem Tode trat Edgar Alfred Bowring*) mit einer Uebersetzung von Heine's sämmtlichen Gedichten auf (erschienen in der bekannten Sammlung „Bohn's Library of foreign classics", 1859), die wirklich nicht übel gelungen war. Doch konnte diese Publikation keine nachhaltige Wirkung hervorbringen, weil sie, nur von einer ganz kurzen Vorrede begleitet, dem Publikum nahezu unvermittelt gegeben wurde. Immerhin muß bemerkt werden, daß Bowring dem deutschen Poeten höchst sympathisch gestimmt war; er bezeichnete ihn als „einen der hervorragendsten Sänger nicht nur Deutschlands, sondern der Welt", und als „ohne Frage den größten Poeten Deutschlands seit Goethe's Tode."

Ein halbes Decennium später veröffentlichte der berühmte Professor der Poesie an der Oxforder Universität, Matthew Arnold — selbst ein hervorragender Dichter —, in seinen „kritischen Essays" auch einen Aufsatz über den „Märtyrer von der Rue d'Amsterdam". Arnold wirft Carlyle vor, er habe für die romantische Schule eine allzugroße Vorliebe gehegt und darüber ganz die Heine'sche Schule vergessen oder vielmehr sie absichtlich übergangen; es läßt sich in der That nicht leugnen, daß Carlyle hieran nicht wohlgethan hat. Bekanntlich schrieb Heine, er halte nichts auf literarischen Ruhm,

---

*) Nachdem er vorher Schiller's und Goethe's Gedichte übersetzt hatte.

doch verlange er, man möge ihm ein Schwert auf den Sarg legen, da er einer der bravsten Soldaten im Kriege der Befreiung der Menschheit gewesen. Hiezu meint Arnold, Heine habe sehr viel auf literarischen Ruhm gehalten und sei als Vorkämpfer der Freiheit nicht eben unter die „bravsten" zu rechnen; aber er war „einer der glänzendsten und wirksamsten" jener Soldaten und zwar „der wichtigste und bedeutendste seit Goethe's Tode." Ganz besonders begeistert ist unser Essayist davon, daß Heine „den modernen französischen Witz und Geist mit deutschem Gefühl, deutscher Bildung und deutschen Gedanken verband". Von Heine's persönlichem Charakter sprechend, hat Arnold weit weniger Sympathien. Nur die achtjährige Krankheitsperiode entlockt ihm Worte des Lobes; im übrigen aber meint er: „Seine Fehler waren schreiend. Unmäßige Empfindlichkeit, unbegreifliche Angriffe auf Feinde und noch unbegreiflichere auf Freunde, Mangel an Edelmuth, unaufhörliches Spotten. Mir scheint seine Schwäche nicht so sehr ein Mangel an Liebe — wie Goethe sagte —, als ein Mangel an Würde und Selbstachtung zu sein. Er hätte viel größere Resultate erzielt, wäre sein moralischer Gehalt größer gewesen." Das literarische Schicksal Heine's mit dem Byron's und Shelley's vergleichend, sagt Arnold, daß „Heine's literarisches Glück größer war als das der beiden britischen Dichter," und zwar weil das deutsche Philisterthum nicht wie das englische an Ideen Mangel leidet oder gar für Ideen unzugänglich ist, sondern weil es nur in der Anwendung moderner Ideen auf das praktische Leben schwach und zögernd sei.

Aber der Arnold'sche Essay war erstens ebenfalls nur sehr kurz und dann auch zu versteckt, um allgemein gelesen werden zu können. Daher gab auch er dem englischen Publikum nicht das volle Bild Heine's, das zu geben nothwendig gewesen wäre. Es mangelte an einem Buche, das „eine verständliche und deutliche Uebersicht von Heine's lichtem, klarem und vielseitigem Geiste" biete, wie Carlyle und Lewes von ihren Helden geboten hatten. Ein solches Buch — diesem Zwecke allein gewidmet — war Bedürfniß. Ein Londoner Blatt schrieb: „Wenigen Literaturfreunden würde eine gute Biographie eines Mannes unwillkommen sein, der Werke von so hohem Werthe hinterlassen, umsomehr als sein persönlicher Charakter Probleme darbietet, die an Seltsamkeit keinem seiner Gedichte nachstehen." Es entging manchen Engländern nicht, daß die Beliebtheit von Heine's Werken in Deutschland und Frankreich im Steigen begriffen ist, und so unternahm es denn Herr William Stigand, diesen Dichter auch seinen Landsleuten näherzubringen. In der zweiten Dezemberwoche 1875 — also beiläufig zu Heine's Geburtsfeier — ließ Stigand zwei starke Bände unter dem Titel „The life, works and opinions of H. Heine" (Verlag von Longmans, Green und Co. in London) erscheinen. Dies hatte zur Folge, daß vier oder fünf Wochen hindurch Heine in der gesammten Londoner Presse an der Tagesordnung war, denn in England erscheint kein einigermaßen bemerkenswerthes Buch, ohne sofort in allen Blättern „reviewt" zu werden. Natürlich spricht jeder Recensent seine Ansichten aus und wir sind so in den Stand gesetzt, zu konstatiren, daß die allgemeine Stimmung für Heine eine unendlich günstige ist, besonders was seine Stellung als Poet betrifft. Es ist sehr schade, daß er diesen glänzenden, ihm von den gehaßten Engländern bereiteten Triumph nicht erlebt hat. Selbstverständlich müssen wir uns bei dem neuen Buche — das in literarischen Kreisen einen Hauptgesprächsstoff bildet — und bei den durch dasselbe hervorgerufenen Kritiken etwas länger aufhalten.

Sagen wir es gerade heraus: Stigand's Werk hat einige Vorzüge, aber sehr viele Fehler an sich. Löblich ist vor Allem schon die Absicht, den „foreign" Poeten in England bekannter zu machen und daher ist das Schreiben dieses Werkes schon a priori nicht zu bedauern. Ein weiterer Vortheil ist, daß Stigand's Biographie nicht zu den leider nur allzuzahlreichen gehört, die als reine Kompendien eines übertriebenen „Heroen-Kultus" — wie sich unter Andern auch Carlyle dessen zuweilen schuldig macht — gelten können. Ferner thut der Autor gut, langweilige Trivialitäten und unnütze Details zu vermeiden, was das persönliche Thun und Lassen seines Helden betrifft. In der Bewunderung für diesen ist er nicht eben hitzig, sonder „ehrlich" und trachtet keineswegs, dessen Fehler zu bemänteln. Leider aber liegen auch seine eigenen gar klar zu Tage und sie überwiegen

die Vorzüge beiweitem. Seine Erzählungsweise ist ziemlich trocken und denn doch zu wenig begeistert; sein Styl ist von dem des Dichters, den er behandelt, soweit als möglich entfernt. Mit auserlesenen schlechtem Geschmacke ist die Geschichte von Heine's Jugendliebe zu seiner Cousine wiedergegeben. Bezüglich Stigand's Schilderung der „Matratzengruft"-Epoche sind die öffentlichen Urtheile nicht einig. In einem Blatte finden wir die Bemerkung: „Diese Partie ist mit großer Delikatesse und einfachem Pathos geschrieben"; die meisten Kritiken sprechen sich aber entgegengesetzt aus, z. B.: „Ohne feine Sympathie und ohne einen Zug von Wärme geschrieben." Einstimmig aber ist die Verurtheilung des Heine-Kommentators in zwei anderen Punkten: In seinem Vorbringen von Dingen, die nicht in eine literarische Biographie gehören und in seinen Uebersetzungen Heinescher Poesie und Prosa. Und wir bedauern, auch für unseren Theil keine andere Ansicht hegen zu können, wie wir sofort darlegen wollen.

Aus der Menge überflüssiger Sachen, die das Stigand'sche Buch durchwimmeln und die oft mit behaglicher Breite behandelt, ja sogar mehrmals wiederholt werden, obwohl sie mit dem Zwecke des Buches absolut nichts zu schaffen haben, heben wir hervor: Die Ungeheuerlichkeit des preußischen Junkerthums; die Gründe, warum Paris seit den Tagen des Kaisers Julian Jedermann angezogen hat; die musikalischen Tendenzen der Gegenwart; das Leben auf den deutschen Universitäten; die entsetzliche Dummheit der englischen Torries nach Waterloo bis 1830 &c. All' dies sind sehr „fette Bissen" für Schriftsteller, aber sie passen nicht in den Rahmen des vorliegenden Werkes. Der Verfasser unterbricht sich jeden Moment, um — oft auf vielen Seiten hintereinander — seine Meinungen über alles Mögliche zum Besten zu geben. Ist dies schon an und für sich störend und den Werth des Buches außerordentlich beeinträchtigend, so wird jede solche Abweichung doppelt ärgerlich gemacht durch den äußerst heftigen Ton, dessen sich Stigand bei seinen Philippiken befleißt. Er spricht stets im Superlativ, wenn ihm etwas nicht recht ist. Das Höchste leistet er aber, wenn er auf Deutschland und die Deutschen zu sprechen kommt; dann verliert er die Gewalt über seine Feder vollends. Während seiner Analyse von Heine's politischem und philosophischem Wesen ergreift er jede Gelegenheit, um einen maßlosen Deutschenhaß, eine ganz unsinnige Verachtung Deutschlands zur Schau zu tragen. Man weiß, wie Heine über England und alles Englische dachte. „Schließlich war Shakespeare doch nur ein Engländer und gehörte also zur abstoßendsten Nation, die Gott in seinem Zorn je schuf," oder „sie nehmen ein Dutzend einsylbiger Wörter in den Mund, kauen sie, verdrehen sie und speien sie wieder aus, und das nennen sie sprechen." Derlei Bemerkungen und allerhand persönliche Erlebnisse scheinen Herrn Stigand schrecklich zu ärgern und er rächt sein Vaterland — oder glaubt es zu rächen —, indem er in denselben Fehler verfällt und den Deutschen ihre Mängel ganz „unumwunden" vorhält, wobei oft geradezu gemeine Persönlichkeiten mit unterlaufen. Nur Heine's Haß alles Englischen kann Stigand's Haß alles Deutschen gleichen. Die Germanen sind nach ihm grob, bornirt, dumm, plump und all' diesen Fehlern haben sie keine einzige Tugend entgegenzustellen. Wie anders Carlyle und Lewes! Während aber Heine's Angriffe so fein und witzig sind, daß ein gescheiter Brite sich beim Lesen derselben ganz gut amüsiren kann — umsomehr wenn er bedenkt, daß Heine seine eigene Muttersprache, die er mit so hoher Meisterschaft handhabte, auch nicht nachsichtiger behandelte —, können die langweiligen Angriffe Stigand's für Niemand interessant sein. Es gereicht uns zur Genugthuung, bemerken zu dürfen, daß Stigand's skandalöse Schimpfereien von der englischen Presse auf das Heftigste gerügt werden. Ein Blatt nennt sie „ohnmächtige, läppische Feindseligkeiten", ein anderes „mürrischen Groll", ein drittes „wahnsinnig" u. s. w. Der Protest gegen den Deutschenhaß ist ein allgemeiner. Gleichsam um seine Wuth zu beschönigen, behauptet Stigand, Heine habe sein Vaterland ebenfalls gehaßt; dem gegenüber nimmt sich eine Zeitung die Mühe, das Gegentheil zu beweisen und sie citirt viele Stellen, welche zeigen, daß Heine, wenn er Deutschland auch oft bitter schmähte, dies nicht aus Haß that; im Grunde des Herzens sei er seiner Heimat sehr zugethan gewesen und thatsächlich hat er dem „Michel" ja stets eine große Weltstellung prophezeit. Ein anderes Blatt gibt zu, daß Heine's böser Leumund, der seinen Ruf am meisten geschädigt,

den Punkt betreffe, daß er „ein Verräther Deutschlands“ gewesen; aber darauf folgt die Entschuldigung, daß es unbillig wäre, von ihm Patriotismus zu verlangen, denn erstens sei er als Jude geboren, dessen Familie all' das Unrecht und all' die Demüthigungen erduldet hatte, die im vorigen Jahrhunderte in den deutschen Kleinstaaten auf die Juden gehäuft wurden, und zweitens mußte ihm die französische Occupation Düsseldorfs, die gerade während seiner empfänglichsten Kinderjahre stattgefunden hatte, als sociale und geistige Emancipation erscheinen.

Doch kehren wir zu Stigand zurück.

So sehr er die Deutschen mit Füßen tritt, ebenso hoch hebt er die Franzosen in den Himmel. Zwischen den Zeilen dieser ungemessenen Bewunderungsausdrücke und Lobeserhebungen liest man, daß der Autor Jeden, der die Franzosen nicht für die civilisirteste, freieste, poesievollste, tugendhafteste, tapferste, sittlichste, fehlerloseste, ja vollkommenste Nation auf Erden hält, sich als Barbar seiner Verachtung versichert fühlen möge.

Nun kommen wir zu den Uebersetzungen, aus denen selbstverständlich ein großer Theil des Werkes besteht. Und da müssen wir sofort unser Bedauern darüber ausdrücken, daß Herr Stigand, der sich einen so großen Gegenstand gewählt, sich vor der Behandlung desselben nicht über die Schwierigkeiten seiner Aufgabe Rechenschaft abgelegt hat. Die meisten der gebrachten Uebersetzungen tragen deutliche Zeichen unverzeihlicher Ueberstürzung und Sorglosigkeit an sich; oft meint man einen unwilligen Schulknaben vor sich zu haben, der seine Arbeit nur aus Furcht vor Strafe macht. Zweifellos sind seine Uebersetzungen „getreu“, d. h. wörtlich, aber nicht englisch. Statt Heine's wundervoller Klarheit, Lebhaftigkeit und Kräftigkeit lesen wir verworrene, plumpe Sätze, und oft wird ein im Original witzfunkelnder Gedanke zum absoluten Gemeinplatz. So und ähnlich beurtheilt die englische Presse Stigand's Uebersetzungsart. Als literarischer Künstler leidet Heine stark unter seinen Händen. Er ist gänzlich außer Stande, die Leichtigkeit, Zartheit und die unerwarteten Wendungen des feinen Geistes des Originals zu treffen. Ach, und wo ist der aristophanische Witz geblieben?

„Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben!“

Die Unbeholfenheit der Prosa-Uebersetzungen wird durch eine Anzahl von Unrichtigkeiten und Widersprüchen verdrießlicher gemacht. Friedrich Wilhelm III. wird ein Enkel Friedrich's des Großen genannt. Von den bekannten wackeren schwäbischen Frauen wird gesagt, sie hätten ihre Männer auf ihrem Rücken nach Weinsberg getragen. Heine's Art, die Liebe darzustellen, wird an einer Stelle wegen ihrer Sinnlichkeit getadelt; „seine Liebe ist irdisch und es gibt unter seinen Gedichten keines, das — was das Gefühl anbelangt — nicht ebensogut von einem Orientalen hätte geschrieben sein können.“ Dem wird Petrarca gegenüber gestellt. In einem anderen Kapitel hinwiederum stellt er Heine mit Byron, Dante und Petrarca zusammen.

Gehen wir auf die Uebersetzungen Heine'scher Gedichte über, so finden wir, daß Stigand's Sünden noch ernsterer Natur sind. Heine selbst liebte es nie, seine Lyrik in fremdsprachige Verse übersetzt zu sehen; er mochte sich denken, daß ihr Reiz schwinden müsse. Stigand hat hiernach ebensowenig gefragt, wie Bowring, und es wäre in der That unmöglich, eine zweibändige kritische Biographie zu schreiben, ohne Proben aus den Werken des Betreffenden zu geben; aber während Bowring's Uebertragungen noch annehmbar sind, lassen die vorliegenden Alles zu wünschen übrig. Armer Heine! „Die unnachahmliche Grazie, der flüchtige Parfüm seiner Poesie“, eifert ein Blatt, „verdunsten und verschwinden in Stigand's Wiedergabe, und noch mehr in seinen analytischen Kritiken.“ Wo Heine einige einfache, zarte, rührende Striche hinzeichnet, erscheint er bei Stigand plump-komisch. Lyrische Gedichte von hoher Form- und Gedanken-Vollendung sinken zu Kinderstuben-Reimen herab. „Die Wallfahrt nach Kevlaar,“ die „Loreley“ und andere Gedichte, von denen Stigand selbst sagt, „sie gehören zu den allerschönsten“ oder „sie sind von einer zarten und plastischen Formschönheit, die in der Poesie bisher unerreicht ist“, — solche „Windröschen poetischen Denkens“ übersetzt unser Mann auf eine Weise, die einem Blatte die Bemerkung entlockte, daß Heine, „wenn er derlei hätte ahnen können,

auf die Engländer mit noch größerer Bitterkeit geschimpft hätte." Wäre das Original nicht besser, so hätte Stiegand sicherlich niemals Gelegenheit gehabt, eine Biographie des „berühmten" Heine zu schreiben, denn diesfalls wäre Heine eben nicht berühmt geworden. Der Effekt dieser Uebersetzungen ist geradezu verblüffend für Kenner des Originals, aber noch verblüffender für Jene, die dieses nicht kennen, denn sie können nicht begreifen, daß solche Poesien „unerreicht" sind und wundern sich dann mit Recht, wie es komme, daß dieselben gesungen werden, „soweit die deutsche Zunge klingt." Die Londoner Kritik ist ganz entrüstet über die Stigand'sche Buchstäblichkeit und die daraus resultirende Verunstaltung des großen deutschen Poeten. „Dieser verträgt es nicht", läßt sich ein Reviewer vernehmen, „mit fremden Farben behandelt oder gar mit einem Straßenbesen überschmiert, statt mit einem Kameelhaarpinselchen gemalt zu werden." Stigand ist nicht zu tadeln, weil er sein Vorbild nicht erreicht, — es dürfte nur sehr, sehr wenige geben, die das im Stande sind — aber man durfte mindestens erwarten, daß er dasselbe nicht zum Bänkelsänger herabwürdigen werde.

Und dennoch, Etwas ist besser als Nichts. Trotz alledem und alledem muß das neue Buch willkommen geheißen werden. Hat es auch nicht den Werth der Lewes'schen und Carlyle'schen Arbeiten, so wird es doch gute Dienste leisten, indem es beitragen dürfte, Heine im Inselreiche jenseits des Kanals bekannter zu machen. Es ist zwar weit entfernt, das zu sein, was es hätte sein sollen, wird aber vielleicht dennoch bewirken, daß „die Engländer Heine den Platz einräumen werden, der ihm als literarischem Künstler ersten Ranges, sowie als schöpferischer Kraft in der Bewegung europäischer Ideen gebührt." Wir scheiden von Herrn Stigand's Werk mit dem Resumé: Dasselbe ist nicht vortrefflich, es ist sogar unbefriedigend; aber es hilft schlecht und recht einem Bedürfnisse ab und muß vorläufig als ein verdienstliches Unternehmen anerkannt werden.

Damit ist aber unser Thema noch nicht ganz erschöpft. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, bevor wir schließen, aus den Artikeln über Heine, die in den letzten Wochen die englische Presse überschwemmten, einige Bemerkungen anzuziehen. Ueber Heine's Rang als Poet herrscht nur eine Stimme: die Stimme des höchsten Lobes. Der „Examiner" sagt: „Wenn wir Goethe ausnehmen, lohnt kein deutscher Dichter dieses Jahrhunderts das Studium so reichlich wie Heine. Sein Ruhm als Poet ist unbestritten. Sein Gebiet als solcher war nicht groß, aber in diesem Gebiete, der Lyrik, bewegte er sich mit der Leichtigkeit und Anmuth eines geborenen Meisters. Unter den lyrischen Dichtern aller Zeiten ist ihm ein dauernder hervorragender Platz gesichert. In der deutschen Lyrik nimmt Goethe allein einen höheren Rang ein, und selbst das ist fraglich, denn Heine, als der subjektivere von Beiden, ist intensiver und spricht leichter zum Herzen; er kann — und das gibt einen großen Vortheil vor seinem ruhigeren Rivalen — Lächeln, Gelächter und Thränen nach Belieben erregen." Anderswo heißt es: „Heine war einer der größten Meister lyrischer Kunst, in deren höchsten und reinsten Formen er die stärkste Gedankengluth, die lebhafteste Energie der Leidenschaft, den feinsten Zauber der Melodie zum Ausdrucke brachte. Sein ‚Buch der Lieder' machte es offenbar, daß der Mantel von Goethe's Jugend auf die Schultern des jungen Düsseldorfer Juden gefallen war." Bemerkenswerth ist folgende, übrigens mit Stigand's Ansichten ziemlich übereinstimmende Aeußerung des „Daily Telegraph": „Wir betrachten Heine mehr als intensiv, denn als stark; er war ein launischer, unsteter, impulsiver Geist, ohne bestimmten Glauben an's Ideale und ziemlich ohne alle klaren Ueberzeugungen; überzeugt war er nur von der Saint-Simonistischen ‚Nothwendigkeit der Wiederauferstehung des Fleisches'. Keinem großen Dichter ist es je so sehr wie ihm mißlungen, den rein geistigen Begriff von Liebe, wie er uns durch die ritterlichen Traditionen des Mittelalters vermittelt wurde, zu verstehen; dafür behandelte aber auch niemals ein Dichter das absolut heidnische und rein sinnliche Ideal der Leidenschaft mit so feiner Delikatesse, ätherischer Schönheit der Schilderung und bezaubernd feengleicher Anmuth der Phantasie."

Betreffs des persönlichen Charakters des Dichters zeigen sich fast alle Blätter nachsichtiger und sympathischer gestimmt als Stigand. Mit Begeisterung sprechen sie von

Heine's Zärtlichkeit für seine Mutter, der Sorgfalt für seine Gattin, seinem einfachen und würdigen Leben in der Armuth, einige sogar von seiner „Loyalität gegen seine Freunde". Ganz rückhaltlos wird allgemein die Haltung Heine's während seines achtjährigen Strebens bewundert. „In seinem Charakter liegt sehr viel Schönes und Edles; gibt es z. B. etwas Rührenderes als die Geschichte von dem gefolterten Poeten, der es bei seinen Leiden über sich bringt, seiner Mutter heitere Briefe zu schreiben und sie bis an sein Ende in dem Glauben zu erhalten, er sei wohlauf und stark?" Die Schattenseiten werden mit möglichster Milde behandelt. Es wird zugegeben, daß ihm „zu einem Helden manche Elemente fehlen", besonders Muth und Beständigkeit; die Streitigkeiten mit dem reichen Onkel wegen der Apanagen werden kläglich genannt. „Seine geistige Unabhängigkeit ist auch nicht erhaben" bezieht sich darauf, daß er zuerst das Bürgerkönigthum witzig und scharf angriff, um dann von Louis Philippe eine Pension zu nehmen und ihn in seinen Correspondenzen für die Augsburger Allgemeine Zeitung zu vertheidigen. Daß es „ein Stück trauriger Heuchelei" von ihm war, den Glauben zu wechseln, wird auf der einen Seite nicht geleugnet; aber anderseits wird dieser Schritt mit der Verkommenheit der jüdischen Orthodoxie zu entschuldigen versucht,— was jedenfalls mehr von Sympathie als von Logik zeugt. — Summa Summarum: Heinrich Heine könnte ganz zufrieden sein!

London.

---

# Pariser Theaterbriefe.

Von **Gottlieb Ritter.**

## V. L'Etrangère von Alexander Dumas fils.

In einem der beliebtesten Repertoirstücke der Comédie-Française erzählt Emile Augier die Geschichte eines leichtsinnigen Edelmanns, der von seinem bürgerlichen Schwiegervater zu seinen Pflichten bekehrt wird. Poirier ist ehrgeizig; er dachte an sich selbst und nicht an seine Tochter, als er diese dem Herzog de Presles zur Frau gab. Er wollte in die adeligen Kreise des Faubourg St. Germain eintreten und dabei dennoch alle seine bürgerlichen Eigenthümlichkeiten bewahren. Seine natürliche Alliirte erblickte er in seiner Tochter. Aber eines Tages erkennt er, daß er sich getäuscht hat. Die junge Frau liebt wirklich ihren Mann, den ihr Vater blos als Pfand in ihrer Hand betrachtete, und erinnert den ehrgeizigen Alten daran, daß sie nicht mehr Fräulein Poirier, sondern Herzogin de Presles ist. Hätte schließlich der leichtlebige Herzog nicht ein im Grunde doch gutes und wackeres Herz, so müßte der Plan Poiriers, den Adel zur Vernunft zu bringen, kläglich scheitern und sich gegen seinen Urheber selbst richten.

Man wird unwillkürlich an Herrn Poirier und sein Experiment erinnert, wenn man das neueste Drama von Alexander Dumas fils: L'Etrangère betrachtet. Der Ausgangspunkt ist derselbe; nur daß die Charaktere und Situationen in diesem Conflikt zwischen Bürgerthum und Adel bei Augier viel gesunder und consequenter durchgeführt sind. Der ehrgeizige Schwiegervater bei Dumas heißt Moriceau. Er war im Faubourg Saint-Denis simpler Commis des Ladengeschäfts zu den drei Sultanen und verdiente jährlich fünfzehnhundert Francs. Er war ein ehrlicher und fleißiger Angestellter, der nur den einen Wunsch hegte, reich zu werden. Nach zehn Jahren wurde der Commis Associé seines Prinzipals und nach weiteren zwei Decennien einziger Besitzer des Geschäfts, von dem er sich bald als zehnfacher Millionär ins Privatleben zurückzog. Das Ziel war erreicht. Was machte er mit den zehn Millionen? Moriceau hatte längst sein Project: er kaufte gegen baar für seine einzige Tochter einen hochadeligen Gemahl, machte sein Kind zur Herzogin und sich selbst zum präsumptiven Großpapa zukünftiger kleiner Marquis und kleiner Comtessen. Es herrscht aber doch ein bedeutender Unterschied zwischen Poirier und Moriceau. Dieser will nichts für sich, träumt weder von Grafschaften noch Pairien und findet es ganz natürlich, daß er der letzte Moriceau ist und dem neuen Geschlecht herzoglicher Enkel Platz machen muß. „Wie aber", so frägt ihn sein alter Freund, Doctor Remonin, zu Anfang des Stückes, „wie aber, wenn Du statt einer Tochter einen Sohn gehabt hättest?" Der cynische Moriceau giebt folgende klassische Antwort: „Oh, in diesem Falle hätte ich das gerade Gegentheil gethan. Ein Sohn hätte die Sachlage geändert, denn er wäre sein Lebtag verpflichtet gewesen, den Namen Moriceau zu führen. Ich hätte ihn daher im Kultus der ewigen Menschenrechte groß werden und die Prinzipien der Revolution lieb gewinnen lassen. Ich hätte ihm gelehrt, den Kopf hoch zu tragen und mit Verachtung auf den Adel zu blicken. Ich hätte ihm gesagt: Du bist ebenso viel werth, denn Du hast zehn Millionen!" Ob seine Tochter ihren Gemahl liebt, weiß er nicht. Er hat nie daran gedacht, denn er gibt sich nicht mit

Kleinigkeiten ab. War jemals davon die Rede im Magazin zu den drei Sultanen? In der That liebt die junge Frau ihren Gemahl nicht und hat ihn keinen Augenblick geliebt. Sie fühlt dagegen seit langen Jahren eine zärtliche und glühende Neigung zu dem Gespielen ihrer Jugend und Sohne ihrer Gouvernante, dem jungen Ingenieur Gerard, der nicht gewagt hatte, um die Hand der reichen Kaufmannstochter anzuhalten. Dieser Gerard ist der biblische Joseph im Frack und wird von der unglücklichen Herzogin aus ganzer Seele geliebt, ja in einem solchen Maße, daß sie ihn durch einen platonischen Anbeter und den obgenannten Doctor Remonin zu sich bitten läßt und sich in ihrem Salon allein und aufs Ungenirteste mit ihm unterhält, bis ihr Mann das Tête-à-tête stört.

Der Herzog Septmons ist, wie Augier's de Presles, ein abgewirthschafteter Edelmann. Während aber der Schwiegersohn des Herrn Poirier trotz der schmutzigen Geldheirath noch genug adeligen Sinn bewahrt hat, ist derjenige des Herrn Moriceau das durch und durch verdorbene Product einer faulen Civilisation. Frech, roh, streitsüchtig, aber weder ein Dummkopf, noch ein energieloser Wüstling. Im Gegentheil, er sieht im ehelichen Conflickt sehr klar und weiß sich ein sicheres Urtheil und eine feste Hand zu bewahren, nachdem er die Beweise der Untreue seiner Frau erhalten. Diese hat nämlich an ihren platonischen Geliebten Gerard einen Brief geschrieben, worin sie versichert, sie verabscheue ihren Gemahl und liebe nur ihn, Gerard. Der Brief gelangt nicht an seine Adresse, und da die Herzogin ganz richtig vermuthet, ihr Mann habe denselben aufgefangen, so folgt eine heftige Scene zwischen den beiden Gatten, welche zum völligen Bruch führt.

Doch geben wir dem Autor hier das Wort:

**Herzogin.** Haben Sie den Brief, den ich gestern schrieb, unterschlagen?

**Herzog.** Unterschlagen? Nein, gefunden.

**Herzogin.** Spielen wir nicht mit Worten. Uebrigens ist nur dasjenige Wort richtig, dessen ich mich bedient habe. Wenn man einen versiegelten Brief, der nicht unsere Adresse trägt, auffängt, statt ihn dem Adressaten einzuhändigen, so heißt man dies unterschlagen. Haben Sie den Brief gelesen?

**Herzog.** Ich hatte gestern eine Ahnung, daß Sie Herrn Gerard schreiben würden. Diese Ahnung hat sich verwirklicht. Ich habe diesen Brief gefunden und ihn gelesen.

**Herzogin.** Mit welchem Recht?

**Herzog.** Mit dem Recht eines Gemahls, der wissen darf, mit wem seine Frau correspondirt und was der Gegenstand dieses Briefwechsels ist.

**Herzogin.** Ich glaubte, das Siegel meiner Briefe müßte für Sie ebenso heilig sein, als das der Ihrigen jederzeit für mich war.

**Herzog.** Das ist nicht dasselbe.

**Herzogin.** Gut. Was beabsichtigen Sie mit diesem Briefe?

**Herzog.** Je nachdem.

**Herzogin.** Ich bitte Sie, antworten Sie mir.

**Herzog.** Haben Sie ein wenig Geduld. Ich zeigte vorhin auch welche, — Herrn Gerard gegenüber. Es fehlte mir nicht an Lust, ihn vor die Thür zu setzen. Wenn ich es nicht that und wenn ich mich begnügte, ihn so zu behandeln, wie der Sohn einer alten Magd . . .

**Herzogin.** Herr!

**Herzog** (ruhig fortfahrend.) Wie der Sohn einer alten Magd behandelt werden muß in einem Hause, wo seine Mutter durch Ihren Vater entlassen wurde, weil sie Ihre Zusammenkünfte und Ihre Liebeleien mit Herrn Gerard begünstigte — kurz, wenn ich Herrn Gerard so glimpflich behandelt habe, so ist es nur darum, weil ich vorerst eine Unterredung mit Ihnen haben wollte.

**Herzogin.** Wenn es so ist, dann, mein Herr, ist es besser, wir haben keine Unterredung.

**Herzog.** Warum nicht?

**Herzogin.** Weil eine solche das Peinlichste und Erniedrigendste enthalten wird.

**Herzog.** Für wen?

**Herzogin.** Für Sie.

**Herzog.** Ich will es versuchen, denn ich kenne das Ende. Haben Sie also die Güte mir zu antworten. (Mit drohender Stimme.) Sie sind die Maitresse des Herrn Gerard.

**Herzogin.** Nein.

**Herzog.** Aber Sie lieben ihn?

**Herzogin.** O ja! Und aus ganzer Seele!

**Herzog.** Und Sie wollen mir glauben machen ...

**Herzogin.** Nichts. Sie fragen mich und ich antworte die Wahrheit.

**Herzog.** Gleichviel übrigens! Ihr Brief ist in Ausdrücken gehalten, welche zwischen dem Wahrscheinlichen und dem Wahren keinen Unterschied zuläßt, und dieser Brief allein genügte schon, Sie als schuldig verurtheilen zu lassen, falls es zu einem Scheidungsprozeß kommen sollte ...

**Herzogin.** Wozu ich bereit bin.

**Herzog.** Den ich aber vermeiden will, wenigstens jetzt.

**Herzogin.** Aber ich fordere ihn.

**Herzog.** Nein, denn vorher würde ich Herrn Gerard fordern und tödten.

**Herzogin.** Wenn er Sie nicht tödtet. Was mich betrifft, so sterbe auch ich, wenn er stirbt.

**Herzog.** Redensarten!

**Herzogin.** Eine Frau, wie ich, thut, was sie sagt.

**Herzog.** Dann bleibt mir noch ein letztes Mittel.

**Herzogin.** Nämlich?

**Herzog.** Ihnen zu verzeihen.

**Herzogin.** Sie mir verzeihen? Womit?

**Herzog.** Mit der Liebe, die ich für Sie fühle.

**Herzogin.** Scherzen wir nicht, mein Herr. Ich versichere Sie, die Stunde ist feierlich.

**Herzog.** Warum sollte ich Sie nicht lieben?

**Herzogin.** Weil Sie mich nie geliebt haben.

**Herzog.** Ich kann bereuen und meinen Fehler gut machen. Ich kannte Sie nicht, ich werde Sie kennen lernen. Solche Veränderungen sieht man täglich in den Familien. Wäre ich der erste Gemahl, der seine Fehler wieder gut macht?

**Herzogin.** Wo hinaus wollen Sie?

**Herzog.** Sie sind offen gegen mich, ich will es auch sein. Als ich diesen Brief, der für einen Andern war, gelesen hatte, da ging etwas Seltsames in mir vor. Obgleich die Worte dieses Briefes die der zärtlichsten Liebe sind und Sie in den Augen der gerechtesten Richter beschuldigen müßten, so fühlte ich doch sogleich, daß Sie ebenso unschuldig und rein sind wie am Tage, wo ich Sie aus den Händen Ihres Vaters erhielt. So ist das menschliche Herz! Statt jenem Manne zu zürnen, habe ich ihn beneidet. Statt Sie anzuklagen, habe ich Sie verstanden und ich redete mir gerne ein, der Brief sei an mich gerichtet. Ich las ihn wieder und sagte mir: Welche Beredtsamkeit! welche Offenheit! welcher Adel! Ich muß eines Tages von derselben Person einen solchen Brief erhalten! Dies ist die Stimmung, in der ich vorhin dies Zimmer betrat. Es sind Gefühle, die für mich, wie für Sie neu sind. Wollen Sie wissen, was meine Haltung gegen Herrn Gerard veranlaßt hat? Es ist eine Regung von Eifersucht, deren ich mich eine Stunde zuvor niemals für fähig gehalten hätte und welcher ich nicht zu widerstehen vermochte. Ich wollte Sie vor diesem Manne erniedrigen, den Sie lieben und dem die Liebe zu Ihnen verbot, mir anders zu antworten, als er gethan; aber ich bin bereit ihm die Hand zu reichen, wenn er wieder kommt. Dies hängt von Ihnen ab. Während Sie mir Unrecht thun und mich fragen, welch macchiavellischen Plan ich fasse, um Ihnen diesen Brief so theuer wie möglich zu verkaufen, suche ich nach einem Mittel, um Ihnen denselben so galant wie möglich zurückzugeben und bin bereit, ihn gegen die einzige Hoffnung umzutauschen, eines Tages einen ähnlichen Brief von Ihnen zu empfangen. Da Ihr Gemahl so ungeschickt war, Sie nicht schätzen zu können, so erlauben Sie mir, daß ich Sie von ihm befreie und mein Möglichstes thue, um ihn vergessen zu machen. Ich beklage vielleicht ein wenig diesen Zorn von vorhin, der Ihnen vorzüglich ließ: aber es wird mir ein Vergnügen sein, Sie zu beruhigen, und die Nachsicht wird Sie nicht minder gut kleiden. Gewiß, ich bin nicht mehr derselbe Mann, seit ich diesen Brief gelesen habe, wahrscheinlich weil Sie nicht mehr dieselbe Frau sind, seitdem Sie ihn geschrieben haben. Sagen Sie ein Wort und ich gebe Ihnen diesen Brief wieder ... (Er reicht ihr den Brief.)

**Herzogin** (aufstehend). Behalten Sie ihn!

**Herzog.** Sie sind ebenso grausam als unklug.

**Herzogin.** Es ist wahrscheinlich, daß die eigenthümliche Rede, die Sie eben hielten, irgend einen Hintergedanken verbirgt. Lieber glaube ich dies, als daß ich annehme, Ihre Beleidigung sei noch größer, indem Sie Ihre Ehrlosigkeit auf die Spitze treiben und aufrichtig sind. Ich will das nicht untersuchen und will nichts wissen. Da aber diese Unterredung, die Sie gefordert haben, voraussichtlich die letzte sein dürfte, die wir miteinander haben, so will ich — komme was da will! — daß dieselbe klar und treffend sei. Als wir uns heiratheten, liebte ich Sie nicht, aber ich glaubte entschieden, daß ich auch den Mann nicht mehr liebe, der aus Würde auf mich verzichtet hatte. In meiner Unkenntniß der Welt, verlangte ich nur Eins: ihn zu vergessen. Wenn Sie damals, aus Ueberzeugung oder nicht, die Sprache mir gegenüber geführt hätten, wie soeben, so ist es wahrscheinlich, daß ich eine glückliche und treue Frau geworden wäre. Ein Mann braucht so wenig, um

eine junge Frau zu gewinnen, welcher Gott und die Menschen lehrten, sie habe alle Pflichten und er habe alle Rechte. Unglücklicherweise hatten Sie mich aber nur geheirathet, um die Tollheiten, die Fehler und die Sünden Ihres vergangenen Lebens bezahlen und um dieses Leben nach Ihrem Belieben weiterführen zu können. Ihre Freunde fingen an, für Sie zu erröthen, Ihre Familie machte sich bereit, Sie zu verleugnen. Ihre Welt wartete nur auf einen Anlaß, um Sie auszustoßen. Ihr Club stand im Begriff, Sie wegen Spielschulden hinauszuwerfen, als Sie durch einen sauberen Handel, den ich zu errathen beginne, durch Ihre Heirath mit mir, in den Stand gesetzt wurden, Ihre Gläubiger zu befriedigen. — Alles dieses wußte ich nicht, verstehen Sie mich wohl. Wohlan, dies Alles, mein Herr, hätte ich Ihnen vergeben. Ich verzeihe es Ihnen, weil es nicht ganz Ihre Schuld ist. Man hat Sie im Luxus, im Müßiggang und im Vergnügen auferzogen, man hat Ihnen weder Arbeit, noch Energie gelehrt und Sie haben die Achtung vor sich selbst verlernt. Aber was ich Ihnen nicht verzeihe und was mich Sie hassen und verachten läßt, daß ist, daß Sie nicht einmal die Frau geachtet und geschätzt haben, welche Sie nicht nur der Achtung wiedergab, sondern auch dem Respekt der Anderen und welche Sie in Ihre Welt aufs Neue einsetzte, in welche Sie sie einführen sollten, — daß Sie das reine Mädchen nicht höher achteten, als Ihre Courtisanen, — daß Sie betrunken das Brautgemach betraten! . . . Diese Erinnerung hatte ich im tiefsten Grund meiner Seele vergraben und sie wäre niemals über meine Lippen gekommen, wenn Sie nicht die Kühnheit gehabt hätten, mir von Neuem anzubieten, was Sie Ihre Liebe nennen! . . . Elender! . . .*)

Zu dieser Scene seien mir einige Bemerkungen vergönnt.

Wenn wir fragen, hat diese Frau das Recht, auf solche Art zu ihrem Gatten zu sprechen, so muß entschieden mit Nein geantwortet werden. Ihr Mann mag noch so sehr gefehlt haben und ein denkbarst möglicher Taugenichts, ein Spieler, Wüstling und feiger Schurke sein. — Dumas hat ihm in diesem Auftritt Worte in den Mund gelegt, welche einem aufrichtig bereuenden Herzen entströmen. Jedenfalls berechtigen die vergangenen Fehler ihres Gemahls die Herzogin nicht, ihn auf solche Weise abzufertigen — um sich gleich darauf in die Arme ihres Geliebten zu werfen. Wenn diese Frau so viel darauf hält, daß man ihr Achtung erweise, so muß sie vor Allem dafür sorgen, daß sie den geforderten Respect verdient. Die Herzogin de Septmons ist aber durchaus nicht in der Lage, Andere so streng verurtheilen zu können, denn sie hätte zum Allermindesten ihre Pflicht nicht vergessen und Gerard nicht empfangen sollen. Mit einer räthselhaften Hast ergreift sie den ersten besten Anlaß zum Bruch. Sie ist empört darüber, daß der Herzog ihren Brief eröffnet hat; doch muß man gestehen, daß seine Schuld in diesem Punkte keineswegs so unverzeihlich ist. Der Herzog hat gethan, was wohl jeder andere Ehemann in seiner Lage ebenfalls gethan hätte. Seine Frau hatte ihm genügenden Grund zum Mißtrauen und Verdacht gegeben und ihre Aufführung entschuldigt jedenfalls jene Indiscretion. Wenn man bedenkt, wie wenig zurückhaltend die Herzogin sich ihrem Geliebten gegenüber zeigt, wie sie sich ihm, sobald er erscheint, an den Hals wirft und wie selbst der Eintritt eines Bedienten die zärtliche Gruppe keineswegs stört, — dann müssen wir uns entschieden trotz alledem auf die Seite des Gemahls stellen und gegen die pflichtvergessene Frau Partei ergreifen. Das Benehmen der Herzogin ist kopflos. Sie verweigert die Annahme des sie compromittirenden Briefes, sie überschüttet den reuigen Gemahl mit Beleidigungen, sie gesteht ihre Liebe zu Gerard, sie prophezeit ihm, daß ihr Geliebter ihn tödten werde und daß es ihm ganz recht geschehe. „Verzweifl' und stirb!" Diese unglaubliche Herzogin ist eben aus der Schule des Doktors Remonin, dessen Theorie vom nothwendigen Untergang fauler Elemente ihr ungemein imponirt hat. Sie weiß von ihm, daß der Herzog längst ein todter Mann und sein Verschwinden nur eine Frage der Zeit ist. Septmons ist ein Vibrion. Was bedeutet dies? Lassen wir den hochgelehrten Professor der Faculté des Sciences seine Theorie in extenso entwickeln. Dieses Mitglied des Instituts behauptet zwar fortwährend, er habe nicht einmal zum Essen und Schlafen Zeit, findet aber immer und überall Gelegenheit, endlose Vorträge in Salons und Boudoirs zu halten. So auch einmal im zweiten Act bei einem Tête-à-tête mit der geistvollen Marquise de Rumières.

**Rumières.** Sagen Sie mir einmal, Remonin, — Sie, der in seiner Eigenschaft als Ge-

*) Diese und die folgende Scene sind für die Neuen Monatshefte aus dem ungedruckten Original übersetzt.

lehrter sich anmaßt, Alles erklären zu können — Sagen Sie mir, ob Sie diese meine Frage lösen können. Wie kommt es, daß es so viele unglückliche Ehen gibt, während doch eine Menge von Liebe auf Erden existirt, daß man immer nur von ihr sprechen hört?

**Remonin.** Ich würde Ihnen dies vollkommen erklären, wenn Sie keine Frau wären.

**Rumières.** Ist es unanständig?

**Remonin.** Nein, aber abstrakt.

**Rumières.** Und ich bin zu unwissend?

**Remonin.** Sie sind zu zerstreut.

**Rumières.** Versuchen Sie es.

**Remonin.** Sobald Sie mich nicht mehr verstehen, müssen Sie es mir sagen.

**Rumières.** Mit anderen Worten: ich muß Sie bis zu Ende anhören, um nicht für dumm gehalten zu werden. Wohlan.

**Remonin.** Nun, daß die Ehen, trotz der vielen Liebe, selten glücklich sind, kommt daher, daß Liebe und Ehe gemäß wissenschaftlicher Forschung auch nicht im geringsten Verhältniß zu einander stehen. Sie gehören zu zwei total verschiedenen Disciplinen.

**Rumières.** Ah! zu welcher gehört denn die Liebe?

**Remonin.** Zur Physik.

**Rumières.** Und die Ehe?

**Remonin.** Zur Chemie.

**Rumières.** Erklären Sie mir das.

**Remonin.** Die Liebe entsteht in einem gewissen Alter, ganz unabhängig von jedem Willen und ohne bestimmtes Object. Man empfindet das Bedürfniß zu lieben, noch ehe man jemand liebt. Daher gehört die Liebe zur Physik, welche von den innern Eigenschaften der Wesen handelt. Die Ehe aber ist eine sociale Combination, welche ins Gebiet der Chemie gehört, denn diese handelt von der Einwirkung der einen Elemente auf die andern, und den daraus entstehenden Erscheinungen. Die großen Gesetzgeber, die großen Religionsstifter, die großen Philosophen, welche die Ehe auf der Basis der Liebe einsetzten, haben also ganz einfach Physik und Chemie getrieben und zwar die schönste und höchste, denn sie hatten den Zweck, daraus die Familie, die Moral, die Arbeit und also das Glück der Menschen zu gewinnen, welches in diesen drei Dingen enthalten ist. So lange man dieser ersten Idee treu bleibt und zwischen zwei zur Vereinigung passenden Elementen wählt, geht alles von selbst. Das Experiment geschieht und das Resultat ist da. Aber wenn man unwissend und ungeschickt genug ist, um mit Gewalt zwei widerstreitende Elemente vereinen zu wollen, dann ergibt sich statt einer Verschmelzung eine Scheidung und beide Elemente stehen sich ewig einander gegenüber, ohne sich jemals vereinigen zu können. Da aber in der menschlichen Ordnung auch eine Seele existirt, das Mittelding zwischen Gott und Mensch, und da Gott den Menschen straft, der eine Seele verachtet oder beseitigt, so gibt es hier nicht nur eine Scheidung, sondern auch eine Katastrophe: daher die Explosionen, die Zerwürfnisse, die Dramen.

**Rumières.** Ah, dann sind also Ihrer Theorie zufolge der Herzog und die Herzogin ...

**Remonin.** Zwei nicht zusammenpassende Elemente, die sich niemals vereinigen werden, es sei denn, daß ...

**Rumières.** Es sei denn? ...

**Remonin.** Es sei denn, daß ein neues Element vermittelt und die beiden ersten sich zu verschmelzen zwingt.

**Rumières.** Und dieses dritte Element?

**Remonin.** Das interessirt Sie?

**Rumières.** Wider Willen.

**Remonin.** Nun denn, dies dritte Element ist gerade dasjenige, welches beim ersten Experiment fehlt und dessen Mangel das Resultat verhindert: Die Liebe.

**Rumières.** Aber die Liebe unter welcher Form?

**Remonin.** Es gibt deren drei: Das Kind, oder die Kindes- und Mutterliebe, dann die Religion oder die göttliche Liebe und endlich der Geliebte oder die irdische Liebe. Die Frau, welche nicht in der Ehe die Liebe gefunden hat, kann noch durch die eine dieser beiden Arten von Liebe gerettet werden. Die Herzogin hat keine Kinder; Sie sehen, sie ist instinctiv heute Morgen zur Kirche gegangen. Wenn sie dort nicht Trost findet, dann bleibt nur noch der Geliebte.

**Rumières.** Aber der Geliebte rettet nicht, er stürzt ins Verderben, er heilt nicht, er gibt den Todesstoß.

**Remonin.** Das hängt vom Geliebten ab.

**Rumières.** Glauben Sie, es gibt Männer, welche verliebt und edel genug sind, um die geliebte Frau zu respectiren?

**Remonin.** Ich bin davon überzeugt. Sie scheinen es aber nicht zu glauben.

**Rumières.** Ich verstehe, daß zwei Chinesen aus Porcellan sich ewig am Kamin ansehen, namentlich wenn eine Pendule zwischen ihnen steht. Aber ein Franzose und eine Französin aus Fleisch und Bein — nein, das glaube ich nicht. Haben sie denn nie geliebt?

**Remonin.** Nein, ich hatte keine Zeit dazu. Und Sie, Marquise?

**Rumières.** Ich? Ich liebte meine Kinder.

**Remonin.** Und Ihren Gemahl? ...

**Rumières.** Herrn de Rumières?

**Remonin.** Ja.

**Rumières.** O gewiß nicht. Er war ein guter Mann, aber er hielt gar nichts darauf.

**Remonin.** Und außer Ihrem Gemahl?

**Rumières.** Ich kann mich auf nichts besinnen. Nein, wirklich ... nur hier und da in Gedanken ... Abends auf dem Land, wenn Musik ertönte und ich nach dem Mond empor sah ... Es war aber mehr der Wunsch, geliebt zu werden, als die Sehnsucht, selbst zu lieben. Denn ich glaube, wir Frauen lieben nicht: es gibt nur gewisse Männer, von denen wir geliebt sein wollen. Und gerade dies läßt glauben, daß wir lieben; aber sobald wir einmal Liebe eingeflößt und triumphirt haben, dann ist es gar nicht selten, daß wir wieder an andere Dinge zu denken beginnen. Endlich schienen mir Alle, welche von dieser Tollheit ergriffen waren, immer so komische Gesichter zu schneiden, daß ich niemals ihnen hätte gleichen mögen. Kurz, ich habe mich zu meiner Ehre aus der Sache gezogen, das darf ich sagen, und befinde mich sehr wohl dabei. Die Form, die Sie das Kind nennen, hat mich gerettet. Mein Sohn erzählt mir seine Herzensgeheimnisse. Er gleicht darin seinem Vater, der sehr viele hatte, aber er gleicht auch mir und das tröstet mich. Meine Tochter hat mich schon zur Großmama gemacht. Diese Mädchen sind unbarmherzig: sie machen aus ihrer Mutter eine Großmama mit einer unerhörten Naivetät; sie finden das ganz natürlich. Summa Summarum, ich habe meinem Leben nichts vorzuwerfen und sehe demjenigen Anderer zu, indem ich mich manchmal dafür interessire. Ich bin wie die Abonnenten der Großen Oper, welche das ganze Repertoire auswendig wissen, die aber doch gewisse Stücke mit Vergnügen anhören und die Debütanten ermuthigen. Ihr junger Mann aber, der in einem Lande wie dem unsrigen immer und immer platonisch liebt, ist ein gar seltener Vogel, den ich gerne sehen möchte. Wollen Sie ihn mir zeigen?

**Remonin.** Wann es Ihnen beliebt.

**Rumières.** Wo ist er?

**Remonin.** In Paris.

**Rumières.** Zufällig?

**Remonin.** Paris ist keine Stadt, wo man zufällig ist. Auch gibt es gar keinen Zufall: er ist der Gott der Unwissenden.

**Rumières.** Dann weiß er also, was er thut?

**Remonin.** Ja. Er liebt noch immer und kommt in die Nähe Derjenigen, die er liebt. Die Lehre von der Anziehungskraft.

**Rumières.** Also Physik.

**Remonin.** Richtig.

**Rumières.** Und nachher?

**Remonin.** Nachher?

**Rumières.** Ja. Ich setze voraus, daß die Herzogin und Ihr Herr Gerard die allerreinste Liebe fühlen. Wenn sie sich aber einmal durch einige Jahre genug angesehen haben, was dann? Denn schließlich müssen die Dinge doch ein Ende haben, selbst wenn sie gar keinen Anfang hatten. Was nachher?

**Remonin.** Nachher? Ich denke, sie heirathen sich dann.

**Rumières.** Wie? sie heirathen sich?

**Remonin.** Gewiß; sie lieben sich ja.

**Rumières.** Gut, aber der Gemahl — der Herzog — mein Cousin? Mein Cousin! Was fangen Sie denn mit ihm an?

**Remonin.** Das ist nicht meine Sache. Er wird im nöthigen Moment verschwinden. Die Götter werden vermitteln.

**Rumières.** Wie in den antiken Trauerspielen.

**Remonin.** Ganz wie Sie sagen. Und die Alten hatten Recht. Sie wußten so gut wie wir und vielleicht noch besser, daß die moralische Welt nach den nämlichen Gesetzen regiert wird, wie die physische Welt, daß in der einen, wie in der andern dieselbe Harmonie ist und daß die Vermittelung der Götter nichts weiter war als die logische Folge, das unausweichliche Fatum, welches sich aus den menschlichen Thaten ergibt.

**Rumières.** Aber wie wird mein Cousin verschwinden, denn er lebt noch und ist sehr lebendig?
**Remonin.** Das scheint nur so, weil er ißt, weil er trinkt, weil er sich bewegt, weil er menschliche Gestalt hat. Aber das ist eine Täuschung. Er ist kein Mensch.
**Rumières.** Was ist er denn?
**Remonin.** Ein Vibrion.
**Rumières.** Was sagen Sie?
**Remonin.** Ich sage: ein Vibrion.
**Rumières.** Was ist denn das?
**Remonin.** Wie? Sie sagen, daß Sie meine Artikel lesen und kennen die Vibrionen nicht einmal! Ich werde Ihnen welche zeigen. Es ist allerliebst. Es sind Vegetabilien, welche aus der theilweisen Fäulniß der Körper entstanden sind und die man lange Zeit für Infusorien gehalten hatte wegen der ihnen eigenen kleinen, wellenförmigen Bewegung, die man blos durch das Mikroskop wahrnehmen kann. Sie haben die Aufgabe, die gesund gebliebenen Theile des fraglichen Körpers anzugreifen, aufzulösen und zu zerstören. Sie sind die Arbeiter des Todes. Nun denn, die Gesellschaft ist ein Körper wie jeder andere: zu gewissen Zeiten gehen einzelne Theile desselben in Fäulniß über und erzeugen die Vibrionen in menschlicher Gestalt, welche man für wirkliche Menschen hält, ohne daß sie es sind, und welche ohne Unterlaß ihr Möglichstes thun, um den socialen Körper anzugreifen, aufzulösen und zu zerstören. Glücklicherweise will die Natur nicht den Tod, sondern das Leben. Der Tod ist blos eines ihrer Mittel, das Leben ist ihr Zweck. Sie widersetzt sich also diesen Agenten der Zerstörung und wendet gegen sie die Principien an, die sie vertreten. Dann sieht man wohl, wie der menschliche Vibrion eines Tages, wo er zu viel getrunken, das Fenster für die Thüre nimmt und sich auf dem Straßenpflaster das zerschmettert, was ihm als Kopf diente, oder wie er, wenn das Spiel ihn ruinirt oder seine Vibrionin ihn betrogen hat, einen Pistolenschuß dahinein abfeuert, was er für sein Herz hielt; oder wie er auf einen größeren und stärkeren Vibrionen stößt, der ihm Halt gebietet und ihm den Garaus macht. Dann vernimmt man ein Geräusch. (Er bläst ein wenig Luft zwischen den Lippen durch.) Das was man für die Seele des Vibrionen nahm, fliegt davon in die Luft, aber nicht sehr hoch. Der Herr Herzog stirbt. Der Herr Herzog ist todt. Gute Nacht!
**Rumières** (seine Hände ergreifend). Sie sind vollkommen verrückt.
**Remonin.** Man hat es gesagt, — man hat es sogar gedruckt, aber es ist nicht ganz gewiß.

Wie man sieht, predigt dieser neueste Gelehrtentypus des Herrn Dumas, eine praktische, aber im Grunde höchst bedenkliche Moral. Er ist der würdige Nachfolger der landläufigen Moralisten neufranzösischer Dramatik. Diese strengen Philosophen tragen meist sehr schätzenswerthe Principien und eine heilige Entrüstung über die Verderbtheit ihrer Umgebung zur Schau: im Grunde aber meinen sie es gar nicht so schlimm, im Sumpfe, worüber sie Zeter schreien, ist es ihnen so kannibalisch wohl, daß sie ihn eigentlich um keinen Preis der Welt missen möchten. Sie predigen Wasser und trinken heimlich Wein. Ich erinnere hier nur an Desgenais in Barrière's „Parisiens", der von tugendhaften Tiraden überfließt und ohne Weiteres eine Infamie erträgt, ferner an Bordognon in Augier's „Lionnes pauvres", der gegen die Halbwelt eifert, aber ihre Schulden bezahlt und ihre Armuth ausnutzt, und endlich an Olivier de Jalin in „Demimonde", der die Baronin d'Ange entlarvt und sich mit Vergnügen ihrer Zärtlichkeiten erinnert. Der absurdeste von Allen ist ohne Zweifel dieser Doctor Remonin, welcher fortwährend vom Sieg des Guten über das Böse spricht, sich in die Liebesintrigue einer verheiratheten Frau mischt und derselben sogar den ersehnten Galan zuführt, indem er zu sich selbst sagt: „Wenn mich nur keiner meiner Collegen vom Institut sieht!" und die Herzogin mit der Erwägung zum Ehebruch ermuntert, daß ihr Mann ja nur eine vibrio lineola sei, die man gelegentlich auf die Seite schafft. Das merkt sich seine Schülerin natürlich gleich. „Bah, ein Vibrion! Ist sein Leben nicht unnütz? Hat er auch das Recht zu leben? Nein! also fort mit ihm!" Daher ihre ebenso ungenirte, als summarische Art, wie sie ihn in der mitgetheilten empörenden Scene behandelt, wie sie seine Reue verschmäht und wie sie ihm ihre Liebe zu Gerard eingesteht. Sie hat es ja nur mit einem Vibrionen zu thun. Diese eigenthümliche Auffassung der Ehe, welche die Herzogin beurkundet, ist entschiedeu nur dem saubern Erfinder der Vibrionentheorie aufs Kerbholz zu schreiben. Der Herzog ist ein todter Mann, hat er gesagt, und seine Schülerin, ihr Vater und ihr Geliebter beeilen sich das übliche Quod erat demonstrandum hübsch practisch folgen zu lassen. Wir werden sehen, wie.

Nach dem Bruch mit seiner Frau bleibt dem Herzog nichts Anderes übrig als sich mit Gerard zu schlagen. Das übliche Duell wird eingeleitet. Gerard kommt und verlangt vom Herzog eine Erklärung über den Sinn der zweideutigen Worte, die derselbe in Betreff seiner Mutter hatte fallen lassen. Der Vibrion bestreitet die beleidigende Absicht. „Gut, dann will ich Sie jetzt beleidigen!" ist die Antwort des Ingenieurs, die er mit einer drohenden Bewegung begleitet. Das wollte gerade der Herzog: nun ist er beleidigt und hat die Wahl der Waffen. Er wählt den Degen, womit er sicher ist, seinen Mann zu tödten. In der Herbeiführung solcher theatralischen Ehrenconflicte sind die Franzosen in der Regel sehr geschickt, doch verdirbt Dumas diesen wirksamen vierten Actschluß, weil er zu viel beweisen will. Papa Moriceau, der am allermeisten Grund hätte, sich so still wie möglich zu verhalten, nimmt emphatisch Partei gegen seinen Schwiegersohn und für den Geliebten seiner Tochter. Noch mehr, er stellt sich Gerard als Zeuge im Duell und dieser nimmt es an. Nur die Galerien können diesen Coup beklatschen.

Die Vorbereitungen zum Duell nehmen den ganzen fünften Act in Beschlag. Alles athmet auf und sieht schon in Gedanken, wie das arme Infusorium von einem Herzog verschwindet. Die Herzogin fühlt nicht den geringsten Gewissensbiß; dem ehemaligen Besitzer der drei Sultane übt der Muth in der Brust seine Spannkraft und die Marquise de Rumières kommt, ihre Freundin mit den Worten zu trösten: „Seien Sie ruhig! Gerard wird ihn tödten!" Auch Gerard, der von dem Verfasser als ein Muster von Tugend geschildert ist, hat die Stirn unter sothanen Umständen Diejenige zu besuchen, welche man ihm zur Maitresse gibt. Der saubere Doctor aber bemerkt dazu: „Ah, da ist Gerard, der die Herzogin zu besuchen kommt! Lassen wir die Liebenden allein!" Es geschieht! . . .

Unterdessen sieht sich der arme Vibrion nach einem Secundanten um. Er trifft just einen auf der Durchreise begriffenen Amerikaner, der bisher ganz unnützer Weise ab und zu im Stücke auftrat und den sich Dumas zum Deus ex machina ausersehen hat. Dieser Halbwilde, denkt der Herzog, kümmert sich weder um das Warum noch um das Wie und führt eine treffliche Klinge. Statt also zu einem seiner zahlreichen Freunde zu gehen, bittet er einen Fremden, ihm als Zeuge zu assistiren. Diese Scene ist meines Erachtens die beste und wirksamste des ganzen Stückes, so unwahrscheinlich sie auch sein mag. In diesem Punkt darf man überhaupt nicht zu streng sein: auf der Bühne ist Alles Convention; genug, wenn der Dichter es verstanden hat, die bloße Möglichkeit plausibel zu machen. Und dies hat Alexander Dumas hier erreicht.

Der Yankee ist nach dem Muster aller Romanamerikaner geschnitten. Im „Onkel Sam" hat Sardou ein ganzes Dutzend auf die Bretter gestellt. Mr. Clarkson ist eine geschickte Copie mit den prononcirten Eigenschaften des Typus: ungeschliffen, barsch, immer eilfertig, klarer Kopf, flinker Rechner, ohne Rücksicht auf seine Mitmenschen, nur Geschäftsmann. Er hört den Herzog ruhig an und ist sogleich bereit, ihm gefällig zu sein. Doch will er immerhin einige Details über die Art und Weise des Rancontres. Nun folgt ein feiner Zug: je mehr der Herzog seine Lage schildert und seine Frau beschuldigt, desto schuldiger und strafbarer erscheint er dem Amerikaner: Septmons ist genöthigt, von seinem Leben oder wenigstens einem Theil desselben den Schleier zu heben. Als aber der Sohn der neuen Welt erfährt, daß der Vibrion seinen Namen verkauft, um seine Schulden zu bezahlen, daß er den Liebesbrief seiner Frau unterschlagen hat und daß er dieses Schreiben als Waffe gegen die, wie er selbst behauptet, unschuldige Frau benutzen will, indem er den compromittirenden Brief seinem Zeugen übergibt, um denselben im Falle seines Todes vor Gericht deponiren zu lassen und so die Vermählung seiner Wittwe mit ihrem Geliebten, dem Mörder ihres Gemahls, unmöglich zu machen: da empört sich sogar das eisige Herz des Zahlenmenschen, und im ruhigsten Ton von der Welt sagt er zum Herzog: „Mein lieber Herr, was Sie mir da erzählen, ist ganz einfach die Geschichte eines Narren. Ja, mein Herr, Sie sind ein Narr!" Der Herzog erhebt sich wüthend und fordert Genugthuung, sobald er die Parthie mit Gerard ausgefochten habe. Clarkson hat keine Zeit zum Aufschub, denn man erwartet ihn in

Amerika. Er besteht trotz des Herzogs Weigerung auf sofortige Ausfechtung der Sache, umsomehr, als er erfährt, daß der Gegner des Vibrionen kein Anderer ist, als der Ingenieur Gerard. Mit diesem unterhandelt aber der Yankee schon seit längerer Zeit wegen eines bessern Prozesses der Goldwäsche, den Gerard erfunden hat und der für Clarkson von größter Wichtigkeit ist. Der Herzog will zuerst Gerard zum stillen Mann machen, bevor er sich in ein Duell mit dem gefährlichen Amerikaner einläßt. „Oho!“ antwortet aber dieser. „Glauben Sie denn, daß ich Sie einen Mann tödten lasse, der mir 25 Procent auf meinen Kosten erspart?“ Kurz, der Herzog de Septmons nimmt das sofortige Duell an. Sie schlagen sich in der Nähe des herzoglichen Hôtels. Der Vibrion wird natürlich getödtet und gestattet damit die Vereinigung von Gerard und der geborenen Moriceau. Alle Personen des Stückes kommen auf die Scene und freuen sich, daß der Vibrion sein Scheinleben aufgegeben hat. Ein Polizeicommissar tritt auf und bittet den Doctor, den Tod des Vibrionen zu constatiren. „Mit Vergnügen!“ lautet dessen ungemein bezeichnende Antwort und das Stück ist aus.

Ich habe hier den wesentlichen Inhalt dieser ebenso interessanten als verfehlten Novität wiedergegeben. Aber die Fremde, l'étrangère? Mein Kunststück, das Drama inhaltlich zu erzählen, ohne die Rolle der Titelheldin auch nur flüchtig zu streifen, hat Dumas schon dadurch erleichtert, daß in seinem Stück keine unnützere Figur existirt, als diejenige, die ihm den Namen gegeben hat. Lucus a non lucendo. Die Fremde bleibt durchgängig fremd — der Handlung. Sie erscheint zwar zu drei Malen und drängt sich fortwährend in den Vordergrund; sie ist aufdringlich ohne Berechtigung. Wer ist nun die Fremde?

Sie ist eine Farbige, die Tochter eines Weißen und einer Mulattin und von wunderbarer, verführerischer Schönheit. Sie war die Sklavin eines nordamerikanischen Pflanzers, der ihre Mutter verführt hatte und dann unter Peitschenhieben verröcheln ließ. Seither war ihr einziger Gedanke, sich an der ganzen verhaßten Rasse zu rächen. Sie begann damit, indem sie die beiden Söhne ihres Herrn und Meisters in Liebe für sie entbrennen und einen durch den andern tödten ließ. Sie setzte sich darauf in Bereitschaft, die neue Welt zu verlassen und das faule Europa mit ihrer Gegenwart zu beglücken, um ihrer Neigung im größeren Maßstabe fröhnen zu können. Bevor sie aber von der Union schied, vereinigte sie sich durch einen sonderbaren Pakt, halb aus Liebe, halb aus Geldsucht, mit eben dem Clarkson, dessen Bekanntschaft wir bereits gemacht haben. Sie führte seinen Namen und Beide kamen überein, daß er zu ihr oder sie zu ihm reisen sollte, wann es Zeit sei, zu einem einzigen Vermögen alle ihre Ersparnisse zu vereinigen, welche er als Goldsucher in Kalifornien nnd sie als Rächerin der schwarzen Rasse in Europa erzielt haben werden. Sie zieht hierauf nach Paris, dem Mikroskosmus der alten Welt. Die Geldsendungen Clarksons, die keineswegs galante Geschenke, sondern einfache Vorschüsse zum Besten der gemeinsamen Kasse sind, genügen ihr anfangs zur Bestreitung des Luxus; bald aber bedarf sie dieser Hülfe nicht mehr, denn die verschwenderische Pariser Jugend entdeckt diese geheimnißvolle Fremde und belagert ihre Salons. Kein renommirter Lebemann in Paris, der nicht zu den Füßen der Etrangère schmachtet. Sie verkehrt mit Niemand von ihrem Geschlecht; sie empfängt nur Herrenbesuche und mit Recht sagt die Marquise de Rumières von ihr: „Sie ist keine Frau, sie ist ein Club!“ Mit ihrem Blick fascinirt sie alle Pariser, denn er ist verheißungsvoll, während sie selbst doch nichts gewährt. Sie hat ihrem Gemahl, der erst noch nicht einmal ihr Gemahl ist, ewige Treue gelobt und hält den Schwur aufs Gewissenhafteste. Dieses dämonische Weib, das sich Allen zu verkaufen scheint und sich doch Keinem hingibt, ist eine schlechte Copie der Titelheldin des lesenswerthen: Chaste et infame vom Prinzen Luboninski und dürfte in einem Roman jedenfalls besser am Platze sein.

Es ist nicht uninteressant zu verfolgen, wie Dumas diese Figur mit der Haupthandlung, welche man maliciös Le Gendre de Monsieur Moriceau betiteln könnte, zu verschmelzen gesucht hat. Das schwierige Experiment ist ihm zwar mißlungen, weil es überhaupt nicht auszuführen war, aber des Autors Geschicklichkeit, das Unmögliche dramatisch möglich zu machen, ist darum doch nicht zu verkennen. Die verschiedenen

Spielarten der Liebe sind es, welche Mistreß Clarkson mit den vier Hauptpersonen des Moriceau'schen Familiendramas verbinden. Da ist vor Allem Ehren-Moriceau selbst mit seinem saubern Schwiegersohne, die Beide mit der Vierge du Mal, wie die Fremde einmal treffend genannt wird, auf das Sonderbarste liirt sind. Unter den platonischen Anbetern von Mrs. Clarkson nahm der Herzog de Septmons vor seiner Vermählung eine gewichtige Stellung ein. Erst ruinirte sie ihn, dann benutzte sie seinen aristokratischen Namen, um die ehrfurchtsdummen Bürgerlichen in ihren Salon zu locken; dafür lieh sie ihm einen Theil seines Vermögens, das er für sie ausgegeben hatte. Um wieder zu ihrem Gelde zu kommen, wurde beschlossen, der Herzog müsse sich verheirathen. Die Mistreß übernahm die Ausführung des Projects. Der ergatterte Schwiegervater des verlumpten Herzogs wurde eben der ehemalige Besitzer der drei Sultane, welcher ebenfalls die unersprießliche Anbetung der Fremden betreibt. Das Geschäft kam zum Abschluß: Moriceau kaufte „einen sechshundertjährigen Adel", der Herzog erheirathete zehn Millionen und bezahlte der Amerikanerin seine Schulden im Betrage von 150000 Francs doppelt und dreifach, denn sie treibt nicht nur mit ihrer Schönheit sondern auch mit ihrem Gelde Wucher. Aber auch mit der Herzogin und deren tugendhaften Seladon bringt Dumas sie in Verbindung. Ihr Herz, das für die schnöde Männerwelt bislang nur Haß und Verachtung gefühlt hat, entbrennt plötzlich in verzehrender Liebe für einen Helden vom starken Geschlecht, der leider just der Geliebte der Herzogin sein muß, für den Ingenieur Gerad. Daraus ergibt sich naturgemäß ein Conflict zwischen diesen beiden Frauen, dessen geringe Neuheit und gänzliche Ueberflüssigkeit keineswegs durch die Art und Weise entschuldigt wird, womit er in Scene gesetzt ist.

Die Fremde beherrscht den ersten und dritten Act, veranlaßt den zweiten und erscheint am Ende des Stücks wieder, um einige Sätze zu sprechen, die besser fortblieben. Ihr erstes Auftreten ist überaus sorgfältig vorbereitet und wirkungsvoll ausgeführt.

In einem reservirten Salon der Herzogin de Septmons unterhält sich eine vornehme Gesellschaft von Herrn und Damen des aristokratischen Faubourg, während eine vom Herzog zu wohlthätigen Zwecken veranstaltete öffentliche Festlichkeit in dem Park und den übrigen Räumlichkeiten des Hôtels gefeiert wird. Mrs. Clarkson bildet das Thema dieses Klatsches: wir erfahren, wie viele Anbeter sie ruinirt und wie viele sie zum Selbstmorde getrieben hat. Mitten in dieser Unterhaltung läßt sich die Mistreß mittelst eines Billets anmelden, worin sie der Herzogin 25000 Francs für deren wohlthätigen Zweck gegen die Erlaubniß anbietet, in ihrem Salon eine Tasse Thee nehmen zu dürfen. Die Herzogin ist über die Verwegenheit der berüchtigten Courtisane entrüstet und antwortet, sie werde die ihr unbekannte Mrs. Clarkson empfangen, wenn sie ihr von einem Herrn aus iher Gesellschaft vorgestellt worden sei. Eine Pause peinlichen Stillschweigens: keiner von all' den anwesenden Herren, welche wie Moriceau und sogar der moralische Doctor, die Dame sehr gut kennen, hat den Muth, sich zum Ritter derselben aufzuwerfen. Plötzlich erhebt sich der Herzog und erklärt, er wolle der Pflicht der Gastfreundschaft gehorchen und selbst die verläumdete Frau vorstellen, um ihr eine öffentliche Schmach zu ersparen. Gleich darauf erscheint er mit der Fremden am Arm und stellt sie seiner Frau vor, die ihr verachtungsvoll eine Tasse Thee zuschiebt. Die Herzogin ist außer sich vor verhaltener Wuth, die Damen lispeln hinter ihren Fächern und die Herren wissen nicht, wie sich benehmen: nur Mrs. Clarkson beherrscht mit kaltblütiger Sicherheit die Situation. Gelassen berührt sie mit ihren Lippen die Tasse, unterschreibt einen Chec von 25000 Francs und weidet sich an der Verlegenheit der Herren, indem sie Alle als alte Bekannte anredet. Beim Abschied ladet sie die Herzogin zum Gegenbesuche ein und flüstert ihr heimlich zu: „Ich muß mit Ihnen über Gerad sprechen, den Sie lieben und der Sie wieder liebt, mehr als ich wünsche." Dann verläßt sie am Arm des alten Moriceau den Arm; die Herzogin aber schleudert die Tasse, woraus die Fremde getrunken hat, auf den Boden und schreit in höchster Erregung: „Oeffnet die Thüren! jetzt kann hier eintreten, wer will, nachdem dies Weib hier gewesen ist!" Damit endet sehr effectvoll der erste Aufzug: es ist neben der Forderungsscene im letzten Act die einzige wirklich dramatische Situation der ganzen Komödie.

Diese Scene bedingt den zweiten Act vollständig. Der Herzog erklärt seiner Frau, er bestehe darauf, daß sie den Besuch der Fremden erwiedere. Dann reden die Freundinnen und der Vater der gequälten Frau zu, ihrem Manne zu gehorchen. Ja, sogar Gerard, fordert sie auf, die präsumptive Maitresse ihres Gemahls zu besuchen und schwört ihr, daß er die Fremde keineswegs liebe. So entschließt sich also am Ende die Herzogin, dies Opfer zu bringen und Mrs. Clarkson zu besuchen, welcher der ganze dritte Act gewidmet ist. Dieser Gegenbesuch gibt der Fremden Gelegenheit, die famose Tirade von dreihundert Druckzeilen zu halten, worin die ehemalige Sklavin ihre Lebensgeschichte erzählt, was die Zuhörerin doch unmöglich interessiren kann. Das punctum saliens aber, die Doppelliebe beider Frauen zu einem Manne, was die Herzogin allein zu diesem Gang bestimmen konnte, wird am Schluße nur flüchtig berührt. Die Mistreß forderte die Herzogin komischerweise auf, ihren Liebhaber ihr abzutreten, welche Zumuthung die Herzogin trocken, als drehte es sich um einen Handelsartikel, einfach abschlägt. „Gut", lautet die Antwort, „also Krieg!" Was mag daraus Alles entstehen? Gar nichts. Zwar beginnt die Amerikanerin ihren Feldzugsplan damit, daß sie dem Herzog die Liebe seiner Frau zu Gerard entdeckt und dadurch gerade das Gegentheil des Gewollten bewirkt: statt den Herzog gegen seine Frau zu hetzen, wird der Vibrion ganz unerwartet von Reue über seine Vergangenheit und nicht wenig aufrichtiger Liebe zu seiner Gemahlin ergriffen. Es folgt die mißlungene Versöhnungsscene und das Familiendrama beginnt, wie ich es zu Anfang dieses Briefes geschildert habe. Der Herzog hätte aber das Verhältniß seiner Frau zu Gerard viel leichter erfahren können, ohne Mrs. Clarkson zu consultiren, denn seine Frau schreit es ja selbst in alle Welt hinaus. Die Rolle der Fremden ist aber mit dem dritten Act zu Ende; vom angekündigten großartigen Krieg erfahren wir nichts, und kein einziger Zuschauer denkt mehr an die Titelheldin, als sie sich am Schluß der Komödie dennoch bewogen fühlt, noch einmal aus den Coulissen zu treten. Sie constatirt den Sieg des Guten über das Böse und zeigt ihre Rückkehr nach Amerika an. Good bye!

L'Etrangère ist ein seltsames Stück und so recht das Werk eines von einer echt französischen Schriftstellermanie befallenen berühmten Pariser Autors. Die römischen Cäsaren überfiel der Größenwahn oder was Scherr so schlagend mit Kaiserwahnsinn bezeichnet, und während die deutschen Journalisten von der Dichteritis befallen werden, grassirt unter den Romanciers, Lyrikern und Theaterdichtern Frankreichs, denen der Erfolg in den Kopf stieg, die fixe Idee, Philosophen und Propheten zu sein. Ich erinnere nur an Victor Hugo, der vom Augenblick an ungenießbar wurde, wo er in jeden Vers einen philosophischen Zweck hineingeheimnissen wollte; an Balzac, der nichts mehr Bedeutendes schuf seit 1836, wo er, von seiner prophetischen Mission überzeugt, seine bisherigen Werke unter dem Titel La Comédie humaine in einer Gesammtausgabe vereinigte ... Dieselbe Krankheit hat auch schon vor längerer Zeit den jüngern Dumas erfaßt. Er debütirte mit Romanen und Dramen, welche ein glänzendes aber ungeschultes Talent bewiesen und jedenfalls von einer sorgfältigen Beobachtungsgabe Zeugniß ablegten. Er brachte in seine Bücher oder auf die Bühne, was er erlebt und gesehen hatte in jener zweideutigen Welt, in der er sich bewegte. Das war die Entstehungszeit der „Cameliendame" und der „Demimonde." Er war in jungen Jahren schon ein berühmter Mann geworden; der Erfolg setzte ihm den obengenannten Philosophenwahn in den Kopf, dem die unvergleichlich gesündere Natur seines Vaters nie verfallen ist. Nun wurde er plötzlich seiner hohen Mission bewußt, die Gesellschaft zu reformiren. Wie Victor Hugo die Antithesenjagd, so betrieb Dumas fils das Haschen nach Paradoxen und erklärte der Gewohnheit, dem Gesetz, den socialen Satzungen einen Krieg bis aufs Messer. Er machte aus dem Theater ein philosophisches Seminar für Disputirübungen, er schrieb nicht mehr Theaterstücke sondern dialogisirte Abhandlungen, er stellte Thesen auf und vertheidigte sie, er predigte einen socialen Kreuzzug und schielte nach Rom, er erfand ein elftes Gebot: Tue la! Halb mystischer Idealismus, halb brutaler Realismus. Und so kam er schließlich bis zu seinem neuesten Werk, der „Fremden". Er ist der alte junge Dumas geblieben, doch sitzt ihm der Prophetenwahn tiefer als je im Gehirn. Er ruft jetzt zur Abwechslung: Tue le! hält seiner Gesellschaft in der Einbildung einen verzerrenden Hohlspiegel hin

und zeigt ihr zugleich ein neues apokalyptisches Thier, das im Begriffe steht, den socialen Körper zu zersetzen. Es ist der Vibrion, der Handlanger des Todes. Ihn unschädlich zu machen, ist die moderne französische Gesellschaft zu schwach, und sie wäre unrettbar dem Verderben geweiht, wenn es nicht eine neue Welt geben würde, deren Kinder die Energie nicht nur im Gehirn, sondern auch im Arm concentrirt haben. Nicht einmal der als ein Unicum von Biedersinn und Tugend dargestellte Gerard ist stark genug, über das Vibrionenthum zu siegen, denn der Arme bei uns arbeitet um die Gesellschaft zu bereichern, aber hat weder Zeit noch Geld um sich vertheidigen zu lernen. Herzog Vibrion würde den Ingenieur ohne Zweifel über den Haufen schießen. Der Amerikaner tritt an seine Stelle und befreit das zersetzte Blut des socialen Körpers von dem verderblichen Infusorium.

Aber dies ist nicht die einzige Theorie, die Dumas in seiner neuesten Schöpfung aufstellt. Die oben mitgetheilte Scene zwischen dem Doctor Remonin und der Marquise de Rumière enthält allein nicht weniger als drei Thesen, von der Vibrionenlehre ganz abgesehen. Während die Letztere ins Gebiet der Naturwissenschaften gehört und ein Resultat der physiologischen Experimente ist, die der Verfasser mit einem befreundeten Arzte unternahm, berühren die übrigen Theorien andere Fächer und bringen eine äußerst nothwendige Abwechselung in die Sache: der Zuschauer des Stücks würde sonst gar instinctiv eine Cigarre anzünden, als befände er sich im Anatomiesaal und nicht im Hause Molières. Die zweite Theorie von Remonin-Dumas ist die physico-chemische der Liebe. Beispiel: Die Liebe der Herzogin zu Gerard ist vorerst bloße Attraction, also Physik. Sie glaubt, er liebe die Fremde und die Eifersucht stellt sich ein: die Chemie operirt und die Physik allein genügt nicht mehr. Resultat: die Liebe. Fernere Theorie, die in jener Scene entwickelt und in einem kurzen Gespräch zwischen Remonin und Mrs. Clarkson präciser gefaßt wird:

**Remonin.** Ich weiß nicht, warum mir mein Gefühl sagt, daß Sie der Herzogin etwas zu Leide thun wollen. Wohlan, hören Sie auf den Rath eines alten Philosophen. Sie werden unterliegen; das Gute ist stärker als das Böse.

**Mrs. Clarkson.** Warum sieht man denn so oft, daß das Böse obsiegt?

**Remonin.** Weil man nicht lange genug sieht.

Das ist die dritte Theorie, deren Wahrheit am Ende des Stücks durch die besiegte Vierge du mal bestätigt wird. Außerdem gibt es noch unzählige andere Thesen: aber frägt man nach der Grundidee des Dramas, dann ergibt sich schon aus diesem embarras de richesse das Unharmonische und Unkünstlerische des Stücks. Wenn man sich an den Titel hält, wird man zur Annahme berechtigt, die Fremde, das Prinzip des Bösen im Kampfe mit dem stärkeren Guten, repräsentire die Hauptintention des Autors: aber die Oekonomie der Etrangère beweist, daß das Drama im Drama einzig und allein im Conflict des Vibrionen mit seiner Frau liegt. Dieser beginnt erst mit dem vierten Act. Alles vorhergehende ist überflüssiger Episodenkram, der nichts mit der Haupthandlung zu thun hat. Die letzten zwei Aufzüge aber bilden für sich, wenn man zur Noth noch die Expositionsscene des ersten Acts herübernimmt, ein homogenes Ganzes, ein nervöses packendes, bizarres Stück vom „Schwiegersohn des Herrn Moriceau". Aber dann gäbe es weder Theorien, noch Thesen und Dumas wäre nicht Prophet. Der erwähnte Philosophenwahn beherrscht den Verfasser jedoch so sehr, daß ihm vielmehr an seinen Theoremen, als an einem guten Theaterstück gelegen ist. So kommt es, daß „die Fremde" ein dramatisches Ungeheuer ohne Composition und Harmonie, aber voll endloser Dissertationen und hundertzeiliger Tiraden wurde und besonders in einer Beziehung gegen Voltaire's Quatrain sündigt:

Il faut une action,
De l'intérêt, du comique, une fable,
Des moeurs du temps un portrait véritable,
Pour consommer cette oeuvre du demon.

L'Etrangère ist kein wahres Bild der Sitten der Zeit, so sehr auch Dumas es behauptet. Und hier treffen wir ein Symptom der Philosophensucht französischer Autoren: schattenartig schiebt sich ihnen vor die wirkliche Welt eine eingebildete, die sie mit der

wirklichen verwechseln und als wirklich schildern. Ihre Gesellschaft existirt nicht so, wie sie sie zeichnen, und für deren Typen findet man die Originale selten im Leben an. So war es fast immer mit Balzac, nach dem „Dernier Chouan," so ist es mit dem Verfasser der Etrangère: nur daß Dumas viel weniger Phantasie besitzt, und die nüchterne Verstandesoperation, die allein bei ihm thätig ist, weniger verdeckt. Daher die Gefühlsarmuth, die Kälte und vor Allem die Unwahrheit seiner Stücke. Was ist das z. B. für eine Welt, die er uns in der „Fremden" als diejenige des Faubourg Saint Germain vorführt?! Die effectvollste Scene des Dramas, Mrs. Clarkson in der Theegesellschaft des ersten Acts, verdankt er zwar einer historischen Anekdote, deren Heldin Niemand geringeres ist, als die Rachel, ihre Entstehung ist aber in der Art und Weise, wie Dumas sie exponirt, gesellschaftlich unmöglich. Eine Femme du monde hätte ohne Zweifel beim Eintritt der verrufenen Fremden den Salon verlassen und ihre Gesellschaft würde ihr Beispiel befolgt haben. Aber selbst wenn sie bliebe, würde sie nie und nimmer der Maitresse ihres Mannes den Thee selbst serviren und von derselben Frau sich eine Anspielung zuflüstern lassen. Eine Dame der feinen Welt hätte wahrscheinlich gerade so gehandelt, wie das Urbild dieser Situation, welches auf den Beitrag für die Armenkasse verzichtete und die Rachel nicht empfing. Gleichviel, Dumas hat eine dramatische Situation forcirt, die er geschickt ausführte. Schlimmer ist die mitgetheilte Bruchscene, die zu aller Verlogenheit noch deshalb empört, weil sich die junge Frau darin zu einigen, von mir nicht übersetzten Ausdrücken über Verhältnisse hinreißen läßt, die vor Gericht nur bei geschlossenen Thüren verhandelt werden. In dieser Scene ist Dumas auch noch eine andere Ungeschicklichkeit begegnet. Während er nothwendig den Herzog so schwarz und unsympathisch wie möglich zeichnen muß, um den Zuschauer für das vibrionenhafte Sterben am Schluß stumpf zu machen, mehr noch: den Mord als etwas Freudiges empfinden zu lassen, vergißt sich hier der Autor, wie auch Coquelin, der treffliche Darsteller des Herzogs: der Vibrion empfindet und fühlt aufrichtige Reue und Liebe. Die Folge ist, daß das Publikum jedesmal gerührt wird über die herzlichen Worte, die Dumas dem todtgeweihten Herzog in den Mund legt und die Coquelin mit Ueberzeugung spricht: sofort nimmt Publicus auch Partei für den armen Vibrionen, gibt seiner Frau Unrecht und ist mit Recht empört, daß nun Frau Schwiegervater und Liebhaber mit dem Rufe: Tod dem Vibrion! über ihn herfallen, der trotz seines Leichtsinns und seiner noblen Passionen im Grunde noch der Beste von der ganzen Sippschaft ist. Auch nicht ein liebenswürdiger, geschweige denn wahrscheinlicher Charakter ist hier zu finden. Wir haben da einen Liebhaber, der uns als ein Muster von einem Ehrenmanne geschildert wird und die geliebte Frau, die einem Anderen gehört, „respectirt". Aber trotz seiner angeblichen Biederkeit thut er doch nicht, was unter solchen Umständen ein anständiger Mensch allein thun sollte: die Geliebte fliehen. Im Gegentheil, er besucht sie, tröstet sie und bittet sie, ihrer Pflicht treu zu bleiben. Er fordert sie auch auf, eine Unwürdigkeit zu begehen und der Courtisane den Gegenbesuch zu machen. Kurz, er ist immer bei ihr, selbst vor dem Duell mit ihrem Gatten. Sein Liebesplatonismus beschönigt nichts. Man kann sicher sein, daß die Herzogin eines Tages ein Pülverchen ihrem Gemahl in den Wein werfen würde, wenn nicht ein glücklicher Zufall den Amerikaner herführte, der die Beseitigung des Herzogs selbst besorgt. Ein Verhältniß wie Gerard es unterhält, muß bei solchen Naturen schließlich zum Gattenmord führen. Der rechte Vater seiner abscheulichen Tochter ist Moriceau: er verkauft aus Eitelkeit sein Kind und wundert sich am Ende noch, daß die Verschacherte nicht glücklich wird. Naiv ist nur Dumas, der glauben machen will, ein so leidenschaftliches und energisches Weib, wie die Herzogin, sei zu einer derartigen Vernunftheirath zu bewegen gewesen: sie, die ihre Liebe ganz offen zur Schau trägt, sich ihrem Gemahl gegenüber damit brüstet und über die Beseitigung desselben als wie von einer ganz natürlichen Sache spricht. Denselben Cynismus trägt auch Doctor Remonin zur Schau, doch kann er damit entschuldigt werden, daß er kein Weib und zudem — ein Arzt ist. Er und der nicht weniger tugendhafte zweite Verehrer der Herzogin, Guy des Haltes, geben sich zu Chandeliers her. Am consequentesten sind der Herzog und der Amerikaner gezeichnet; nur ist es

möglich, daß ein practischer Mensch wie Clarkson ein so wenig practisches Ehebündniß abschließen konnte. Und die Fremde, sie deren Rolle man ganz aus der „Fremden" streichen könnte, ohne die Handlung zu stören? Diese seit „Onkel Tom" conventionell gewordene Schauerstückfigur sollte einen dämonischen Zug tragen. Das liegt außerhalb der Talentirung Dumas: er ersetzte also die innere Tiefe der Figur durch eine Reihe äußerlicher Mittelchen, die der Fremden etwas Mysteriöses und sogar Tragisches geben sollten. Sie durfte also keine der gewöhnlichen Abenteuerinnen sein, wie sie in Paris so reichlich zu finden sind, sondern mußte apartere Züge tragen. Nicht nur holte er sie von Amerika, sondern er machte sie zur Mulattin, abschon sie Sahra Bernhardt weißer als weiß geschminkt gab. Er ernannte sie zur Rächerin ihrer Rasse, und noch in der Generalprobe wies sie am Schluß des Stücks dem Polizeicommissär eine Karte vor, bei deren Anblick die Diener der Hermandad sich ehrfurchtsvoll verneigten und sie passieren ließen. Dumas strich diesen überflüssigen und störenden Zug noch vor der Première. Was sollte auch Mrs. Clarkson erst noch in der geheimen Polizei? Ihre Existenz ist räthselhaft genug auch ohne das. Immerhin läßt sich aus dieser Ueberladung der Figur erkennen, daß sie im ersten Entwurf des Stücks wirklich die Hauptrolle hatte. Bei der Ausführung mag sie dann immer mehr und mehr in den Hintergrund getreten sein und an Bedeutung verloren haben. Hätte der Autor sie lieber ganz gestrichen, denn es ist eine in Paris doppelt unmögliche Figur, diese „Jungfrau des Bösen." Namentlich wenn man bedenkt, daß die Pariser Lebemänner nicht weniger practisch denken, als Mr. Clarkson, und das aussichtslose Schmachten auf die Dauer nicht ertragen. So sind alle Personen der Komödie unwahr und unsympathisch.

L'Etrangère ist ein schlechtes Stück. Dennoch errang es einen solchen pecuniären Erfolg, daß die ohnehin für Dumas fils eingenommene Pariser Kritik es verhältnißmäßig glimpflich behandelte. Daraufhin gingen natürlich die deutschen Theaterdirectoren in die Falle und kauften das Stück unbesehen. Es dürfte aber in Deutschland kaum gefallen. Am Théâtre français wurde die „Fremde" durch die glänzende Inscenirung gerettet. Es ist eine Freude, das unvergleichliche Ensemble zu sehen, und Got, Coquelin, die Croizette und die Brohan sprechen zu hören. Nur für solche Meister im Conversationston ist das einzig Gute berechnet, das die „Fremde" enthält: der Dialog. Keine Person des Stücks denkt brav: sie leben in einer falschen Welt und können nicht die Wahrheit reden. Nur die Art, wie sie sprechen, macht sie und das Stück interessant. Sie haben Geist und reden mit Geist. Es funkelt und glitzert in all diesen Paradoxen und Repliken und wenn auch ein falscher Diamant mißliebig bemerkt wird, so macht ein anderer echter Alles wieder gut. Der Esprit täuschte das Ohr und die Inscenirung das Auge: das ist die Ursache, weshalb die neueste Schöpfung von Dumas fils nicht durchfiel. Möge sie in Deutschland ein kritikvolleres Publikum finden, welches erkennt, daß L'Etrangère der Frucht gleicht, die Chateaubriand aus Jericho mitbrachte: sie trug die glänzendsten und frischesten Farben, aber als er sie aufschnitt, fand er — Staub, Schmutz und Gift.

# Kritische Rundblicke.

## Die Zukunft des deutschen Theaters.

Die Zukunft des deutschen Theaters. Von einem Staatsbeamten. Berlin. W. Hertz. 1876.

Bekanntlich pflegen in Ländern, die politisch am Meisten herunter sind, die meisten Besserungs- und Verfassungsvorschläge gemacht zu werden; man tröstet sich über das Elend der Gegenwart mit dem Ausblick in eine utopische Zukunft. Wenn dasselbe Gesetz auch für die Theaterverhältnisse gilt, so muß es mit diesen bei uns in der That herzlich schlecht bestellt sein, denn der Theaterreformer sind nie so viel gewesen, wie in diesen Tagen. Der Eine will ein Reichsministerium der schönen Künste haben, der Andere wohl gar eine Theaterkritik von Reichswegen und was der originellen Einfälle mehr. Aber so umfassend, so praktisch ersonnen diese Ideen scheinen, so leiden sie meist an dem kleinen Fehler, daß sie die Hauptsache außer Acht lassen. Die Hauptsache beim Theater sind nun aber die Stücke. Nur dort kann das Theater seine gebührende Stellung bewahren, nur dort werden große Schauspieler neue Offenbarungen ihrer Kunst bringen, wo die dramatische Poesie in Blüthe steht, aber auch wirklich nach der Richtung der Poesie, und nicht nach der der Mache hin. Denn bei aller Kunst handelt es sich um die Alternative, ob sie sich an unsere edleren Gefühle wenden will, oder an unsere Vergnügungslust. Sucht die Kunst sich der Ersteren zu bemächtigen, so schreitet sie vor, speculirt sie auf die Letztere, so geht sie unfehlbar dem Verfalle entgegen. Daß in Deutschland das Letztere der Fall ist, dürfte trotz alles Prahlens unserer literarischen Chauvinisten nicht zu bezweifeln sein. Soweit die Werke neuerer deutscher Schriftsteller auf unserer Bühne wirklich zu Hause, verdanken sie dies einzig und allein der Mache. Sich diese anzueignen, ist Jedermanns Sehnsucht, die Poesie selber ist Nebensache. Man weiß, daß die poetische Wirkung, mag sie an und für sich noch so dramatisch sein, für das zusammengelaufene Publikum nicht ausreicht. Im Stillen unterschreiben sie Alle Hartmann's gelassenes Wort über die Zukunft des Theaters und richten sich darauf ein, dem Börsianer das Verdauen zu erleichtern. Jeder sucht das von ihm cultivirte Genre so tief wie möglich herabzudrücken, weil er so schneller ein Publikum zu finden hofft.

Hierauf muß die Herrschaft der Franzosen auf unseren Theatern zurückgeführt werden. Die Franzosen besitzen nun freilich jene Mache, sogar von Haus aus, sie ist so zu sagen das Wesen des romanischen Dramas von Anfang an gewesen, das niemals etwas anderes war, als ein Intriguenspiel. Aber die Franzosen sind uns, so beschämend es für uns ist, und so unangenehm es Manchem klingen mag, augenblicklich in der Poesie an ernster tiefer Auffassung der Dinge überlegen. Alle Deductionen, was der germanische Geist bedeute, was Göthe gewesen sei 2c., ändern daran Nichts. Schopenhauer, Beethoven, Göthe, Wagner sind freilich als Franzosen nicht denkbar, aber ich möchte wohl wissen, ob Jemand behaupten wollte, Paul Lindau fasse das Leben tiefer auf als der jüngere Dumas, Fanny Lewald sei eine größere Dichterin als George Sand, Sardou könne von Moser lernen 2c. Inmitten des dem Inhalte nach gänzlich Nichtigen, was uns unsere Landsleute liefern, müssen die Werke der Franzosen geradezu einen unverhältnißmäßigen Werth gewinnen. Stets werden hier Probleme behandelt, die entweder für die französische Gesellschaft oder gar für das Geschlechtsleben im Allgemeinen von höchstem Werthe sind und selbst der aufgeweckte deutsche Zuschauer vergißt der

Aufrichtigkeit gegenüber, mit der der Dichter an sein Problem herantrat, daß doch der Deutsche hier anders, consequenter, ja großartiger denken müßte. Oder aber, wie es bei Sardou der Fall ist, wir bekommen eine Satyre zu hören, die mit der Molières verglichen werden kann und ganze Schätze moderner Lächerlichkeit der Nachwelt aufheben wird. Man denke nur, wie herrlich in Sardou's letztem Stücke, Ferreol, das Geschworenenwesen und Alles was so an einem Kriminalprocesse drum und dran hängt gegeißelt wurde. Der deutsche Recensent aber, getreu der Erziehung, die ihm unsere Dramatiker angedeihen lassen, faßte dies gar nicht, es gelang ihm nicht einmal, das nebenbei in jenem Stücke behandelte geschlechtliche Problem sich herauszuschälen, er regalirte sein Publikum mit einer umständlichen, blödsinnig verwickelten Erzählung und nannte das Ganze eine „interessante Kriminalgeschichte“. Aehnliches läßt sich vom vielgeschmähten Offenbach behaupten. Den Fadheiten unserer Possen gegenüber muß man anerkennen, daß hier oft ein toll ausgelassener, aristophanischer Humor waltet. Wenigstens kann ich nicht umhin, in der Großherzogin von Gerolstein mehr Geist zu finden, als im verwunschenen Prinzen. Soll man nun das Publikum schmähen, daß es die Vorzüge der Franzosen anerkennt? Mann kann eben nur die völlige Verranntheit (ich weiß kein besseres Wort) unserer Literatur bedauern, die sich blind von dem abwendet, was dem deutschen Geiste ziemt und was er leisten kann. Ehe sie aber sich nicht diesem wieder zukehrt, eher kann auch nicht davon die Rede sein, daß das Theater wieder in Blüthe komme.

Soll man es aber deßhalb sich durchaus selber überlassen? Soll man die „Theaterfreiheit“ ihr Werk thun lassen, die Hände in den Schooß legen und, wie Karl Frenzel verlangt, einmal ein Menschenalter warten, was daraus wird? Das ist das Vertrauen mancher Kranker auf die Natur, die sich „schon selber helfen wird“. Aber wie oft bedarf auch die Natur einer Unterstützung! Wer wird einen Halbertrunkenen liegen lassen, ohne ihm irgend einen Beistand zu leisten? Ist wohl ein Hauswirth so thöricht, eine Wohnung, die leer steht, ganz verfallen zu lassen? Er wird vielmehr Alles thun, sie im Stande zu erhalten, weil ihm sonst schließlich überhaupt kein Miether mehr kommen wird. Denken wir uns den Fall, daß eine Nation ein Menschenalter hindurch an immer schlechtere geistige Kost gewöhnt würde — vermuthlich hat sie alsdann später für das Bessere gar kein Verständniß mehr. Dies zu verhüten, ist der Zweck einer wahren Klassikerverehrung, über deren Nachtheile ich in diesen Blättern vor einigen Monaten mich ausgesprochen habe. Sie soll nicht das Neue, Eigenartige bekämpfen, sie soll der Masse die Möglichkeit dieses auch einmal zu verstehen, erhalten, indem sie ihr immer von Neuem die Werke der größten Dichter vorführt und sie nicht ganz aus der Gewohnheit entläßt, einmal im Theater den Verstand mehr zusammen zu nehmen, als es in der börsianischen Verdauungsstimmung angenehm sein mag. Indem so das Theater der Vergangenheit gegenüber auf einer gewissen Höhe gehalten wird, dient es zugleich der Zukunft. Mehr wird schwerlich zu erreichen sein, alles Weitere hängt davon ab, ob das lebendige und zugleich ideale Theaterinteresse in Nation und Dichtern wieder erwacht. Auch bilde man sich nicht ein, daß durch irgend welche Institutionen dem Neuen der Kampf ums Dasein erspart werden könne. Möchten sie noch so sehr den phantastischen Wünschen entsprechen, irgend welche Schriftsteller werden doch auf sie schimpfen, weil ihre Werke nicht aufgeführt werden. Sie müssen sich eben damit trösten, daß die Erde nicht vollkommen ist und sich in die Alternative finden, daß sie ihr Loos verdienen oder daß dereinst die Zukunft sie für die Gegenwart belohnen wird. Wer diese allein im Auge hat, mag freilich bitterer fühlen, soll aber auch wissen, daß er sicherlich kein echter Dichter ist.

Daß bis jetzt für das Theaterwesen gar Nichts geschah und Alles beim Alten blieb, beruht wohl zumeist darauf, daß die meisten Reformvorschläge Unmögliches verlangen. Desto mehr wird man sich freuen, einmal auf praktische Ideen zu stoßen. Und diese hat der Autor der Brochüre „die Zukunft des deutschen Theaters“, der sich selbst einen Staatsbeamten nennt, jedenfalls entwickelt. Doppelt erfreulich erscheint dies, als es documentirt, daß man auch in officiellen Kreisen die Wichtigkeit des Theaterwesens für das geistige Leben des Volkes zu begreifen beginnt. Mag man daher auch mit dem „Staatsbeamten“ in einzelnen Dingen verschiedener Meinung sein, so ist doch um so energischer der Grundgedanke seiner Reformvorschläge festzuhalten. Vermag man dies nicht, so beweist dies nur von Neuem, wie schlecht es mit dem Interesse an dramatischer Kunst bestellt ist. Unsere Parlamentarier freilich sind zufrieden, wenn sie sich in einer Berliner Posse erholt haben, und amüsiren sich beim

Herrn Hirsch in der Tanzstunde. Ist denn aber die dramatische Kunst nicht allermindestens einer ebenso großen staatlichen Aufmerksamkeit werth, als die anderen Künste? Man ereifert sich für die Museen, man begeistert sich für Polytechniken, man bestellt Bilder für die Gallerien und beauftragt den Plastiker, unser Land mit Denkmalen zu verzieren. Aber vom Theater wird nicht mehr gesprochen, seitdem man ihm die Theaterfreiheit gab. Und was hat diese bisher gewirkt? Nach meiner Meinung qualitativ Nichts. Wenn die Kunst die Masse, die unter allen Umständen von einer Majorität von Philistern beherrscht wird, zum Brotherrn bekommt, hat sie sich nach dem Geschmack dieses Brotherren zu richten. Er will den Lach- oder den Sinnenkitzel befriedigt haben, anders kann man ihn nicht fassen, nur bisweilen gelingt es auch, ihn mit dem Thränenkitzel weich zu stimmen. Man sehe doch einmal sich an, was die massenhafte Bilderbestellung der Gründerzeit der Malerei genützt hat! Das gedankenlose Genrebild fand die meisten Käufer und die letzten beiden Kunstausstellungen waren von Schund überfluthet. Würde nicht die Bildhauerei sich ohne den Staat schließlich mit wenigen Ausnahmen auf Nippessachen beschränken müssen? Wie nun aber der Staat hier der wahren und großen Kunst die Möglichkeit einer gesicherten Existenz verschafft, so sollte er es auch beim Theater thun. Er muß die Concurrenzfähigkeit derjenigen Bühnen, welche dem allgemeinen gewerbsmäßigen Treiben gegenüber bessere Ziele verfolgen, unterstützen; daß es solche Bühnen gibt, ist aber zugleich wieder sein eigenes Interesse. Bekanntlich hat man es in Frankreich ohne weitere theoretische Bestrebungen stets so gehalten. Diejenigen Pariser Bühnen, welche wirklich einen Zweig der Literatur und Musik cultivirten, erhielten eine Unterstützung, sowohl Gymnase wie Odeon, Opera lyrique und Opera italien, große Oper und Théâtre français. Eine reine Gewerbs-Bühne wird sich niemals lange Zeit hindurch halten; mag sie auch noch so manches Jahr des Glanzes erleben, sie verfällt zuletzt. Man betrachte nur die Geschichte der Pariser Privat-Theater, oder die Misere der Londoner Bühnen, oder die Erlebnisse der meisten deutschen Stadttheater. Was wissen die Theater zu Hamburg, Breslau, Köln für Jammer zu erzählen! Nichts aber hat umgekehrt auf Literatur und Geschmack einen besseren Einfluß, als wenn ein Theater so zu sagen ein Theil des öffentlichen Lebens wird, mit dem nationalen Dasein verschmilzt, wie das vom Théâtre français, theilweise auch vom Wiener Burgtheater gilt. Wenn der „Staatsbeamte" daher den Hoftheatern nachrühmt, daß sie bis jetzt das Beste für deutsche Kunst gethan, so ist dies in der Natur der Sache begründet. Persönliche Initiative zudem wird die Kunst immer am Energischsten und Freundlichsten fördern; wir finden sie in allen ihren großen Epochen, selbst in dem demokratischen Athen, ob wir hier nun Perikles als den Mäcen auffassen, oder das athenische Volk selbst, das nichts weniger als eine „Masse" im heutigen Sinne war, sondern eine Anzahl sich vornehm dünkender, über Alles schwatzender Müssiggänger.

Ebensowenig indessen wird man die Behauptung bestreiten wollen, daß die Hoftheater heute nicht mehr ausreichen. Vor Allem werden auch die größeren Städte dafür sorgen müssen, daß ihre Theater den Schwankungen der Spekulation entzogen werden. Der „Staatsbeamte" wünscht für den preußischen Staat, daß nicht nur die Communen in dieser Beziehung eingreifen, sondern auch die Provinzen es sich angelegen sein lassen, in ihrer Provinzialhauptstadt ein gutes Theater zu besitzen, dessen Personal dann zu gewissen Zeiten des Jahres auch in anderen Städten der Provinz spielen soll. Für Berlin verlangt er neben den königlichen Theatern noch ein mit diesen zusammenhängendes königliches Volkstheater, event. auch die Unterstützung anderer Bühnen.

Zur Hebung der Poesie schlägt er wiederholte Preisausschreibungen vor. Bis jetzt ist nun allerdings nicht viel bei Preisausschreibungen herausgekommen; die Preisaustheilungen sind nur selten von der Nachwelt bestätigt. Vielleicht käme man aber zu besseren Resultaten, wenn man sie weniger allgemein hielte und ein bestimmtes Süjet, namentlich nationalen Charakters vorschriebe. Die Vorzüge der einen Dichtung vor der anderen würden sich hier weit leichter bemerklich machen.

Die Brochüre beschränkt sich indessen nicht darauf, diesen allgemeinen Weg anzubahnen, der Verfasser entwirft vielmehr den speciellen Plan einer neuen Organisation des gesammten Theaterwesens. Vor Allem erklärt er es für angemessen, daß auch das Cultusministerium Einfluß auf dasselbe erhalte. Sodann fordert er die Bildung einer Central-Commission für das Theaterwesen, zusammengesetzt aus Vertretern der Ministerien und der Kunst selber, sowie ein aus dieser hervorgehendes direct eingreifendes

Theatercomité. Wenn es sich auch von selber versteht, daß Staat und Commune ihre Unterstützung nur unter gewissen Bedingungen oder Garantien geben können, so wird man doch über die nähere Modification des hier eintretenden Verhältnisses streiten können. Für's Erste gilt es jedoch, daß ein solches Verhältniß überhaupt angebahnt werde, daß die dramatische Kunst eines gleichen Interesse gewürdigt werde, wie Malerei, Sculptur und Architektur, daß Staat und Stadt auch sie für werth halten, einigermaaßen vom Kampfe um das platte pecuniäre Dasein entrückt zu werden. Wenn man auf allen Seiten so warm für die Zukunft des deutschen Theaters fühlte, wie der Autor der hier angezeigten Brochüre, so würde sich nachher eine Einigung über die Detailfragen leicht herstellen lassen. Möchte man sich doch auf realen Boden stellen und von jenen doctrinären Abstraktionen lassen, die entweder ein Ideal predigen, das niemals zu verwirklichen ist, oder auf die Kunst das Laisser aller der Manchesterlehre anwenden, welches nicht einmal sich auf industriellem Gebiet bewährt hat.

H. Herrig.

## Antikritisches.

Von Ernst Wichert erhalten wir das nachstehende Schreiben.

Geehrter Herr Redacteur!

Es ist sonst nicht meine Gewohnheit, auf kritische Aeußerungen über meine literarischen Erzeugnisse berichtigend zu antworten. Das Referat des Herrn O. S. Seemann über meinen Roman „das grüne Thor" (S. 178 der Neuen Monatshefte) enthält jedoch einen Satz, den ich nicht glaube mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. Er sagt dort: „Man behält stets die Empfindung, mit einer fingirten Gesellschaft zu verkehren, aber man verkehrt mit ihr gern, und gilt auch die ehrerbietige Verneigung des Dichters dem hohen Adel und üppigen Luxus, so bekommt doch der Mittelstand und das frugale Leben einen recht freundlichen Seitenblick und warmen Händedruck. Ob Sie den „warmen Händedruck", den „das frugale Leben" erhält, und die weiter unten folgenden „geölten" unentbehrlichen Widerwärtigkeiten und Hindernisse als Nr. 7 der Forsetzung S. 180 anfügen wollen, muß ich Ihrem redactionellen Ermessen überlassen; ich habe mich hier nur gegen die — ich weiß nicht, ob böswillig oder unbedacht — meinen Charakter angreifende Beschuldigung zu verwahren, daß ich mich in meinem Buche ehrerbietig vor etwas verneige, was nur den Rücken eines servilen oder sittlich verkommenen Schriftstellers krümmen kann. Wie darf Herr Seemann eine solche Aeußerung wagen, wenn er meinen Roman wirklich gelesen hat?! Ich muß zweifeln, daß er ihn gelesen hat. Denn selbst der befangenste Leser, wie er sich auch sonst zu meinen Buche stellen mag, muß aus demselben gerade die entgegengesetzte Meinung entnehmen: Daß der Verfasser nämlich redlich bemüht ist, gegen die falsche Werthschätzung eines zufällig anhaftenden Vorzuges und gegen den verderblichen Einfluß des üppigen Luxus auf die Gestaltung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse anzukämpfen. Es steht hier nicht etwa Behauptung gegen Behauptung, Urtheil gegen Urtheil, sondern der Beweis ist mit wenigen rein thatsächlichen Aufstellungen zu führen. Ich weiß nicht, was Herr Seemann unter „hohem Adel" versteht. In meinem Roman ist die Geburtsaristokratie überhaupt nur vertreten durch einen verarmten Freiherrn, der eine Burgruine sein letztes Eigenthum nennt, und sich dann durch die Aussicht, ein gräfliches Fideicommiß zu erben, zu der Trennung von einer geliebten Frau verleiten läßt, wofür er hoffentlich schwer genug zu büßen hat; ferner durch seine beiden Söhne, von denen der ältere, Professor Schönrade, jede Bemühung ablehnt, in den Besitz des ihm vorenthaltenen adlichen Standes zu kommen, indem er den selbstverdienten Namen eines geachteten Gelehrten vorzieht, nach der Wiedervereinigung mit seinem Vater auf das Recht der Erstgeburt und die Nachfolge in dessen gräflichen Besitz verzichtet, um sich nicht unbequeme Fesseln anzulegen, ein bürgerliches Mädchen heirathet und dem Katheder treu bleibt, der jüngere aber im Roman nur Gelegenheit hat, sich durch einen Wettstreit des Edelmuths zu empfehlen, indem er sich nämlich weigert, eine bevorzugte Stellung einzunehmen, zu der er zwar erzogen ist, die ihm aber von Rechtswegen nicht gebührt. Ist in alledem überhaupt eine Tendenz zu finden, so kann es doch nur die sein, daß der tüchtige Mensch sich nicht von Zufälligkeiten der Geburt bestimmen läßt, sondern seinen Werth in sich sucht und behauptet. Der „üppige Luxus" andrerseits ist allerdings im Hause des Kaufmann Fainborg vertreten; in der ganzen Fainborgschen Familie ist aber auch nicht ein einziges Glied, für welches der Verfasser des Romans bestrebt wäre Sympathie zu erwecken; ganz im Gegentheil ist hier Schilderung und Charakteristik durchweg so ge-

halten, daß der Leser sich eher mit dem Autor verächtlich oder mit Achselzucken abwenden wird. Unmöglich kann es der Kritik selbst in einer „kleinen Bücherschau" erlaubt sein, so den Inhalt des besprochenen Buches geradezu auf den Kopf zu stellen! Es wird dann schon nicht mehr auffallen, wenn es weiter von dem Autor heißt: „er stattet Camilla und den Professor mit Geld, Lena mit Gewandtheit und Bildung aus" — diese Camilla „mit Geld", die ausdrücklich in der schroffsten Weise jede Geldunterstützung verweigert, diesen Professor „mit Geld", der seinen freiherrlichen Besitz nur antritt, um ein geachtetes Handelshaus vor dem Concurse zu bewahren, diese Lena „mit Gewandtheit und Bildung", die absichtlich durch Einfachheit und Herzlichkeit in den Gegensatz zu der gesellschaftlich routinirten und mit ihrer Bildung wuchernden Sidonie Fainborg gesetzt ist, sodaß dann doch mindestens ein ihre Gewandtheit und Bildung bezeichnendes Beiwort geboten gewesen wäre. Es mag eine harte Zumuthung sein, einen dreibändigen Roman zu lesen, um zwanzig Petitzeilen darüber zu schreiben, aber dem mißhandelten Autor wird nicht zugemuthet werden können, sich dabei in Geduld zu fügen, besonders wenn diese Mißhandlung in einer Zeitschrift erfolgt, die sich ihren Lesern mit einer seiner Novellen eingeführt hat. Deßhalb mit der Bitte um Aufnahme dieser Entgegnung Ihr

hochachtungsvoll ergebenster

**Ernst Wichert.**

Herrn Dr. O. S. Seemann, dem wir diesen Brief zur Beantwortung übersandten, schrieb uns folgende Erwiderung:

Verehrter Herr!

Keine Seite des dreibändigen Romanes habe ich überschlagen und in meiner kurzen Anzeige dem Eindruck Worte geliehen, den das Ganze auf mich gemacht hat. Ich schrieb wohlwollend, und überlasse es dem unbefangenen Leser zu beurtheilen, ob eine Spur von absichtlicher Kränkung in meinen Zeilen liegt. Drückt Herr W. meine ehrerbietige Verneigung zu einem servil gekrümmten Rücken hinunter, so ist das seine, nicht meine That. Um zwischen dem Autor und mir zu entscheiden, muß man allerdings sein Werk so genau durchlesen, wie ich es las, und das kann man ohne Gefahr, denn, wie ich schon lobend bemerkte, es gewährt eine gefällige Unterhaltung. Auf Einzelnheiten hier einzugehen, wäre langweilen, also nur eine kurze Notiz. Ich habe gesagt: der Autor stattet Camilla und den Professor mit Geld aus. Herr W. nimmt das übel, allein wahr ist es dennoch. Camilla erzieht ihren Sohn zum Studium der Geologie und der Sohn macht dann wissenschaftliche Reisen nach Mexiko und Island. Das kostet sehr viel, und da kein Anderer namhaft gemacht wird, der die Kosten bestreitet, Mutter und Sohn auch viel zu stolz sind um Unterstützung von irgend Jemand anzunehmen, so kann ich nicht umhin bei der Behauptung zu bleiben, das Geld stamme vom Autor her.

**O. S. Seemann.**

## Kleine Bücherschau.

Unter den vielen Neuerscheinungen, welche sich auf unserem Büchertisch angesammelt haben, befindet sich ein recht werthvoller und gehaltreicher Beitrag zur Aphorismenliteratur: „Psychologische Beobachtungen" (Verlag von Carl Duncker in Berlin). Das Buch ist ein wahrer Ameisenhaufen von stechenden Pointen. Zum Durchlesen in einer Sitzung ist es freilich nicht da. Es ist, wie Faust's Phiole, ein „Auszug aller tödtlich feinen Kräfte" — ein condensirter saftreicher Gedankenextrakt, der nur tropfenweise eingeschlürft werden darf. Es ist ein Buch, das viel zu denken gibt und in das man ebenso viel hineinlesen muß, wie man herausliest. Je aufmerksamer man es aber prüft, je mehr man die empfangenen gedanklichen Anregungen im Geiste ordnet, um so deutlicher tritt auch zu Tage, daß in diesem krausen wimmelnden Durcheinander von Einfällen und Apercus nicht Willkür und bunte Laune gewaltet hat, sondern eine systemvolle und überlegene Absicht. Die zahlreichen Aphorismen sind nicht in sorglosem Zickzack ausgeschüttet, wie die Pfefferkörner aus einer Streubüchse, sondern kurz und besonnen hingelegt, wie die Steinchen zu einer musivischen Arbeit. Eine einheitsvolle pessimistische Lebensanschauung kommt fast in jedem einzelnen Ausspruch zu Gehör und wie die Eisenspähne unter der Wirkung des Magneten, so schließen sich hier alle vereinzelten Bemerkungen durch die Macht der darüber schwebenden Weltansicht zu einer dichten Einheit zusammen. Das ist der Hauptvorzug, den das Buch des Verfassers besitzt — erst dadurch erhebt es sich aus dem Stadium einer splitterhaften aphoristischen Unfertigkeit und wundert sich zu einem zusammenhangvollen Ganzen.

Unerschöpflich ist der Verfasser besonders in der Belauschung der geheimen menschlichen Mo-

tive, die sich in unsern Worten und Handlungen oft so tief und scheu zu verstecken wissen. Man höre einige Beispiele.

„Die Motive unsrer glänzendsten Handlungen gleichen oft denjenigen Substanzen, aus welchem das weiße Papier gemacht wird.“ — „Man gesteht seine Dummheiten, um zu zeigen, daß man klug genug ist, sie zu bemerken.“ — „Jeder tadelt die Schmeichler, aber Niemand kann sie entbehren.“ — „Unsere Unzufriedenheit mit der Welt entspringt gewöhnlich aus ihrer Unzufriedenheit mit uns.“ — „Die Motive unseres eignen Handelns erfahren wir ebenso selten, wie die Motive von den Handlungen Anderer.“ — „Wir loben die Bescheidenheit eines großen Mannes in dem dankbaren Gefühl, daß er unsere Eitelkeit nicht verletzt.“ — „In einem Punkt halten wir die Andern aufrichtig für besser als uns selbst: Es kommt uns niemals der Gedanke, daß sie ebenso schlecht über uns sprechen wie wir über Sie sprechen.“ — „Trotz unserer allseitigen Falschheit gegen andere halten wir ihre Liebenswürdigkeit gegen uns für aufrichtig.“ — „Raufereien, bei denen wir zusehen, sind uns immer nicht lebhaft genug.“ — „Wer im Kampfe des Lebens offen und ehrlich zu Werke geht, gleicht einem Unbewaffneten, der gegen Bewaffnete kämpft.“ — „Wenige haben ein so starkes Gedächtniß, daß sie den hundertsten Theil ihrer Lügen behalten könnten.“ — „Frauen erscheinen uns in ihrer Wahl nie unbegreiflicher, als wenn sie Andere uns vorziehen.“ — „Wir lesen selten die Charakteristik eines großen Mannes, ohne uns getroffen zu fühlen.“

Die trockenen Pedanten werden an allen diesen Beispielen etwas zu bemängeln — dort wegzunehmen, hier hinzuzufügen haben, aber der Text einer Sentenz ist wie der Text eines Gesetzparagraphen: Alle Einzelfälle kann und will er nicht umfassen. Er will in seiner trotzigen Selbstständigkeit und herrschsüchtigen Allgemeinheit cum grano salis verstanden werden und nur mit einem scharfen unerwarteten Ruck die eigenen Gedanken in Bewegung bringen, die in unserm Kopfe wie unangestoßne Perpendikel hängen. Das leistet der — uns unbekannte — Verfasser der „Psychologischen Beobachtungen“ in hohem Maße, und wie selbst die kleinsten Geldmünzen das Bildniß des Landesherrn tragen, so tragen selbst seine kürzesten Aussprüche den Stempel eines herrschenden Systems.

**Oscar Blumenthal.**

# Miscellen.

Kurz vor Redaktionsschluß ereilt uns die Trauerkunde vom Tode Ferdinand Freiligraths. Wir hoffen im nächsten Heft aus berufenster Feder einen Nekrolog zu bringen, der dem „ausgewanderten Dichter“ gerecht wird.

*

Von Eduard von Hartmann wird noch im Lauf dieses Jahres die „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins“ erscheinen, an welcher der berühmte Denker schon seit langer Zeit arbeitet. Der in diesem Heft enthaltene Aufsatz über „die Verlogenheit des modernen Lebens“ ist einem Abschnitt dieses Werkes entnommen.

*

Levin Schücking hat ein Drama: „Die Mündel des Papstes“, das die psychologische Entwickelungsgeschichte von Katharina von Medici zum Inhalt hat, vollendet.

*

Julius Grosse arbeitet gegenwärtig an einem neuen Roman „Sophie Monnier“, dessen Mittelpunkt das weltberühmte Liebesverhältniß Mirabeau's zu Sophie bildet.

*

Im nächsten Heft werden wir Erwin Schliebens Preisschrift über den Roman veröffentlichen, die vom Verein der Literaturfreunde in Wien gekrönt worden ist. Es dürfte die Mittheilung interessiren, daß von Erwin Schlieben schon eine größere Reihe von Schriften erschienen sind: 1. „Wagroth, Prinz von Litthauen“, Preisdrama, aufgeführt auf der Bühne zu Königsberg bei Gelegenheit des Jubiläums der Stadt 1855. — „Theodor, König von Corsica“, Komödie in 5 Aufzügen. Als Manuscript an die Bühnen versandt 1860. — „Johanna“, ein Idyll. Oldenburg 1860. — „Halbmenschen“, eine Historie. 2 Bände, Hamburg 1871. — „Moderne Freier“. Roman. 2 Bde. Berlin 1872. — „Hinter der Front“. Roman. 3 Bde. Jena 1875 — „Das Judenschloß“. Roman. 3 Bde. Preßburg und Leipzig 1876. — Gegenwärtig arbeitet der Dichter an einem pädagogischen Roman: „Die Erziehung zur Lüge“.

*

Neulich hat sich in Paris eine Gesellschaft gebildet, die sich ganz unverfroren Société de l'art chrétien zu nennen beliebt und welche mit einem Preisausschreiben debutirt, wovon sich selbst die ultramontanste Phantasie nichts träumen ließ. Es folge hier der Text des Programms, demzufolge zwei Preise für ein ultramontanes Drama und ein ditto Lustspiel ausgesetzt sind. „I. Für ein christliches Drama. § 1. Die Bewerber haben ein christliches Theaterstück zu liefern, dessen Stoff der Heiligengeschichte entnommen sein muß. § 2. Frauenrollen sind unzulässig. § 3. Das Stück muß in Versen geschrieben sein. § 4. Die Zahl der Acte ist nicht vorgeschrieben. § 5. Das Drama darf Chöre und Singstücke enthalten. II. Für ein christliches Lustspiel. § 1. Die Bewerber haben ein komisches christliches Theaterstück zu liefern. § 2. Die Wahl des Stoffes ist nicht vorgeschrieben, doch werden die Verfasser gebeten, triviale Ausdrücke und gemeine Personen zu vermeiden, da die Wohlanständigkeit und der gute Ton einzig und allein die jungen Christen immerdar erbauen sollen. § 3. Wie im Drama, so dürfen auch in der Komödie keine Frauenrollen vorkommen. § 4. Das Stück kann in Versen oder in Prosa geschrieben sein und darf auch fromme Couplets enthalten. § 5. Die Zahl der Acte ist nicht vorgeschrieben.“

*

Eine erstaunliche literarische Blamage von Rudolph Virchow hat dem Herausgeber d. Bl. Veranlassung gegeben, im „Ulk“ — dem humoristischen Beiblatt des „Berliner Tage-

blatts" — den folgenden Herzenserguß zu veröffentlichen:

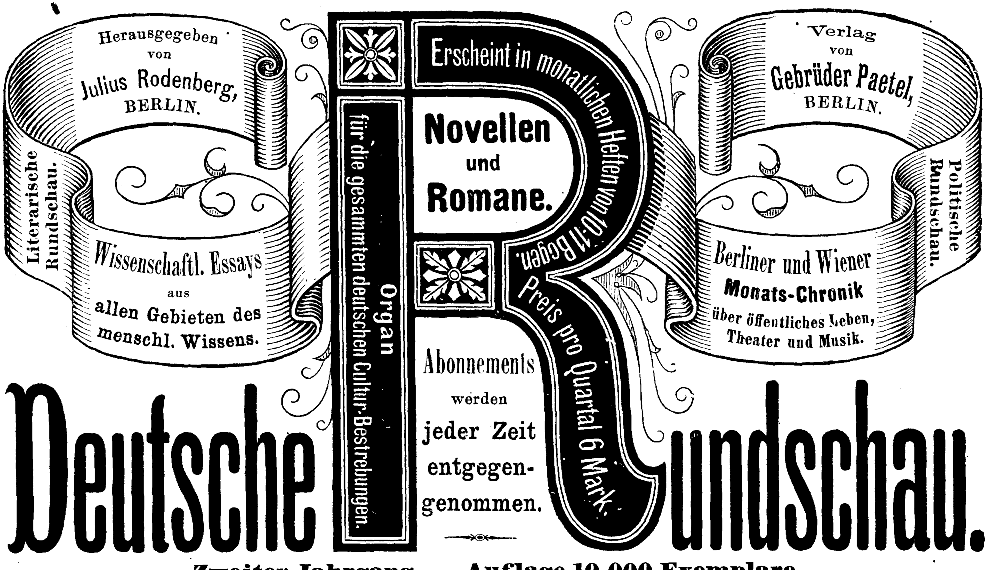
Simplicius Simplicissimus.

Jüngst gab ein schweres Aergerniß
„Simplicius, Simplicissimus."
Herr Rudolph Virchow lobesam
Die Dichtung in die Hand bekam,
Das Buch, worinnen conterfeit
Die Sitten einer wüsten Zeit,
Das Buch von Schelmenhand geschrieben,
Das alle guten Geister lieben.
Es zeigt uns des Jahrhunderts Wildniß.
In gar getreuem Spiegelbildniß
Und nennt in ehrlich-derbem Geist,
Ein jedes Ding, wie's eben heißt.
Doch schlingt sich um die grellen Fresken
Der Witz mit krausen Arabesken
Und mitthinein in Schimpf und Scherz
Tönt glockenhell das deutsche Herz....
Das ist das Buch, das lobesam
Herr Virchow in die Hand bekam.
Das hohe Gaudium aller Kenner,
Dem Lob geweiht die besten Männer,
Herrn Virchow ward aus Freundesmunde
Von diesem Buch die erste Kunde!
Und als er flüchtig drin geblättert,
Hat er „erschreckt" gedonnerwettert
Und ob des Schelms von Grimmelshausen
Erfaßt ihn jach ein frostig Grausen.
Er stieß sich an der Worte Rohheit
Und sah nicht des Gedankens Hoheit
Und wie vom Donnerschlag gerührt
Hat er das Büchlein „sekretirt".
Der Trauer fand er nicht genug,
Daß er gekauft das schnöde Buch
Und schalt die Sitten spät und früh
Simplicii Simplicissimi —
Des hohen Gaudiums aller Kenner,
Dem Lob geweiht die besten Männer!
Und als drauf jüngst die Rede kam,
Sprach wieder Virchow lobesam.
Vor offnem Landtag unverzagt
Hat er den Dichter angeklagt,
Gar tugendsam-entrüstungsvoll
Entlud er seinen alten Groll
Und hat gar schrecklich anzuschau'n
Auf unser Büchlein losgehau'n,
Als sollt's verbrennen gleich der Schinder,
Weil's nicht bestimmt für kleine Kinder!
Gar manchen Hieb versetzt' er so
Simplicio Simplicissimo —
Doch Keiner zog für ihn das Schwert
Von Allen die es angehört.
Die sonst so redelustig eifern,
Sie ließen still den Schelm begeifern
Selbst Lasker, der sonst immer spricht,
Selbst Lasker opponirte nicht!
Und Keiner schützte ringsherum
Simplicium Simplicissimum....
Doch sei's genug der bittern Klage!
Erlaubt zum Schluß nur eine Frage:
Wie würde Euer Zorn wohl kochen,
Wenn — ein Franzose so gesprochen?
Doch die Franzosen hol' der Henker!
Wir sind die Dichter und die Denker!

**D. Bl.**

---

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte"** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal**; **Berlin S. W.**, 32 Hallesches Ufer zu richten.
Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.




3]

**Zweiter Jahrgang. — Auflage 10,000 Exemplare.**

Inhalt des soeben ausgegebenen fünften Heftes:

I. **Iwan Turgenjew,** Die Uhr. Erzählung eines alten Mannes. Deutsch von Leopold Kayssler.

II. **Karl von Noorden,** Papstthum und Kayserthum im achtzehnten Jahrhundert.

III. **Julius Rodenberg,** Ferien in England. IV. (Schluss.)

IV. *****, P. M, Leontjew und die russische Presse II.

V. **Georg Brandes,** Paul Heyse.

VI. **Friedrich Kapp,** Der Schiffbruch des „Deutschland.“

VII. Literarische Rundschau. Prof. Billroth über das Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften.

VIII. **Ferdinand Hiller,** Neue musikalische Charakterbilder von Otto Gumprecht.

IX. **Karl Frenzel,** Berliner Chronik. Die Theater.

X. **Otto Gumprecht,** Die Berliner Concertsaison. Eine Novität im Opernhause.

XI. **Joseph Bayer,** Wiener Chronik. Das Wiener Burgtheater. Ad. Willbrandt's Trauerspiel „Nero.“

XII. **A. W. Ambros,** Das Wiener Hofoperntheater.

XIII. Politische Rundschau.

XIV. Literarische Neuigkeiten.

---

**Für Fastnachts-Scherze.**

Im Verlage von **Fr. Bartholomäus** in Erfurt erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

24]

# Thespiskarren.

## Eine Sammlung haarsträubender Original-Dramen,

ausgeführt von

**Räubern, Rittern, Schäfern, Einsiedlern, Geistern und Consorten.**

Zur Aufführung in fidelen Kreisen herausgegeben

von **Edmund Wallner.**

Band I. Preis 1 Mark 50.

Inhalt: 1. **„Der Ohrenbalsam des Eremiten,“** oder der ungehörte Vaterfluch, oder des Backenstreichens Fluch und Segen. Ein ritterliches Schauspiel in zween Aufzügen nebst einem Vorspiel mit Gesang, Tanz, Gefecht und Feuerwerk von Gustav Kopal. (7 Personen u. Chor.)

2. **„Der geschundene Raubritter“,** oder Minne und Hungerthurm, oder das lange verschwiegene und doch endlich an den Tag gekommene Geheimniss. Trauerspiel in 3 Acten von Gustav Copal. (7 Personen und Chor.)

3. **„Roderich der Furchtbare“,** oder Liebe, Spund und Cognac. Ein närrisches Possenspiel in 1 traurigem Act von Nepomuk Kavizell. (5 Personen und 1 Soufleur.)

4. **„Don Guano“,** oder: Der steinerne Gastwirth. Grosse ausserordentliche Oper ohne Gesang in 12 Acten, unter Mitwirkung des Herrn Mozart, verfasst von M. L. von Chemnitz. NB. Sollte das Stück nach dem zweiten Acte beendet sein, so fallen die übrigen weg. (5 Pers. und 1 Gensd'arm.) — **Jedes dieser Schauer-Dramen ist auch einzeln für 75 Pf. zu beziehen.**

Verlag von **Fr. Bartholomäus** in Erfurt. [43

Empfehlenswerthe

# Musikalien für Gesang,

## für Sopran und Tenor

von

## Edmund Bartholomäus.

---

Op. 8.: **Herzenswunsch**, Lied von E. M. Oettinger. Für Sopran oder Tenor. — Preis 75 Pfge.

Op. 7.: **Der Fischer**, Ballade von Goethe. Für Sopran oder Tenor. — Preis 1 Mark 25 Pfge.

Die Kritik äussert sich in folgenden Worten über den Werth obiger Tonwerke:

Op. 8.: „**Herzenswunsch**" klingt an wie ein Mozart'sches Lied, so lieblich und einfach ist seine zweiperiodige Melodie; wer sie einmal in sich aufgenommen, dem wird sie lange wohlthuend in Herz und Ohr nachklingen. Zugleich liefert das Lied den Beweis, dass auch mit wenigen Accordfolgen sich etwas machen lässt, ganz im Gegensatz zu so vielen anderen neuen Liedercompositionen, die nach Kreuz und Quer, selbst im kurzen Liede von wenigen Tacten herumfahren, ohne auch nur eine Spur von sangbarer Melodie zu erzielen.

Op. 7.: „**Der Fischer**" ist als Ballade natürlich grösser angelegt, bewegt sich aber gleichwohl in den einfachsten Weisen und klangvollsten Melodieen. Im $^9/_8$ Tact entwickelt sich die Handlung der Ballade und zwar in ungesuchter aber wahrer, der Situation angepasster Malerei. Ein Zwischensatz im $^3/_4$ Tact (Andante) enthält die klagende und verführerische Ansprache der Nymphe an den Fischer; sie kennzeichnet in der unruhig pochenden Klavierbegleitung der Beiden Seelen-Zustand und muss, falls diese Begleitung des Claviers durch die Pedalharfe ausgeführt wird, noch mehr an Reiz und Wahrheit gewinnen. Gut vorgetragen wird die Ballade stets von grosser Wirkung sein, desshalb sei sie dem geschulten Sopran und Tenor dringend empfohlen. **Dr. M.**

Op. 42.: **Wär' ich ein Vöglein auf grünem Zweig**, Gedicht von Margarethe Diehl. Für Sopran. — Preis 1 Mark.

Namentlich für Coloratur-Sängerinnen empfehlenswerth, daher auch als Concert-Arie mit Erfolg zu verwenden.

Op. 21.: **Ich bat sie um die Rose.** Lied für Sopran oder Tenor, eingelegt in das Lustspiel „am Klavier" von Grandjean. Einzel-Abdruck aus dem Payne'schen Pracht-Album für Theater und Musik. — Preis 50 Pfge.

---

Im Verlage von Ernst Julius Günther in Leipzig erschien:

Allerhand

# Ungezogenheiten.

Von

## Oscar Blumenthal.

Dritte Auflage.

16 Bogen in elegantem Buntdruckumschlag. Preis 3 Mark, elegant geb. 4 Mark 50 Pfennige.

Unter der Devise:

Zürnt, Freunde, nicht, wenn Spötter Euch verlachen! —
Erwidert lächelnd ihren Spott und wißt:
Der Spötter Witz kann Nichts verächtlich machen,
Was selber nicht verächtlich ist! —

hat der Verfasser in dem obigen übermüthigen Büchlein, das er „seinen lieben Gegnern feindschaftlichst" zueignet, seine besten polemischen und satirischen Aufsätze, Aphorismen und Epigramme gesammelt. In der Abtheilung „Bunte Denkzettel" gibt er einen literarischen Xenienkranz, der allseitiges Aufsehen erregen dürfte.

### Ein werthvolles Familien-Geschenk.

Im Verlage von **A. Pockwitz in Stade** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: [49

## Sophie Armster's
# Kochbuch
für die bürgerliche, wie für die feinere Küche.

Elfte vermehrte und verbesserte Auflage.

**Gebunden in eleg. Decke mit Goldpressung 4 Mark.**

Nachdem eine überaus günstige Aufnahme diesem Kochbuche von seinem ersten Erscheinen an stets treu geblieben, so ist der Werth desselben in der nunmehr veranstalteten **elften Auflage** noch ganz besonders gehoben durch manche Vermehrung mit den anwendbarsten neueren Recepten, sowie sorgfältige Revision der dieses Buch zu so gutem Rufe verholfenen älteren Anweisungen von einer routinirten Köchin und namentlich durch Hinzufügung aller Quantitäts-Angaben nach dem neuen **Maaß** und **Gewicht**, unter Beibehaltung der früheren Angaben in Parenthese.

Die zahlreiche Verbreitung, welche dieses Kochbuch bereits gefunden, verdankt es nach mancher freundlichen Beurtheilung vor Allem seiner vielseitigen Brauchbarkeit sowohl für die feinere herrschaftliche und Hôtelküche, wie ebenfalls für die schlichte bürgerliche Küche; aber auch auf die äußere Ausstattung ist durch Herstellung des Einbandes in eleganter Decke mit Goldpressung bei dieser neuen Auflage ganz besondere Rücksicht genommen und dürfte dasselbe somit zugleich als ein werthvolles und schönes Festgeschenk zu empfehlen sein.

**Für jede Hausfrau berechnet.**

**Aller Jungfrauen bester Rathgeber.**

### Elfte bedeutend verbesserte Auflage.

Im Verlag der Unterzeichneten sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

36]

# Die Pisaner.

Trauerspiel in fünf Acten von **Adolf Friedrich von Schack.**

Zweite verbesserte Auflage.

**Miniatur-Ausgabe Mark 2. — Elegant gebunden mit Goldschnitt Mark 3. —**

Diese an erschütternden Momenten reiche Tragödie, welche bei ihren wiederholten Aufführungen in München mit außerordentlich großem Beifall aufgenommen wurde, wird auch beim Lesen einen mächtigen Eindruck hervorbringen.

Stuttgart, Februar 1876. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**




Soeben erschien: [48

# Paul Lindau
## als dramatischer Dichter.

Kritische Essays
von
**Egmont Hadlich.**

Preis 1 Mark 50 Pfge.

Berlin. **Alfred Weile.**

der Idee, als welche sie in der anmuthigen Tochter des Goldforellenwirthes sowohl ihre Ergänzung als ihren Gegensatz findet. In beiden Erzählungen erhöht das Ineinanderspielen aristokratischer und demokratischer Daseinsweise die Spannung, und um die beiden tragischen Gemälde her legt der Humor Einrahmungen voll bunter und krausverschlungener Arabesken.

Band 6 bietet **„Die Jesuitin"**, eine Reisenovelle, in welcher der Verfasser ein persönliches Abenteuer in den Walliser Alpen benutzt hat, um dem Problem des Jesuitismus eine ganz neue Wendung zu geben. Die Novellen **„Rafael Spruhz"**, **„Gottlieb Rapser"** und **„Die rothe Dame"** sind satirische. Sie gehören also zu einem Genre, welches in unserer Zeit allzu wenig gepflegt wird. Alle drei sind so recht frisch und keck aus dem vollen Leben herausgegriffen und persifliren in anschaulichster Weise religiöse und politische, wissenschaftliche und literarische Verkehrtheiten, welche in unseren Tagen grassiren.

Band 7—8 enthalten die historische Novelle **„Die Pilger der Wildniß."** Den hochinteressanten Stoff bot die Geschichte Nordamerika's. Der Verfasser hat es möglich gemacht, daß wir in seiner Erzählung das ganze mühe- und gefahrvolle, aber auch poesiereiche Dasein der „Pilger" oder „Pilgerväter", d. h. der Besiedler von Neu-England, der Gründer der Vereinigten Staaten, so zu sagen miterleben, und er entläßt uns mit dem erhebenden Gefühle, einem bei aller Schlichtheit großartigsten Schauspiele der Weltgeschichte angewohnt zu haben.

Band 9—10 wird die 4. Auflage des **„Michel"** bringen, welcher bereits in weiteste Leserkreise gedrungen ist und welchen die Kritik als ein „von Poesie, Gemüth und Humor überquellendes Werk" bezeichnet hat.

Verfasser und Verleger sind übereingekommen, daß noch andere erzählende Arbeiten Johannes Scherr's, ältere sowohl, als auch neue, bisher ungedruckte, dieser Sammlung einverleibt werden.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

Leipzig.

Die Verlagshandlung

**Ernst Julius Günther.**

---

An die Buchhandlung von ..............................

in ..............................

Unterzeichneter bestellt hiermit:

............ Expl. von **Johannes Scherr's Novellenbuch.** Vollständig in ca. 45 Lieferungen à 1 Mark. Lief. 1 u. ff.

Ort und Name:

# Ein Novellenstoff.

Erzählung.

Von **Ada Christen.**

Der Regen floß in Strömen über die hohen Spiegelscheiben des kleinen halbdunklen Lesezimmers, welches das letzte Gemach eines weitläufigen vornehmen Kaffeehauses war. Nur auf den großen Lesetisch, wo bunt durcheinander Zeitungen aus aller Herren Länder lagen, fiel der runde, scharf abgegrenzte Lichtschein der Hängelampe. Ein einziger Mensch saß in der tiefen Fensternische und verfolgte mit dem großen sorgsam gepflegten Nagel seines Zeigefingers auf der Innenseite der Scheibe die schmalen Regenrinnen, die sich auf der Außenseite bildeten. Obwohl das Glas Wind und Regen abhielt, so fröstelte der junge Mann doch zusammen, wenn plötzlich die schweren Regentropfen, vom Sturm herübergeworfen an die Scheibe klatschten; sobald aber das trübe Wasser ruhig herablief, verfolgte er mit dem Nagel wieder gedankenlos die bewegliche Straße. Dabei nagte er an der Unterlippe und schaute so unablässig auf das hohe Dach des gegenüberliegenden Hauses, als ob für ihn nur dies abgespülte Hausdach auf der Welt wär.

Ein kleiner pudelnasser Junge, der draußen durch die stille Hintergasse daherlief, blieb überrascht stehen und glotzte verwundert in das häßliche Gesicht, das mit seiner an der Scheibe plattgedrückten Nase kaum schöner wurde, als es in seiner normalen Form war. Die vollen dunkelrothen Lippen klebten weit geöffnet an dem Glase und der Bursche draußen streckte lachend einen Finger aus, als ob er den Träumer hinter dem Spiegelfenster in den Mund fahren wollte, im selben Augenblicke aber klappten die großen weißen Zahnreihen zusammen und der Junge zog erschrocken aufschreiend die Hand zurück, während der Mann drinnen laut auflachte!

Dieses kindische Zwischenspiel mochte erfrischend auf den Poeten gewirkt haben, denn er strich seinen kurzen rothbraunen Vollbart zurecht, nahm seiu Taschenbuch heraus und schrieb rasch, ohne sich weiter um Wind und Wetter zu kümmern. Mit einenmale aber stieß er einen derben Fluch aus und schleuderte das Taschenbuch weit von sich, sodaß es zu den Füßen eines schlanken Mannes, welcher eben eintrat, niederfiel.

„Zufall?“ fragte der Eintretende, und nahm das Buch auf.

„Nein, Absicht!“ wetterte der Andere, „natürlich sollte das kein Willkomm für Sie sein .... Bitte setzen Sie sich hierher zu mir, damit ich alle meine nutzlosen Gedanken los werde.“

„Mich dünkt, die sind Sie los, halte ich sie nicht hier in meiner Hand?“ Er reichte das Taschenbuch dem Eigenthümer hin.

„Oh diese Gedanken! lächerlich! Seit zwei Stunden sitze ich hier, trinke schwarzen Kaffe, wie Gift so stark und dabei balge ich mich mit einem nichtsnutzigen Novellenstoff herum, daß mich schon die Schusterjungen draußen auf der Straße narren.“ Verzweifelt griff er mit beiden Händen in seine kurzgeschnittenen röthlichen Haare und rief wieder ingrimmig: „Oh dieser elende Stoff!“ ....

Der Angekommene hatte seinen dunklen Regenmantel abgelegt, eine Cigarre angebrannt, dem Diener einen kurzen Auftrag gegeben und wollte sich nun an den Lesetisch setzen. Der Mann in der Fensternische fuchtelte indeß mit seinem Taschenbuche in der Luft herum und rief erregt scherzend:

„Setzen Sie sich doch zu mir! Sind wir darum seit Monaten getreuliche, einsame, gegeneinander nachsichtige Besucher dieses eigentlich unheimlich-finsteren Lesezimmers, haben wir uns darum verschont mit viel Rede und Antwort, und uns freundschaftlich die Zeitungen zugeschoben, welche Jeder von uns in demselben Augenblicke am liebsten gelesen hätte? Solche Opfer bringt man nur werthen, sehr werthen .... hm .... Bekannten! .... Ja ja .... Bekannten!“ schrie er, entzückt darüber, rasch das Wort gefunden zu haben, welches Denjenigen, für welchen er so viel Opfermuth entwickelte, gebührend bezeichnen konnte. Am liebsten hätte er Freund gesagt, aber selbst in seiner größten Erregung fühlte er, daß es nicht gut anging dem fremden schweigsamen Manne gegenüber, wenn er ihn auch seit Monaten kannte und täglich mit ihm zusammentraf.

„Herbert, Schriftsteller“, sagte er, sich vorstellend, als der Fremde vor Monaten drei Tage nacheinander mit schweigender Höflichkeit sich ihm gegenüber an den Lesetisch setzte, und zuweilen mit einem forschenden Blick zu ihm hinübersah.

„Ferdinand Schwarz“, erwiderte der Fremde damals, und es klang nicht wie ein schaales Gewohnheitswort, als er dem Schriftsteller sagte, daß er ihn längst aus seinen Werken kenne und schätze. So wurde vor Monaten die Bekanntschaft geschlossen, die sich auf das tägliche Zusammentreffen an demselben Orte beschränkte.

Obgleich Schwarz nicht sehr viel sprach, war er doch für den Poeten ein vorzüglicher Gesellschafter. Seine Worte hatten Gehalt, sein Schweigen war jenes des aufmerksamen Zuhörers, und das wußte der lebhafte, rasch angeregte Herbert zu schätzen. Auch jetzt saß er dem Schreienden, sich mit bedeutsamen Geberden Abhetzenden ruhig gegenüber, hielt den Kopf lauschend zur Seite geneigt und schaute mit großen sinnenden Augen in die häßlichen bewegten Züge Herberts.

„Ich quäle mich, ich quäle Sie, ich quäle sogar den Baptist!“ schrie dieser rücksichtslos gegen die Thüre, wo flüchtig das Haupt des genannten Dieners sichtbar wurde, und rasch verschwand, als der Aufgeregte seine Hand in dieselbe Richtung schwang.

Schwarz setzte sich in die Fensternische, stützte seinen dunklen Kopf leicht auf die Hand, blies ein paar Rauchwolken zur Seite und jeder Zug seines feinen Gesichtes sprach ein erwartungsvolles Interesse aus.

„Herrgott, was gäbe ich dafür, wenn ich einen tüchtigen Stoff hätte, einen Stoff für Männer, nicht für junge und alte Jungfern; wissen Sie, etwas, das im Kopfe bleibt, wenn man das Buch aus der Hand legt.“

„Und ein solcher Stoff sollte sich nicht finden lassen?“ meinte zweifelnd Schwarz.

„Schwer! Vielleicht wird er auch gar nicht begehrt in kleinem Rahmen. Sehen Sie, ich bin ehrlich, ich sage Ihnen, wie es mir ergeht; so und so viele meiner Herren Kollegen, die flunkern herum, als ob die Muse hergeflogen käme und ihnen das fertige Kindlein in den

Schooß legte. „Der Stoff liegt auf der Straße! .... Greift nur hinein ins volle Menschenleben!... Grün ist des Lebens goldner Baum!" und so weiter und so weiter... damit schwadroniren diese Gottesgnaden-Dichter herum, und dabei flicken sie sich nur aus so und so viel verbrauchten Lappen einen Stoff zurecht — das Zeug wird gestampft und gewalkt — und dann schnitzeln sie etwas heraus davon, das dem Leben gerade so ähnlich sieht, wie ein aus schwarzem Papier geschnitztes Schattenbild einem lebendigen Menschen gleicht. Die gewissen Schriftsteller nehmen nur keinen so dunklen Untergrund zu ihren Bildern, oh beileibe nicht! Nur kein schwarzes Silhouettenpapier, das Leben ist ja rosenfarbig, wenn sie es in die Hand bekommen, und die Jungfräulein müssen daran glauben! .... Alle die Stofflappen kommen rosenfarben aus der geistigen Stampfe und gelten für „von der Straße aufgelesen, aus dem Leben gegriffen" .... Bitte, meine sehr verehrten Herren, bücken Sie sich jetzt zum Beispiel und holen Sie mir ein Stück rosenfarbenen Stoffes von der Straße, Sie werden viel waschen und putzen müssen, bis er für Sie brauchbar ist!" ......

„Es regnet aber nicht immer", war die ruhige Erwiderung. „Sie gefallen sich heute in den Sophismen, welche Sie gestern so unbarmherzig-lustig einem Afterpoetlein als Lebensweisheit auftischten, um ihn dann laufen zu lassen und zwar mit der Bemerkung, daß der Junge hoffentlich jetzt noch dümmer sei als er vor einer halben Stunde war ...."

Mit einem spöttischen Augenzwinkern und einer rücksichtslosen Launenhaftigkeit in dem Ton seiner Worte klagte Herbert ausweichend: „Wenn ich nur einen Stoff hätte!"

„Auch diese Klage ist nicht neu bei Ihnen, mag auch ein schlechtes Theil Scherz dabei sein. Lachen Sie nur, ich kenne Sie, ich nehme mir oft die Freiheit, Sie zu beobachten und über Sie zu denken ..... Ich dichte auch zuweilen, wenn ich auch nicht niederschreibe, was mir durch den Kopf geht. In letzter Zeit habe ich sogar ungewöhnlich viel gedacht. Ein äußeres Ereigniß im Schicksal eines meiner Freunde gab den Anstoß und stückweise hat sich in meinem Kopf eine seltsame Geschichte entwickelt .... Wenn ich sie zusammenhängend erzählen kann, so will ich Ihnen den Stoff zur Ausarbeitung überlassen."

Aus dem unschönen Gesichte Herberts war plötzlich jede Spur von Aufregung und Sarkasmus wie hinweggewischt; scharf schaute er in die ruhigen vornehmen Züge des Sprechers, dann ließ er den Vorhang über die Spiegelscheibe rollen, als wollte er durch das, was draußen auf der Straße vorging, nicht abgezogen werden, und rief endlich dröhnend: „Baptist!" ....

Der pfiffige Baptist kam mit nobler Miene angeschwebt, goß die Schale Herberts voll, drehte auf einen Wink die Hängelampe höher und harrte dann, mit einem süßlichen Lächeln auf dem verbindlich vorgestreckten Antlitz.

„Baptist, ich will nicht, daß irgend ein fetter Hofrath oder ein windiger Advokatenschreiber auf die Idee kommt, hier statt draußen im Salon zu lesen. Baptist, ich vertraue uns Dir an."

Der also Angeredete schob sein glatt rasirtes Kinn nach rechts und links, griff an den frauenhaft tiefausgeschnittenen Halskragen, als ob er ihn lockern müßte, damit auch sein körperliches Ich diesen geistig bevorzugenden Auftrag ganz in sich aufnehmen könne, und glitt dann geräuschlos zu der Thüre. Hier zog er mit einer graziösen Bewegung den schweren Vorhang an den blanken Metallringen zu, räusperte sich, um seine Anwesenheit noch anzudeuten, dann knarrte die Thürklinke, und gleichsam doppelt abgeschlossen

von der profanen Kaffeehaus-Außenwelt saßen die beiden Männer in dem kleinen düsteren Gemache.

„Also!“ bat Herbert mit ruhiger Stimme, „also bitte, den Stoff.“

Schwarz rückte seinen Stuhl mit der Lehne gegen die Spiegelscheibe, sodaß sein Gesicht dem Poeten nur halb zugewandt war, und dann wiederholte er leise und bestimmt das letzte Wort.

„Die Geschichte, die ich erzählen will, möchte ich ernst und aufmerksam von Ihnen angehört haben, Herr Herbert.... Sie sollen so ruhig und klar Ihr Urtheil über meinen Helden sprechen, wie die Probleme in Ihren Werken gelöst sind.... Wollen und können Sie das?“

„Gewiß!“

„Ich beginne..... Mein Held war kein sonderlich liebenswürdiges Kind, er war schwächlich, nervös, verhätschelt, er wurde wie ein schönes Hündchen von einem Weiberschooß auf den andern geschleppt, denn die Mutter des Knaben lebte in einem Dorfe in einem alten Jagdschloß — hielt sich jeder Gesellschaft ferne und sah nur zur Sommerszeit viele Frauen mit ihren kleinen Töchtern bei sich, denn das Schloß wurde von ihren Jugendfreundinnen als Ausflugsort benutzt. Männer oder Knaben durften nie über ihre Schwelle, und der lange Winter ging in öder ungestörter Einsamkeit dahin. Und doch war die Dame eine noch junge, schöne, reiche und vornehme Frau.... Sie war stets krank, ihre ganze feine Gestalt vibrirte von einer beängstigenden Nervenreizbarkeit, die unschuldigsten Knabenstreiche des Kindes waren für sie Schrecknisse, die sie mit hysterischen Weinkrämpfen und schweren Ohnmachten bezahlen mußte, Erscheinungen die den Sohn so erregten, daß er selbst wie todt hinfiel, wenn er die Qualen seiner Mutter sah. Immer nur in ihrer Nähe lebend, ganz unter ihrem alleinigen Einfluß wurde allmählig das Kind in seinem ganzen Wesen dem ihren ähnlich. Es war dieselbe fieberhafte Zärtlichkeit, dasselbe zitternde an sie Drängen, dasselbe Zusammenschrecken bei dem kleinsten Geräusche. Der Sohn konnte sich so wie seine Mutter ohne jede Veranlassung ängstigen und freuen, er konnte ohne faßbare Ursache plötzlich auflachen oder aufweinen und dann über diese unvermittelten Ausbrüche selber verzagen.“

Der Erzähler hielt inne, sah zu den Rauchwolken hinauf, die, rosig angehaucht von dem Lichtschein, um die Lampe zogen. Herbert schien enttäuscht, und wenn ihn etwas anregte, so war es jetzt das Profil des Erzählers. Der weiche Mund mit dem gesenkten Winkel, das große stille Auge, die langen leichtgewellten Haare, vor Allem aber die starke Nase, die in gerader Linie von der Stirne auslief und dem Kopfe ein ungewöhnliches statuenhaftes Gepräge gab. Das ruhige Antlitz änderte sich auch nicht als er wieder anhub.

„Seine Nerven und die seiner Mutter erdrückten also bald alle Jugendlust, allen Drang zu Knabenstreichen in ihm, er ließ sich geduldig mit Zuckerwerk füttern und prügelte höchstens noch zuweilen heimlich die kostbaren französischen — Puppen, die kleine Wunderdinge mit ihren beweglichen Augen und herrlichen Kleidern waren und den Neid aller seiner Spielgenossinnen erregten. Aber der verweichlichte Junge wuchs doch zusehends, die Luft, die freie Bewegung in dem waldähnlichen Parke, kräftigte seinen Leib, nur seine Seele lag wie in leichte Schleier gehüllt. Endlich aber kam die Zeit, wo an einen Lehrer gedacht werden mußte. Der alte Priester hatte weder Zeit noch Geduld genug, um dem geistig schwerfälligen Kinde ein guter Erzieher zu sein und so kam denn nach ängstlichen Berathungen und dicken Briefen eine Erzieherin auf das Schloß.....

Die lange Dame mit dem kurzgeschnittenen grauen Haar und den großen runden Brillengläsern war wie ein verkleideter Mann in ihrem Aussehen und Wesen. Die groben durchfurchten Züge, die hohen derben Stiefel, das schlotternde Kleid mit der männerrockartigen Ueberjacke, das Alles paßte zu der rauhen Stimme, den bestimmten Bewegungen, der knochigen Hand, zu dem wilden Ernst in guten und dem herben Spott in bösen Stunden .... Sie sei die Frau eines sehr gelehrten Professors gewesen, sagte sie mit herausforderndem Nachdruck der blassen, zusammenschreckenden Frau des Hauses, als diese sich erkühnte, ein zweitesmal auf die schon einmal gründlich besprochenen Lebensverhältnisse der Frau Professor zurückzukommen .... Die Erzieherin verletzte die Nerven der Mutter und des Kindes auf das allergröbste, besonders durch ihre Stimme, ihre Stiefel und ihren Tabaksgeruch, denn die würdige Dame rauchte selbst während der Unterrichtsstunden, und als die Mutter ihres Zöglings sie bat, wenigstens zu dieser Zeit ihrer Gewohnheit zu entsagen, da erwiderte sie derb: „Wenn es der Junge nicht ertragen kann, so nehmen Sie eine bleichsüchtige englische Mamsell oder einen alten Pfaffen als Erzieher, ich ändere meine Gewohnheiten um keines Menschen willen!" .... Die Frau Professor rauchte weiter, aber die schöne vornehme Mutter zog sich mehr und mehr in ihre Zimmer zurück, besonders in das letzte und kleinste, wo nichts als ein unbequemer Betschemel vor einem großen weißen Kreuze stand und wohin ihr selbst das geliebte Kind nicht folgen durfte. Die Frau Professor zuckte in ihren bösen Stunden die Achseln darüber, in ihren guten Stunden sagte sie mitleidsvoll und selbstbewußt: „Jeder tröstet sich nach seiner Art. — Ich habe Philosophie studirt ...."

„Gefällt mir, die Alte", warf Herbert wohlgefällig lachend ein.

„In solcher Umgebung wuchs der Knabe auf, und je älter er wurde, desto krampfhafter, verzweifelter umklammerte ihn seine Mutter, sie zog ihn von seinen Büchern fort, um ihn an ihr Herz zu reißen, ihm zu schwören und zu betheuern, daß kein Wesen auf Erden ihn je so grenzenlos lieben werde wie sie. Mit gerungenen Händen bat sie den Sohn, stets daran zu denken, ihr Leben, ihr Seelenheil hänge an seiner Liebe, und das erschöpfte Kind versprach und betheuerte etwas, was es nicht fassen konnte .... Was sich bei dieser Erziehung erlernen ließ, das lernte der Knabe von der widerhaarigen Frau Professor, sogar rauchen und fechten mußte er mit ihr ganz rückwärts in dem dichtesten Gebüsche des Parkes, damit es niemand aus dem Schloße sah: „Einmal wird sie Dich doch unter Männer bringen müssen, Deine arme Mutter, dann kannst Du Dich doch wenigstens ein bischen anstellen" .... meinte die alte Frau. „Und warum sollte ich nie mit Knaben zusammenkommen, warum empfängt meine Mutter nur Damen?" ... frug der Sohn, zum erstenmal sich eigentlich ganz bewußt, wie sorgfältig er von Seinesgleichen abgeschlossen war. „Weil Knaben und Männer wenig taugen für einen schwächlichen Burschen wie Du," erwiderte die Alte unwirsch, „und dann weil Du nicht nöthig hast, Dich an Mann oder Weib anzuschließen, weil Du Haus und Hof und Gold in Hülle und Fülle hast, also auch Niemand lieb haben mußt, als Deine Mutter und — Dich selber. Das Klügste ist, wenn Du einstweilen nicht über Dich und über uns nachgrübelst, bald wirst Du alt genug sein, um zu erfahren, ob man Recht oder Unrecht hatte, aus Dir zu machen was Du bist, dann wirst Du die Wahl haben zu leben wie es Dir gut dünkt. Deine Mutter meint, sie habe Alles zu Deinem Glücke gethan was sie that ... und Deine Mutter hat ein schweres Nervenübel, darum meinen Alle, die mit ihr reden, dasselbe was sie meint .... sehen wir, wo wir hinkommen mit dieser Meinung."

Herbert schüttelte den Kopf, als ob er sich nicht einverstanden erklärte, und schrieb manchmal hastig einige Worte in sein Taschenbuch; eine große Fliege schwirrte surrend durch das Zimmer, kreiste um die Lampe und fiel mit versengten Flügeln auf den Tisch.

„Was würden Sie mit dem weibisch verwöhnten Jungen beginnen?“ wandte sich der Erzähler plötzlich an den Schriftsteller.

„Ich weiß es noch nicht,“ erwiderte dieser ehrlich.

„Vielleicht würden Sie einen Plan mit ihm haben, wenn Sie in die halbwache Seele schauen könnten, oder nur in die neugierigen Augen des großen Kindes, das die Welt nur aus den Büchern kannte. Weder das Gute, noch das Böse, das er las, machte einen großen Eindruck auf ihn; es stand eben in einem Buche, gehörte zu den Gegenständen, die gelernt sein mußten. Nur die großen Männer der Geschichte wollten ihm zuweilen nicht aus dem Kopfe, seine Mutter konnte sie nicht aus den Büchern streichen, und die Frau Professor mußte zu ihrem Bedauern zugestehen, daß die Helden keine Frauen waren ... Endlich aber kam die Stunde, wo er, ohne sich vor den Krämpfen und Thränen seiner Mutter zu fürchten, mit ihr über seinen Vater reden durfte. Bis nun war sie stets ohnmächtig geworden oder war in ihr Betzimmer geflohen, wenn er das Wort „Vater“ aussprach, und nun stand sie gebeugt vor ihm, verhüllte ihr schönes, früh verblühtes Gesicht und sagte: „Bleibe, mein Sohn, ich muß mit Dir .... von Deinem ... oh .... von Deinem Vater sprechen!“ Freudig bewegt wollte der Jüngling ihre Hand erfassen, aber zum erstenmal wehrte sie ihn mit dem Ausdruck des Entsetzens ab und sagte dann mit flehender demuthsvoller Stimme: „Dein Vater ... hat binnen drei Tagen das Recht, von mir ... seiner geschiedenen Frau, seinen Sohn zu fordern ... Dich! ... Du hast in drei Tagen die Wahl, ob Du bei mir bleiben willst, oder ob Du in Zukunft bei Deinem Vater leben willst, bei ihm, der nur wie eine Gnade mir das Recht gab, Dich fünfzehn Jahre lang zu besitzen .... Nur Du weißt, was Du mir bist! ... Gott wird Deinen Sinn so leiten, daß mir das letzte und einzige Glück auf Erden erhalten bleibt“ ... „Und warum, meine Mutter, kann ich nicht mit Euch Beiden leben, warum muß ich wählen? Warum sah ich meinen Vater nie, warum sind wir getrennt von ihm?“ frug der Sohn in derselben hastigen, zitternden Weise wie die Mutter. Sie könne ihm das nicht erklären, er solle sich an die Frau Professor, an den Doktor, an den Pater wenden, nur mit ihr solle er um aller Heiligen willen Mitleid haben und sie jetzt verlassen, sagte mit verlöschender Stimme die zagende Frau“ ....

Der Erzähler unterbrach sich; da die Lampe schwankte, so flog es wie ein Schatten über sein ruhiges Haupt, ein tiefer Seufzer hob die breite Brust, lässig fiel die Hand auf den Tisch und wie von einer jähen Muthlosigkeit angefallen frug er:

„Soll ich weiter erzählen?“

„Gewiß, gewiß!“ drängte der Schriftsteller, eine Rauchwolke von sich blasend, „ich bin gespannt, was Sie mit dem Helden beginnen, ich habe ihn jetzt fest,“ und er klopfte auf sein Taschenbuch.

„Der Jüngling eilte zu seiner Erzieherin, sie dünkte ihm die Einzige, welche ihm Alles klar und deutlich sagen konnte. Der schüchterne Priester und der in Höflichkeit zerfließende Arzt trugen das Gepräge der alten Kammerfrauen, sie hatten dieselben ausdruckslosen Züge, die er oft anstarrte, bis ihm alle Gedanken erstarben und er nur noch wußte, daß diese Menschen da seien, um seiner Mutter zu gehorchen ... Selbst die jüngeren Mägde glichen sich durch ihre gedämpfte Redeweise, durch ihre besorgte,

hinhorchende Art. Er flog vorbei an dem zurückweichenden Gesinde und rannte, mit sich selber redend, weinend, zitternd zu der alten Frau. Mit fliegendem Athem richtete er alle die Fragen an sie, welche ihm die Mutter nicht beantwortet hatte. Erst stand die Frau nachsinnend, dann ging sie mit großen Schritten in der Stube auf und nieder, endlich stieß sie die Faust auf den Tisch und sagte bitter ... „So, da ständen wir jetzt vor der verschlossenen Thür, die ruckweise hätte geöffnet werden sollen, und nun, wo es den Kopf zusammenhalten heißt, nun kommt ihr Beide mit Euren Nervenzuständen und Eurem aufgeregten Firlefanz. Jetzt halte Dich stramm, Junge, zeige, daß sie den Mann in Dir nicht wirklich ganz vernichtet haben. Da, zünde Dir eine Cigarre an, meinetwegen soll sie jetzt herüberkommen und es sehen! .... Vor Allem mache Dir klar, daß Du jetzt endlich einmal selber, mit Deinem eigenen Hirn und Deinem eigenen Herzen etwas anfangen sollst ... Höre mich an. Es ist dreißig Jahre her, daß mir dasselbe geschehen ist, was Deiner Mutter vor fünfzehn Jahren geschah ... Unsere Männer haben sich von uns getrennt, sich scheiden lassen, verstehst Du? Mein Mann hat sich um seine alten Gemmen und um meine junge blitzdumme Mündel mehr gekümmert, als um seine unschöne kluge Frau, um mich ... Dein Vater fand, als Du zwei Jahre alt warst, ein schönes Weib, das ihn leidenschaftlich liebte, und das gefiel ihm mehr als die pflichtschuldige Neigung Deiner stillen Mutter, die am Altare „Ja" gesagt hatte, weil es seine Eltern und ihre Eltern wünschten, und die einmal den ganzen Tag in der Kirche auf den Knien lag und Buße that, weil Dein Vater im Jähzorn ein stütziges Pferd zusammenschoß."

„Einen Augenblick, einen Augenblick!" bat Herbert, schrieb hastig in seinem Taschenbuch und forderte den Erzähler mit einer Geberde auf, fortzufahren.

„Ich bin damals nicht bis über den Kopf in Irrthümer hineingerannt, als ich sah, daß etwas schief ging in meinem Leben, ich habe Philosophie studirt, mein Junge, bin Lehrerin, bin Professor geworden ... und habe mich keinen Pfifferling mehr um die Männer gekümmert." Dann streckte sie die Arme weit von sich, ließ sie achselzuckend niedersinken und sagte gedehnt: „Deine Mutter aber ist katholisch geworden" ...

„Es schwenkt noch einmal ab von meinem Plan," meinte Herbert überrascht.

„Mein armer Held zerquälte sein langsam arbeitendes Gehirn, und sein ganzes Angstgefühl faßte er in die Frage zusammen: „Wußte jene andere Frau, daß mein Vater vermählt war? ..." „Freilich," betonte die entrüstete Dame, „mein Mündel wußte es auch, daß der Professor mein Mann ist".... Ein Fieberfrost schüttelte die Glieder des Knaben, vergeblich suchte er nach einem bezeichnenden Worte, endlich aber stieß er in fast biblischer Redeweise heraus: „Und sie gesellte sich doch zu dem Manne?"... Seine Gedanken schweiften wirr durcheinander, er konnte sich die Empfindungen von Mann und Weib nicht klar machen. Das, was er aus den Büchern wußte, galt ihm nur als die Aufzeichnungen von Einzelnfällen jener längst vermoderten Menschen, die seinem Herzen so fern standen, da hörte er aber die Geschichte jener Menschen, die eng mit seinem Dasein verknüpft war, da entwirrten sich Ereignisse vor ihm, in welche er eingreifen mußte, da stand er zwischen Menschen, die um seinetwillen litten, fehlten und in ihm unfaßbaren Zuständen lebten. Wie ein jählings aus dem Schlafe Aufgerüttelter griff er nach der verwitterten Gestalt vor ihm, die, beunruhigt durch seinen wirren, hülflosen Blick, nur verbittert klagend ausrief: „Die Männer sind Lumpe! Lumpe!"

„Aber das Wesen, welches so viel Unheil über uns brachte und meinen Vater an sich riß, ist ja ein Weib!“ stammelte der Jüngling.

„Oho! er ist auf der Fährte! . . .“ murmelte Herbert.

Der Erzähler neigte seinen Leib vorwärts, ließ die gefalteten Hände zwischen den Knien niederhängen, schloß die Augen, als wollte er seine Erinnerungen sammeln und schwieg eine Weile. Baptist schob geräuschlos den Kopf durch den Vorhang, sah nachdenklich auf die Beiden und verschwand wieder.

Schwarz hub an: „Einen Augenblick suchte auch die Frau Professor nach einer Antwort, dann nahm sie zerstreut die Brille ab, putzte die Gläser vorsichtig, steckte sie bedächtig wieder auf, und sagte unsicher: „Mein Lieber, es gibt Ausnahmen unter den Weibern, nicht Alle sind Heilige . . . oder Philosophinnen“ . . . und in ihren Vortragston fallend, docirte sie: „Wer war eigentlich Cleopatra? . . . Wer war Messa“ . . . sie unterbrach sich, erschrocken räuspernd, und verbesserte: „Lukretia Borgia . . . Die Geschichte gibt Beispiele, daß“ . . . . „Oh lassen Sie jetzt das“, bat der Jüngling, „mich dünkt — mich dünkt, daß ich unwissend und albern bin wie ein Kind, jetzt aber will ich nur wissen, was mit mir und meiner Mutter geschehen soll?“ — Ueberfroh, daß sie aus den gefährlichen Geschichtserörterungen herauskam, erzählte die Frau ihrem Zögling, daß vor fünfzehn Jahren bei der Trennung seiner Eltern die Vereinbarung getroffen wurde, der Sohn solle bis zu seinem siebzehnten Jahre unter der Obhut seiner Mutter auf dem Schloße leben, das dem Kinde einst gehöre, an seinem siebzehnten Geburtstage aber solle der Sohn zu seinem Vater gebracht werden und dann selber wählen, ob er fürder bei dem Vater oder bei der Mutter weiterleben wolle. Darum habe ihn seine Mutter von jedem Männerverkehr ferne gehalten, er sollte sich nur bei ihr glücklich fühlen und sich nie an die derbere Männerart gewöhnen, damit er zurückschrecke vor dem entschiedenen Wesen des Vaters, damit er sich zurücksehne an ihr weiches, mitleidheischendes Herz und ihr dann durch ein ganzes langes Leben die Angst und Qual, die Trauer und Entsagung der langen fünfzehn Jahre vergelte, die sie ja nur in der Furcht durchlebt, daß ihr Kind für den Vater entscheiden könne. Das Alles sagte ihm die alte Frau, und sie wurde dabei immer kleinlauter, denn sie sah, daß fliegendes Roth mit Leichenblässe auf den Wangen ihres Zöglings wechselte und daß in dem jungen Herzen die Hoffnung erlosch . . .

Welche Nacht mein trauriger Held vor der Abreise verbrachte? Wie die Fahrt nach der Residenz war? . . . Ich denke, es waren unbeschreibliche Stunden der Trauer, des Zornes, der Angst . . . Stunden einer körperlichen und geistigen Gebrochenheit . . . Zuweilen rauschte sogar etwas wie Zweifel an solche zerreibenden Mutterrechte, an eine geisttödtende Mutterliebe auf . . . Doch wenn sein Blick die bleiche hinfällige Frau streifte, dann fühlte er, daß ihr Herz wortlos ihm zuschrie: Verlasse mich nicht, sei barmherzig, was ich that und litt, war für Dich! . . . Dann hätte er wohl vor ihr auf die Knie sinken mögen und ihr bei seinem Seelenheil schwören, daß er zu ihr halten wolle, daß er sie allein auf Erden liebe; aber etwas Fremdes, Unsichtbares stand zwischen dem Gefühl und dem Worte . . . Er schwieg und grübelte über die dumpfen, kranken, unthätigen verflossenen Jahre“ . . .

„Jetzt bin ich mir klar“, sagte Herbert bestimmt.

„Es drängt auch zum Ende“, erwiderte der Erzähler mit einem metallisch tiefem Klang in den wenigen Worten. „Unser Held kommt also in der Residenz an, er nimmt

betäubt Abschied von seiner Mutter und der alte Priester führt ihn zu seinem Vater . . . Noch auf der Treppe des fremden Vaterhauses ist ihm als riefe die flehende Stimme seiner Mutter, er wankt . . . blickt zurück und eilt dann mit verdoppelter scheuer Hast vorwärts. Die Thüren öffnen sich — ein Lakei starrt ihn an und fliegt dann vor ihm her durch eine Reihe hoher Gemächer — und jetzt plötzlich hört er eine mächtige klare Männerstimme, die gebietet und ruft: „Kein Fremder hat heute das Recht zwischen mir und meinem Sohne zu stehen! Sagen Sie dem Pater er soll warten“ . . . Was durch die Adern des Jünglings schauert, hat er noch nie gefühlt — er taumelt vorwärts durch einen hellen Saal, immer dem Ton der Stimme nachlauschend, er eilt zu der Thüre des nächsten Gemaches und da . . . da ringt sich ein Jubelschrei aus seiner Brust . . . . denn da stürzt ihm ein Mann entgegen, sein edleres, eigenes reiferes Ebenbild, ihm ähnlich bis zu dem Schwung der Brauen . . . Zwei starke Arme fassen ihn an, reißen ihn an eine gewaltige Brust, halten ihn fest als bräche jählings Erde und Himmel zusammen und nur zwei Menschen ständen auf einem verirrten Stern hoch über dem Chaos . . . sich aneinanderklammernd, umschlingend, sich findend in der ersten Umarmung . . . bis in jeden zuckenden Blutstropfen hinein zusammengehörend . . . Vater und Sohn . . . . . . . . . . Und wie der Schwächling denken will . . . wie er das entscheidende Wort aussprechen soll, packen ihn die Nerven der Mutter, das Weibische seines eingeimpften Wesens, es graut ihm plötzlich vor dem Vater, der mit einem Blick Leib und Seele an sich riß, — das mitleidflehende Auge des einsamen Weibes blickt wie aus aufsteigenden Nebeln zu ihm, seine Arme lösen sich aus der Umschlingung, seine Knie brechen, er fällt vor seinem Vater auf die Knie und sein verschwimmender Blick hängt noch an der hohen Mannesgestalt, — sein letztes bewußtes Gefühl ist das der Bewunderung, das, einer bis dahin ungeahnten Sehnsucht nach solcher Mannesart und Kraft“ . . . .

Herberts Auge forschte wieder in den abgespannten Zügen des Erzählers, dessen Stimme sich nur wenig merkbar hob und senkte.

„Als der Ohnmächtige wieder seine Besinnung, fand, lag er in einem zeltartigen Schlafgemache. Ein Diener huschte auf leisen Sohlen hin und her und neben seinem Lager stand eine schlanke Frauengestalt, das milde sorgsame Auge auf sein Antlitz geheftet. Er blieb reglos liegen und betrachtete hinter den halbgeschlossenen Lidern das stille vornehme Gesicht der Fremden. Als sie von ihm wegschritt kam wieder das Gefühl der Angst und Hülflosigkeit über ihn, und er wollte nach ihr rufen, als er plötzlich in dem Gemache nebenan die Stimme seines Vaters hörte. Er lauschte mit Entzücken dieser tiefen ruhigen Stimme, wie Wärme und Kraft rann es durch seine Adern je länger er hinhorchte. Noch ein anderer Mann redete und eben jetzt frug der Fremde . . . . „Und sind Sie bereit, Herr General, das Kommando, wenn's sein muß, zu übernehmen?“ — „Ich habe nie gezögert Durchlaucht, wenn es sich um eine Pflichterfüllung handelte. Ich werde das Kommando übernehmen, denn ich kann mich wieder in dem Sattel halten. Der Beinbruch hat nichts zurückgelassen was mich hindern könnte. Vielleicht bringe ich diesmal meinem obersten Kriegsherrn auch einen Sohn!“ . . . . Etwas wie zärtlicher Stolz klang aus diesen Worten und der Jüngling erzitterte vor freudigem Schreck. Ei, die Frau Professor hatte ihm ja Fechten gelernt! in einem Glorienschein stand das alte knochige Gesicht jetzt vor ihm, ja, ja, er wollte Soldat werden — mit pochenden Schläfen schaute er auf die blanken Waffen, welche das Schlafgemach schmückten. „Ihr Sohn ist bei Ihnen? Wird bei Ihnen bleiben?“ — frug der, welchen der General „Durch-

laucht" nannte, zweifelnd. — „Noch weiß ich es nicht, aber mich dünkt, wenn ein Tropfen meines Blutes in seinen Adern ist, wenn in seinem Herzen das Gefühl für die Pflicht des Mannes Raum hat, so wird er meine Wege gehen" ..... Es war jetzt so stille in dem Nebengemache, daß die geschärften Sinne des lauschenden Kranken jeden leisen Laut hörten, erst das Knistern eines Papiers, dann einen unterdrückten Seufzer des Vaters, dann das Klirren der Sporenräder die zusammenschlugen als der General aufstand, dann den festen Schritt mit welchem er über den Teppich ging, und jetzt sah er wie sich der Thürvorhang bewegte, er fühlte, daß der liebevolle Blick seines Vaters auf ihm ruhte, aber er hielt die Augen geschlossen und lauschte als der General mit gedämpfter Stimme weiter sprach. Zwei Worte schwirrten durch den heißen Kopf des Jünglings. Für welche Pflichten sollte er Raum haben? Man hatte ihm nur die Eine gelehrt, fest an seiner Mutter zu halten — und Alles zog und drängte ihn zu dem Manne, der jetzt eintrat und sich neben seinem Lager niederließ. „Mein Sohn!" „Vater, mein Vater!" — „Wie fühlst Du Dich?" „Besser, gut, ich glaube ich werde genesen von all der Angst und Schwäche wenn ich bei Dir bin, immer bei Dir!" — „Immer bei mir!" wiederholte der General, schüttelte die Hände seines Kindes und athmete hoch auf."

Herbert unterbrach jetzt den Erzähler:

„Mir gefällt der Vater, ich denke mir einen stählernen, thatenstarken Mann, der sein Theil gekämpft und gelitten, für den großen Bündel der Menschheit, heißt, einen Mann voll hohen Pflichtbewußtsein, was? — So möchte ich ihn haben!"

„So war er!" wie der Ton einer zerrissenen Saite schwebten diese kaum gehauchten Worte durch das stille Zimmer, Herbert warf den Kopf zurück und frug scharf:

„Haben Sie ihn so genau gekannt?"

„Kennen Sie Ihre Gestalten nicht so genau?"

„Hm — hm — ja! — Sie erzählen so lebhaft, daß man .... Also weiter. Er war ...."

„Ein Mensch der alle Selbstsucht überwunden hatte, ein Soldat der seinen Beruf wie eine hehre Mission erfaßte, nicht wie ein blutiges Handwerk das nur seine Uebung braucht. Alle kleinlichen Wünsche waren in ihm untergegangen, und alles Hohe und Schöne seines Wesens wollte er dem Sohne einprägen, denn die Keime waren da, das Blut regte sich! .... Tiefe Scham und Ehrfurcht erwachte in ihm, als er die thatenreiche Vergangenheit des Generals hörte, als er sah, was die nächste Zukunft auf die Schultern des Mannes legte, den er Vater nennen durfte.

„Er blieb also?" frug Herbert drängend.

„Er blieb .... der Unselige .... Er ging nur noch einmal zu seiner Mutter, um ihr für immer Lebewohl zu sagen .... Es war seltsam, mit dem Freiheitsdrange, mit dem Aufthauen schöner Empfindungen, regte sich auch das Gemeine der Menschennatur, — er hatte rasch lügen gelernt, er fand leere Trostworte, als er sich loslöste von ihrem verblutenden Herzen. Etwas wie ein Vorwurf über die Vergangenheit drängte sich auf die Judaslippen, die ihr dankten .... und sie küßten .... und sie verriethen .... Noch einmal beugte er sein Knie vor ihr, noch einmal legte sie ihre Hand auf sein Haupt, noch einmal flüsterte sie mit ersterbender Stimme: „du mein einziges Glück" — und dann regten sich ihre Lippen nie, nie, nie .... mehr, das arme treue Mutterherz war gebrochen, gebrochen durch die erste selbstständige Willensäußerung ihres Kindes .... Nun hatte er gewählt .... Von jener Stunde ab lebte er bei seinem Vater, er war unzertrennlich

von dem geliebten Mann, der ihn mit fester stützender Hand leitete, die Schmerzen und Enttäuschungen des Lebens enthüllte, und ihn allmählig stärker machte an Leib und Seele. Der Jüngling festigte sich in seinem Wesen; das Gespenst einer unfaßbaren Schuld, das sickernde rastlose Gefühl einer dumpfen Reue wurde zuweilen verwischt, betäubt, wenn er sein Haupt an die schützende Brust lehnte, wenn ihm der ernste Mann die Irrthümer der hingeschiedenen Mutter liebevoll zu entschleiern suchte, wenn er ihm gütig und klar bewies, daß Alles vergessen und verlöscht sein müsse, was dahinter liegt, daß er neu beginnen, sich ganz losmachen von dem Traumleben, daß er ganz und gar ein Mann werden müsse .... Wenn der Jüngling dann mit sich selber zu Rathe ging, packte ihn eine vernichtende Scham ob der nichtssagenden versplitterten Jahre; in solchen Augenblicken wollte er lernen, arbeiten, handeln .... Der Vater mußte endlich an der Spitze seiner Truppen ins Feld, sein Sohn blieb ihm zur Seite, er stand in Reih und Glied, im schlichten Soldatenrock; sein junges Gesicht strahlte von Muth, und sein junges Herz pochte vor Stolz und Seligkeit. Jetzt, jetzt konnte und wollte er beweisen, daß er das Wort Pflicht begriffen hatte, jetzt wollte er zeigen wessen Blut in seinen Adern sei, er konnte jetzt hinsterben für die erhabenste Pflicht; seine thörichte kindische Angst, seine krankhafte Schwäche war von ihm abgefallen, sein Blick suchte nur die hohe Gestalt des Vaters, die zuweilen die Reihen auf- und niederflog und dann vorwärts in Gottesnamen“....

„Was haben Sie, Sie zittern ja, das sind wieder Ihre Nerven, he?“ fragte Herbert und legte seine Hand auf den Arm des Erzählers, der je und je zusammengezuckt war während der letzten Worte.

„Meine Nerven sind es nicht, es sind die meines Helden, dieses weibischen Burschen, über den ich empört bin, wenn ich da ankomme, wo er zum erstenmale feig zurückschreckte, wo ihm zum erstenmale die verweibischte Natur den Dienst versagte, wo zum erstenmal sein Herz stumm nach der todten Mutter schrie! Als die Kugeln pfiffen, die Kanonen donnerten, als rechts und links die wirren Trompetensignale ertönten, als die Pferde wieherten und sich aufbäumten und die Krieger mit jubelndem „Hurrah“ und mit todesfreudigem „Vorwärts“ in die Reihen der Feinde rasten, da rüttelte der Vater noch einmal sein Kind, da schrie er ihm fast grimmig sein „Vorwärts“ zu — aber wie von einer unsichtbaren Faust gehalten stand das Pferd des Feiglings, und während wie die wilde Jagd Alles an ihm vorüberhetzte, glitt er aus dem Sattel und fiel ohnmächtig zusammen....

Mit den Verwundeten schleppten sie ihn auf den Verbandplatz. Er hatte zum Glück einen Hufschlag bekommen, der ihm fast den Arm zerschmetterte. Wie jämmerlich wäre er sonst unter den heldenhaften zerschossenen schlichten Männern gelegen, er, der Sohn des Helden. Der Thor wollte sich damals erschießen .... er wollte, aber .... wie fern lag bei ihm das Können von dem Wollen. Und mitten in diesem Jammer, in dieser Pein der Selbstverachtung, in dieser qualvollen Züchtigung und Beschimpfung seiner selbst, hörte er einen Namen von den bleichen Lippen der Verwundeten flüstern .... seinen Namen! Sie schmähen?! ... Nein, sie klagen! und es ist nicht sein Name — es ist der seines Vaters, und sie tragen ihn vorbei an den Lagern der Kranken. Die Tapferen richten sich auf und grüßen und winken mit ihren verstümmelten Händen, mit ihren blutigen Häuptern. Näher und näher schreiten sie .... bis zu ihm — und da erhebt sich der Sterbende .... streckt die Arme dem vor sich selber Entehrten zu .... „Mein Sohn! mein unglückliches Kind —“ „Verzeihung mein Vater!“ „Armes Kind“ ....

Der Vater starb .... In der Gruft jenes Schlosses, wo er seine Kindheit verlebt, stand der Sohn zwischen den Särgen der beiden Menschen, die ihn so sehr geliebt hatten. Lange starrte er auf das weißgelbe Gesicht seiner Mutter, das unter dem Glasdeckel des Sarges sichtbar war, und an seinen Geist trat die Frage heran: War diese seelenlose Hülle einst nur beseelt um mir das Leben zu geben, um zu fürchten, zu leiden, zu irren, und durch mich zu sterben!? .... Nun war er allein. Sein Schloß überließ er der Gattin seines Vaters als Wittwensitz, raffte sich zusammen und zog einsam durch die halbe Welt um etwas zu finden was ihn betäubte, was die schrillen Mißklänge seiner Seele übertönte ... Er war längst ein Mann geworden und hatte sich abgequält an manchem Räthsel, das ihm das Leben geboten, aber er hatte nie und nirgend Frieden gefunden ... Nichts konnte das Leben dieses Mannes ausfüllen. Unbefriedigte Sehnsucht nach dem Glücke und Furcht vor dem Unglück zermarterten seine Seele, die Gespenster seiner Jugend ließen ihm nicht Ruh noch Rast ... Das Gewesene, das Welke, der Irrthum, beherrschte sein Leben. — Können Sie sich einen solchen Menschen denken?"

Der Gefragte sagte kurz „Ja".

„Er hat die noch unberührten Lippen eines jungen Mädchens geküßt und sie dann weit von sich gedrängt ... was sollte ihm ein Weib .... er gedachte seiner Mutter! Er hat Frauen umarmt, die mit jedem Kuß einem Anderen die heiligsten Eide brachen, es graute ihm vor solchen Küssen, seine hohlen französischen Puppen mit ihrem gleichmäßigen Augenaufschlag und ihrer bunten Kleiderpracht erstanden lebendig vor ihm, wenn er in die Augen solcher Weiber schaute; er hat nichts als einen flüchtigen Rausch in den Armen der Leidenschaft gefunden, und dann kam wieder die Ermüdung, die alte traurige Nüchternheit über ihn. Nehmen Sie an, daß er bis zu dieser Stunde noch nicht weiß, ob irgend eine Kraft, ein Talent, eine große das Leben verklärende Eigenschaft in ihm unentwickelt blieb, ob nicht das Einzige, was über das Erdenleid hinwegträgt, in ihm erdrückt wurde — daß er zurückblickt auf eine Zeit voll willenloser Qual, die sich noch nie durch das Wort befreite, und daß ihn sein traumhaftes fieberndes Dasein, unablässig mit erschreckender Werthlosigkeit anstarrt. Er ist der eingesogenen Irrthümer zuweilen ledig, doch das Wissen, das er dafür eingetauscht, klagt ihn nur lauter einer untilgbaren Schuld an .... Er träumt, träumt, träumt ... Was wollen Sie aus diesem traurigen Helden machen?"

„Ihre Geschichte ist unheimlicher, als sie sich zum Beginn anhörte," sagte Herbert tonlos.

„Sollen wir ihm ein Weib geben, damit wir mit ihm zu einem Ende kommen?" lächelte der Erzähler.

„Mensch! sehen Sie denn nicht, was die Ermüdung ist in der Seele Ihres Helden?"

„Nein! ...."

Entsetzt rang der Poet die Hände, erhob sie dann über den Kopf, spreizte alle zehn Finger aus und sagte, sie immer wieder gegen Schwarz schnellend:

„Entweder muß der Mensch wahnsinnig werden ob des unheilbaren Zwiespaltes, und der Wahnsinn beginnt bereits sein zerstörendes Werk .... oder, es ist das Aufdämmern des Empfindens aller Lebensnichtigkeit, ist die innerste Auflehnung gegen das Geschenk des Daseins."

„Und daraus folgt?" frug Schwarz ruhig.

„Daß er sich befreien muß, entweder von dem unlösbaren Widerspruch in sich,

von dem zum Wahnsinn treibenden Schuldgefühl, oder .... von der Krankheit des Lebens ...."

„Sie wollen ihn tödten, Herbert?"

„Natürlich, da ich ihn nicht anders heilen kann. Also der Stoff ist mein, ich kann ihn benutzen?"

„Was sollte er mir noch?" frug gleichmüthig der Andere, „nur warten Sie meinen Schluß ab, ich will heute Nacht noch darüber denken, morgen um vier Uhr finden Sie hier die Antwort, wie ich zurecht gekommen bin damit."

„Baptist!" brüllte Herbert wieder in seine lustige verbissene Stimmung zurückfallend.

Der geschmeidige Diener tauchte auf, schleuderte den Vorhang zurück daß die Ringe rasselten und stieß die Thüre weit auf, als wollte er den draußen Versammelten den Anblick des Allerheiligsten gönnen in welchen soeben noch die Phantasiegestalten eines Dichters zu Gaste waren.

Die beiden Männer schritten durch die Salons, Herbert trällernd mit schiefgerücktem Hut, nach rechts und links zum Gruße der Kollegen und Bekannten seine Hände schwenkend — Schwarz ruhig, gleichmüthig, fremd die Fremden betrachtend. Draußen gingen sie im strömenden Regen durch belebte Straßen und Gassen immer hart nebeneinander.

„Da bin ich bei meinem Heim", sagte Schwarz, als sie vor ein säulengetragenes Haus kamen. Die Beiden schüttelten sich leicht die Hände, und der Wind trieb sie fast voneinander ...........

* * *

„Bitte, Herr Herbert, ein Brief von dem anderen Hrren, dem von gestern! er gab ihn vor zwei Stunden ab", sagte ergebungsvoll zusammenklappend Baptist am folgenden Tage, als der Schriftsteller zu der gewohnten Stunde in das kleine Lesezimmer trat.

„Aha sein Schluß" .... lachte Herbert, las .... und haschte dann nach einem Stuhl auf den er wie betäubt niederglitt.

„Ich war über den Werth, Gehalt und nothwendigen Schluß meiner Leidensgeschichte längst klar. Wenn ich sie Ihnen unklar, in Umrissen erzählte, wenn ich Ihnen oft nur andeutete was der Held fühlte, so wollte ich bezwecken, daß Sie sich selber den Kern herausschälen. Ich wollte sehen, ob Sie, der Unbetheiligte, zu demselben Schlusse kommen wie ich. Ihre Werke bürgten mir für Ihre richtige Auffassung und Beurtheilung, Ihr Geist war meine letzte Instanz. Um vier Uhr erhalten Sie diese Zeilen, um drei Uhr hat mich eine Kugel vom Dasein geheilt. Ist es Wahnsinn, ist es Weisheit, was mir die Pistole an die Stirn drängt! Wissen Sie es? Weiß ich es? —"

Schwarz.

Lange starrte Herbert auf das Blatt Papier und dann flüsterte er mit bleichen Lippen vor sich hin:

„Oh! ..... oh! ..... ich konnte scherzen mit einem — Sterbenden ...."

---

# Gedichte.

Von **Hermann Lingg.**

1.

Des Dunkels Vorhang senkt sich dicht
Herab in Nebelfeuchte,
Durch Wolken scheint des Mondes Licht
Wie eine Grabesleuchte. —

Weh, wer heut Nacht allein muß sein, —
Wer gegen Zweifel und Hassen
An der Menschheit Grenze ganz allein
Auf Wache steht verlassen.

Das Kind ruht an der Mutterbrust,
Der Greis auf Enkelsknien,
Die Liebenden ruh'n in Liebeslust,
Der Schwan in Melodien.

Auf Melodien trag' auch dich
Dein Traum durch Blüthenranken —
Um mich indessen schaaren sich
Die nagenden, schwarzen Gedanken.

2.

Nacht und Winter sinkt darnieder
Und der Tag kommt neu herauf,
Neu auch an Venedig wieder
Steigt Erinn'rung in mir auf.

Auf dem Markusplatze lachte
Goldighell der Sonnenschein,
Ich gedachte dein, gedachte
Uns'res Glück's, und war allein.

Trauernd auf dem schwarzen Kissen
In dem schwarzumhang'nen Boot,
Trauernd lag ich und zerrissen,
Wund im Herzen bis zum Tod.

Rings die schweigenden Paläste
Glitzerten im Sonnenstrahl.
Wäre da nicht für zwei Gäste
Raum in irgend einem Saal?

Würd', o Liebste, hier uns winken
Ach nur eine schöne Nacht,
Gerne wollt auch ich versinken
Wie Venedigs alte Pracht!

3.

Einen Teppich seht gebreitet
Euch zu Füßen, holde Fraun!
Aber eh ihr ihn beschreitet,
Hütet euch, hinabzuschau'n:

In den Teppich ist gesponnen
Ein entsetzlich Bild voll Leid,
Und dies Bild hat ausgesonnen
Eine unglücksel'ge Maid.

In die Fäden ließ sie thauen
Thränen ihrer Schmerzensnacht,
Und dann starb sie selbst vor Grauen,
Als sie sah ihr Werk vollbracht.

## 4.

Wieder schritt ich zu der Stätte
Alter Liebe heut zurück,
Ach, als ob das Haus noch hätte,
Was es einst umschloß — mein Glück.

Keine Spur blieb jener Tage —
Und was hat mich her vermocht —
Wo mit tiefbewegtem Schlage
Einsam nur dies Herz noch pocht? —

## 5.

Man wirft ein Glas in Scherben
Aus dem man froh gezecht,
Es geh' an keinen Erben
Das find ich schön und recht.
Der Geist der Weltgeschichte
Hat Gleiches stets vollbracht.
Wo je zum Sonnenlichte
Die tolle Lust gelacht,
Da rief der Zeitsturm sein: vernichte!

Wo jemand unbekümmert
Gejauchzt um Babilon,
Da hat er stets zertrümmert
Der Größe stolzen Thron;
Wo sie gejauchzt, genossen
Den Becher in der Faust,
Liegt über Schuttkolossen,
Worin der Schakal haust,
Das bleiche Mondlicht ausgegossen.

# Maler Schönbart.

Eine Novelle

von **August Becker.**

Die tiefere Empfindung der Natur im Norden beruht wohl auf der selteneren Möglichkeit ihres Gemäldes, während der Südländer ihre dauernde Herrlichkeit als selbstverständlich hinnimmt. — In besonders reicher Natur fühlen wir das Unzureichende des Worts; zur Veranschaulichung bescheidener Landschaft genügen einige Striche. Wenn Walter Scott über die Solwaytümpel im moorigen Grenzland den einsamen Reiter mit seinem Schatten hinfliegen läßt, sehen wir uns lebhafter ergriffen und in die Scenerie versetzt, als bei den farbigsten Schilderungen vom Bosporus oder Posilipp, die uns nur zu der Annahme bringen können, daß es dort schön sein müsse, wenn wir es nicht schon vorher wissen. — Man kann im Schatten der Kastanien und triefenden Weinsegen eines Wasgauthales aufgewachsen sein, viele Jahre am Rande der Hochalpen gelebt und einen Theil seines Mannesalters im anmuthigsten Mittelgebirge zugebracht haben: und doch Sehnsucht nach der kargen nordischen Natur mit sich herum tragen. Wenigstens hatte für mich die Lüneburger oder Jütländische Haide, die hinterpommersche Schweiz bei Rummelsburg in der Vorstellung von je etwas Verlockendes, wohl weil ich sie noch nicht gesehen. Selbst der märkische Sand gewann eines Tags so viel Anziehungskraft, daß ich noch im Spätherbst ein Fahrbillet nahm und geradewegs nach Berlin fuhr, — also keine Bildungsreise, wie sie Freund L. Steub zuweilen von München aus nach dem Norden — und immer mit Erfolg — unternimmt. Obwohl ich die Nothwendigkeit einer solchen nicht verkenne, war diesmal mein Zweck ein anderer.

Zum ersten Mal in der Reichshauptstadt, fühlte ich mich doch sofort heimisch. Nach mehrjährigem freiwilligem Exil in einer Kleinstadt, wo ich alle früheren Gewohnheiten und Bedürfnisse sorglich unterdrücken lernte, überkam mich endlich wieder volle Unbefangenheit. Straßen und Menschen, Leben und Treiben erschienen mir so vertraut. Jene Berliner, vor welchen man mir in Thüringen bange gemacht, mußten wohl für die kurze Dauer meines Aufenthaltes ausgewandert, nur die liebenswürdigen zurückgeblieben sein. Und dennoch rauschendes Leben in den Straßen. Niemand kümmerte sich um den Fremden, wo er unbekümmert umher schlendern wollte; wo er aber eintrat, kam man ihm höflich entgegen, und selbst wirkliche Geheimräthe gaben freundlichen Bescheid. Schuldirektoren sahen nicht eingebildeter, Gerichtspräsidenten nicht erhabener drein, als ihre Mitmenschen. Und — was mich besonders anmuthete — sogar die jungen Refe-

rendare waren artig und bescheiden, die alten Sekretäre nicht dumm und grob. Förmlich gerührt fühlte ich mich wieder Mensch unter Menschen.

Allein deswegen war ich nicht in die Mark gekommen. Erst als ich vom Dönhofsplatze weg bei verzweifeltem Wetter, jedoch guter Laune, noch Abends nach Tegel hinausfuhr, gewann ich einen Einblick in die interessante Gegend des Wedding, dessen Sand wegen des feinen Korns berühmt ist. Durch die gegen zwanzig Meter hohe Kette der Rehberge, welche mit ihren schroffen Sandgruben in angenehmem Gelb durch die Regenschleier glänzten, gelangte ich ungefährdet an's Ziel der Fahrt, wohin sich die Berliner Urbanität noch vollständig erstreckt, wie ich bei einem Abenteuer inne wurde, das mich lebhaft an die Stelle im Faust gemahnte: „Wir sind so klug und dennoch spukt's in Tegel." Da es jedoch nicht den Gegenstand meiner Mittheilungen bildet, bleibt nur noch zu berichten, daß ich auf dem Rückwege dort, wo der Sand besonders billig zu haben ist, eine Handvoll vom Boden der Intelligenz für mein Schreibzeug schöpfte.

Andern Morgens — es war ein Sonntag und machte seinem Namen Ehre — war ich in Charlottenburg. Der Thiergarten dampfte und troff von Nässe, das kahle Feld jedoch, durch welches der Kronprinzessinnenweg nach dem Grunewalde führt, war von der Herbstsonne warm beleuchtet. Dorthin, nach dem nächsten See hinterm Forsthause, stand meine Sehnsucht. Bei der Kreuzung der Schloßstraße hielt ein greiser Kutscher mit einer so lebensmüden Mähre, wie ich sie nur je in München durch die Neuhausergasse klappern sah. Charlottenburg hat Ruf bezüglich seiner Droschkengäule. Allein das Rößlein sah mich so gutmüthig, der Alte vom Bocke herunter so einladend an, daß ich es nicht übers Herz brachte, vorüberzugehen. So stieg ich ein, und fort ging es dem Grunewalde zu, langsam zwar, doch es ging. Nachdem am Forsthause ein dienstwilliger Gnom das Wildgatter geöffnet, fuhren wir weiter zwischen Zaun und Forst.

Ich hatte mich auf das Polster zurückgelegt, um die einzelnen Waldbilder an mir vorüberfliegen zu lassen. Da ging es nun so still dahin, bis ich gar nichts mehr vom Fahren merkte, — eine wohlbekannte Täuschung, dachte ich, welche die Bäume vorübersausen läßt, während der Wagen zu stehen scheint. Als ich jedoch näher zusah, sausten die Bäume nicht und flog der Wald nicht vorüber, Alles blieb auf seinem Platze; auch die Droschke stand. Nur der Kutscher mühte sich mit trostreichem Zuspruch an sein getreues Roß, das noch einmal das matte Vorderbein aus dem mahlenden Sande hob, während die Räder schon fußhoch verschlungen waren. Es ging nicht mehr.

„Alter Freund," sagte ich zu dem Kutscher, indem ich mit einigem Respekt vor den märkischen Steppen ausstieg, „schont euch beide, ihr bedürft dessen mehr als ich. Den Weg zum See werde ich zu Fuß zurücklegen, und ihr wartet hier auf meine Rückkunft."

Am Rande des Forstes führte der Fußpfad über festeren Boden, und ich erfreute mich am Anblick des schönsten Föhrenwaldes, den ich bisdahin gesehen. Unten der grasbedeckte Grund, oben das weitgespannte Nadelzelt, getragen von schlanken, kupferfarbigen Baumsäulen, hunderttausend hintereinander, und mitten hindurch ein Blick tief, tief hinein in die grüne Dämmerung. Nun begriff ich, warum der Grunewald neben der blauen Havel und der Tegeler Haide den Gegenstand des Heimwehs in jenem Volksliede bildet. Auch die jungen Lords aus der Königsstraße mochten seine Poesie empfinden, da sie auf ihrem Sonntagsritt an mir vorüber und sorglos dahinsprengten, wo der Förster Letz haust in des Grunewalds düstern Gründen.

Plötzlich lichtete sich der schöne Forst, und ich stand am Rande einer weiten Ver-

tiefung des Bodens, aus der, von der Sonne beleuchtet, ein klarer Wasserspiegel blitzte. Es war der See. Im Schatten der einzelnen malerischen Föhren am hohen Rande hielt ich eine Weile und sah in die sich öffnende Landschaft, — kein großes, reiches, überraschendes Bild, nur Wasser, Wald und Himmel, — allein es gefiel mir in seiner schlichten Anspruchslosigkeit, und Stimmung schwebte darüber, wie im Uranfang der Geist Gottes über den Wässern.

Als ich nun den Hang hinunter auf den hellen Ufersand gelangte, an welchen die Wellen leise anschlugen, bemerkte ich, daß ich nicht der einzige Besucher des Sees war. Einige hundert Schritte seitwärts saß ein schwarzgekleideter Herr auf einem Stein, dicht am Strande, einsam mit seinem Hunde. Dann und wann warf er einen Kiesel in die blaue Fluth und sah den Schwingungen des Wellenkreises zu. Durchaus ohne Absicht die Einsamkeit desselben zu stören, hielt ich mich in gehöriger Entfernung. Dennoch bellte mich der Köter an, sprang auf mich los, hielt und bellte wieder und immer grimmiger. Es war die erste Ungezogenheit, die mir auf meiner Berliner Reise aufgestoßen war. Jetzt war auch dessen Herr auf mich aufmerksam geworden und verwies dem Hunde seine Unart. Allein das half nur für den Augenblick, — der Spitz verfolgte jede meiner Bewegungen mit drohendem Gebell. Das hatte zur Folge, daß ihn sein Herr zurückrief, um ihn ernstlich für den Mangel an Lebensart zu züchtigen. Sofort legte ich mich jedoch dazwischen, um für den treuen Wächter sonntäglicher Erschaulichkeit Fürbitte zu thun, indem ich gleichzeitig um Entschuldigung bat, wenn ich dieselbe absichtslos gestört haben sollte.

Der Einsame richtete jetzt seine schlanke Gestalt auf und schien meine Annäherung nicht übel aufzunehmen, indem er mich forschend, doch nicht unhöflich fixirte.

„Sie stören nicht,“ sagte er mit freundlichem Lächeln. „Allein, wie kommt ein Süddeutscher an diese blaue Pfütze? Solche und bei weitem schönere finden Sie in Ihren Voralpen zu Dutzenden, nach denen sich Niemand umsieht, auch wenn Ihre Hochalpen noch so erhaben über den Waldrand herein schauen.“

Daß er mich an der Aussprache sofort als Süddeutscher erkannte, war nicht eben auffallend. Doch lag im Tone seiner Stimme, im Ausdrucke seiner Miene etwas Vertrautes und Vertrauliches, das ich mir weniger zu erklären wußte.

„O,“ erwiderte ich, „halten Sie mich nicht für so befangen, daß ich neben der Großartigkeit des Hochgebirgs nicht auch den schlichten Reiz norddeutscher Natur gelten lasse. Man kann für die Alpenwässer schwärmen und dennoch diesen See hier höchst anmuthend finden.“

„Das wollten Sie mir aber damals am Königssee nicht zugeben, mein Lieber!“ sagte er jetzt, indem er meinen Namen nannte und die Hand herreichte.

Verdutzt sah ich ihn an. Allein sein Gesicht wollte mir keine Erinnerung wecken, nur seine Stimme klang voll in mein Gedächtniß.

„Wäre es denn möglich!“ rief ich seine Hand ergreifend. „Himmel, Sie wären es, Schönbart?“

„Ja, so nanntet Ihr mich im schönen München.“

„Aber —“ fragte ich zögernd weiter, indem meine Augen in seinem intelligenten, glatten Gesichte umherirrten, das nur von einem Schnurrbarte geziert war — „wo haben Sie denn —“

„Den Vollbart, der mir den Kneipnamen eingetragen, nicht wahr?“ fiel er

lachend ein und fuhr sich dabei über das wohlgebaute Kinn. „Ja, der ist unwiederbringlich dahin."

Ein Seufzer schmerzlichen Bedauerns entschlüpfte mir. Keiner der Münchener Künstlerbärte stand seiner Zeit in so hohen Ehren, als der des talentvollen und wegen seiner geselligen Gaben allgemein beliebten stattlichen jungen Norddeutschen. Er kleidete ihn in seiner vollen Ueppigkeit vortrefflich, fand seine Stelle auf den meisten Historienbildern aus der Schule Pilotys; ja selbst Kaulbach ging nicht ungerührt an ihm vorüber und gab ihm einen hervorragenden Platz auf einem seiner späteren Gemälde. Und nun traf ich den begabten Künstler, nachdem er wie hundert andere im Verlaufe der Zeit mir aus den Augen und fast aus der Erinnerung gekommen war — denn ich ahnte nicht, daß der berühmt gewordene Maler seines wirklichen Namens identisch mit unserm Schönbart sei — nun traf ich ihn hier am einsamen Halensee, links von Charlottenburg hinter Berlin, bartlos oder doch nur mit einem kümmerlichen Reste des einst vielbewunderten Urwalds auf seinen Lippen.

„Schade!" seufzte ich also bedauernd. „Und wie kamen Sie zu diesem Attentat auf Ihre großartigste Schönheit?"

Er lachte wieder. Aber diesmal war sein Lachen bedeutsam und verschwand in einem ernsten Ausdruck, als er sagte:

„Dahinter steckt eine ganze Geschichte, möchte ich mit Ihrem W. H. Riehl sprechen; denn sie hat culturhistorische Bedeutung. Mein ganzes Lebensglück hängt damit zusammen. Ich werde sie Ihnen auch erzählen, wenn Sie dieselbe zu einer Novelle benutzen und mich dabei blos mit meinem Kneipnamen einführen wollen. Würden Sie dies thun, lieber Dichter?"

„Ich werde es."

„Schwören Sie — hier im Hinblick auf Wasser, Wald und Himmel, bei Ihrer Schriftsteller-Ehre!"

Ich schwor.

„Gut denn. Und nun heiße ich Sie herzlich willkommen im Norden. Wie aber kommen Sie denn an diesen weltvergessenen Strand?"

Mein Bericht über Zweck und Verlauf meiner Reise war bald kund gegeben und ebenso mein Wohlgefallen an Berlin und den Berlinern.

„Ei", meinte er, „dabei hat wohl Ihr hiesiger Verleger das Beste gethan."

Ich konnte ihm jedoch die Versicherung geben, daß dieser ganz unschuldig hieran sei, zu meinem Wohlgefallen an Berlin und den Berlinern nie etwas beigetragen habe, nicht einmal von meiner Anwesenheit wisse.

„Um so besser", versetzte er. „So sind Sie frei, wir speisen zu Mittag irgendwo, dann kommen Sie für den Abend zu mir."

Nun hielt ich entgegen, daß ich für Mittag bereits an liebe Freunde versagt sei, mit denselben Nachmittags nach Potsdam fahren und von dort allein nach dem Harz weiter reisen werde.

„Dieses Jahr noch?" fragte er und zog die Uhr. „Nun, ich will nicht störend in Ihre Dispositionen eingreifen. Ich sehe, Sie fürchten einen Berliner Thee, jedoch ohne Noth. Allein für die nächsten Stunden entgehen Sie mir nicht. Sie haben geschworen und müssen meine Geschichte hören. Also sehen Sie sich den lieben kleinen See da sammt seiner Umgebung, diese steile Sandriese an der Böschung, noch genauer an, damit Sie

die Oertlichkeit richtig auffassen. Denn hier, lieber Freund, hier beginnt eigentlich meine Geschichte. Sind Sie damit fertig, so gehen wir, wenn es Ihnen recht ist."

Mir war es recht. Auf dem Rückwege stießen wir auf meine Droschke und ließen sie leer zurück gehen, warfen einen Blick zum Förster Letz hinein, benutzten dann die Pferdebahn und schließlich einen flotten Berliner Rosselenker, der vor einem Hause in einer der eleganten Straßen am Thiergarten hielt. Bald saß ich mit Schönbart in einem höchst gemüthlichen, künstlerisch ausgeschmückten Zimmer bei einer Flasche Wein, und er fuhr fort in seiner Erzählung, die er schon unterwegs begonnen hatte und die mich trotz ihrer Einfachheit so fesselte, daß ich ihm überall hin gefolgt wäre, um seine Geschichte zu Ende zu hören. Und ich kann nur der Hoffnung leben, daß sie auch den Leser nicht langweilen werde, wenn ich nunmehr den Maler selbst im nachfolgenden Zusammenhang sprechen lasse.

## I.

Ich muß vorausschicken, daß ich von München auf einige Jahre nach Rom ging, ehe ich als fertiger Maler heimkehrte. Hier in Berlin hatte ich ziemlich Glück, erwarb mir rasch einen Namen, war auch in der Gesellschaft wohlgelitten, ja sehr wohlgelitten, mehr als mir taugte. Es fehlte weder an liebenswürdigen Verbindungen, noch an interessanten Abenteuern, wie sie zum Recht und Glück der Jugend, aber auch zur Lust von Männern gehören, die Künstler sind und allein stehen. Bald fesselte mich der Geist, bald die Schönheit, bald die Pikanterie einer Huldin — auf einige Wochen. Dann kehrte freilich jedesmal der Drang wieder, mich loszulösen, und immer gelang es mir, mich noch rechtzeitig zurückzuziehen. Von ernstlicher Neigung hatte ich noch nichts gespürt, noch Keine gefunden, an welche ich mein Schicksal hätte ketten mögen.

Nur einmal war mir dieser Wunsch aufgestiegen.

Ich wandelte Abends — im Zwielicht — unter den Linden. Es war ein Wetter, wie ich es liebe, der Boden trocken, etwas gefroren, die Luft frisch. Und wie schneite es. Von den Naturerscheinungen, die man auch in großen Städten genießen kann, liebe ich zumeist das Schneien. Der ruhige Schneefall hat selbst etwas Beruhigendes, Gemüthliches, Erschauliches. Gerne sehe ich dem weißen Getriebe und Gewimmel vom Fenster zu, noch lieber treibe ich mich selbst darin umher. Also es schneite. Leise sanken die Flocken nieder, legten sich sacht auf die Aermel meines Ueberrocks; damit überkam mich eine sanfte, nicht eben heitere, doch wohlthuende Stimmung, der etwas Sehnsucht nach — nun, wie drücke ich mich aus — nach Glück beigemischt war.

Vor mir schritten zwei Frauen, denen ich, blind für alle andern, folgte, eine ältere und eine sehr junge, wahrscheinlich Mutter und Tochter. Ich hätte dies bestimmt wissen mögen, aber wie erfahren? Das junge Mädchen war groß und kräftig wie eine Walküre, doch lag schüchterne Anmuth über der vollen, hohen Gestalt und ihrer Bewegung. Sie hatte nichts von der modischen strammen Haltung, in der sich unsere oft so kleinen, putzigen weiblichen Geschöpfe gefallen und die ihnen in Männeraugen so übel steht. Treten sie doch auf wie Garde-Uhlanen oder Husarentrompeter, — es fehlt nur der Schnurrbart und der oft nicht.

Genug, das junge Mädchen vor mir trat nicht so auf, stolzte, stampfte, klapperte nicht über das Trottoir, sondern schritt sittig dahin: ein leichter, ruhiger Gang, nicht zu hastig, nicht zu langsam. Ich beobachtete es genau, so viel ich eben beobachten konnte,

da ich von den Füßen nichts sah, als deren Spur in der frischgefallenen, schwachen Schneedecke. Dieser Abdruck war, wenn auch nicht so klein, wie von Kinderfüßchen, doch von feiner Form und die Fußstapfen hatten die ästhetische Spannweite, — darauf gebe ich viel!

Kurzum, in der Erscheinung des Mädchens, in der Haltung des Kopfes und Körpers, im Auftreten lag etwas, das mich unendlich anzog, wenn ich es auch nicht näher bestimmen konnte. Ihre Kleidung war nicht nach neuestem Schnitt, aber gefällig, von dunkelm Stoff, der Mantel von feinem Tuch, mit Pelz besetzt ohne weiteren Ausputz. Während sie mit ihrer älteren Begleiterin einmal flüchtig die Auslage eines Modenmagazins musterte, hatte ich von ihrem Gesichte so viel gesehen, daß es von sanftem, mädchenhaftem Ausdruck war, kein klassisch schönes, kein vornehm blasses Antlitz, sondern nur reizend und voll warmen Colorits.

Ja, lebensvolle Gluth lag auf Wangen und Lippen, die den lieben Mund mehr öffneten als schlossen und sich in reizende Grübchen verloren, von denen eines mitten im rosigen Kinn saß. Außerdem erschien der Teint leicht gebräunt, gleichsam dunkel untermalt, dennoch so durchsichtig, daß ich das blaue Geäder an der Schläfe deutlich unterscheiden konnte, da sie mir, freilich ohne zu wollen, das sehr hübsche Profil zeigte. Bei einer zufälligen Wendung des Gesichtes schauten aus dessen warmer Färbung nicht eben große, jedoch höchst ausdrucksvolle blaue Augen unter den dunkeln Wimpern schämig hervor und mir tief in's Herz, obwohl sie sich fast erschrocken abwandten, als sie den meinigen begegneten. Ich hatte nur noch erkannt, daß die Stirne weder hoch noch schmal, aber fast geheimnißvoll anziehend aus den üppigen dunkelblonden Haarwellen sah.

Schade, daß sich das junge Wesen seitdem nicht mehr nach mir umwenden wollte Ich hätte ihr noch so gerne in die holden Augen geschaut. Dagegen warf im Weitergehen ihre Begleiterin einen Blick zurück, einen Blick durch eine Brille auf einer Nase — einer Nase, sage ich, die einem Professor der Anatomie angehören konnte. Welch' ein abschreckender Blick, welch' ein Gesicht war das! Himmel, wie kam meine sanfte Walküre — es muß wohl auch sanfte Walküren geben — zur grimmen Hel als Mutter! Hel als Schwiegermutter! — mich faßte ein Schauder. Dennoch folgte ich unverdrossen Beiden nach, bis sie an der Ecke einer einmündenden Straße in eine bereits glänzend erleuchtete Seidenauslage eintraten. Noch unter der Glasthüre sah sich meine junge Unbekannte schüchtern und flüchtig um. Allein, auch Hels Blick traf mich gleichzeitig; ich bebte zurück, und Beide verschwanden unter den zahlreichen Besuchern des Magazins.

Vergebens stand ich nun Viertelstunde um Viertelstunde vor dem Ausgang Wache, umsonst trieb ich mich vor den riesigen Scheiben umher. Längst war völlige Nacht eingebrochen, die Schneeflocken taumelten flimmernd um die Gaskandelaber, legten sich schichtenweise auf meine Hutkrempe, — die Erwarteten erschienen nicht. Endlich that ich das Klügste, was ich thun zu können meinte und trat selbst in die Modehalle. Aber auch hier waren sie nicht zu entdecken und ich wollte mich wieder entfernen, als ein Jüngling mit schwarzem Haar und Rock, sorgfältigem Scheitel und glänzender Nadel im Vorhemd nach meinen Wünschen fragte.

„Zwei Damen traten hier ein", sagte ich stockend, „meine Tante — und — Schwester —"

Himmel, wenn die in der Brille es gehört hätte! Voll Schrecken sah ich hinter mich.

„Befehlen Sie Atlas oder Taffet? Lyoner Façon. Bei Damen höchst beliebt. Poult de Soie, bleu Mexique — das Allermodernste."

Und behend rollte er einige Seidenballen auf.

„Nicht doch“, beschwichtigte ich den Eifrigen, „ich wünsche blos — “

„Halsbinden, schön mein Herr. Hier das Neueste.“

Und er zeigte mir deren neunhundert.

„Ich nehme ein Dutzend, mein Sohn“, sprach ich jetzt, „wenn Sie mir Auskunft geben wollen, wo die Damen . . .“

„O, Alles kommt zu uns; was zur guten Gesellschaft gehört, kauft bei uns, nur bei uns. Sonst noch was gefällig?“

Was half es mir? Ich hatte ein Dutzend Halsbinden gekauft, um schließlich zu erfahren, daß meine „Tante“ und „Schwester“ wahrscheinlich den Ausgang in der andern Façade des Eckhauses benutzt haben dürften. Mit einem Schlag vor den Kopf wählte auch ich diese zweite Thüre auf die Straße, spähte draußen vergeblich nach ihnen, rannte bald da, bald dort einem Damenpaar nach, um mich jedesmal getäuscht zu finden und trug endlich müde und verdrossen meine Cravatten heim.

Von da an ging ich allabendlich zur selben Stunde denselben Weg, ohne wieder auf die Spur meiner Unbekannten zu stoßen, — sie war verweht. Weder auf den Bällen, Concerten, Soiréen jenes Winters, noch auf den Schlittschuhbahnen begegnete ich wieder ihrer hohen Gestalt, ihrem holden Antlitz, ihren lieben Augen. Auch mehr oder minder versteckte Erkundigungen bei stadtkundigen Bekannten nach einer Frau mit einer Brille und dem Antlitz der Todesgöttin hatten keinen Erfolg. Meine sanfte Walküre war spurlos verschwunden. Allein ich fühlte, *sie* hätte ich lieben können, ihr sagen mögen: werde mein Weibchen!

Der Winter ging dahin, das Frühjahr stürmte vorüber. Endlich waren die Linden wieder grün und im Thiergarten blühte und duftete es. Man dachte schon an die Sommerfrische, und es war erst Ende Mai. Da saß ich eines Vormittags, wo sie mich heute sitzen sahen, auf meinem Feldstuhl draußen am See im Grunewald, um Farbenstudien zu machen. Ich hatte diese Tagesstunde gewählt, um ungestörter zu sein. Der Reflex der Bäume und der über die Fluth hineilenden Wolken beschäftigte mich so sehr, daß ich, abgekehrt von allem anderen, mit Eifer der Arbeit oblag.

So hatte ich anfänglich nicht einmal wahrgenommen, daß sich unterdeß der gewöhnlich einsame Strand belebt hatte. Eine ganze Schaar junger Damen hatte sich über den Rand des Waldes und des Sees ergossen und umschwärmte nun das Ufer mit lautem Geplauder, heiterm Lachen und Gesang. Es mochte die Maifahrt einer Pension sein. Als man mich nun so einsam und in meine Studien verloren am Seestrand sitzen sah, hielt man sich in ehrfurchtsvoller Ferne und mehr im Walde.

Nur Einzelne wagten sich weiter vor und sahen scheu nach mir her. Ich selbst aber schaute mich nicht wieder um. Glauben Sie ja nicht, weil ich mir aus Instituts-Backfischchen nicht viel machte. Im Gegentheil, ich sah von je gerne diese aufblühenden jungen Wesen, besonders im Freien. Es gibt nichts Anziehenderes als solche geschmeidige, lichte Gestalten durch einen Waldgrund zwischen den Bäumen hinhuschen oder ein blaues Seebecken umschweben zu sehen. Es hat etwas Anregendes, Poetisches. Und wie freundlich spiegeln sich die hellen Figuren im Wasser! Auch gibt es immer Einzelne darunter, die der Backfisch-Aera bereits entwachsen sind.

Ein solches, jedoch sehr ungleiches Mädchenpaar, das mich wohl noch nicht wahr-

genommen hatte, kam jetzt Arm in Arm auf dem hohen Lande, plaudernd und vor sich hinsummend in meine Nähe.

„Ein Veilchen auf der Wiese stand,
Gebückt in sich und unbekannt;
Es war ein herzig Veilchen.“

Ich horchte ihren sanften Stimmen, indem ich gebückt, wie das Veilchen, mit der Palette da saß, — ja, ich sah jetzt deutlich in der Fluth vor mir ihre Gestalten, deren Spiegelbild vom Rande der Böschung hell in den See fiel. Ich weiß nicht, warum mir das Herz anfing lebhafter zu schlagen, als sie plötzlich verstummten und anhielten. Offenbar hatten sie mich jetzt erst bemerkt. Sie stutzten, sahen her und dann einander bedeutsam an, indem sie sich Zeichen gaben und zusammen flüsterten. Um sie nicht noch stutziger zu machen, sah ich mich also nicht um, schien ihre Annäherung nicht einmal zu ahnen, that gar nicht dergleichen, konnte jedoch in dem elementaren Spiegel, den der See mir bot, alle ihre Bewegungen verfolgen, während ich ganz in meine Studien versunken schien.

Mein ruhiges Verhalten erreichte denn auch seine Absicht, beschwichtigte die beiden Mädchen völlig, ja flößte ihnen wachsenden Muth und, wie es schien, den Gedanken zu einer kühnen Unternehmung ein. Denn gar schalkhaft winkten sie sich hinter meinem Rücken zu, machten wichtige Mienen, schnitten geheimnißvolle Gesichter, indem sie sichtlich einen festen Entschluß faßten und zur Ausführung ihres Vorsatzes sich anschickten. Daß es auf den harmlosen Maler abgesehen war, lag klar. Allein welcher Schabernack drohte mir, welchen Possen wollte man mir spielen? Das war die Frage. Vielleicht gedachten sie den Feldstuhl unter mir umzustoßen, vielleicht aber trieb sie auch nur die Lust, den Maler zu belauschen, seine Arbeit genauer zu beobachten. Immerhin, ihr Vorsatz schien einen unwiderstehlichen Reiz auf sie auszuüben.

Gut, dachte ich. Kommt nur näher heran, ihr hübschen Kinder, werdet nur erst ganz kirre, zahm und sicher, dann —. Ja dann — was dann? Das wußte ich selbst noch nicht. Indeß saß ich noch harmloser da, bückte mich noch veilchenhafter auf meine Studie nieder. Ich sah, hörte, ahnte nichts, rührte nichts — als den Pinsel. Scheinbar war ich also ganz verloren und versunken, in Wirklichkeit aber auf der Lauer, mit scharfem, gespanntem Auge im Wasserspiegel, voll Erwartung, voll Arglist, verschlagen wie ein Fuchs, der sich nahe am Hühnerhof schlafend stellt; mit einem Wort: ein Wolf im Schafpelz, denn ich trug auf solchen Ausflügen noch von München her stets eine wollene Joppe.

Mit leisem behutsamem Tritt hatte unterdessen das Mädchenpaar den oberen Rand der Böschung hinter mir überschritten. Die Kleinere von Beiden, rund, mit schwarzen Locken, war entschieden die Kühnere. Von Neugierde und Naseweisheit getrieben, ging sie unternehmend voran. Der Schelm saß ihr in den Augen, Muthwille leuchtete aus jedem Zug, während die Andere — ja, die Andere! Die war ganz anders! Groß, blond, blühend, zeigte sie sich doch scheu, schüchtern, zurückhaltend. Und doch schien gerade sie vorzugsweise von dem Verlangen beseelt, dem Maler heimlich in's Handwerk zu schauen. Nur bangte ihr eben vor dem gewagten Unternehmen, zu dem sie sich durch die kleinere Gefährtin halb nachziehen, halb durch lebhafte Geberden und ermuthigende Winke bewegen ließ. Auf den Zehen schleichend stiegen sie nun gerade an der steilsten Stelle hinter mir herab. Dann zögerte die Größere nochmals, hielt zaghaft an und sah dabei mit vollem Gesicht bange nach dem Maler herunter . . .

Beinahe hätte ich mich jetzt vergessen, die Lauscherinnen erschreckt und verscheucht. Beinahe wäre ich von meinem Feldstuhl aufgesprungen. Himmel, was sah ich? Es war meine holde Unbekannte, meine sanfte Walküre.

Das lebhafte Klopfen meines Herzens verstand ich nun. Alles in mir war in Erregung. Dennoch, so viel Mühe es auch kostete, verharrte ich in meiner Haltung; die äußere Ruhe bewahrend, beschäftigte ich mich anscheinend um so angelegentlicher mit meiner Studie, verwandte jedoch keinen Blick von dem lieblichen Frauenbilde im Wasserspiegel, folgte athemlos ihren Bewegungen, verlor keine ihrer Mienen. Mir war wunderbar zu Muthe. Ich fühlte, daß mein Schicksal hinter mir stand.

Hand in Hand, sich gegenseitig stützend, stiegen indeß die beiden Mädchen immer weiter herunter und zwar so behutsam, mit solcher unhörbaren Vorsicht, daß mir ihre Annäherung allerdings entgangen wäre, wenn mir der klare See nicht jede Bewegung verrathen hätte. Freilich konnten sie nicht vermeiden, daß sich ein Steinchen unter ihren Füßen löste, Sand herunter rieselte, wobei sie erschreckt zusammenfuhren und sich zur Flucht wenden wollten. Meine Unbekannte wechselte jedesmal die Farbe und fuhr mit der Hand nach dem Busen. Wie bänglich sah sie dabei zu mir herunter! Allein mein Verharren in der Ruhe täuschte und beschwichtigte sie immer wieder. Mechanisch pinselte ich fort, indem ich mir die ganze Studie verdarb.

Indeß nahte die Katastrophe. Die Mädchen glaubten gerade an der steilsten und schlüpfrigsten Stelle der Sandböschung den richtigen Standpunkt erreicht zu haben, um mir über die Schultern in die Farbenskizze zu gucken. Sie streckten sich, hielten sich gegenseitig, stellten sich auf die äußerste Fußspitze, — es war reizend. Um noch bequemer lauschen zu können, ließen sie sich dann los, lüpften mit den Händen ihre Gewänder, als vermöchten sie sich auf diese Weise noch höher zu heben. Sie vergaßen den unsichern Sand, den abschüssigen Boden, ihre eigene Stellung. Sinn und Theilnahme für die Kunst überwog ihre Vorsicht. Und mit welcher Aufmerksamkeit, mit welcher Hingebung schauten sie mir über die Schultern, mit welcher bangen Lust, mit welcher — ach! ein Angstschrei.

„Ich rutsche! Ich komme in Schuß!!“ kreischte die kleine Schwarze, suchte sich an ihrer Freundin zu halten und brachte auch diese in's Schwanken.

Wie der Blitz war ich vom Stuhle auf. Diesen hinwegstoßend, was ich zur Hand hatte — Pinsel und Palette — hinwegschleudernd, hatte ich mich mit geöffneten Armen umgekehrt. Die kleine, runde Schwarze war allerdings bereits lebhaft im Schuß, war ausgeglitten oder hatte sich absichtlich rückwärts geworfen und rutschte nun, wie auf einem Knabenschlitten, behend die Sandriefe herunter. Es wäre schade gewesen, ihre Fahrt aufzuhalten. Bevor sie noch unten anlangte, wälzte sie sich mit Geistesgegenwart, um nicht in den See zu gerathen, rasch auf die Seite und rollte nun wohlbehalten über den Ufersand, während ich mit ausgebreiteten Armen ihrer blonden Gefährtin entgegengeeilt war. Denn diese war ebenfalls in's Gleiten gerathen und sank mir willenlos in die rettenden Arme.

Wem die Götter hold sind oder auch wen sie versuchen wollen, dem bereiten sie solches Erlebniß. Denken Sie sich in meine Lage oder in die des armen Mädchens. Sie stand etwas höher als ich auf dem unsichern lockern Sand der Böschung, ohne andere Stütze, als mich. Ich war ihr einziger Halt. Vom Schreck übermannt hatte sie unwillkürlich die Arme um meinen Hals geschlungen; ihre Brust ruhte an der meinen, ihre

erblaßte Schläfe an meiner vollbärtigen Lippe. Ungestüm wallte ihr Busen; ich spürte den warmen Schlag ihres Herzens, in das alles Blut aus dem bebenden Körper geströmt war. Denken Sie sich, wie mir zu Muthe war und wie ihr!

„Keine Angst — mein Fräulein!“ flüsterte ich. Beinahe hätte ich „mein Weibchen“ gesagt, so wirbelte das Glück des Augenblicks alle meine Sinne, Gedanken und Gefühle auf, während von der Seite her ein so helles Gelächter aufschlug, als ob alle Dryaden und Hamadryaden des Grunewalds sich in ausgelassenster, unbändiger Heiterkeit ergössen.

Das kam von der Mädchenschaar drüben im Walde. Entsetzt machte meine Holde lebhafte Versuche, sich der Umarmung des bärtigen Malers zu entziehen. An den dunkeln Wimpern der gesenkten Augen schimmerte es feucht, auf ihren Wangen aber blühten wieder alle die Rosen ihres schamhaften Gemüths in heller Pracht auf. So schwer es mir fiel, meinem für sie so peinlichem Glücke ein Ende zu machen, half ich ihr doch nunmehr auf ebenen, sichern Boden. Da stand sie nun zitternd, verwirrt, mit schwimmendem Blick nach der Freundin suchend. Diese saß im Sande, drückte die Hände vor die Augen und machte: „hu, hu, hu!“ Allein das Ereigniß mußte ihr doch auch in belustigendem Lichte erscheinen, weil ihr Weinen immer wieder in Lachen umschlug.

„Ach, Elfriede,“ flüsterte meine Holde unter Thränen, „hast Du Dir wehe gethan?“

„Freilich,“ schluchzte die Andere. „Wohl hat es nicht gethan. Du hättest mich auch mitten in den See plumpsen lassen. Niemand kümmerte sich um mich, hu, hu, hu, hu!“

„Mein Fräulein,“ sprach ich jetzt, mich theilnahmsvoll nähernd, „Ihre Freundin befand sich selbst in Noth.“

„Ja wohl, sehr in Noth, ich sah es!“ spottete Elfriede, ergriff jedoch lebhaft meine Rechte, die ich ihr hingereicht hatte, um sie aufzurichten, und sprang auf die Füße.

Während Purpur sich über Hals und Antlitz ihrer blonden Freundin ergoß, hatten die Mädchen im Walde ihr Spiel abgebrochen und der ganze Schwarm kam jubelnd und vor Lachen sich schüttelnd herbeigelaufen, wo die Verunglückten noch hielten und vor Verlegenheit hätten in die Erde sinken mögen.

„Himmel,“ schrie die schwarze Elfriede, „ich springe in's Wasser. Da kommt der ganze Chor der Rache und lacht Hohn!“

„Hüpfen Sie nicht hinein, der See ist naß!“ beschwichtigte ich, über ihr Gebahren lächelnd, denn sie that wirklich, als bliebe ihr nichts, als ein feuchtes Grab.

Mittlerweile langte die Mädchenschaar an, hintennach langsam mit strenger Miene dieselbe Brille, welche mir einst unter den Linden solchen Schrecken eingejagt hatte. Ich zog vor, etwas bei Seite zu treten. Die schwarze Elfriede aber hatte bereits, um ihre Verlegenheit zu verschleiern, zu einem Mittel gegriffen, nach welchem auch die kleinsten Mädchen schon schlau genug sind zu greifen, wenn sie sich irgendwie blosgestellt haben. Sie fing an zu hinken und winselte kläglich: „Mein Bein, mein Bein!“ In der That erreichte dieser Jammer seinen Zweck. Während die Einen ihre Lachlust noch im Taschentuch erstickten, wandelte sich die Heiterkeit der Andern in Sorge und Mitleid. Indeß man die Hinkende niedersitzen ließ, stand meine sanfte Walküre den Nachfragen der größern Mädchen und — in Scham und Pein fast vergehend — dem forschenden Blick der Brille, welche sich vorzugsweise bei ihr erkundigte, was denn da aufgeführt worden sei, und hierbei von der Thatsache meiner Anwesenheit Notiz nahm. Anfänglich antwortete Niemand, endlich meinte eines der kleineren Mädchen: man wisse nichts weiter, als daß Elfriede die Sandrutsche da probirt habe.

Diese Auskunft kitzelte zu neuer Heiterkeit; selbst meine sanfte Walküre lächelte, und Elfriede sprang auf die Füße, stopfte sich das Spitzentuch in den Mund und konnte dennoch das Lachen nicht verhalten. Nur die Brille behielt ihren Ernst; sie beschloß zu erstarren, und sie erstarrte.

„Aber Elfriede!“ sprach sie mit entsprechendem Blick. „Eine Sandrutsche!!“

Jetzt aber platzten alle Schleußen. So helles Lachen von dreißig oder vierzig Instituts-Backfischen hat etwas ansteckendes, hinreißendes, selbst wenn einige mitlachen, die keine Backfischchen mehr sind. Ich stimmte herzlich mit ein. Sogar die Brille konnte sich der allgemeinen Heiterkeit nicht gänzlich entschlagen. Da sie aber die Nothwendigkeit fühlen mochte, es nicht merken zu lassen, wandte sie sich mit den Worten an meine Unbekannte: „Und auch Sie noch so kindisch!“ Was sie noch sagte, verstand ich nicht, allein über das Antlitz meiner Holden flog wieder flammende Röthe, während sie meinem Blick auswich. Da die Brille augenscheinlich nicht so schlimm war, als sie aussah, hielt ich für gut, auch meinerseits vorzutreten und mit einer harmlosen Erklärung heraus zu rücken.

„Die jungen Damen,“ sagte ich artig, „geriethen offenbar nur durch Zufall an die gefährliche Stelle. Als ich plötzlich Geräusch hinter mir vernahm, fürchtete ich ein Attentat auf meinen Feldstuhl, sprang auf und hatte eben noch Zeit, aufzuhalten, was aufzuhalten war.“

„Ach!“ ließen sich jetzt die beiden Mädchen gedehnt, ablehnend, vorwurfsvoll vernehmen. Ihre Befangenheit in Unmuth über meine Heuchelei kleidend, sandten sie mir unter den Brauen hervor einen versteckten Strafblick zu und konnten doch ihr Wohlgefallen an meiner Auslegung nicht ganz verläugnen. Denn sie lachten darauf heimlich zusammen.

Ueberhaupt schienen sie sich keiner Täuschung mehr über den wahren Charakter meiner nichtsahnenden Harmlosigkeit während ihrer heimlichen Annäherung hinzugeben. Auch die Brille sah wohl klar genug in den eigentlichen Sachverhalt. Ich stand entlarvt, doch keineswegs reuig. Indeß fand die kluge Frau für gut, keine weitere Erkundigungen in meinem Beisein einzuziehen und ihre junge Gesellschaft baldigst aus der Nähe des bärtigen Malers zu bringen. Sie forderte zum Rückweg auf, verbeugte sich kühl, und kichernd zog die Schaar mit meiner sanften Walküre ab, indem sie mir noch listige, schalkhafte Blicke zurücksandten.

## II.

Da stand ich nun und sah wehmuthsvoll den Abziehenden nach, erstieg dann den hohen Rand und hoffte, sie würden noch im Grunewald verweilen. Aber nein, sie hielten sich nicht länger auf, gingen weiter. Meine Holde, die alle überragte, sah sich nicht mehr um. War sie mir böse? Es hatte doch nicht so geschienen. Auch hatte ich ja nichts Uebles gethan, war ihr Retter in der Noth gewesen und hatte sie nicht länger, als unumgänglich nöthig war, festgehalten. Ach, jetzt aus der Ferne, bevor sie hinter den Bäumen verschwand, sah sie zurück, und ich durfte sie nochmals grüßen, worauf sie freilich sich schleunigst hinweg wandte.

Sie war fort und nochmals breitete ich meine Arme aus. Vergeblich. Ich umfing nicht mehr den warmen, schwellenden Körper eines lieben Mitmenschen, — ich war allein mit der todten Natur, die nun allen Reiz verloren hatte. Zu Farbenstudien war ich begreiflicherweise nicht länger aufgelegt. Am liebsten hätte ich den Malkasten im Stich

gelassen und wäre nachgelaufen. Voraussichtlich hätte es mir jedoch wenig geholfen, und der Dienstmann, der meine Kunst-Utensilien abholen sollte, war auf eine Stunde später bestellt. So saß ich nun da am einsamen Seestrand mit dem Nachgefühl des glücklichen Abenteuers. Doch kam ich dabei zu einem bestimmten Entschluß: ich schwor: Diese oder Keine! und ich weiß meine Schwüre zu halten.

Was half mir aber für's Erste die Entschlossenheit? Was wußte ich von ihr, die ich liebte? Nicht einmal den Namen, nicht einmal den der Vorsteherin des Pensionats. Nun, das war zu erfragen, und ich fing gleich damit an, als mein Mann kam und den Malkasten auflud, indem ich auf dem Rückwege beim Förster Letz eintrat. Da hier Erfrischungen zu haben sind, schloß ich, daß auch das Pensionat hier eingekehrt, vielleicht gar noch da zu finden sei. In Letzterem irrte ich jedoch, und als ich mit einiger Vorsicht Erkundigungen einzog, erfuhr ich, daß das Pensionat allerdings sich kurz hier aufgehalten habe und zwar das einer gewissen Madame Piephoff oder Mayer oder etwas dergleichen.

Das war etwas, doch wahrlich nicht viel, wie ich zu meinem Leide bald merkte. Tagelang durchstöberte ich im Adreßbuch, das ich mir anschaffte, alle Adressen unter Piephoff und Mayer oder was ihnen ähnlich lautete. Pensionatsvorsteherinnen fand ich keine darunter. Unter irgend einem Vorwande ging ich auf ein statistisches Bureau, um mich nach den Berliner Mädchenpensionaten zu erkundigen. Man übermittelte mir Namen die liebe Menge; zwei hatten auch eine entfernte Aehnlichkeit mit Piephoff und Mayer und ich ließ mir die Adressen geben, — sie wohnten an den entgegengesetzten Enden der Stadt. Nun wußte ich, daß die Zöglinge solcher Institute zu einer bestimmten Nachmittagsstunde an die frische Luft geführt zu werden pflegen. An einem Tage harrte ich in der Nähe des einen, andern Tags in der Nähe des andern Pensionats auf diesen gemeinschaftlichen Ausgang, — und richtig, ich traf es zweimal. Allein weder da noch dort befand sich meine Holde, nicht einmal die Brille, deren Anblick mir jetzt so willkommen gewesen wäre; weder da noch dort fiel mir eines der vom Grunewald her bekannten Gesichtchen auf. Eben so geringen Erfolg hatten alle übrigen Erkundigungen unter der Hand.

Wie thöricht ist der Mensch! Nicht um zu malen, nein, nur in der wunderlichen Hoffnung, ihr dort wieder zu begegnen, lief ich an jedem schönen Tage nach dem Grunewald hinaus, und eines Tags enttäuscht und müde wieder durch den Thiergarten heim. Siehe da — in der kleinen Querallee — kommt ein Zug Mädchen daher, die sich bei meinem Anblick heimlich anstoßen und lächeln, und in der That hintendrein die Brille, kühl und abweisend auf meinen Gruß, doch weder Elfriede, noch meine holde Walküre unter ihrer Aegide. Es waren lauter jüngere Mädchen, wohl die untere Klasse. Indeß ließ ich den Schwarm nicht aus den Augen, folgte aus einiger Entfernung nach, in die Vierecke der Stadt zurück, und sah richtig die Brille mit ihren Zöglingen in ein Haus eintreten.

So viel war also erreicht. Ich athmete auf. Im Erdgeschoß befand sich ein Gewürzkram. Sofort trat ich ein, kaufte Zimmt, Muskatnüsse, Allerhandgewürz, eine Düte Pfeffer nebst einem Pfund Salz und fragte so beiläufig, ob sich nicht ein Pensionat im Hause befinde. Ja, es befand sich im Hause, drei Treppen hoch. Nicht wahr, Madame Piephoff oder — Frau Mayer? — Nein, Fräulein Lutz.

„Fräulein Lutz?“ rief ich befremdet, verbesserte mich aber sofort: „Natürlich,

Fräulein Lutz, ganz richtig.“ Es wunderte mich förmlich, daß ich auf diesen Namen bei seiner Aehnlichkeit mit Piephoff oder Mayer nicht schon längst verfallen war.

Weiter erfuhr ich, daß die Anstalt sowohl aus der Stadt, als aus der Provinz besucht sei, hätte gerne noch mehr erfragt, wenn es nicht aufgefallen wäre und ging endlich, gramentladen aber mit beladenen Taschen, hoffnungsvoll und zufrieden von dannen. Andern Tags konnte ich ja wieder kommen, um Salz und Pfeffer zu kaufen, es war noch genug davon vorhanden, und ich hätte auch gerne einen ganzen Pfeffersack und einen vollen Salzkasten erhandelt, wenn ich nur Näheres über meine Holde erfahren konnte. Allein die Auskunft ward nur tropfenweise, desto lieber und reichlicher jedoch Allerhandgewürz abgegeben. Und nach acht Tagen war ich nicht weiter gekommen, als daß von den im Hause wohnenden Zöglingen einige Louise, Bertha, Charlotte, Elise und Riekchen hießen, ferner daß der Herr Gewürzkrämer mit Fräulein Lutz auf gespanntem Fuße stehe, weil die Hausgenossin ihren Bedarf im Großen aus einem andern Laden beziehe.

Immerhin hielt ich die größte Schwierigkeit für überwunden. Ich wußte ja nicht, was die Zukunft noch im Schooße barg.

Mittlerweile war ich Freunden und Bekannten einigermaßen zum Räthsel geworden; wo sie mir auf der Straße begegneten verhielt ich mich wider meine Gewohnheit wortkarg, trocken, knapp, gab kurze oder zerstreute Antworten und empfahl mich immer schleunigst. Nur in der Straße, wo Fräulein Lutz wohnte, hielt ich jeden fest, den ich nur flüchtig kannte, nahm freundschaftlichst seinen Arm, um mit ihm auf und ab zu wandeln, ließ ihn auch so bald nicht los, fesselte ihn durch eine geistreiche Redseligkeit, wie sie mir sonst nur in glücklichster Laune zu Gebote steht, und beobachtete dabei aufmerksamst die Fenster des dritten Stocks über dem Gewürzladen. Diese waren auch nicht selten von einer Menge lieblicher Mädchenköpfe besetzt, die listig herunterlauschten, allein nie von dem, dessen Anblick mich beglückt hätte. Auch bei den gemeinschaftlichen Ausgängen sah ich das geliebte Mädchen nicht wieder.

Genug. Eines Tags trat einer meiner vertrauteren Freunde bei mir ein, College Schmalz, — Sie kennen ihn wohl dem Namen nach. Ein tüchtiger Künstler, — er verdient viel Geld. Indeß sein Körper hat wenig oder gar nichts mit seinem fetten Namen gemein. Er ist nämlich ein rappeldürrer Geselle, doch ein vortrefflicher Mensch, was man sagt ein guter Kerl, freilich mit Ausnahmen und Wunderlichkeiten. In Besitz eines netten gescheidten Weibchens, das er anbetet, ist es kein Wunder, wenn er mir immer wieder damit kam, daß ich heirathen müsse, um ein ganzer Mann zu sein. Dabei hatte er stets eine lange Liste ausgezeichneter Parthien für mich, einen förmlichen Catalog reicher, interessanter, liebenswürdiger Wesen, die alle in Sehnsucht brennten, mich unendlich glücklich zu machen. Schade, daß mir die Wahl wehe that, brachte er doch fast jeden Tag eine Andere auf's Tapet, die alle vorhergegangenen überstrahlte, ja, die er selbst nähme, wenn er nicht schon — und dabei seufzte er — versehen wäre. Es war eine fixe Idee von ihm, mich an die Frau zu bringen. Um so verwunderlicher fielen wieder Tage dazwischen, wo er mir zu sagen nöthig fand, daß ich ganz vernünftig und recht handle, ledig zu bleiben; der Ehestand habe seine zwei Seiten und es gebe nichts, was dem freien, stolzen Hagestolzenthum gleiche, — wobei er ebenfalls erschrecklich zu seufzen pflegte.

Freund Schmalz, wie ich ihn geschildert, war also eingetreten, rannte hin und her, warf sich auf das Sopha und seinen Hut in eine Ecke, sprang wieder empor und im

Gemach auf und nieder, das neben meinem Atelier lag. Er war sehr beweglicher Natur, doch heute, wie es schien, etwas außer der Ordnung.

„Schönbärtchen, Schönbärtchen!“ rief er mit seinem hohen Stimmchen — er hat eine sehr dünne Stimme, — und dabei blieb er für einen Augenblick stehen und bewegte warnend und drohend den Zeigefinger: „Schönbärtchen!“ fing er nochmals an, indem er das Köpfchen schüttelte, von Neuem hin und wider rannte und sich dann vor mich hinstellte: „Schönbärtchen!“

„Nanu, was denn, Schmälzchen? Was gibt's?“

„Was machst Du für Geschichten?!“ platzte er heraus und lief hastig im Kreise umher.

„Wieso?“

„Wieso?! — Ich will Dir sagen wieso. Warum weichst Du mir auf der Straße aus, he? Warum bist Du hinter allen Pensionatsschwärmen her, he?“ Und er stellte sich nun gerade vor mich hin, den Arm schlenkernd, um seinem „He“ den richtigen Nachdruck zu geben. „Was hast Du Instituts-Vorsteherinnen nachzuforschen, he? Warum treibst Du Dich stundenlang vor der Lutz'schen Pension in der Friedrichsstraße umher, he? — Siehst Du, daß man Dir auf der Spur ist? He?“

„Ich sehe es.“

„Also heraus damit.“

„Womit?“

„Stelle Dich nicht so unschuldig! Mir machst Du kein X für ein U. Ich kenne Dich aus dem FF.“

„Ja, Du bist der richtige Vocativus,“ sagte ich.

„Sprich also: wie kommt ein Mann mit Deinem Namen, Deinen Aussichten, Deiner Stellung in der Gesellschaft dazu, he?“

„Wozu?“ fragte ich so ruhig als seither.

„Hm! Deine eherne Stirne hilft Dir nichts. Ich schaue durch, genau durch, ich.“ Und damit rannte er wieder im Zimmer umher.

Schmalz hatte unter andern Marotten auch die, mit tiefem Scharfblick ausgerüstet und ein großer Menschenkenner zu sein. Möglich, daß er diesmal das Richtige traf, wahrscheinlich sogar, gewöhnlich widerfuhr ihm aber das Gegentheil. Gelassen, wenn auch innerlich etwas bewegt, frug ich ihn, was er denn so genau durchschaue. Sein Stimmchen verstieg sich immer höher, als er jetzt antwortete:

„Alles, sag' ich Dir, Alles. Du, der Maler Schönbart, dessen Landschaften immer gesuchter werden, immer besser gehen, — ein Mann mit Deiner Zukunft, dem jeden Tag die vortheilhaftesten Parthien zu Gebote stehen, — ein Mann wie Du ...“

„Was macht sich der daraus!“ unterbrach ich ihn etwas ungeduldiger.

„Du sollst, Du mußt Dir aber etwas daraus machen!“ schrie er in der höchsten Fistel. „Wenn ein Bruder Leichtsinn alle Rücksichten auf seinen Ruf, alle Schranken seiner Stellung überspringt, verstehst Du? so haben dessen Freunde die Pflicht ...“

„Welche Pflicht? Nun?“

Er stockte, als raube ihm die Aufregung die Sprache, — seine Stimme hatte sich überschlagen. In der That schien er meiner Neigung auf der Spur zu sein, mehr von meiner Angebeteten zu wissen, als ich selbst. Offenbar wollte sein freundschaftlicher Eifer, wenn auch in unzarter Weise, mich vor einem falschen Schritt bewahren. Im Innersten betroffen, erblaßte ich. Was wußte er von dem Mädchen, daß er sich so ereiferte?

Inzwischen hatte sich seine Stimme wieder erholt und seine Person sich mit auf der Brust gekreuzten Armen gerade vor mich hingepflanzt, um mich mit durchbohrendem Blick zu betrachten. Dann begann er langsam mit feierlichem Nachdruck:

„Und Du kannst Dich wirklich zu solcher Thorheit erniedrigen? — Unglaublich! Meister Schönbart, unser Landschafter Schönbart bewirbt sich um eine Zeichenlehrerstelle in einem Mädchen-Institut!! Um eine Zeichenlehrerstelle! schämst Du Dich nicht?"

Das hatte ich nicht erwartet. In der That, es war etwas stark. Ich schlug ein gräßliches Gelächter auf. Gräßlich, weil ich mich ärgerte und zu meinem Verdruß sich Spott und Hohn über seine superkluge Voraussetzung gesellte. Er aber stand wie angedonnert, als ich entgegnete:

„O Schmalz, weiser Meister Schmalz! Was hat man Dir wieder unter den Dachstuhl gesetzt!"

„Ich weiß es doch aus bester Quelle!" erwiderte er kleinlaut und verdutzt, jedoch in ärgerlichem Tone. „Läugne nicht so verstockt — Du willst Dich in ein Pensionat einschmuggeln. Man kennt Dich ja, Deinen Zweck, Deine Erwartung, daß sich an jedes Haar Deines schönen Bartes ein verzauberter Backfisch hänge."

Diese Schmalzidee! — Es ist gewiß entschuldbar, wenn ich trotz meiner Belustigung über solche Unterstellung wild wurde.

„Sei nur jetzt ganz stille, Schmälzchen", sagte ich, „nur mäuschenstille, wenn ich nicht böse werden soll. Dir rappelt's, Mensch!"

„Allein die Weiberreden doch schon davon", fing er kleinlaut wieder an, „die Weiber — und die Männer auch."

„Ihr seid alle Fraubasen!" donnerte ich, daß er zusammenklapperte. „Pfui, über dieses Ausspioniren, über diese albernen Unterstellungen! Ueberlaßt das den Kleinstädtern, denen dergleichen das Wichtigste ist, weil ihr ganzes Leben sich um die geringfügigsten Dinge dreht und solche Unterstellungen an der Tagesordnung sind. Pfui über Euch alten Weiber!"

„Auch junge, auch junge haben es geglaubt, ich versichere Dich!" betheuerte er jetzt gutmüthig und besänftigend, indem er sich zu nähern versuchte. „Es ist also nicht wahr, Schönbärtchen, Du willst nicht Zeichenlehrer —"

„Nein, sag' ich Dir."

„Bruderherz, so komm an meinen Busen!" jubelte er.

An seinen Busen! — Bevor ich es jedoch verhindern konnte, war er richtig an mir emporgehüpft und drückte mich an sein Gerippe. Bei dieser freundschaftlichen Umarmung unterließ ich nicht, ihm mit der Rechten so zärtlich den Rücken zu klopfen, daß er heulend mich losließ und nach Athem schnappend auf und nieder ging. Gleich darauf hatte er jedoch seine Sprache wieder gewonnen und sofort fing er an:

„Nun, wenn wirklich nichts an der Sache ist, Freund, so solltest Du doch nachgerade einsehen, daß Du heirathen, eine Frau nehmen mußt, um nicht mehr in solches Gerede zu kommen."

„Allerdings!" sagte ich fest und zustimmend.

Ein Freudenblitz der Verwunderung leuchtete ihm aus den graugrünen Aeuglein.

„Das siehst Du also ein?" fragte er. „Endlich? Nun so handle vernünftig, Schönbärtchen, und greife zu!" damit machte er eine hastige Geberde des Zugreifens mit beiden Händen, als gelte es ein Festhalten bis zum Erwürgen. „Siehe, da ist die schöne

Arabella Zutschke, — das heißt schön ist sie gerade nicht, aber liebevoll, gebildet und — goldbeschlagen. Goldbeschlagen sag' ich Dir; ihrem Vater gehört eine der ersten Goldschlägereien hier, und sie möchte gern einen Mann mit Namen, — den haben wir ja. Ganz neulich erst hat sie sich bei meiner Frau höchst angelegentlich und zartfühlend nach dem Maler mit dem schönen Bart erkundigt. Nun, was sagst Du?"

„Will sie ein Bild von mir kaufen?"

„Nein doch, Du hörtest ja, was ich meine. Heirathen."

„Nun, dabei sehe ich nicht auf Goldbeschlagenheit."

„Auf was denn? He?

„Vor allem darauf," antwortete ich mit ungewohntem Ernst, „daß ich sie liebe, daß ich mein Leben an sie ketten möchte, mein ganzes Streben ihrem Glücke widmen könnte. Ja," fuhr ich mit heiß auflodernder Gefühl fort, „vertrauende, aufopfernde Liebe allein wird mich bestimmen, — sie entscheidet Alles.

Erstaunt und nicht ohne Bestürzung sah er mich an. Solche Sprache von meinen Lippen hatte er noch nicht vernommen. Freund Schmalz schien an meiner Wärme förmlich zerfließen zu wollen.

„Freund," sprach er leise, in schmelzendem Ton, „bei Dir ist's nicht ganz richtig. Dir fehlt's da!" Und dabei tippte er mit dem Finger zwischen sein unterstes Rippenpaar hinein, als ob sein Herz in den Magen gefallen wäre.

„Allerdings fehlt es mir," antwortete ich, „wenn auch nicht dort, wo Du hindeutest. Hier, Freund, fühl' ich es ungestüm pochen," fügte ich mit der Hand an der Brust hinzu.

Schmalz machte ein sehr schlaues Gesicht, zog die Augenbrauen empor und klemmte die Lippen zusammen. Offenbar nahm er meine Andeutung mit verwunderter Bedenklichkeit auf.

„Ei, ei!" machte er. „So, so! Hm, hm! Endlich. Also wirklich. — und ist sie schön?"

„Mir gefällt sie ausnehmend."

„Liebenswürdig?"

„Ich liebte sie beim ersten Anblick."

„Das ist bei Dir kein ganz ungewöhnlicher Fall mehr. Du hast Dich schon öfter im ersten Augenblick verliebt."

„Verliebt, aber noch nie geliebt."

„Hm, wer da so fein zu unterscheiden wüßte!"

„Scherz bei Seite, Freund", sagte ich. „Ich wollte, sie wäre mein Weibchen."

„Das hast Du allerdings noch nie ausgesprochen. Es mag Dir Ernst sein."

„Es ist mein Ernst. Glaube mir: Sie oder Keine."

„Ei, das klingt tragisch. Nun, und wer ist denn die Auserkorne?"

Er hatte sich inzwischen niedergelassen und eine meiner Manila's zwischen die Lippen genommen, während ich ihm mit gesenktem Haupt gegenüber saß und seufzend antwortete:

„Ja, wenn ich das wüßte!"

„Wie?! Du schwärmst, liebst sogar, willst heirathen und weißt nicht wen?! Du kennst sie also nicht, gar wohl nicht einmal bei Namen?"

Ich verneinte, und er lächelte.

„Die richtige ideale Liebe", fuhr er mit dem Kopfe nickend fort. „Hast sie am Ende noch gar nicht gesehen?"

„Doch, schon zweimal."

„Schon zweimal! Nun, das reicht gerade hin, um Jemand heirathen zu wollen. Aber wie und wo, he?"

„Einmal unter den Linden, ein andermal am Halensee."

„Am Halensee? — Also eine flüchtige Touristenbekanntschaft. Aber ich kenne doch alle Seen der Alpen, wäre es auch nur dem Namen nach. Allein Halensee?! — Du wolltest wohl Halwyler oder Hallstädter See sagen."

„Nein, Halensee."

„Wetter auch, wo liegt er denn?"

„Im Grunewald, links von Charlottenburg, hinterm Förster Letz."

Freund Schmalz brach in ein kreischendes Gelächter aus. Der Halensee in der nächsten Umgebung von Berlin, von welchem er jetzt zum ersten Mal hörte, löschte in seinen Augen den romantischen Schimmer aus, der um meine Liebe schwebte. Als ich ihm jedoch, nicht ohne Ausblick auf seinen Freundesbeistand, die näheren Umstände berichtete, erwachte seine Theilnahme wieder sehr lebhaft. Er fühlte, liebte, schwärmte mit mir, breitete sogar bei meiner Mittheilung des Abenteuers am Halensee die Arme aus, als sinke ihm meine Holde an die eigne Brust. Und am Schlusse wiederholte er meine Schilderung des Eindrucks ihrer Erscheinung mit nicht geringer Emphase und, wie ich glaube, ohne spöttische Absicht.

„Also", sagte er, indem er die ausgebreiteten Finger seiner Rechten nachdrucksvoll dazu bewegte, „ich verstehe Dich ganz: sie hatte so was Hohes, Natürliches, so was Würdiges, Bescheidenes, so was Anziehendes, Zurückhaltendes, kurz: so was Weibliches. O, ich stelle sie mir lebhaft vor. Gut, Freund, das Mädchen ist liebenswerth, sittsam, unschuldig, ohne Gefallsucht. Ich gratulire Dir zu Deiner Wahl. Wie sie ist, wissen wir, aber nun gilt's zu erfahren, wer sie ist. Wie kommen wir ihr bei?"

„Das ist eben die Frage", sagte ich nachdenklich. „Ich bin schüchtern und blöde geworden, wie ein Kind."

„Dies ist die richtige Höhe", meinte er. „Erkundigungen einzuziehen ist übrigens keine Sache für Männer. Da muß meine Frau in's Mittel treten!" rief er, indem er von seinem Sitze aufsprang, während mein Blick sich aufhellte. Er war jetzt Feuer und Flamme. „Meine Frau muß unter irgend einem Vorwande diesem Fräulein Lutz einen Besuch machen und zwar während der Lehrstunden. Oder warten wir nicht besser, bis die Prüfungen heranrücken?"

„O Gott, nein!" flehte ich.

„Gut. Also gleich und zwar während einer Lehrstunde. Da wird sich's ja wohl ergeben, wer unsere Holde ist. Wir werden ja dahinter kommen."

„Wie verpflichtest Du mich!" rief ich seine Hand fassend. „O, ich weiß Dir und Deiner Frau schon im Voraus tausend Dank."

„Wir thun es gern. Halt, bald hätte ich's vergessen. Können wir sie mit solcher Bestimmtheit schildern, daß meine Frau sie heraus fände, um sich nach ihren Verhältnissen zu erkundigen?"

„O", rief ich, indem ich in das anliegende Atelier eilte, „ich habe Dir, lieber Freund, in die Kunst zu pfuschen gewagt und das Mädchen aus der Erinnerung portraitirt. Ich glaube auch ziemlich getroffen, nur war mir nicht möglich, den Ausdruck . . ."

„Das Engelhafte, Himmlische, Gottvolle wiederzugeben, natürlich!" unterbrach er

mich, das Portrait hinnehmend. „Nun, dessen bedarf es auch wohl für's Erste nicht. — Schau, Schau!“ fuhr er mit einem Blick auf das Bild fort, indem er es ans Licht hielt. „Hat der Mensch auch Talent zum Portrait! Nicht übel! Ganz fein pastöser Strich, sicher und markig hingeworfen. Und ein reizendes Köpfchen! Wie warm, wie lebensvoll! In der That nicht uneben. — Freund, dir soll geholfen werden!“

Mit dieser erfreulichen Zusicherung hatte er das Portrait unter den Arm genommen und ließ mich in tausend schönen Hoffnungen zurück.

## III.

Wie soll ich die Unruhe der nächsten Tage, das Hangen und Bangen, das Harren und Hoffen beschreiben, das mich umhertrieb! Es wäre auch unnöthig; jeder, der je in ähnlicher Lage war, kennt meinen Zustand genau. Ich hatte weder daheim, noch draußen mehr Ruhe. Fünf, sechs Tage gingen hin, Freund Schmalz ließ sich nicht sehen. Mich drängte es, ihn aufzusuchen, allein, ich weiß nicht, Blödigkeit und Befangenheit, an denen ich sonst nicht überflüssig gelitten, riethen mir ab vor der Möglichkeit, seiner Frau dabei unter die Augen zu kommen. Eine unüberwindliche Scheu, die mir sonst völlig fremd war, hielt mich von ihr so lange zurück, bis ich etwas sicheres über ihre Schritte und deren Erfolg erfahren habe.

Eine Woche verfloß, kein Schmalz ließ sich sehen. Ich entschloß, mich auszugehen um vielleicht beim Spaziergang auf ihn zu stoßen, fürchtete jedoch, daß er unterdeß bei mir zu Hause anfragen und mich nicht treffen möchte. Meine bange Unruhe wurde zur Qual. Ich suchte sie durch Vertiefung in die Arbeit zu betäuben, und brachte nichts zu Stande.

So saß ich eines Tags im Atelier vor der Staffelei und pinselte traurig auf der Leinwand umher, als Jemand leise herein und hinter mich trat, um mir über die Achseln zu schauen. Er hüstelte und fragte, was ich da mache, — seine Stimme klang bedenklich und hatte durchaus nichts Ermuthigendes. Es war Schmalz, aber nicht wie sonst, lebhaft, beweglich, sondern nüchtern, trocken; einsilbig sah er bald auf diesen, bald auf jenen Entwurf, nahm bald hier, bald dort etwas auf, um es mit derselben Miene wieder hinzulegen. Mir bebte der Pinsel in der Hand, und doch scheute ich vor einer entscheidenden Frage zurück. Nun sprach er über das und dies, über kleine Handwerksvortheile, technische Fertigkeiten, die allerdings schon oft den Gegenstand unserer lebhaften Unterhaltung gebildet hatten. Aber heute! Was bekümmerte mich das Alles! Dann theilte er gelassen mit, daß er demnächst reisen werde und zwar für den Sommer und Herbst an den Rhein, wobei er so trocken als möglich die Orte herzählte, die er zu besuchen gedenke. Ich knirschte, hätte ihn fordern können, wenn mich nicht die Hoffnung beschwichtigt hätte, daß er meine Pein nur verlängere, um mich darauf um so freudiger zu überraschen. Allein er machte bereits Anstalten mich wieder zu verlassen, war schon daran nach dem Hute zu greifen, als ich meine Ungeduld nicht länger bezähmte und, ohne aufzublicken, etwas unwirsch fragte, ob er mir sonst nichts zu sagen habe.

Ordentlich verwundert blieb er stehen und sah mich an, als ob er sich durchaus nicht denken könne, was ich noch eigentlich wolle. Oh, ich hätte ihn an den Ohren nehmen mögen!

„Hast Du mir nicht gelobt“, fuhr ich heraus, „Deine Frau zu bestimmen, zu Fräulein Lutz — —“

„Ach so, die Geschichte!“ machte er jetzt mit verdießlicher Miene und kratzte sich dabei hinterm Ohr.

O weh! Es stand schlimm.

„Höre, lieber Freund,“ fing er dann an, sichtlich nicht gern herausrückend, „das geht so nicht, wie wir es uns dachten.“

„Am Ende,“ sagte ich blaß und starr vor Zorn, „hast Du mit Deiner Frau noch gar nicht darüber gesprochen.“

„Doch, doch! Ih, warum denn nicht!“ piepte er. „Sie war nicht wenig überrascht, als ich ihr die Zumuthung machte. Es fiele ihr gar nicht ein, sagte sie, sich in Dinge zu mischen, die sie nichts angingen. Wie ich ihr auch nur zumuthen könne, Schritte in einer Sache zu thun, die . . .“

„Ich sehe schon,“ fiel ich bitter ein, „Deine Frau will mir zu Liebe nichts thun.“

„Nu, ist auch nicht nöthig,“ fuhr er fort. „Mir zu Liebe sollte sie den Schritt thun. Allein sie blieb unbeweglich. Erstens, sagte sie, kenne sie dieses Fräulein Lutz gar nicht. Zweitens habe sie keine Nichte oder jüngere Schwester, die sie in dem Pensionat unterzubringen hätte. Drittens, wenn sie eine solche Verwandte hätte, würde sie dieselbe bei einer Madame Müller unterbringen.“

„Ach Gott, es sollte ja nur ein Vorwand sein,“ rief ich.

„Eben das ist's ja. Sie würde vor sich selbst erröthen müssen, meinte sie, bei irgend Jemandem unter falschem Vorwand einzudringen.“

„Himmel!“ rief ich und sprang vom Stuhle auf, während Schmalz sich gelassen niedersetzte. „So gewissenhaft sind doch sonst Euere Frauen nicht, wenn es eine Nothlüge gilt.“

„Ih, eben die Nothwendigkeit einer Lüge wollte ihr in diesem Falle nicht einleuchten!“ erwiderte er. „Ich that mein Menschenmöglichstes, um sie zu bestimmen. Alles vergeblich. Sie meinte, Du seiest unternehmend genug, Deine Angelegenheiten für Dich selbst zu besorgen und auch erfahren und bewandert genug, sie durchzuführen. Du habest doch sonst keinen Beistand nöthig gehabt. Kurzum, sie wolle sich nicht dazu hergeben, Dir zu Deinen Liebeleien behülflich zu sein.“

„Hast Du ihr denn nicht versichert, es sei eine ernste Neigung.“

„Oh, und wie! Heilige Eide schwor ich, Du denkest an eine Hochzeit. Allein, sie glaubte es nicht.“

„O, ich weiß,“ klagte ich jetzt, „Deine Frau konnte mich nie leiden.“

„Na, na, na!“ machte er, als ob er davon nicht so ganz überzeugt wäre. „Sie traut nur Deiner Flatterhaftigkeit nicht und wollte sich Deinetwegen nicht kompromittiren.“

„Aber höre, Schmalz!“ rief ich. „Das ist zu arg. Du hast ihr mein Gefühl nicht im richtigen Lichte gezeigt.“

„Und wie!“ betheuerte er. „Schwor ich doch, Du seiest bis über die Ohren verliebt, ganz eingetaucht in Leidenschaft, härmest Dich, verfallest ganz. Allein das machte sie nur immer mißtrauischer, abgeneigter. Zuletzt wurde ich ärgerlich. Denke Dir, Deinetwegen wurde ich — ein Opfer unserer Freundschaft — ärgerlich gegen meine Louise. — Und was that ich? Mit jener uns Männern eigenen Hoheit sprach ich mit entsprechendem Seitenblick: Kann doch keine Frau, die noch selbst Ansprüche machen zu können glaubt, zugeben oder ertragen, daß ein hervorragender Mann eine Jüngere schöner und liebenswürdiger findet!!“

„Und was sagte sie darauf?“ fragte ich und setzte mich wieder.

„Hell auf lachte sie, mir gerade in's Gesicht. Wir Männer, sagte sie, seien doch

das tollste und einbildnerischeste Volk auf dieser Welt. Ich glaube, sie hielt mich nebenbei für eifersüchtig. Die Arme kreuzend sah ich sie jetzt mit einem meiner großen Blicke, gleichsam ingrimmig, an. Und wieder lacht sie, klatscht in die Hände und ruft: „Othello! Othello! Hu, mir graust, ganz der rasende Mohr! —“ Und dabei heuchelte sie Entsetzen, soviel sie gerade vor Lachen vermochte.“

So ärgerlich ich über Schmalz war, belustigte mich doch für den Moment die von ihm geschilderte Wirkung seiner Bemühungen. Doch kehrte mein Aerger rasch und in vollem Maße wieder. Mich ungeduldig erhebend sprach ich mit bitterer Ironie:

„Ja, ja! Man darf eine Sache nur Dir überlassen! Du weißt doch Alles am richtigen Fleck anzufassen, überall den nöthigen Eindruck hervorzubringen.“

„Schmeichler! Schmeichler!“ erwiderte er mit glücklicher Unbefangenheit. „Allein hör' weiter. Ich lasse sie also lachen und gehe mit erhabener Miene im Zimmer umher, stumm, starr, steinern. — Du kennst ja meine Art. Endlich hat sie genug gelacht und fragt auf einmal: „Und was ist denn das für ein hinreißendes Wesen, in das dieser Tausendsasa sich sterblich verliebt haben will?“ Ich rede nichts, verziehe keine Miene, schenke ihr keinen Blick, sondern reiche ihr mit der Linken die Portraitskizze.“ —

„Und was sagte sie?“ fragte ich in athemloser Spannung, als er hier eine Pause machte.

„Lange gar nichts, endlich aber in eignem Ton: „Geschmack hat er ja! Ich glaube wohl,“ setzte sie hinzu, „daß ich dies Köpfchen unter den übrigen heraus finden würde.“

„Wie?“ rief ich überrascht. „Sie entschloß sich?“

„Allerdings,“ sagte Schmalz, „wenn auch vielleicht nur aus Neugierde das Wesen zu sehen, das es dem Flatterhaften — dafür giltst Du einmal — angethan habe.“

Hochaufathmend setzte ich mich hastig ihm gegenüber, ohne mehr das Auge von seiner Miene zu verwenden. Ich wollte in derselben vorauslesen, was er noch mitzutheilen habe, vermochte es aber nicht und hing nun in gespannter Begierde an seinen Lippen. Allein mit peinigender, weitläufiger Umständlichkeit setzte er seinen Bericht fort.

„Meine Frau,“ klang nun seine quiekende Stimme eintönig weiter, „entschloß sich also zu dem Gange, vielmehr zu der Fahrt, denn sie nahm einen Wagen und fuhr in die Friedrichsstraße vor das bezeichnete Haus, ließ sich bei Fräulein Lutz, der Vorsteherin des Pensionats, melden und wurde sofort an- und mit Zuvorkommenheit aufgenommen, da sie sich als meine Gattin zu erkennen gab. Man hat ja seinen Namen, — man kennt Einen in Berlin, nicht wahr?“

„Freilich, freilich — wer kennt den Namen Schmalz nicht. Aber weiter!“ drängte ich.

„Meine Frau fing es klug an — sie ist ja ein gescheidtes Weibchen,“ fuhr er fort. „Sie habe eine Nichte, gibt sie vor, die noch der Ausbildung in einer guten Anstalt bedürfe. Dieselbe habe vor einiger Zeit, da die Zöglinge des Fräulein Lutz an die frische Luft geführt wurden, unter den Mädchen eines bemerkt, das ihr selbst ähnlich gesehen und das sie sich sofort zur Freundin gewünscht, weil es ein Muster von Sittsamkeit geschienen und so weiter. Fräulein Lutz läßt sich darauf eine nähere Beschreibung geben und nahm, um jeden Zweifel auszuschließen, mein schlaues Weibchen mit in die Oberklasse, noch ehe die Lehrstunden zu Ende waren. Ein Blick genügte, um die Gesuchte herauszufinden. Es sei in der That, sagt meine Frau, ein anziehendes Wesen; nur habe sie nicht geglaubt, daß Schönbart noch für ein so junges Geschöpf schwärmen könne; das Mädchen habe ihr in natura noch besser gefallen, als im Portrait.“

„Ich habe es ja von vornherein behauptet," rief ich beglückt.

„Gut," fuhr Schmalz fort. „Fräulein Lutz nickt beifällig und äußert: die Aehnlichkeit sei in ihren Augen schon eine Empfehlung für unsere vorgebliche Nichte, — d. h. sie sagte nicht ausdrücklich vorgebliche Nichte, weil sie ja nicht voraussetzen konnte, daß wir sie nur vorgaben. Jetzt fragt mein Weibchen: „Also ist diese blühende Blondine eine so hoffnungsvolle Schülerin?" — Nun, so hervorragend seien ihre Anlagen und Leistungen gerade nicht, allein sie fasse doch Alles tief und gut, war die Antwort, habe sich auch hübsche Kenntnisse, sowie Fertigkeit im Klavierspiel angeeignet, zeige überhaupt Geschmack, Sinn und Gefühl für das Schöne, wobei es ihr keineswegs an Verstand fehle. Dabei habe sie ein gutes, sittiges Gemüth, sei voll häuslichen Sinnes und fasse denn auch in der Haushaltung des Pensionats selbst mit verständnißvoller, ordnender Hand überall mit an. Nur sei sie eben keine Gelehrte, und Erzieherin wolle sie nicht werden."

„Ach!" rief ich vom Stuhle wieder emporspringend, „gerade wie ich es wünsche. Nur kein Talent, keine Gelehrte, keine Tastenpeinigerin! Gott bewahre mich vor einem geistreichen Weibe! So wie sie geschildert wurde, will ich sie gerade!"

„Ih," quiekte Schmalz, „daß Du sie willst, weiß ich schon, die Frage ist nur, ob Du sie bekommen wirst."

Das war ein Strahl Wasser in mein aufloderndes Gefühl, eine Schneelawine auf das Rosenbeet meines Gemüths. Betroffen sah ich den Freund an, der jedoch höchst trocken dasaß und, ohne mich anzusehen, den Rauch der Cigarre ausblies. Mit Beklommenheit horchte ich nun seinem weiteren Bericht, wie nach der Lesestunde die Vorsteherin seine Frau in's Sprechzimmer geführt habe, um Näheres wegen der aufzunehmenden Nichte zu besprechen, und wie seine Frau nochmals ihre Zuversicht geäußert habe, daß die Nichte an der blühenden Blondine mit den schamhaften Veilchenaugen eine Freundin finden werde. Dann habe seine Frau beiläufig gefragt, wer denn die junge Dame sei, und habe die Auskunft erhalten, es sei die einzige Tochter eines steinreichen Mühlenbesitzers in der Provinz, der seinem Kinde eine bessere Erziehung angedeihen lasse, als er selbst genossen.

„Also eine Müllerstochter?" fragte ich.

„Die Tochter eines Müllers," bestätigte Schmalz. „Nicht wahr, Freund, das ist abkühlend."

„Ich will kein Bad von ihm, sondern das Mädchen," erwiderte ich,

„Und doch bekämst Du eher das Bad," ergänzte Schmalz. —

„Ich sehe," sprach ich jetzt, „Du hast mir noch nicht Alles gesagt, — es steht noch Einiges aus."

„Ih, ganz richtig!" piepte Schmalz. „Das Mädchen ist nämlich verlobt und —"

„Verlobt?" wiederholte ich erblassend.

„Verlobt von Kind an," fuhr Schmalz mit gefühlloser Trockenheit fort. „Die Verlobte ihres Vetters, der sich in einer landwirthschaftlichen Schule einige Bildung erworben hat und von seiner Frau verlangen kann, daß sie nicht unter ihm stehe. Die junge „Meisterin Müller" hat dann Gelegenheit auf ihrem Pianoforte mit den Mühlgängen um die Wette zu klappern."

Mir ward wüst und weh zu Sinne. Die Vorstellung einer solchen Möglichkeit verwirrte mein Gehirn. Tief aufseufzend stand ich da.

„Und sie will ihn?" fragte ich dann.

„Ob sie ihn will? He? Meinst Du, unter diesen Leuten werde darnach gefragt, ob man auch liebe oder wolle? He? Sie wird wohl müssen.“

„Müssen! Von Molochsarmen erdrückt! Sie! Allmächtiger Gott!“ rief ich aus tiefstem, zerrissenem Herzen und schlug in jähem Schmerz die Hände vor die brennende Stirne.

Meine sanfte Walküre, in deren Erscheinung ich das so lange brach gelegene Empfinden und Lieben meines Gemüths verkörpert gefunden, in den Armen eines Anderen: der Gedanke hatte etwas Unfaßbares. In heißem Schmerzenskrampf mich windend, raffte ich mich jedoch wieder mannhaft auf und klammerte mich an die Hoffnung fest, daß es noch nicht zu spät, sie noch nicht die Gattin eines Andern sei. Verheißungsvoll rang sich der Gedanke in mir durch: sie werde sich keineswegs so willenlos hingeben. Als ich dem auch Ausdruck gab, zuckte jedoch Schmalz mit den Schultern.

„Es wird ihr nichts helfen,“ erwiderte er. „Auch die Vorsteherin des Pensionats scheint für sie zu fühlen, kann ihr aber nicht beistehen. Da sie ein scharfes Auge hat, mag ihr allerdings nicht entgangen sein, daß das Mädchen für ihren Verlobten nicht wie eine Braut empfindet. Meiner Frau hat sie anvertraut, man könne nicht genug Acht haben, um so junge unerfahrene Herzen vor Gefühlen zu bewahren, die sie nicht hegen sollen. Ein Blick auf der Straße genüge, um ihnen Wünsche einzuhauchen, die denen der Eltern entgegen stehen. So fürchte sie, daß auch Riekchen — so heißt das Mädchen — eine zarte, vielleicht sich selbst noch uneingestandene Neigung hege.“

„Eine heimliche Liebe?“ fragte ich aufflammend.

„Eine schüchterne, stille Neigung zu einem Manne, den sie kaum einige Mal gesehen und in welchem sie nun das Ideal männlicher Tugend und Schönheit erblickt.“

Mein Selbstgefühl war wieder aufgewacht und wucherte üppig.

„So!“ sagte ich selbstgefällig, indem ich meinen Bart streichelte und ihn mit beiden Händen auseinander theilte.

„Ja,“ fuhr Schmalz fort, „sie liebt einen hervorragenden jungen Mann von edler Sitte und ausgezeichneten Eigenschaften..“

„Nun also!“ unterbrach ich ihn mit innerm Jauchzen.

Darüber sah er mich ganz verwundert an.

„Was stimmt Dich denn so froh, Schönbärtchen?“ fragte er dann trocken. „Du hältst wohl gar Dich für diesen vortrefflichen, wohlgesitteten, schönen jungen Mann?“

Und nun lachte mir der Mensch hell in's Gesicht, während ich die Röthe fühlte, welche in demselben aufflammte. Es war eine jähe, aber verzehrende Gluth.

„Von Dir ist ja doch keine Rede,“ fuhr der Mensch erbarmungslos fort. „In der That lustig, — er hält sich für den ehr- und tugendsamen Jüngling, in den sich das reiche Riekchen verliebt hat. Hi, hi, hi, hi!“

Um mein glühendes Gesicht zu verbergen, hatte ich mich umgedreht und an das hohe Fenster gestellt. Während Schmalz immer noch fortkicherte, sah ich in das kleine Gärtchen, das sonnig vor meinem Atelier lag. Er schien sehr ergötzt. „Nußknacker, verdammter!“ knirschte ich bei mir und überlegte, ob ich nicht ihn kurz angebunden hinausschmeißen solle, als er sich jetzt hinter mich stellte und mir väterlich seine Hand auf die Schulter legte.

„Also Freund, sei gescheidt und schlag Dir die Geschichte aus dem Sinn!“ quiekte mir sein Stimmchen in's Ohr. „Gib die Thorheit auf. Was ist's? Eine Müllerstochter

heirathet einen Müller, das ist in der Ordnung der Dinge. Tritt also dem Mädchen nicht weiter in den Weg. Es hilft zu nichts und Du kompromittirst unnöthig Dich und sie. Sei vernünftig, Schönbärtchen! Mit Deinen Neigungen, Bedürfnissen und Gewohnheiten bindet man sich überhaupt schwer. Ih, bleibe ledig und allein, ein stolzer unabhängiger Junggeselle, der nach keiner Frau und ihren Launen zu fragen hat. — Hör einmal, willst Du morgen mit uns nach dem Saatwinkel?"

„Nein!" schrie ich, daß die Scheiben bebten, und bezähmte mit Mühe die Lust, hinten auszuschlagen und ihm seine Schindelbeine zu zerschmettern.

Förmlich verblüfft war er zurückgetreten. Dann sprach er noch über dieses und jenes, was sonst meine Theilnahme erregt hatte, stellte allerlei Fragen, auf welche er jedoch nur kalte, abweisende Antwort — und zuletzt gar keine mehr erhielt.

„Du bist in schlechter, ungeselliger Laune!" sagte er endlich, indem er mich verließ. — Innerlich vernichtet sank ich auf einen leeren Stuhl und legte den Kopf in die Hände.

## IV.

Rasch will ich über eine Zeit hinweg eilen, da mir Alles trübe erschien. Es dauerte eine Weile, bis ich mich aus der bittersten aller Empfindungen aufzuraffen vermochte. Wenn jedoch Schmerz und Beschämung im Mannesgemüth zusammentreffen, so wird erfahrungsgemäß die Beschämung den Schmerz auffaugen und dadurch zu einem ganz andern Gefühl erstarken — zum Trotze.

So war es wenigstens bei mir. Nicht aber wie der Sonnenstrahl durch Gewölk sich ringt, nein, wie der Blitz zuckte ein hoffnungsstarker Trost mir durch den Sinn: „Und Du bist es dennoch, den sie liebt: Vertraue nur Dir allein, und Du wirst sie gewinnen!" Zuvörderst richtete ich an Schmalz die Aufforderung, mir das Portrait Riekchens, oder wie sonst die junge Dame heiße, zurückzuschicken. Mit dem Bild kam die Antwort: Sie heiße allerdings Riekchen, schreibe sich jedoch Friederike Brandt und sei, wie man erfahren habe, heimberufen worden, angeblich wegen Erkrankung der Mutter, im Grunde wohl, weil der Herr Bräutigam die Verlobte lieber in der elterlichen Mühle sehe, als in der großen Stadt, wo so unerfahrene Gänschen sorgsamster Huth ungeachtet den Annäherungen leichtfertiger und unternehmender Zierbengels ausgesetzt seien. Im Begriff selbst abzureisen, knüpfte Schmalz noch die Mahnung an, in mich zu gehen und seinem Rath zu folgen.

Kaum war ich zu Ende, warf ich den Wisch in die Stubenecke, holte ihn jedoch nach einer Weile wieder fein säuberlich hervor, um den mitgetheilten Namen wiederholt zu lesen und nachzuschauen, ob die Zeilen nicht auch eine Andeutung über den Heimathsort Riekchens enthielten. Leider fand sich nichts hierüber, keine Silbe.

Riekchen Brandt war also fort, heim! — Heim! Wie vertraut, wie nahe klingt das! Und doch wie himmelweit, wie weltentfernt für mich, der ich ihre Heimath nicht kannte: Und wie, wo sollte ich mich darnach erkundigen? Bei Fräulein Lutz war ich gewiß, keine Auskunft zu erhalten. Im Gewürzkram zu ebener Erde erfuhr ich nur, was ich schon wußte, Namen, die ich schon kannte. So gab ich es auf, allda Gewürz einzukaufen, da kein Balsam für mein Gemüth sich darunter fand. In der aufsteigenden Hoffnung hatte ich alle Hindernisse, alle Schwierigkeiten vergessen, selbst die erste, daß ich ihren Aufenthaltsort nicht kannte. Um nichts unversucht zu lassen, gerieth ich auf einen Einfall, von welchem ich mir sichern Erfolg versprach. Ich verfaßte ein Schreiben

voll Ernst und Wärme, — es war ein heißer, überzeugender Liebesbrief. Diesen sandte ich durch meinen Dienstmann an das Pensionat unter dem Vorgeben, es sei eine rückständige Schuster-Rechnung für Fräulein Brandt. Der Mann hatte den Auftrag, sich nach dem Aufenthalt derselben zu erkundigen und ich zweifelte nicht, auf diese harmlose Art den Namen ihrer Heimath zu erfahren. Allein die kluge Vorsicht der Vorsteherin ging doch noch über meine Schlauheit. Sie hatte ihre bestimmten Zweifel über die Aechtheit der Rechnung, ließ sich den Ort keineswegs entschlüpfen, sondern das Schreiben einfach ausliefern. Jedenfalls verschaffte sie sich Gewißheit über die eigentliche Natur der Schusterrechnung, bevor sie dieselbe ohne Umstände der Adressatin einhändigte.

So schlug mir Alles fehl, — ich hatte noch andere Versuche mit demselben Erfolg gemacht. Und was ich noch ferner that, brachte mich keinen Schritt weiter. Wohl kannte ich ihren Namen, aber damit war mir nicht geholfen. Meine Verlegenheit, ja ich darf sagen meine Verzweiflung wuchs von Tag zu Tag. Der Sommer ging zur Neige, ich mußte einen Entschluß fassen. Es blieb nichts übrig, als in den heißen Tagen eine Stadt zu verlassen, die für mich den besten Reiz eingebüßt hatte. Die beschlossene Wanderung in's bayerische Hochland entsprach mir nicht mehr. Riekchen mußte aus der Mark sein, das war meine feste Ueberzeugung. Und auch die Mark, sagte ich mir, birgt geheime Naturreize in ihren Steppen. In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad! Wo lag der kühle Grund? Kurz, ich beschloß, der malerischen Poesie der Heimath, besonders ihrer Wassermühlen nachzugehen, — um ihre Windmühlen kümmerte ich mich nicht.

Wie Blondel einst mit der Harfe die Welt durchzog, alle Schlösser umschlich, um nach seinem königlichen Herrn zu forschen, so wanderte ich jetzt mit dem Skizzenbuch durch Steppen und Haiden, Wald- und Wiesengründe, an Seen, Flüssen und Bächen der Mark umher, um nach der entschwundenen Gebieterin meines Herzens zu fahnden. Und es war unter den bewandten Umständen das Klügste, was ich thun konnte. Denn allmälig gewann mir die entfremdete heimische Erde eine Theilnahme ab, die ich früher nicht empfunden, entwickelte auch in ihren kargen, einförmigen Ebenen da und dort Reize, die mir bis dahin entgangen waren. Die im Mittagslichte ruhenden Seen und Haiden enthüllten Schönheiten, die ich jetzt erst fühlte, im Abendlichte einen Zauber, der mich gefangen nahm.

Hierbei mied ich die besuchteren Gegenden, die buchengrünen Schluchten der märkischen Schweiz, umging die Müggelsberge mit ihrem See, ließ auch den Spreewald rechts und suchte die noch unausgetretenen Pfade in stilleren Gründen, an schleichendem Flusse auf, bald da, bald dort gefesselt von klappernder Mühle, in welche ich mit klopfendem Herzen trat, um einen Trunk Wasser zu begehren. Dies Wandern hatte seine ganz besondere Lust, der freilich mancher Tropfen Wermuth beigemischt war, wenn ich durch den Sand gluthheißer Föhrenwälder watend endlich von der Feldhöhe nach einer Mühle niederstieg, um nicht zu finden, wen ich suchte. Da waren ja Müllerstöchter genug, große und kleine, blonde und braune, mit schwarzen Augen und glasigten Kaninchenaugen. Und wenn mir jeder Tag Andere vorführte, nur sie nicht, so konnte ich doch vom nächsten Tag das Beste hoffen.

Allein der Herbst mit seinen unwirthlichen Tagen kam, und der eigentliche Zweck meiner Reise war verfehlt. Nur an malerischen Motiven brachte ich reiche Ausbeute

mit, und ich machte mich noch im frischen Eindruck über diese Vorwürfe. Mein Herzweh war indeß zwar nicht geheilt, doch gemildert. Nur war ich weit von der früheren Lebenslust entfernt, — meinen Bekannten ein Räthsel. Nur noch körperlich war ich bei ihnen, und das selten genug. Sonst allenthalben willkommen und gesucht, mied ich jetzt Gesellschaft, wo es nur anging. Einigen Trost fand ich in der Arbeit; meine märkischen Mühlenbilder machten in jenem Winter und Frühjahr Aufsehen. Doch war die Kunst nicht mehr im Stande, mir Alles zu sein; die Lücke im tiefsten Grund meiner Seele blieb unausgefüllt.

Noch immer hatte ich meine Hoffnung auf das Pensionat von Fräulein Lutz gesetzt, wo ich erfahren könne', was ich wünsche. Allein dasselbe hatte sich nach dem plötzlichen Tod der Vorsteherin aufgelöst, die nämlich an einer Fischgräthe erstickt war, was ich als eine Strafe ihrer Verstocktheit meiner Liebe gegenüber aufnahm. Das brachte mich jedoch nicht weiter, im Gegentheil ging die Spur, welcher ich noch folgen konnte, damit unter. Und ich ward noch finsterer gestimmt. Von der Ursache meiner Veränderung hat keiner meiner Bekannten auch nur ein Wort erfahren, und Schmalz, der sie durchschauen konnte, war zu kurzsichtig hierzu.

Von ihm hielt ich mich in jener Zeit geflissentlich fern. Es ging schon wieder gegen den Sommer los, als er eines Tags unversehens bei mir eintrat und trotz meines kühlen Empfangs sich mit aller Unbefangenheit in meinem Atelier umhertrieb. Indeß ich nicht von der Staffelei umsah, beguckte er zudringlich meine Entwürfe und fertigen oder halbfertigen Mühlenbilder, plapperte in gewohnter Weise, ohne sich durch mein kaltes Schweigen beirren zu lassen und pfiff endlich die Melodie zu: „In einem kühlen Grunde!“ Drauf summte er herzbrechend: „Der Müller will mahlen, das Rädchen geht um!“ und verstieg sich endlich zu dem Schnaderhüpfl: „Mein Schatz hat a Mühl!“ Ich ließ ihn gewähren, bei mir überlegend, ob ich ihn nicht mit einem energischen Pinselstrich grün oder blau anstreichen solle, als er mir wieder die Hand auf die Schulter legte und fragte, ob ich wohl die „Hegler Mühle“ neu illustrire. Unwirsch verneinte ich und fragte warum.

„Ich dachte so,“ sagte er. „Wenn übrigens all' die Mühlen hier zusammen klapperten ...“

„Sie klappern nicht,“ fiel ich ein. „Hier plappert nur etwas, was ...“ was nicht herein gehört, wollte ich hinzusetzen, unterdrückte jedoch noch rechtzeitig die Unart. Und so fuhr er denn fort, mir in's Ohr zu quieken:

„Schon längst wollte ich Dich aufsuchen, Freund. Ich habe etwas Exquisites, höchst Passendes, wie geschaffen für Dich. Keine Gelehrte, nein, durchaus keine Gelehrte, doch voll Bildung und Gefühl, wie Du es liebst. Und häuslich, unbeschreiblich häuslich, in Kammer und Küche bewandert. Meine Frau rühmt besonders ihre Puddings und Mayonaisen — Deine Lieblingsspeisen, nicht?“

„Ich habe keine neue Köchin nöthig,“ sagte ich kalt abweisend.

„Davon ist auch nicht die Rede. Du erinnerst Dich wohl der interessanten jungen Waise des verstorbenen Geheimraths Grünitz. Die Blondine mit den weißen Wangen ...“

„Und schwarzen Zähnen, ja!“

„Höchstens zwei sind schwarz, dagegen ihre Aussichten desto blendender,“ fuhr Schmalz fort. „Ihr Onkel, den sie beerbt, ist ein kranker Greis, der seiner Auflösung entgegen geht, hinterläßt aber ein schönes Gütchen mit Park und Windmühle.“

„Ich will auf keiner Windmühle mahlen,“ sagte ich, mich ärgerlich zu ihm umkehrend.

„Aber, he?! auf einer Wassermühle!“ schrie er mich an, und dabei warf mir der alberne Mensch einen so verschmitzten Blick zu, daß ich, Aerger und Kummer vergessend, wieder einmal hell auflachte.

Hierauf befragte ich ihn ernsthaft nach der Heimath Riekchens. Er kannte sie nicht. Mit demselben Ernst bedeutete ich ihm dann, daß er sich nicht weiter bemühen möge; ich verzichte völlig auf seine Freundschaftsdienste nach irgend welcher Richtung hin. Ohne das übel zu nehmen, sprach er noch von Verschiedenem, unter anderm auch davon, daß er für diesen Sommer seinen Aufenthalt ebenfalls in der Mark zu nehmen gedenke.

„Ich werde in die Schweiz und von da nach Italien gehen,“ entgegnete ich.

Für jenen Augenblick hatte ich dies aus bloßem Widerspruch geäußert. Seitdem aber setzte sich der flüchtige Gedanke fester in mir. Ich war Fatalist geworden. Hatte ich mein Glück nicht in der Mark gefunden, so — wer weiß? Die Schicksalsfäden sind oft wunderlich gelegt. Ohnehin war es mir in der Hauptstadt zu eng geworden. Die Fragen über die allzumerkliche Veränderung meines Wesens fingen an drückend für mich zu werden, da ich keine Antworten darauf hatte. Und als die Zeit kam, bestieg ich eines regnerischen Sommermorgens im Anhalter Bahnhof den Frühzug nach Süden. In Halle wollte ich für einen Tag Halt machen, um die Saale-Ufer und den Petersberg zu beschauen, dann gemächlich durch Oberdeutschland weiter in die Schweiz, für den Winter nach Rom.

Das Wetter war am Tage meiner Abreise nicht einladend. An die Wagenfenster schlug der Regen; in den Föhrenwäldern, durch welche die Locomotive brauste, stürmte es, als ob das wilde Heer durch den Forst wüthe. Das Gewölk jagte niedrig über die Haide und schleppte seine von den Nadelkronen der Kiefern zerfetzten Nebelschleier durch Busch und Feld nach. Stundenlang beobachtete ich dies Getriebe mit solchem Eifer, daß ich meine Reisegesellschaft noch keinerlei Beachtung geschenkt hatte. Man stieg aus und wieder ein, und als wir bei Wittenberg über die angeschwollene Elbe rasselten, bemerkte ich erst, daß ich mit einem jungen Ehepaar, welches die gegenüberliegenden Ecken einnahm, nunmehr allein im Coupé saß. Der Herr — hellblond, mit wasserblauen Augen, die zärtlich an den schwarzen, feurigen seiner Gattin hingen — nahm jetzt eine Cigarre, was ich als eine Erlaubniß zum Rauchen auch für mich nahm. Der Zug hatte unterdeß die fruchtreichen Gefilde von Gräfenhainichen durcheilt, als der hellblonde Herr beim Anblick des Mildensteins an der Mulde seiner jungen Frau zurief:

„Ah, felsigtes Gebirg! Wir sind dem Süden schon näher, Elfriede.“

Elfriede erhob ihre kleine, runde Figur, um ihrem Herrn und Gemahl den Gefallen zu thun, das „felsigte Gebirg“ bei Bitterfeld zu bewundern.

Als jedoch die Mulde überschritten war und der Herr sich nach Feuer für seine Cigarre umsah, reichte ich ihm dienstwillig meine brennende und konnte nicht umhin, höflichst zu fragen, ob Frau Gemahlin je im Pensionat der verstorbenen Lutz —

„Freilich, mein Herr,“ fiel Elfriede nun selbst ein. „Und ich habe es dem Herrn Maler Schönbart heute noch nicht vergessen, daß er mich damals fast in den Halensee fallen ließ und sich nur um Riekchen Brandt kümmerte.“

Ich glaube, die Thränen traten mir in die Augen, als Elfriede, mich ihrem Manne vorstellend, hierauf lächelnd fortfuhr:

„Sie haben es damit meinem lieben Riekchen ein für alle Mal angethan, — wenn man dergleichen auch Herrn der Schöpfung verrathen darf. Nun wird sie sich wohl auch schon getröstet haben und verheirathet sein.“

„Das verhüte Gott!“ rief ich mit so aufrichtigem und ernstem Gesicht, daß sie mich darüber verwundert ansah.

Der Augenblick war kostbar. In Kurzem mußten wir in Halle sein, uns trennen, — die versäumte Minute nie wieder einzubringen. Der Gedanke, daß Riekchen wirklich verheirathet sei, zuckte mir mit all' seiner Bitterkeit durch das Herz. Allein er konnte nicht aufkommen; die Aeußerung Elfriedens machte neue Hoffnung in mir aufblühen. Alle falsche Scham fahren lassend, legte ich hastig ein leidenschaftliches Bekenntniß meiner Liebe und meiner vergeblichen Bemühungen ab, Riekchen wieder aufzufinden. Jetzt erfuhr ich, daß deren heimathliche Mühle allerdings in der Mark liege und zwar bei Lippenwalde, — so will ich die kleine Landstadt nennen, deren Umgebung ich auf meinen Streifereien bisher zur Seite gelassen hatte. Sofort wollte ich hin. Ach, daß ich nicht rufen konnte: „Kutscher, kehr um!“

Was ich noch sonst durch die junge Frau von der Geliebten vernahm, steigerte nur meine Ungeduld. Endlich, endlich fuhren wir in den Bahnhof zu Halle ein.

„Gruß an Riekchen, und sie möge so glücklich werden, als ich es bin!“ rief Elfriede zum Abschied, als ich ihrem wackern Gemahl die Hand geschüttelt und ihr selbst nochmals die Hand geküßt hatte.

Dann riß ich den Schlag auf und stürmte hinaus an den Schalter.

„Billet zweiter Klasse nach Berlin zurück!“ schrie ich, daß die Umstehenden mich sonderbar anstarrten.

„Geht erst ein Uhr vierzig,“ sagte der Cassirer. „Also Geduld, mein Herr!“ — Geduld, welches alberne Wort! Geduld für mich auf drei volle Stunden Wartens! Gott im Himmel! Gab es denn keine andere Gelegenheit? Auf dem Telegraphendraht konnte man damals so wenig als heute befördert werden. Und auf der Mühle bei Lippenwalde wurde vielleicht gerade heute eine traurige Hochzeit gefeiert, während ich neben mein Gepäck gebannt im Wartesaal zu Halle saß oder mit fliegenden Schritten und Gedanken die Länge des Perrons und den mir noch bevorstehenden weiten Weg maß.

Endlich ging es wieder nach Norden — im Lotterzug. Doch behauptete der Zugführer, an den ich mich wegen meines Gepäckes wandte, wir seien um eine halbe Stunde zu früh daran. In der That kamen wir vor der bestimmten Zeit in Berlin an. Rasch war ich in einer Droschke; der Thaler, den ich vor den Augen des Kutschers blinken ließ, that seine Wirkung; im Flug ging es nach einem Bahnhof auf der entgegengesetzten Seite der Hauptstadt; und eben war ich mit meiner Reisetasche in ein Coupé geschlüpft, als das Dampfroß mich bereits davon trug in andere Gegenden der heimischen Mark, zu deren endloser Ebene der rauchende und pfeifende Wagenzug die passende Staffage bildet.

Es war Abend, als ich auf der Station anlangte, von welcher Lippenwalde noch etwa eine Meile landeinwärts liegt. Der Postomnibus, dem ich meine Reisetasche übergab, fuhr erst in einer halben Stunde ab. Da sich das Wetter ein wenig aufgehellt hatte und die dem Horizont zugeneigte Sonne noch einige warme Strahlen über das Gefilde warf, drängte mich die Ungeduld auf einem Fußweg weiter, den ich mir bezeichnen ließ. Der Gang über das erfrischte Feld that meinen Gliedern noth, die ich jetzt nicht dem gelben Rumpelkasten anvertrauen mochte, welcher den Verkehr mit Lippenwalde besorgt. Leicht

dahin schreitend, hatte ich die vor mir liegende bewaldete Haide noch nicht erreicht, als der Wind wieder heftiger durch Wachholder und Ginster sauste, der Himmel sich auf's Neue überzog und ein tüchtiger Regenschauer mich bis auf die Haut durchnäßte. Zwar ging das unholde Wetter bald vorüber. Allein der Weg war jetzt durchweicht und erschwerte mir das Gehen, der Wind blies durch die Föhren mir gerade entgegen, und obgleich es noch hell war, stand doch die Nacht nicht mehr fern. Der Gedanke an eine Verirrung hatte nichts Tröstliches. Wie angenehm und erfreulich klang mir jetzt das dumpfe Gebell eines Hundes in's Ohr, da er eine menschliche Wohnung ankündigte. Aus dem Walde tretend, gelangte ich denn auch bald an den hohen, abfallenden Rand, welchen einzelne vom Sturm zerzauste und gebeugte Birken krönten; und ich sah in eine tiefer liegende Landschaft, deren Anblick mich eine Weile an die Stelle fesselte.

Es war ein busch- und wiesenreicher Grund, hüben und drüben von Getreidefeldern umfaßt, die sich bis zur Höhe heranzogen und an einigen Stellen fast die kleinen Seen berührten, welche da unten hell und blau im grünen Rahmen lagen und durch einen lichten Wasserfaden mit einander verbunden waren. Hinter der dunkeln Baumwand des Sees rechts deutete eine emporsteigende Thurmspitze die Lage eines Dorfes an. Bedeutend näher, da wo das Buchengehölz bis zum mittleren See vorsprang, lag an dessen Ausfluß, halb im Erlenbusch versteckt, eine Mühle, wie ich sie schon öfter im Lande gesehen, — hell angestrichenes Fachwerk, braunes Gebälke, darüber ein hohes, am Giebel abgestumpftes Dach. Da unten nun rauschte, klapperte, schlotterte es; dazwischen bellte der angekettete Mühlenhund: Alles vertraute Klänge. Und dennoch klopfte mir auch diesmal wieder das Herz so bänglich, als ich mit den vom letzten Regen gefüllten Wasserrinnen den ausgehöhlten Sandweg hinunter eilte.

Ueber die Wiesen, am Gartenzaun entlang vor das Hofthor gelangt, faßte mein Ohr Klavierspiel, eines der „Lieder ohne Worte“ auf, das aus den obern Fenstern des Wohnhauses klang. Einen Moment hielt ich an. Innen raste indeß der Hofhund, würgte sich an seiner Kette und schnappte, als ich endlich gefaßt eintrat, mit heiserm Rachen und heraushängender Zunge so gierig nach mir, daß ich die Hand unwillkürlich an den Revolver in der Brusttasche legte, im Falle das Unthier sich losrisse.

Der Hofraum war trotz des kothigen Wetters reinlich und in Ordnung. Mägde mit Milchkübeln eilten über denselben. Das Hausgeflügel pickte noch die Körner unter einem mit Getreidesäcken beladenen Wagen auf, bevor es die Ställe suchte. Weiterhin führte ein Mühlenjunge ein gesatteltes Reitpferd vor dem Stallgebäude hin und her. Mitten im Hofe aber stand eine Gruppe von drei Männern bei einem auf der Erde liegenden abgesägten Baumstamm, unter welchem eine Kette durchgezogen war.

Der ältere dieses Kleeblatts war wohl der Meister Müller selbst, ein starker stattlicher Mann mit breiten Schultern und selbstbewußter Haltung. Auf den derben, doch charaktervollen Zügen lag der bäuerisch hochmüthige Ausdruck, mit welchem er meine Erscheinung schon aus einiger Entfernung maß. Auf dem ergrauten Haar saß das von Mehlstaub angeflogene Hauskäppchen, das zu lüpfen er selten wohl der Mühe werth fand.

Der junge Mann neben ihm war kleiner, schmächtiger, doch sehnig gebaut, bräunlich, mit einem verständigen, ja intelligenten Gesicht, bartlos wie die beiden andern und gleich dem Meister in graublaues Tuch, jedoch mit gefälligerem, städtischen Schnitt gekleidet. Er trug enganliegende Reitstiefel mit Sporen und eine Reitpeitsche in der Hand; Alles in Allem eine ziemlich einnehmende Erscheinung.

Dagegen war der dritte Mann das Muster eines vierschrötigen, grobknochigen märkischen Bauers mit hervorquellenden Augen und vorspringendem gewaltigem Mundwerk, in das er fortwährend riesige Stücke Butterbrods schob, — in seinem weiß bestaubten Leinwandkittel ein wahrer Hüne. Vorn und hinten war sein kurzgeschornes Hauptthaar etwas länger und fiel dachartig über Nacken und Stirne, so daß es letztere völlig verdeckte, was ihm ein fürchterlich dummes Aussehen verlieh. Aus seinem kauenden Munde, der wie eine Dampfmaschine arbeitete, kam nur dann und wann ein faules „Ja!“ oder „Nee!“ Und seine Fäuste, seine klobigen Finger! Als Halskette möchte ich sie keine Sekunde lang tragen, dachte ich bei mir.

Diese drei Männer standen also sich besprechend beisammen, als ich hinzu trat. Der ältere maß mich von Kopf bis zu Fuß und schien fragen zu wollen, was solch' ein Vagabund hier suche. In der That machte meine Erscheinung, nach der tagelangen Eisenbahnfahrt und dem Marsche im Regen auf kothigen Wegen, nicht viel Empfehlendes haben. Dazu war meine langhaarige Reisejoppe durchweicht, mein breitkrämpiger Filzhut aus aller Form. Auf meine Frage, ob ich nicht einen Trunk Wasser haben könne, nickte der Müller brummend nach dem laufenden Brunnen hin, während der junge Mann zum offenen Küchenfenster ging und ein Glas herauslangte, das er mir anbot. Der Müller deutete mit einer Geberde an, daß man mit hergelaufenem Volk nicht so viel Umstände mache und rief hierauf seinem getreuen Knecht Hanns Jochen zu. Dieser — der vierschrötige, mehlweiße Hüne nämlich — schob sein mächtiges Butterbrod in's Maul und faßte nun die Kette mit so gewaltigem Ruck, daß der Baumstamm mehrere Schritte weiter rollte.

Indessen sah ich nach den Fenstern empor, aus welchen noch immer das Klavier tönte, gab mit Dank den Becher zurück und fragte so beiläufig nach dem Namen der Mühle. Zuvorkommend antwortete der junge Mann, es sei die Buschmühle, erhielt aber darauf von dem Müller einen Wink, sich auf keine weitere Auskunft mehr einzulassen. Als ich nun dessenungeachtet und eben so unbefangen mich erkundigte, wie der Besitzer heiße, fiel der Meister mit einem Seitenblick kurz abfertigend ein:

„Buschmüller. — Will man etwas von ihm?“

Ich verneinte gelassen, und der Müller meinte mit einer sprechenden Schwenkung des Kopfes nach dem Hofthore hin, daß ich mich nun empfehlen könne.

„Ist es noch weit nach Lippenwalde?“ fragte ich mit den Augen an den Fenstern oben.

„Weit? I ja, für Einen, der stehen bleibt und Maulaffen feil hält,“ erwiderte der Müller zur Lust seines Knechtes Hanns Jochen, der vergnüglich grinste. „Wenn Er sich aber schleunig von dannen macht, kann Er bald drüben sein in Lippenwalde. Grüß' Er mir die Leute dorten.“

Da in demselben Augenblick das Klavierspiel aufhörte und gleichzeitig ein ältliches, bleiches Frauengesicht am Fenster sich zeigte, hatte ich meiner Meinung nach nichts weiter hier zu suchen, nahm mir die Mahnung des Müllers zu Herzen und empfahl mich. Hatte ich doch auch keine Zeit mehr zu verlieren, da wieder Regen drohte, die Nacht einbrach und ich mich nicht von der Dunkelheit auf unbekannten Pfaden überraschen lassen wollte.

Als ich auf der Brücke hinter der Mühle mich nochmals umsah, war es mir, als sähen jetzt zwischen den Gardinen des oberen Stocks zwei Frauenköpfe mir nach. Doch konnte dies auch Täuschung sein; ich aber durfte nicht länger hinter mich schauen und verweilen. Auskunft mußte mir in Lippenwalde ja ohnehin werden, wo ich Riekchen Brandt zu

suchen habe. Indeß verließ ich mit Bedacht die seither eingehaltene Richtung und folgte einem Feldweg nach der Landstraße zu, welche ich auch endlich nach einem ermüdenden Marsch bei tüchtigem Regen erreichte. Kaum war ich einige hundert Schritte auf derselben weiter gewandert, knallte hinter mir eine Peitsche und ein Wagen schwankte und rasselte heran, den die zwei Postklepper mühsam schleppten. Unter solchen Umständen, bei einbrechender Nacht und unfreundlichem Wetter, war mir der Postomnibus eine willkommene Erscheinung. Ein Platz am hintern Fenster war noch leer. Nach einer flüchtigen Musterung der sehr gewöhnlichen Reisegesellschaft, schaute ich nun hinaus in die ergraute Landschaft. Durch den Regenflor glomm noch am äußersten Horizont ein abendlicher Gluthstreif. Sonst lag bleierne Dämmerung über dem Lande. Bald war nichts mehr zu unterscheiden, als ein dunkler, quer über das Feld jagender Schatten, der hinter uns in die Straße einlenkte, auf derselben näher kam und dann — als einsamer Reiter erkannt — an uns vorüber in die Nacht hinein sprengte. Wir aber fuhren langsam weiter. —

Alles nimmt zuletzt ein Ende. Und als der Wagen polternd durch ein Stadtthor rasselte, auf grobem Pflaster mir fast die Seele aus dem Leibe schaukelte, rechts und links trübe beleuchtete Fenster auftauchten und dann die Pferde mit einem plötzlichen Ruck anhielten, waren auch wir am Ziele dieser Fahrt, vor dem Gasthof zur Post in Lippenwalde angelangt. Der Rosselenker lieferte dem Hausknecht meine Reisetasche ab und man geleitete mich in's Gastzimmer, wo die Auserwählten des Städtchens am Honoratiorentisch, aus Pfeifen rauchend, ihr Ansehen in Lippenwalde bei Bier und Tabaksdampf behaglich genossen. Erschöpft von den Mühen und Aufregungen des Tags kümmerte ich mich übrigens wenig um meine Umgebung. Selbst der würdige Herr, der mit der Pfeife im Munde die Dielen des Zimmers mißt, mir zu meinem Sauerbraten höflichst guten Appetit wünscht und wie ein Pastor aussieht, was er auch ist, kann meine Theilnahme nicht mehr durch seine fraglustige Miene erwecken. Er hat in mir, wie es scheint, den Künstler entdeckt und ergreift irgend welchen Anlaß, um mir mitzutheilen, daß gegenwärtig beim „Herrn Grafen" in der Nachbarschaft ebenfalls ein Maler aus der Hauptstadt weile. Da mich jedoch die Müller in der Gegend mehr interessiren, bringe ich durch eine anscheinend gleichgültige Frage heraus, daß allerdings einer Namens Brandt in der Nähe wohne; hierauf komme ich auch behutsam und ohne mich zu verrathen dahinter, daß wenigstens in neuerer Zeit keine Hochzeit bei dem Müller gefeiert worden sei.

So viel genügte mir für heute; ich verlangte nach meinem Zimmer. Für den Pfarrherrn war die kurze Unterhaltung hinreichend, um mir nun mit freundschaftlichstem Händedruck eine ruhsame Nacht zu wünschen. Durch den langen Flur, Stufe auf Stufe ab nach meiner Stube geführt, versank ich bald in ruhigen Schlaf. Ich kämpfte mit dem losgerissenen Mühlenhund, der mit Hanns Jochens Gesicht mir an der Kehle lag und mich verschlingen wollte wie ein Butterbrod. Darüber aufwachend, hörte ich Lärm im Hofe, klirrenden Aufschlag von Pferdehufen, dazwischen Hin- und Herreden, während die Decke meines Zimmers in einem Feuerschein aufflammte. Als ich hastig an das Fenster sprang und es aufriß, gewahrte ich jedoch, daß der Feuerschein von einer friedlichen Stallaterne herrührte, mit welcher der Hausknecht einem jungen Manne zum Besteigen eines Pferdes leuchtete. Zugleich sprach eine Mädchenstimme unten:

„Sie wollen also noch in der Nacht zurückreiten, Herr Lind? Treibt sich denn wirklich jetzt so gefährliches Gesindel in der Gegend umher?"

„Hanns Jochen sagt es!“ war die lachende Antwort des Reiters mit einer Stimme, die ich heute schon in der Buschmühle gehört hatte.

„Da muß es wohl wahr sein,“ versetzte die Mädchenstimme. „Nun, so kommen Sie glücklich heim und grüßen Sie mir Riekchen schön.“

Riekchen? War etwa dennoch die Buschmühle Riekchens Heimath?

„Und wollen Sie nicht von mir —“ sprach jetzt der Reiter mit gedämpfter Stimme sich vom Pferde nach einem Fenster unter mir beugend — „auch Fräulein Sophie grüßen?“

„Gewiß. Also gute Nacht, Herr Lind.“

Im nächsten Augenblick spürte das Roß den Sporn, trappelte lebhaft durch die Thorfahrt auf die Marktgasse des Städtchens hinaus, wo sein Hufschlag erst in der Nacht verhallte, als ich mich wieder gedankenvoll und ermüdet auf das Ohr gelegt hatte.

(Schluß folgt).

# Epigramme.

Von **Hugo Littauer.**

### Menschen und Bücher.

Es trügen glatte Außenseiten
Bei Büchern grade, wie bei Leuten.
Ein guter Mensch, ein gutes Buch
Ist ohne Goldschnitt gut genug.

### Denkspruch.

Auch im schönen Monat Mai
Hat es schon gehagelt,
Auch der allerklügste Kopf
Ist einmal vernagelt.

### Vanitas vanitatum.

Aus Wellenschaum steigt Venus auf
Mit lächelnden Geberden;
Vom Wasser kommt die Schönheit und
Zu Wasser muß sie werden.

### An einen Verliebten.

Dein redefaules Lieb nennst du
Ein holdes Räthsel, Freund;
Ich geb' dir Recht und sag' hinzu,
Daß es einsilbig scheint.

### An einen Dichterling.

Zwei Fehler hat dein Sinngedicht,
Sonst ginge es wohl hin:
Zum ersten ist es kein Gedicht,
Und zweitens fehlt der Sinn.

### An eine Wankelmüthige.

Die Liebe dein, o Kunigunde,
Gleicht einer Zuckererbse, die
Du eine Weile führst im Munde,
Bis sie vergeht, du weißt nicht wie.

### An einen Pantoffelhelden.

Du bist ein weiser, weiser Mann, indeß
Dein Weib, so sagt man, führt Dich an der Strippe;
Fehlt dir auch Manches noch zum Sokrates,
So fehlt dir mindestens nicht die Xantippe.

### Die Ehemänner.

Ein schönes Weib strahlt wie ein Licht, —
Macht euch die Lehr' zu Nutzen,
Und seid stets eingedenk der Pflicht,
Es sorgsam auszuputzen.

## Trost.

Stutzer: Fast kratzte mir die Augen aus
Marie, das schöne Kind.
Freund: Daß sie dich lieb hat, folg're draus;
Denn Liebe macht ja blind.

---

## Wie's gemacht wird.

„Einen solchen Mann wie mich,
Freunde, könnt ihr lange suchen,"
Sprach der Bankdirektor Schlich.
Er sprach wahr, vergebens fluchen
Sie ihm nach, die er geprellt,
Um das anvertraute Geld —
Schlich, der in der neuen Welt —
Den kann man jetzt lange suchen.

## Grabschrift.

Der Schwätzer Hieronymus
Ruht unter diesem Stein,
Der ew'gen Seligkeit Genuß
Kann nimmer ihn erfreu'n;
Denn daß er fortan schweigen muß,
Ist für ihn Höllenpein.

---

## An einen Theater-Recensenten.

Nie laß' ich mich vom Schein bestechen,
Ruft Box, der Komödianten Graus.
Freund Box, ich will nicht widersprechen,
Doch Kassenscheine nimmst du aus.

---

# Freiligrath.

Von Johannes Scherr.

Wieder einer der Kampfgenossen und Freunde dahin, mit welchen man sich in allem Guten und Besten verbunden wußte und eins fühlte! In der Nacht vom 17. auf den 18. März ist zu Kannstadt in Schwaben Ferdinand Freiligrath gestorben, bevor er sein 66. Lebensjahr vollendet hatte. Sein Tagewerk war gethan, die Früchte desselben werden bleiben. Die Sorgen seiner Tage, die Schmerzen seiner Nächte sind vorüber. Sanft und sachte zu brechen war dem kranken Dichterherz gegönnt. Sei dem Sohne der rothen Erde die Heimaterde Schubarts, Schillers und Uhlands eine weiche, pietätvoll gepflegte Ruhestätte!

Zur Stunde, wo ich die Trauerbotschaft empfing, ward in mir jäh die Erinnerung an jene wach, wo mein Auge zum erstenmal dem Namen Freiligrath begegnet war und ich den ersten Eindruck von seinem Dichten empfangen hatte. Das ist lange her. In dem bescheidenen Lesezimmer der „Museumsgesellschaft" von Schwäbisch-Gmünd durchblätterte ich den neuesten Jahrgang vom „Morgenblatt" und fand darin mehrere jener Ausströmungen einer glühenden Phantasie, mittels welcher der junge Dichter zuerst die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen ansprach und alsobald auch packte und festhielt. Ich war dannzumal viel zu jung und naiv, mir irgendwie erklären zu können oder auch nur zu wollen, worin denn das Packende dieser Gedichte bestände; aber ich weiß noch ganz gut, daß sie mir eine Empfindung erregten ganz ähnlich der, welche ich gehabt, als ich am Morgen desselben Tages in der alten Kathedrale der Stadt umhergegangen war und lange vor einem Prachtfenster gestanden hatte, dessen Glasmalereien, von der Frühsonne angeglüht, in hellem Farbenfeuer brannten und leuchteten. Auch der Freude gedenk' ich noch, welche ich hatte, als ich etliche Jahre später die erste Sammlung der „Gedichte von Ferdinand Freiligrath" als so eben erschienen in einem tübinger Buchladen ausgestellt sah. Ich — ein Student, dem die Mittel sehr knapp zugemessen waren — bin sicherlich mit unter den Ersten gewesen, welche das Buch kauften. Es liegt vor mir, indem ich dieses schreibe, zerlesen und vergilbt; aber mir ist, als käme daraus ein Hauch und Duft von längstverklungenen Tagen, die goldene Erinnerung an Stunden der Begeisterung, Bewunderung und Hingebung, wie doch nur die Jugend sie bringt und gibt.

Nun flammt allerdings in jungen Gemüthern auch manches Strohfeuer auf, das so schnell erlischt, wie es angegangen war. Wo aber das ungestüme Gelodер jugendlichen Enthusiasmus zur stätigen Flamme ausdauernder Sympathie sich läutert, da ist der Beweis erbracht, daß jener einem echten und würdigen Gegenstande gegolten. Ich gestehe gern und freudig, daß, was ich über Freiligrath sagen will, von solcher Sympathie getragen ist. Es gibt ja in unsern Tagen der Neidhämmel genug, welche dem quälenden Gefühle der eigenen Impotenz Linderung verschaffen zu können wähnen dadurch, daß sie an anderen alles das bemängeln und benörgeln, was sie selber gerne thun und vollbringen möchten. Was mich angeht, so halt' ich mich auch heute wieder an Göthe's Ausspruch: „Wenn man von Dichtungen, wie von Handlungen, nicht mit einer

gewissen liebevollen Theilnahme spricht, so bleibt so wenig daran, daß es der Rede gar nicht werth ist. Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle und was wieder Realität hervorbringt" ......

Die deutsche Poesie hat, ihre neuere und neueste Entwickelung angesehen, ihr Bestes in der lyrischen Form vollbracht. Nur darf hierbei der Begriff „Lyrik" selbstverständlich nicht enge, sondern er muß möglich weit gefaßt werden, so daß ihm auch lyrisch-epische, lyrisch-beschreibende und lyrisch-didaktische Hervorbringungen unterstellt werden können. Uhland, Kerner, Rückert, Chamisso und Eichendorff hatten die lyrischen Stimmungen und Weisen der Romantik zur höchsten Vollendung geführt, — Uhland, Chamisso und Rückert, jeder in seiner Weise, mit Hinüberleitung ins Moderne. Auch Heine's Lyrik wurzelte noch in der Romantik, ist aber bekanntlich zur keckesten Modernität ausgewachsen. Neben ihm erscheinen als Hauptträger der deutschen Lyrik, wie sie etwa vom Jahre 1830 an sich entfaltete, Platen, Schefer, Lenau, Grün, Möricke, Mosen, Freiligrath und Geibel. Man braucht nur diese Namen anzusehen, um sich ein deutliches Bild von der Fülle und Vielgestaltigkeit machen zu können, welche die lyrische Kunst der Deutschen seit etlichen vierzig Jahren erreicht und gewonnen hat. Auf diesen erstaunlichen Reichthum sind solche zu verweisen, welche mit der anmaßlich schulmeisterlichen Grämlichkeit eines Gervinus in der deutschen Literaturgeschichte da, wo das Zeitalter unserer Klassik und Romantik aufhört, einen Endstrich machen möchten. Um die Unbefugtheit solcher Endstrichmacherei völlig klarzustellen, muß man noch in Betracht ziehen, daß der lyrische Ton doch der eigentliche Grundton unserer Dichtung von Anfang bis heute gewesen ist. Darin liegt auch einer der Gründe, vielleicht sogar der Hauptgrund, warum das Theatralische — nicht im schlechten, sondern im guten Sinne gemeint — als die schwächste Seite unserer Literatur sich darstellt.

Die Zahl der vorhin namhaft gemachten Lyriker könnte nicht unbeträchtlich vermehrt werden, denn es sind ja mit und nach den genannten noch andere aufgetreten, welche bei der Nation ein offenes Ohr und mehr oder weniger verdienten Beifall gefunden haben. Hier jedoch handelt es sich nur um typische Erscheinungen unserer neueren Lyrik und unter diesen ist Freiligrath fraglos eine vortretende.

Denn er brachte und gab wesentlich Neues und zwar in eigenartiger Form. Er bereicherte das deutsche Binnenleben mit jenen farbensatten Anschauungen, welche er als poetischer Weltumsegler und Urwaldpfadfinder gesammelt hatte. Er erweiterte unsern dichterischen Horizont, indem er denselben an die Meere, in die Tropenländer, in die Wüsten Afrika's und in die Savannen Amerika's hinausrückte und mit einem Realismus, in welchem nur der gleichzeitig aufgetretene Sealsfield-Postl mit ihm zu wetteifern vermochte, das fremde Natur-, Thier- und Menschenleben schilderte. Oft nur mit etlichen, aber von Energie vibrirenden Pinselstrichen wirft er so ein Bild hin, dessen Konturen und Kolorit sich unverwischbar unserer Vorstellung einprägen, einätzen. Dann wieder führt er in großem Stil und sorgfältiger Detailbehandlung ein Meer- oder Wüstengemälde aus, dessen Gesammtwirkung eine so packende, daß wir das Dargestellte nicht nur leibhaftig mitschauen, sondern auch mitleben. Meisterstücke dieser Art sind „Die Schiffe" und „Mirage". Auch das erschütternde Nachtstück „Das Hospitalschiff" möchte ich hierher stellen.

Diese und andere ähnliche seiner Dichtungen bringen den vollen Beweis, wie mächtig in Freiligrath die Grundkraft alles Dichtens pulsirte, die schauende und schaffende Phantasie. Allerdings gehört ein guter Theil seiner Schöpfungen — und zwar seiner glänzendsten — der beschreibenden Poesie an, welche bekanntlich im „Regulbuch" der Aesthetik nicht sehr hoch gewerthet wird. Aber es kommt eben darauf an, *wie* man beschreibt. Der „Childe Harold" gehört ja, formal angesehen, ebenfalls der beschreibenden Poesie an und ist doch ein Stolz der europäischen Literatur. Wer wird schulgelehrtdumm genug sein, behaupten zu wollen, Freiligraths Phantasiestücke „Gesicht des Reisenden", „Löwenritt", „An das Meer", „Fieber" u. a. m. seien keine Gedichte, weil sie „beschreiben"? Uebrigens vertieft und potenzirt sich bei unserem Dichter die Beschreibung überall zu dramatischer Gestaltung. Schon in seinen Naturgemälden, noch

mehr aber dann, wann er sein auf historische Vorkommnisse gerichtetes inneres Schauen zu Bildern herausgestaltet, wie sie auf dem plattgetretenen Balladen- und Romanzenwege nicht zu finden sind. Solche eigenartig-freiligrath'sche Historien sind „Die Geusenwacht“, „Der Bivouac“, „Der Schwertfeger von Damaskus“, „Der Scheik vom Sinai“ „Ein Lied Memnons“ und „Anno domini“. Das letztgenannte Weltuntergangsgedicht muß als eine Vision von wahrhaft apokalyptischer Mächtigkeit anerkannt werden. Nicht weniger originell im Wurf und in der Form ist die „Kreuzigung“. Mühsamen Ganges, wie niedergedrückt durch das weltgeschichtliche Verhängniß, welches zu jener Stunde über Golgatha hing, schreitet die Handlung vorwärts, bis sich schließlich der germanische Legionär in den erwürfelten Mantel Christi hüllt. Es ist kecker Landsknechtston und doch zugleich etwas wie fromme Scheu und ein wunderbarer Zukunftsinstinkt in den springenden Gegensätzen dieser mit Rembrandtsfarben gemalten Scene. Ich meine, aus diesem Gedicht athmet jenes „Menschengeschick Bezwingende“, was Göthe der echten Poesie zumuthet und nachrühmt. Der Gedanke ist groß und wuchtig zur poetischen Erscheinung gebracht. Geibel hat später denselben Gedanken, die Vorahnung der welthistorischen Mission des Germanenthums als Träger der christlichen Idee, wieder aufgenommen und zu einem seiner gehaltvollsten und formschönsten Gedichte („Der Tod des Tiberius“) gestaltet.

Es ist dem Dichten Freiligraths augenscheinlich sehr zu gute gekommen, daß er aus der stockigen Luft heimischer Philisterei, wie sie zu Anfang der 30er Jahre in Deutschland — auch das akademische keineswegs ausgenommen — überall grassirte, frühzeitig in die Fremde hinausmußte. Auch seine kaufmännische Laufbahn ist ihm durchaus nicht zum Schaden, sondern bei der Richtung seines Talents zu entschiedenem Vortheil ausgeschlagen. Keine Spur von Studirstubenluft in seinen Dichtungen, sondern allenthalben der frische und kräftige Hauch des Lebens. Die Erklärung seiner großen Erfolge liegt aber doch darin, daß dieser Dichter-Kosmopolit seinen fremdartigen Stoffen die deutsche Seele zu geben verstand. Mittels dieser Beseelung hat er die Beschreibung in die Sphäre der Lyrik zu erheben vermocht. Die Deutschheit — natürlich nicht im jetzo modischen Sinne als patentirter und officieller Reichspatriotismus gemeint, sondern idealisch gefaßt — die Deutschheit war die eigentliche Stimmung von Freiligraths Poesie, welcher es darum auch übel zu Gesichte stand, wenn sie diese Stimmung gewaltsam verleugnen wollte. Sie verirrte sich dann leicht in die Region hyperromantischer Graßheiten, wie die beiden zwar vielbewunderten, aber weit mehr französischen als deutschen Gedichte „Der Reiter“ und „Bei Grabbe's Tod“ unerquicklich aufzeigen. Wo dagegen Freiligrath der eigenen Intuition und Inspiration ganz sich überließ, war ihm die Muse hold und gegenwärtig wie nicht bald Einem. So seelenvolle Lieder wie das „O, lieb', so lang du lieben kannst“ — sind überhaupt nur wenige auf Erden gedichtet worden. Höchst stimmungsvoll sind auch „Die Auswanderer“, sowie „Der Tod des Führers“ und der Cyklus vom „Ausgewanderten Dichter“. Unter den größeren Schöpfungen Freiligraths ist diese das Juwel. Eins der deutschesten Gedichte, die es gibt. Germanischer Freiheitstrotz und deutsche Gemüthsweichheit, Europamüdigkeit und Heimweh, das Seelenleben eines Poeten und die wildphantastischen Vorfallenheiten des Kampfes ums Dasein im Urwald und auf der Prairie sind darin zu einer Bilderreihe verwoben, über welcher der echte Silberschimmer der Elegik flimmert.

Von frühan hat sich in Freiligrath mit der Genialität eigener Hervorbringung die Kunst der poetischen Dolmetschung innig verbunden. Er steht mit in der Vorderreihe unserer Uebersetzungskünstler. Was er aus den Dichtungen von Lamartine, Hugo, Musset, Barbier, Manzoni, Burns, Moore, Scott, Southey, Coleridge, Hood, Hemans, Tennyson, Longfellow und anderen vordeutschte, ist uns wirklich nahegebracht, substanziell und formell der deutschen Literatur so recht angeeignet worden. Wahrhaft erstaunlich ist die Vielseitigkeit seiner Empfänglichkeit und seiner Wiedergebungsfähigkeit. Poetische Klangfarben von solchem Abstand, wie z. B. der zwischen Hugo und Hood oder zwischen Moore und Musset ist, hat unser Meister-Dolmetsch mit geradezu wunderbarer Sicherheit getroffen. Freiligraths Verdeutschungen von Lamartine's „Marseillaise

de la paix“, Hugo's „A la colonne“, Burns' „Is there, fore honest poverty“, Moore's „Irish melodies“, Hood's „Song of the shirt“, Coleridge's „Ancient mariner“, Tennyson's „Mariana“, „Godiva“ und „Locksley Hall“, Longfellow's „Song of Hiawatha“ und Hemans' „Forest sanctuary“ sind ebenso viele Meisterstücke der Uebersetzungskunst. Noch zuletzt hat sich Freiligrath um die Einbürgerung des wildoriginellen kalifornischen Poeten Bret Harte in Deutschland bemüht. Es liegt, wie mir scheint, in diesem Dolmetschungseifer unseres Dichters ein neuer schöner Beweis von der alten Universalität des deutschen Geistes, sowie auch ein gut Stück von edler Selbstverleugnung, ein bescheidenes Zurücktretenlassen des eigenen Dichtens vor dem Wiederdichten von fremdem, dessen Genuß er seinem Volke gönnen wollte .....

In der Zeit seines frischesten und früchtereichsten Schaffens hatte sich Freiligrath zur Politik naiv, um nicht zu sagen gleichgiltig verhalten. Man darf nicht vergessen, daß in den 30ger Jahren die Zahl der Menschen, welche sich um die öffentlichen Angelegenheiten kümmerten oder dieselben gar zu einer Herzenssache machten, noch eine verhältnißmäßig sehr geringe gewesen ist. Wie kindlich naiv und unerfahren auch zu Anfang der 40ger Jahre noch unser Dichter die deutschen Dinge ansah, beweis't der Umstand, daß er die thörichten Hoffnungen, womit man vielerorten die Throngelangung Friedrich Wilhelms des Vierten begrüßte, vollkommen theilte. Die unausbleibliche und bald eingetretene bittere Enttäuschung bewirkte nun in Freiligrath so zu sagen eine umgekehrte Bekehrung, nämlich vom loyalen Paulus zum liberalen Saulus. Weiter ging er in seinen „Zeitgedichten“, welche er unter dem Titel „Ein Glaubensbekenntniß“ im Jahre 1844 veröffentlichte, noch nicht. Aber weil er ein Dichter, konnte er sich in der lauen Temperatur des regelrichtigen Liberalismus nicht lange behagen, um so weniger, da zur besseren Einsicht auch die Erbitterung über Verfolgung und Ungemach hinzukam, welche ihm schon die zahme Freimüthigkeit seines „Glaubensbekenntnisses“ zugezogen hatte. Beim Auf- und Niedersteigen der „harten Treppen der Fremde“ hatte er Gelegenheit, über das Wesen des preußischen Gottesgnadenthums wie des deutschen Liberalismus comme il faut nachzudenken, und er kam zu dem Schlusse, daß „nur Revolution allein kann von der Höllenfäulniß uns befrei'n.“ Dieser Entwickelungsgang seines politischen Fühlens und Denkens ist in seinen späteren „Politischen und socialen Gedichten“ aufgezeigt, immer offenherzig und nervig, mitunter prächtig.

Es ist aber bekanntlich eine eigene Sache mit der poetischen Politik und politischen Poesie. Sie ist zu Zeiten höchst wirksam, ja geradezu naturnothwendig, aber eben zu Zeiten! Von „Zeitgedichten“ gilt wie eigens für sie gesagt das schiller'sche „Sie tönen, sie verhallen in der Zeit.“ Und wie bald verhallen sie! Es ist ihre Natur, nicht reinpoetisch wirken zu können, weil sie keine unmittelbare Offenbarung von Ewigem sind, sondern nur mittelbare Reflexe von Zeitlichem. Allerdings verschwinden die bedeutsameren „Zeitgedichte“ nicht, aber sie bleiben nicht als Gedichte, sondern nur als kulturgeschichtliche Zeugnisse. Wir von der älteren Generation, die wir mitgelebt, was Freiligrath zeitdichterisch kommentirte, wir vermögen ihm nachzufühlen. Aber wer von der jüngeren oder gar von der jüngsten Generation wird die Zeit und Mühe aufwenden wollen, sich künstlich in eine Vergangenheit zurückzureflektiren, welche nichts Anziehendes hat? Eine solche Rückversenkung in die 40ger Jahre wäre aber schlechterdings nöthig, um die politischen und socialen Gedichte, von welchen hier die Rede, verstehen und genießen zu können. Manches derselben ist mit den Verhältnissen, auf welche sie sich bezogen, ganz hinfällig geworden. Gereimte Zeitungsartikel und versificirte Klubbreden — in welche Kategorieen bekanntlich die ungeheure Mehrzahl der politischen „Gedichte“ gehört — sind die bezüglichen Auslassungen unseres Dichters allerdings nicht. Oder wenigstens befinden sich darunter wirkliche Dichtungen, sei es, daß Freiligrath seine Tendenz und Polemik gestaltungskräftig in drastische Handlung umzusetzen verstand („Vom Harze“ — „Im Irrenhause“ — „Leipzigs Todten“ — „Von unten auf“), sei es, daß ihn die „indignatio“ zum Dichter machte, jener Siedegrad von Schmerz und Zorn, welcher ihn statt Worte Flammen sprechen ließ („Die Todten an die Lebendigen“). Aber fortleben wird doch eigentlich von allen diesen „Zeitgedichten“ nur eins: das herrliche Grablied

für Johanna Kinkel. Warum? Weil darin das Zeitlich-Politische vom Ewig-Menschlichen völlig aufgesogen ist.

Daß seine radikalen Anschauungen und republikanischen Neigungen unsern Dichter nicht entdeutscht hatten, daß er darum im Jahre 1870 wie jeder anständige Mensch, jeder Deutsche von Kopf und Herz im In- und Auslande nicht auf der Seite der Welfen, der Jesuiten, der bairischen „Patrioten", der Rheinbündler oder der internationalen Narren stand, sondern auf der Seite Deutschlands, davon ist weiter kein Aufheben zu machen. Das verstand sich von selbst: es hieß ja nur das Vaterland über die Partei stellen. Weil er das aber von ganzem Herzen that, hat er „die Trompete von Vionville" vernommen und ihre triumphirend-klagenden Klänge im schönsten Liede festgehalten, welches das große Jahr auftönen machte. Diesem Edelstein kommen, meines Erachtens, an Schliff und Feuer aus der gesammten Kriegslyrik der Deutschen nur zwei Lieder gleich: Rückerts „Drei Gesellen" und Mosens „Trompeter von der Katzbach".

Die Seelenwärme, die Glut der Empfindung, die Energie des Ausdrucks, welche schon das von Freiligrath als sein frühestes bezeichnete Gedicht („Moosthee" 1826) charakterisirten, sind also auch dem grauhaarigen Dichter noch ganz zu Gebote gewesen. Für Urtheilsfähige steht es jedoch außer Frage, daß Freiligraths bleibende Stellung in der Nationalliteratur wesentlich auf den Hervorbringungen seiner ersten Periode beruhe. Dort liegt seine Eigenart, dort das typische Merkmal seines Dichtens. Was er später leistete, das konnten andere ebenfalls leisten, wenn auch nicht gerade so. Aber seine Meer-, Urwald- und Steppepoesie die mache ihm mal einer nach! Sie ist schon ein Theil unseres dichterischen Nationalschatzes geworden, ein hochgehaltener, aufrichtig verdankter. Ihm selbst war geschenkt, des Lebens Lust zu kosten, und verhängt, des Lebens Leid zu tragen. Er konnte, bei der Schwelle zum Greisenalter angelangt, auf die Arbeit seines Daseins als auf eine wohlgethane zurückblicken und durfte sich sagen, daß er seinem Volke etwas sei und bedeute. Endlich war ihm gegönnt, ungebrochenen Geistes zur Grube zu fahren. Die Summe seiner Existenz ist demnach ins „Haben" zu schreiben. Ein edler Geist, ein braves Herz, ein eigenartiger Dichter — so steht er vor den Augen der Zeitgenossen und so wird ihn die Gegenwart der Nachwelt überliefern.

Am Zürichberg, den 27. März 1876.

# Zur Theorie des Romans.

Preisschrift
von
**Erwin Schlieben.**

Erst wahr, dann schön.

Auf keinem Gebiete literarischer Schöpfung ist die Verwilderung bedenklicher, als auf dem des Romans. Die Menge der Leser mit ihrem schwankenden und bei jeder Schwankung eigensinnigen Geschmack; der Schwarm der Schreiber, und deren Eifer, bei urtheilslosen Lesern nahrhafte Anerkennung zu suchen; die Selbstsucht der Verleger, welche den Schriftsteller auf die Bedürfnisse jener Lesewelt, selten auf den guten Geschmack, viel weniger auf das Wohl des Volkes hinweisen: diese Momente wirken zusammen, um den Romanschreiber und sein Werk dem Kundigen fast verächtlich zu machen.

Der Roman**dichter** aber könnte der vornehmste Bildner des Volkes sein, zuvörderst des besseren Theiles. Denn der Roman ist nun einmal die begünstigte Kunstform der Gegenwart. Er gewährt, von den Zeitungen abgesehen, die mehr verbilden als bilden, die **einzige** Form, unter welcher der Eifer, das Volk zu beleben, zu veredeln, zu begeistern, breitere Schichten der Gesellschaft zugänglich findet. Die Lyrik ist durch Ziererei und Verlogenheit, das Drama durch die Theaterwirthschaft herabgekommen. Das Epos, die Kunstform jugendlicher Völker, bei denen Phantasie die Erfahrung überwiegt, findet keine Stätte mehr in einem Zeitalter, das, durch Forschung geschult, überall nach der Thatsache fragt, außerdem auch, durch materielle Interessen auf die Wirklichkeit verwiesen, den Phantasiegebilden abhold geworden ist.

Zwar nimmt jede Zeit, vermöge ihres historischen Zusammenhanges mit früheren, veraltete Kunstformen zu sich herüber, bildet sie um, so lange sie noch einen Theil des erneuten Lebens in sich aufnehmen wollen, und bewahrt sie ehrfurchtsvoll noch dann, wenn schon der vollere Strom sie zu sprengen droht. Aber in dem rastlosen Triebe, neue Bildungen an die Stelle derer zu setzen, die zu Denkmälern wurden, schafft jede Zeit aus ihrem eignen Geist und Leben frische Formen, in welchen sie ihren Inhalt den Lebenden am wirksamsten zu bieten vermöchte, und so kennt die Gegenwart auf dem Gebiete der Dichtung keine wirksamere Form für ihren thatsächlichen, durch Erfahrung angesammelten Inhalt, als den Roman. Welcher Dichter den Inhalt seiner Zeit am reichsten in sich aufzunehmen und vollendet in der Form des Romans zu gestalten vermöchte, der wäre vorzugsweise der Dichter unsres Zeitalters. Dessen Lebenselemente, aus denen alle seine Bildungen erwachsen, sind Erfahrung und Arbeit. Auch der Roman kann als dauerndes und werthvolles Erzeugniß unsrer Zeit nur dann gelten, wenn sein Inhalt mit der Erfahrung übereinstimmt, also von Wahrhaftigkeit durchdrungen ist, und wenn seine Form aus dem Geiste der Arbeit hervorging, also die Sorgfalt des Dichters erkennen läßt.

Sobald wir nun dem Romandichter seine Stellung als Bildner des Volkes anweisen, seinem Werke also eine pädagogische Richtung im erhabensten Sinne zumuthen, gerathen wir in Widerspruch mit der Aesthetik, welche jedem Kunstwerke „Selbstzweck" vorschreibt. Hätte sie unbedingt Recht, so wäre jeder Versuch, den Roman unter die

höheren Kunstgattungen zu reihen, vergeblich; denn der Roman schwankt seiner Natur nach aus dem Aesthetischen ins Stoffliche, Absichtliche hinüber. Zwar gehört es zur Kunst des Dichters, und es stehen ihm die Mittel zu Gebote, dem geistigen, wir wollen sagen ästhetischen Wohlgefallen des Lesers neben dem stofflichen Behagen Geltung zu verschaffen; wie könnte indessen letzteres gänzlich außer Frage kommen, wo der Inhalt der Erfahrung, also der prosaischen Weltordnung, angehört und aus dem stofflichen Reichthume der Gegenwart geschöpft wird? Und welcher Dichter vermöchte sich dem Einflusse seiner Zeit zu entziehen, während er doch ihren Inhalt eifriger als jeder Andere in sich aufnehmen, ihren Stürmen bereitwilliger sein Herz preisgeben soll? Die vornehme Aesthetik freilich verlangt, der Dichter, auf den Höhen der Menschheit stehend, solle ihre Leiden und Freuden mit olympischer Gelassenheit überschauen, ohne Groll und Eifer in sich aufnehmen und durch die ihm eingeborene Schönheit verklärt, durch seine Kunst gesühnt, der Menschheit als ihr Eigenthum zurückgeben. So verklärt und umgebildet in der Seele des Dichters, wären die Erscheinungen erst zu Wirklichkeiten geschaffen, und das All durch göttliche Dichterkraft zu einer höheren Welt der Wahrheit und Schönheit umgestaltet.

Wir bekennen uns in diesem Stück als arge ästhetische Ketzer. Wir glauben, daß ein Dichter der Neuzeit sich nur kraft ungemessener Eitelkeit zu jenem erhabenen Standpunkte hinaufzuschrauben vermöchte, und gesetzt auch, er erreichte ihn, seine Leser durch die jovische Betrachtung irdischer Leiden und Freuden mehr verletzen als entzücken würde. Besonders aber würde er ihn langweilen; denn jene objective, aller Leidenschaft entnommene Betrachtung schließt die Individualität und ihren Zauber aus, und ein Chor von göttlichen Dichtern der bezeichneten Art wäre einer sehr undichterischen Eintönigkeit verfallen.

Daher stellen wir an den Dichter vielmehr die Forderung, daß sein Herz von Allem, was Menschenherzen bewegen mag, am stärksten und innigsten bewegt werde, daß er der Entwickelung der Menschheit, vorzüglich seines Volkes, begeistert hingegeben sei, und daß er deren Schicksale, auch wenn sie ihn selber nicht materiell bedrängen, als seine eigenen zu empfinden vermöge. Diese Forderung aber verträgt sich nicht mit jenem Selbstzweck, den man aus dem Gebiete der bildenden Künste auf das der redenden hat übertragen wollen; sie macht vielmehr des Dichters Wort und Werk zum Denkmal, vielleicht zum Wegweiser der Entwickelung seines Volkes.

Die einzige moderne Anschauungsweise, die mit jener olympischen Aehnlichkeit hat, ist der Humor. Aber gerade dieser ist so sehr ein Produkt der Erfahrung und verlangt so entschieden ein Herz, das durch die Schicksale der Menschheit zerklüftet und wieder versöhnt ist, daß er unsere Ansicht unterstützt. Unmeßbar übrigens und unerklärlich wie er ist, vermögen wir ihn hier der Betrachtung eben so wenig wie das Genie zu unterwerfen.

Stellen wir nun schon an den Dichter überhaupt das Verlangen, daß er ein Mensch mit Menschen sei und ein lebendiges, leid- und freudvolles Herz zu seinem Werke mitbringe, um wie viel mehr an den Romandichter, dessen Werk so recht aus der Erfahrungswelt hervorgeht! Er entnimmt seinen Stoff der Wirklichkeit und vermag das Mitgefühl oder den Widerwillen, zu welchem seine lebhafte Empfindung, sein mikroskopisch geschärftes Auge, im Ganzen seine dichterische Begabung ihn führt, von dem erfaßten Stoffe nicht zu sondern. Seine Leidenschaft macht ihn tendenziös, die Pflicht, seinen Mitmenschen und Mitbürgern durch die Kraft seines bevorzugten Geistes zu nützen, läßt ihn lehrhaft erscheinen. So wenig nun freilich sein Werk das Lob einer Dichtung verdienen würde, wenn er seinen Gestalten Tendenz und Lehre auf die Stirn schriebe, wenn er predigte statt zu gestalten, wenn er aus sich selbst reflectiren wollte, was doch aus den Gestalten seiner Schöpfung, den Spiegelbildern der Wirklichkeit, reflectiren soll, so wenig wird man doch andrerseits seinem Werke Tendenz oder didaktischen Zweck zum Vorwurf machen dürfen, sobald es die genannten Fehler vermieden hat. Zum Vorwurfe wird dem Dichter seine Tendenz nur dann, wenn er, um seine Leser zu gewinnen, Mittel angewandt hat, die nicht innerhalb der Erfahrung liegen, wenn er also die Wirkung der künstlerischen Form mißbraucht hat, um Unwahres als wahr erscheinen zu

lassen, um einer ungiltigen oder durch schwache Gründe gestützten Ansicht innerhalb des Volkes Geltung oder einer Partei zu Liebe Verbreitung zu erzwingen. Solche Bestrebungen freilich widerstreiten dem poetischen Schaffen, indem sie die dichterische Freiheit zurückdämmen und untergeordneten Zwecken dienstbar machen. Soweit der Vorwurf gegen eine Tendenz des Romans diese grob stoffliche Seite trifft, ist er eben so begründet wie der Tadel, welcher sich etwa gegen den bloßen Erwerbszweck dichterischen Schaffens richtet. —

Es wäre also Ziel und Ruhm des Romandichters, als ein Bildner und Lehrer des Volkes zu gelten. Kein Staatsmann, kein Redner oder Prediger, kein Künstler einer andern Gattung vermöchte so sicher und nachhaltig auf die Massen in ihrer Höhe und Tiefe zu wirken, wie es dem Romandichter eben durch jene stoffliche Richtung seines Werkes und durch die Kunst der Unterhaltung und Spannung möglich ist.

Zwar aus der umfassenden Wirkung wollen wir den Werth des Romans und dessen Stellung als höhere Kunstgattung nicht herleiten; denn äußere und zufällige Umstände schmälern häufig auch einer verdienstvollen Arbeit den Erfolg. Vielmehr liegt für uns der höhere Anspruch des ächten Romans in seiner Aufgabe, den vollen und ernsten Inhalt der Zeit auf angenehme Weise mit der Empfindung und dem Bewußtsein des Volkes zu vermitteln. Diese Aufgabe ist eine so bedeutende, erfordert so viel ächte Dichterkraft und dazu so viel gediegene Kenntniß, Erfahrung und Arbeit, daß ein Kunstwerk, welches ihr in Inhalt und Form genügte, seinen Platz neben dem lebendigen Drama und vor dem abgewelkten Epos beanspruchen dürfte.

Die Frage nach dem Inhalt des ächten Romans fällt zusammen mit der nach dem Inhalt der schöpferischen Dichterbrust. Für das Genie ist eine solche Frage nicht vorhanden. Dem Genie schreibt man nicht vor. Seine Offenbarungen gehen der Kunst voran, und diese nimmt aus jenen erst Regel und Richtschnur. So gibt es auch für das Genie keine Schranke des Inhalts, und mancher Stoff, den wir aus unsrer Erfahrung heraus für den Roman widerrathen müßten, ließe sich von dem Genius vielleicht mit Geringschätzung aller erfahrungsmäßigen Technik, gleichwohl mit ungeahnter Wirkung verwerthen. Von seinem Standpunkte aus gibt es also keinen Stoff, keinen Inhalt, der für den Roman unpassend wäre; denn jene Grundbedingung, daß derselbe aus der Erfahrung entnommen sei, wird der Genius stets erfüllen. Ein solcher umfaßt den Inhalt seiner Zeit mit höchster Sicherheit und Fülle, und mögen auch bedeutende Talente sich mitunter von der Erfahrungswelt lösen, der Genius versucht das nie. So hoch er das Haupt trägt, er verliert niemals den Boden unter den Füßen.

Auch von der Arbeit des genialen Dichters denken wir besser, als von der des Talentes. Wenigstens stand den Dichtergenien, denen wir unsre Literatur verdanken, die gediegene Arbeit zur Seite, während manches schätzbare Talent solche vermissen ließ und dadurch zur Verwahrlosung der poetischen Formen beigetragen hat.

So sind denn die Vorschriften über Inhalt und Form des Romans lediglich dem bedächtigen Talente zu geben, das seine Meisterschaft innerhalb technischer Schranken zeigen will.

Die Forderung nun, daß der Inhalt des Romans der Erfahrungswelt entnommen sein, also zur prosaischen Weltordnung stimmen soll, scheint der Aufgabe des Dichters zu widerstreiten. Denn dieser soll uns ja doch aus der Wirklichkeit hinüberretten in eine schönere Welt, wo wir uns mit der Enge und dem Mißbehagen der alltäglichen versöhnen mögen. Er soll uns aus den Mißbildungen und Verzärtelungen der Kultur zurückführen zur Natur, soll zwischen beiden vermitteln, soll unsre Bildung so weit regeln, daß wir weder durch Kultur verkommen, noch durch Natur verwildern. Wie geschieht das nun, wenn der Dichter aus der Erfahrung heraus schafft, wenn er von den modernen Bildungselementen keines entbehren, wenn sein Geist also ein Produkt der Kultur sein soll?

Darin aber eben besteht die Kunst des wahren Dichters, die sein Geheimniß ist, und für die es keine Vorschrift gibt. Er steht im Bunde mit elementaren Gewalten, welche durch ihn auf die Kulturzustände seiner Zeit wirken. Sein Geist, durch die

moderne Bildung nicht verstrickt und überladen, reflectirt nicht über das Leben; die unmittelbare Erfassung des Lebens überwiegt in ihm die überlieferten Bildungselemente. Nicht daß diese gänzlich zurücktreten sollten; vielmehr sind gerade sie das Object der poetischen Arbeit, und indem sie dieselbe dem Dichter erschweren, dienen sie seiner Aufgabe, der Natur in Gestalt der Poesie ihr Recht auf dem Boden der Wirklichkeit wieder zu erringen. Sind die Kulturelemente in dem Dichter zu schwach, die Natur übermächtig, so erhalten wir Geistesprodukte voll Sturm und Drang, voll Phantasie und Leidenschaft, die uns als Gabe eines reichen Geistes vielleicht entzücken, schließlich aber durch Stoffarmuth nicht befriedigen würden. Ein armseliger Geist könnte uns durch solche Stofflosigkeit lediglich verletzen und langweilen.

Hierin liegt die Erklärung, warum gegenwärtig einige Frauen zur Romandichtung berufen, die Kräfte aber auch der begabten unzulänglich erscheinen. Wie der Dichter durch seine Begabung, so gehört die Frau schon als solche mehr der Natur als der Kultur an; die elementaren Mächte überwiegen in ihr, oft in bedeutendem Mißverhältnisse, die intellectuellen. Gestalten sich nun jene durch künstlerische Begabung zu poetischen Kräften, so wirken solche in ihrem Stoffe um so sicherer, als sie nicht, wie bei'm gebildeten, oft gelehrten Dichter, durch die Bleigewichte der Schulweisheit und Erfahrung behindert werden. Nun aber ist die Frau durch die Sitte gegen das volle Leben abgeschlossen, und sie vermöchte diese Schranke nur unter Verlust werthvoller Eigenschaften zu durchbrechen, welche ihre Dichtung läutern. Ferner sind die geistigen Anlagen und die Erziehung der Frauen nur ausnahmsweise geeignet, sie mit jener Fülle von Bildungselementen zu versehen, aus der allein werthvolle Dichtungen erwachsen. Solchen Ausnahmen kommt freilich die frische, unbefangene Auffassung des Lebens vortrefflich zu statten; wo aber eine Frau mit mangelhaften Kenntnissen und lückenhafter Erfahrung, lediglich ihrem poetischen Drange folgend, zur Feder greift, da schreckt sie uns durch Inhaltsleere und vorschnelles Urtheil. Nimmt man hinzu, daß die Frau ihrer Natur nach mehr der Phantasie als der Erfahrung hingegeben, folglich mehr zum Irrlichteliren und Fabuliren, als zur Treue gegen die Thatsachen geneigt ist, so wird offenbar den Schöpfungen der Frauen im Allgemeinen ein bedenklicher Mangel anhaften: der Mangel an Wahrhaftigkeit. Die Romane der Frauen mehr noch als die gleichartigen Arbeiten von Männern sind im Stande, dem Volke, zuvörderst der Jugend und der Frauenwelt, eine Menge von irrigen Ansichten zu überliefern und eine Weltordnung vorzugaukeln, über deren Geltung sie durch die Wirklichkeit meistentheils sehr unsanft belehrt werden.

Hiermit soll allerdings behauptet sein, daß von der Menge deutscher Frauenromane weitaus die meisten eben so wenig berechtigt sind zu existiren, wie die ähnlichen Arbeiten männlicher Schreiber. Indessen gedenken wir am Schlusse dieser Abhandlung den Beweis zu liefern, daß wir, bei allen Zweifel an der schriftstellerischen Berechtigung der Frauen, es dennoch anzuerkennen wissen, wenn durch das Werk einer hochgebildeten Frau die Poesie innerhalb der Erfahrungswelt zur Geltung kommt.

Diese Wirkung nun haben die Romandichter bisher auf sehr verschiedene Weise zu erreichen gesucht. Um ein Feld für die Poesie zu gewinnen, verlegten sie den Stoff in eine Zeit zurück, da die Prosa noch nicht alle Verhältnisse in dem Grade wie gegenwärtig ergriffen hatte. Aber durch die Macht dieses äußerlichen Mittels beweist der Dichter, daß es ihm selber an Kraft oder Zuversicht fehlt, die Bildungselemente seiner eigenen Zeit dichterisch zu gestalten. Außerdem geschieht der Wahrhaftigkeit Eintrag, indem schwerlich ein moderner Stoff sich einem verschollenen Zeitalter ohne Entstellung des einen wie des andren anpassen läßt. Vor Allem aber geht einem solchen Werke die Haupttriebkraft und damit der Hauptreiz verloren, welche gerade in dem Kampfe mit der uns selbst bedrängenden Realität und in dem mühsamen Durchbrnch berechtigter Poesie durch breitspurige Prosa bestehen.

Dies sind die Mängel, welche dem Geschichtsroman anhaften: Eine Bezeichnung, die als ein innerer Widerspruch erscheint. Zugegeben, daß früher, als geschichtliche Forschung den Deutschen ferne lag, und sein historischer Sinn minder entwickelt war, jene Romangattung höhere Berechtigung als gegenwärtig besaß. Er ging der ernsten,

geschichtsforschenden Arbeit voran und bereitete in breiteren Schriften des Volkes die Theilnahme für den Ruhm und die Beispiele der Vergangenheit vor, indem er auf angenehme und leichtfertige Weise Geschichte lehrte. Gegenwärtig aber, da die Geschichte uns durch die Arbeit und Forschung bedeutender Geister zu einem Heiligthume geworden ist, dürfen wir die historische Romanschreiberei für eine Versündigung gegen jenen Geist der Wahrhaftigkeit erklären, welcher den Roman der Gegenwart beseelen soll. Zwar ist die Seele manches ächten Dichters durch vorwiegend geschichtliche Studien derart geschliffen, daß sie auch die Gegenwart am edelsten und kräftigsten aus einer tröstlichen oder belehrenden Vergangenheit zurückspiegelt, und unsere Literatur besitzt manches werthvolle Werk dieser Richtung. Wenn der Dichter Wahrhaftigkeit zum Werke mitbringt, die ihm durch das Studium der Geschichte anerzogen ist, und den Thatsachen der Gegenwart nirgend Gewalt anthut, um sie mit der Vergangenheit in Einklang zu bringen, so werden wir ihm unsren Beifall nicht versagen. Indessen bedarf es keines Beweises, daß bei dem heutigen Zustande unsrer Geschichtsforschung und Geschichtschreibung ein reiner Eindruck durch die Zwittergattung des historischen Romans nicht hervorzubringen ist. Wir sondern in dem Werke des Dichters die Erfindung zu leicht von dem historisch thatsächlichen und stellen beides, so groß immer die Kunst in der Verschmelzung gewesen sein mag, ungläubig und ohne Vermittelung neben einander, weil unser historisches Gewissen der leichtfertigen Phantasie keinen Eingriff mehr in die redlich festgestellten Thatsachen gestatten will. Dazu ist gerade für diejenigen Zeiträume, welche der Roman mit Vorliebe aufsucht, die schwierige Forscherarbeit so weit vollendet, daß die Geschichtschreibung auch mit deren künstlerischer Darstellung längst begonnen hat und im Volke, das sich täglich mehr historisch bildet, zunehmendes Verständniß findet. Besitzen wir also Kunstwerke in der reinen Geschichtschreibung, so verzichtet der gebildete Geschmack gern auf solche, die durch Vermischung des Thatsächlichen mit der Erfindung nicht mehr den reinen Eindruck der Wahrheit hervorbringen.

Ein andres Bedenken kommt hinzu. Der Staat und die Gesellschaft der Vergangenheit versagten es häufig dem Dichter, seine Zeit und deren Zustände ohne die Vermittelung eines historischen Spiegels zu zeigen. Er mußte seine unmittelbare Erfahrung mit der historischen versetzen, um seine Zeitgenossen zu gewinnen. Heute aber ist ein solcher Ausweg entbehrlich. Unsre Gesetze gestatten, unsre gesellschaftliche Stimmung gebietet sogar freimüthige und mannichfaltige Aeußerung über unsre Zustände. Man hätte das Recht, einen Dichter, der seine Ansicht hinter historische Schleier verstecken wollte, einer sehr unpoetischen Schüchternheit zu zeihen, während der Roman, wenn er wirken soll, des Freimuthes und der Leidenschaft für die Wahrheit nicht entbehren kann.

Durch die Verwilderung des Geschmacks ist eine Gattung von Romanen emporgewuchert, die man nicht füglich mit der Bezeichnung historisch beehren darf, obwohl sie historische Stoffe aus der unmittelbaren Vergangenheit behandeln, welche der Geschichte noch als Gegenwart gilt. Wir Alle kennen die Unbefangenheit, mit welcher in diesen bändereichen Druckwerken die Thatsachen gemodelt erscheinen, und wie die Personen, denen die Mitwelt aus irgend einem Grunde ihre Theilnahme zugewendet hat, handelnd, redend, vielmehr plaudernd, eingeführt werden. Ueberall herrscht eine Erfindung, die allen Anspruch auf Glauben aufgibt, folglich auch kein Kunstmittel anwendet, um wenigstens den Schein sogenannter dichterischer Wahrheit hervorzubringen. Hier wird der Ernst der Geschichte, die Wucht blutiger Ereignisse in ein frevelhaftes Spiel mit den Hauptgestalten und Hauptbegebenheiten unserer Zeit verwandelt, und dadurch ihre volkserziehende Bedeutung vermindert. Solche Romane wirken wesentlich mit für jene Erziehung zur Lüge, der auch das deutsche Volk mehr und mehr verfällt, und durch welche es sogar fähig geworden ist, Machwerke wie die geschilderten zu ertragen.

Ueber der historischen steht diejenige Romandichtung, die zwar ihre Stoffe dem Gebiete der Gegenwart und Erfahrung entnimmt, das der Dichter am besten kennt, also am besten schildert, welche jedoch die Poesie nur an einzelnen Stellen des Kulturlebens aufsucht, wo Natur, elementare Gewalt, Leidenschaft die Prosa unserer staatlichen und geselligen Zustände durchbrechen. Solche Stelle bietet etwa eine Revolution.

Indessen die Uebermacht entfesselter Volkskräfte duldet kaum die Schranke künstlerischer Behandlung, die Ströme Blutes kaum den Damm der schönen Form, sodaß wir von dem Inhalt eines solchen Romans um so entschiedener abgestoßen werden, als wir persönlich mit der Revolution und ihren Ideen gebrochen haben.

Wir wollen die Räuber- und Schelmen-Romane, welche den Leser auch an jene Oasen in der Prosawüste zu fesseln suchen, kaum erwähnen. Zwar führen sie vor einem Publikum, das keine Warnung vor fauler Geistesnahrung beachtet, als Kriminalgeschichte und Kolportage-Roman ein wohlgenährtes, wenn auch verächtliches Dasein; allein das Kunstwerk, dem wir in diesen Blättern Vorschriften zu geben berufen sind, wird solchen Lesern stets ferne stehen. Wenn aber in guten Romanen ein Dutzend Zigeuner und ähnliches Gesindel auftritt, das mit unsrer Zeit und ihrer Bildung — oder Mißbildung — zu wenig verflochten ist, um in ihrer Prosa die Poesie zu vertreten, dann sind wir geneigt zu glauben, daß der Autor dort, wo er ihre Erscheinung zu Hilfe rief, von seiner Erfindungsgabe verlassen wurde.

Nun gibt es aber gewisse Stände, welche von den Bildungselementen der Zeit, oft im Uebermaße, durchdrungen, der Natur, und damit der Poesie, Durchbruch, mitunter in gleichem Uebermaße, gestatten. Es sind der Adel und der Künstlerstand, die Aristokratie der Geburt und des Talentes, welche durch den Glanz ihrer Erscheinung und die Zwanglosigkeit ihrer Lebensführung manchen Dichter in dem Grade bezaubert, daß er bei ihr allein noch einen Rest von Poesie zu finden glaubt. Der Adel ist durch Wohlstand oder bevorzugte Stellung der prosaischen Bedrängniß entnommen. Im Bewußtsein eines ehrwürdigen Kulturerbes, das ihm die strenge Zucht des Sittengesetzes erspare, weiß er sich desselben mit anmuthiger oder verletzender Willkür zu entschlagen. Er bringt seine Lebenslust, seine Tapferkeit, seine Leidenschaft zur Geltung, sprengt die prosaischen Satzungen der Gesellschaft und bringt auch hier mit der Natur die Poesie zum Siege. So werden denn in der That vortreffliche Stoffe für die Romandichter zu Tage gefördert, besonders weil auch die ausbrechende Natur jener bevorzugten Gesellschaft einen schweren Kampf mit strengen Formen zu bestehen hat. Doch leidet der reine Aristokraten-Roman nothwendigerweise an Eintönigkeit, weil er die Welt außerhalb der Hof- und Adelskreise nur als Nebensache betrachtet und die Flucht und Scheu vor dem Drange des realen Lebens zur Bedingung macht. Bedenklicher noch ist für das Volk das Beispiel der Willkür, mit welcher die Aristokratie da, wo der Roman sie am liebsten aufsucht, der Satzung und Sitte gegenübersteht, und welche durch angenehme Formen blendet und verführt.

Ungefähr ein Gleiches gilt von dem reinen Künstlerroman. Der Künstler, durch Phantasie und Schaffensdrang mit der Natur mehr als mit der Kultur verbündet, überhebt sich oft eben so leicht, und mitunter mit besserem Rechte, der bürgerlichen Schranken wie der Kavalier, und lenkt dadurch das Auge des Dichters auf sich. Aber wenn dieser mit seiner Arbeit innerhalb der Künstlerwelt befangen bleibt, so wird er auch hier dem Vorwurf der Eintönigkeit schwerlich entgehen, und wollte er die bürgerlichen Erlebnisse seines Künstlers mit Betrachtungen über dessen Kunst durchflechten, so schriebe er keinen Roman mehr.

Eine dritte, höhere Art der Romandichtung schließt sich auf solchen Stellen ab, wo das Ungewöhnliche, Ahnungsvolle, Mystische durchbricht und sich gegen die Prosa des Lebens auflehnt. Auch diese vermag den Forderungen des modernen Lebens nicht zu genügen, weil dieses die Neigung hat, alle seine Bildungen, Ideen und Stimmungen als gleich werthvoll und gleich berechtigt anzusehen. Diesem Geiste der Gegenwart widerspricht jene Art um so mehr, als sie sich von der Fülle gesunden Lebens abwendet und sich leicht auf das Gebiet krankhafter Erscheinungen und Stimmungen verirrt. Der Dichter sucht in den seelischen, geheimnißvollen Motiven einen Ersatz für den verlorenen Mythus, der die mittelalterliche Romandichtung beseelte, und vergißt, daß er nicht in einer mythischen, sondern in einer wunderlosen Welt lebt und dichtet. So versetzt er sich selber aus der Erfahrungswelt, welcher er seinen Stoff entnehmen wollte, in eine Welt von zweifelhaftem Dasein zurück, und vermag der Wahrhaftigkeit nicht zu genügen, weil er jene

Welt nicht kennt. Daher ist das Uebernatürliche aus dem neuen Roman zu verbannen, es sei denn daß abergläubische, düstre, mystische Gemüther zu schildern wären, wie auch die Neuzeit solche im Gegensatze zu ihrem aufgeklärten, aller Mystik abgewandten Leben erzeugt.

Eine vierte Art ist die gewöhnliche. Die Erfahrung in ihrer Breite wird zwar zum Ausgange genommen und im Roman eine Mannichfaltigkeit der Ideen und Erscheinungen angestrebt, wie das moderne Leben sie bietet. Aber weil dasselbe im Ueberblick und Zusammenhange seiner Ereignisse prosaisch erscheint, so werden auffallende, überraschende Begebenheiten erfunden und mit einander verknüpft, wobei dem geringen oder dem leichtfertigen Talent oft das Unwahrscheinliche für wahrscheinlich gilt, und dem Zufall eine bedeutende Rolle zugetheilt wird. Nun aber hat philosophische und jede Art wissenschaftlicher Forschung uns längst gelehrt, dem natürlichen Zusammenhange der Dinge und Begebenheiten nachzuspüren, sodaß wir uns gegen den Zufall täglich mehr ungläubig und ablehnend verhalten.

Die bezeichnete Schwäche haftet dem Roman seit seinen griechischen Anfängen an. Er hat dieselbe gleichsam als Regel und Erforderniß festgehalten, sodaß gegenwärtig auch gute Romane, die ernstlich darauf berechnet sind, verklärte Spiegelbilder der Wirklichkeit zu gewähren, in ihrer Darstellung ein abenteuerliches Weltbild abgeben, dessen Eitelkeit der Dichter selbst kennt, und der Leser belächelt.

Die Poesie bedarf der Lüge nicht, um sich geltend zu machen, noch der Schminke, um schön zu erscheinen, und eine vorgegaukelte Welt gewährt uns nur den Grad von poetischer Befriedigung, wie eine Seifenblase, welche die ruhige Betrachtung der auf ihr abgespiegelten Dinge durch ihre Selbstvernichtung unterbricht.

Wahrlich, die Poesie hat auch mitten in unsrer prosaischen Zeit mehr Zufluchtsorte als die meisten unsrer Dichter kennen. Der Genius sieht Poesie in allen Höhen und Tiefen, sieht die moderne Welt wie einen organischen Körper von tausend Adern jener Poesie durchflossen, die ihm für gleichbedeutend gilt mit der Lebenskraft, und ohne welche die prosaischen Bausteine der Welt nicht zusammenhalten, ihre Atome nicht in einander leben und weben könnten. Dem Genius und seiner Kunst ist auch in der modernen Welt nichts unpoetisch als die Verneinung, nichts klein als die Gemeinheit. Daraus ensteht auch für den Roman die Aufgabe, die Dichtung, die nur im Positiven und im Edlen lebt, gegen Negation und Gemeinheit in den Kampf zu führen. Daher allerdings Tendenz, daher Streit, daher Wunden. Aber Wunden nur mit dem Achillesspeere der Kunst geschlagen und versöhnt durch Wahrhaftigkeit.

Ueberall in der Welt sind Hohes und Niederes, Edles und Gemeines, Beharren und Zerstörung, Satz und Gegensatz verflochten. Der Dichter erkennt beide in ihrem Zusammenwirken, und da er im Dienste des Guten steht, hilft er diesem mit seiner Kunst zum Siege, wenigstens zum Gleichgewicht, gegen das Arge. Das ist sein Beruf, ein erziehender im höchsten Sinne. Indem er ihn erfüllt, fördert er die Idee des Heranreifens zur allgemeinen Menschlichkeit. Und so in seinem Sinne die Welt zu bewegen, findet er den Standpunkt wo er will, findet er Zufluchtsorte der Poesie, wo er sein Auge hinwendet. Jedes Menschenherz, aus welchem Gott noch nicht hinausreflectirt ist, jeder Herd, dessen Feuer noch glückliche Menschen bestrahlt, jede Werkstatt, in der noch etwa redliche Arbeit zu Stande kommt, jeder Kampfplatz, auf dem noch werthvolles Leben eingesetzt wird für werthvolles Gut, ist ihm ein Heiligthum der Poesie, von welchem läuternde Strahlen in die Prosa, in das Profane, hinausleuchten.

Daher ist der Inhalt des modernen Romans, wenn dieser als Kunstwerk gelten will, gleichbedeutend mit dem Inhalt des modernen Lebens, dessen treues und vollständiges Abbild er gewähren soll. Die Individualität, das Privatleben, die Familie, die Stände, der Staat, das Volksleben, der Völkerverkehr, und Alles was innerhalb dieser engeren und weiteren Kreise liegt, Religion, Liebe, Arbeit, Politik, und das Alles in seinen mehr wie minder berechtigten Erscheinungen, in seinen mächtigen wie schwächlichen Wirkungen, in seinen ernsten wie komischen Gestaltungen, wird dem Dichter zu einer unerschöpflichen Quelle der Begeisterung und Arbeit, sodaß sich die Prosa in seinem Herzen und in seiner Feder zur Dichtung verwandelt.

Aber auch das Alles in seiner Gesammtheit, nicht vereinzelt, ist der Inhalt des Romans, einer wahrhaften Dichterkraft und künstlerischer Gestaltung werth. Je mehr sich der Dichter auf eine der modernen Erscheinungen und ihren Umkreis beschränkt, desto minder wird sein Werk das Leben erschöpfen. Seine Kunst bewährt sich eben darin, daß er die auf ihn einstürmende Fülle des Lebens durch dichterische Gestaltung bewältigt und dem Reichthum unsrer Bildung vermöge seiner poetischen Anschauung das leitende Princip verleiht.

Nun sind aber auch dem reichsten Talente Schranken gezogen. Nicht leicht umfaßt irgend ein solches das Leben und die Wissenschaft in der Fülle, daß es auf jedem Gebiete durch Sachkenntniß gleich heimisch wäre. Es wäre dies eine Ueberlastung mit Einzelheiten, welche, durch ein mächtiges Gedächtniß und ungeheuren Fleiß erworben, die Entwickelung dichterischer Fähigkeiten behindern müßte. Andrerseits dürfen wir dem Roman jene ausführliche, lebendige Darstellung nicht erlassen, welche Sachkenntniß erfordert und verräth, und welche unsern deutschen Schriftstellern nur zu häufig mangelt. Der Dichter wird sich also freilich ein gewisses Gebiet erwählen müssen, dessen Detail er durch Leben oder Studium völlig beherrscht. Mit diesem Detail wird er Ereignisse und Gestalten ausrüsten, um ihnen ächtes Leben zu verleihen. Darüber hinaus aber, weil kein Ereigniß und keine Gestalt in jenem beschränkten Kreise außer Verbindung mit der Gesammtheit des Lebens und der Bildung steht, wird sein Geist aus allen Gebieten, die er sich durch dichterischen Ueberblick eröffnen mag, hinreichend Strahlen sammeln, um damit in das engere Gebiet seiner Arbeit hineinzuleuchten. Dies wird er, vermöge seiner dichterischen Divination, die wir indessen nicht zu hoch anschlagen wollen, um so sicherer und wahrhaftiger erreichen, je mehr sein Talent sich der Genialität nähert.

Man könnte einwenden, daß durch solche Selbstbeschränkung, die auch dem bedeutenden Talente von Natur auferlegt wird, jene speciell historischen, aristokratischen und Künstlerromane wieder zum Rechte gelangen. Aber erstlich findet der ideale Roman auf seinem engeren Gebiet zwar seinen Mutterboden, nicht aber sein Licht und seine Wärme. Diese empfängt er von allen Seiten her aus der Culturwelt und aus dem Volksleben, dahingegen die Gestalten des Specialromans ihr Leben mühsam und vergeblich an der Lebensluft ihrer eigenen Sphäre zu fristen suchen. Dann auch soll, bei aller Beschränkung, das Gebiet des idealen Romans kein so enges sein, wie bei jenen. Die Familie, das Bürgerthum, die Arbeit sind zwar auch nur begrenzte Gebiete, und doch ergießt sich in sie die ganze Fülle des Volkslebens; fast sind sie mit diesem so indentisch, daß der Familienroman, der Roman der Arbeit, oder der bürgerliche, der jene beiden umfaßt, durchaus das ganze Volksleben wiederspiegeln muß.

Wir empfinden bei dergleichen Namen ungefähr dasselbe, wie bei dem bekannten Worte: Der Roman solle „das Volk" da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden sei, nämlich bei seiner „Arbeit". Ein treffliches Wort, das treffliche Früchte getragen hat. Wir wollen auch kaum daran erinnern, daß der Deutsche sich in der neuesten Zeit keineswegs bei der Arbeit in seiner ganzen Tüchtigkeit zeigt, daß vielmehr Erwerbsucht verbunden mit Arbeitscheu an die Stelle jener Arbeit getreten ist. Das nächste Jahrzehnt wird in diesem Punkte hoffentlich Einiges bessern. Aber wir wollen den Begriff sowohl des Volkes als der Arbeit so erweitert wissen, daß jener alle Stände vom Fürsten bis zum Handarbeiter, dieser jede ersprießliche, das Gemeinwohl fördernde oder schützende Thätigkeit, also z. B. auch die zugleich vernichtende und belebende Kriegsarbeit umfasse. Wir wollen auch, daß der Roman alle Stände in ihrer gemeinsamen Arbeit vereinige; durch die Arbeit aber sind alle Stände zum Bürgerthume verschmolzen. Dieses erweiterte Gebiet soll der Volksroman, oder, was uns gleichbedeutend erscheint, der ideale Roman umfassen. Einem Roman, der sich auf das bisher sogenannte „Volk", d. h. die tieferen Schichten desselben beschränken wollte, vermöchten wir nur den Werth eines Specialromans zuzusprechen.

Volksthum, Familie, Arbeit in ihrem unzertrennlichen Zusammenhange sind die Grundlagen, auf denen der Romandichter sein Werk errichtet. Es erwächst ihm daraus die Pflicht, jene Grundlagen zu schützen und was sie erschüttert zu bekämpfen. Dies führt

ihn auf das Gebiet der Politik, deren Prosa ein längeres oder ausschließliches Verweilen hindert. Ein speciell politischer Roman wäre ein Unding. Auch ist die Gegenwart für eine politische Tendenz des Romans minder günstig als die drei verflossenen Jahrzehnte, weil was diese erstrebten, sich nun bereits der Erfüllung nähert. Indessen gibt es auch gegenwärtig ein politisches Ziel, welchem der Romandichter im Verein mit seinem Volke zuzustreben hat, insofern eben ein ungünstiger Ausgang die bezeichneten Grundlagen seiner Kunst zu erschüttern vermöchte. Es ist das Ziel einer fortschreitenden und engeren Vereinigung der deutschen Stämme, und die Frage, wie solche am versöhnlichsten und ersprießlichsten zu vollenden wäre. Denn eine solche Vereinigung ist gegen äußere Feinde, vorzüglich aber gegen zerstörende Gewalten innerhalb unsres Volkes, schon heute wünschenswerth, und wird bald nothwendig sein, sollen nicht die Heiligthümer des deutschen Volkes, seine Freiheit, seine friedliche Entwickelung, Arbeit und Familie in Gefahr bleiben. Wir erinnern an den Socialismus, der die Kunst des Dichters in die roheste Nachbildung des Lebens zu treiben droht. Wir erinnern an die kirchlichen Wirren, die durch ihre im Kampfe wachsende Leidenschaft das deutsche Volk in einen schwerversöhnlichen Zwiespalt führen und die Vereinigung der deutschen Stämme verzögern. Wir erinnern ferner an die Emancipation der Frau, welche, durch einen augenblicklichen, keineswegs unabänderlichen Nothstand hervorgerufen, bereits grundsätzliche Geltung beansprucht und der Familie wesentlich Abbruch zu thun droht. Und was sollen wir von jenem Lebenselemente sagen, das aus der Familie wie aus dem öffentlichen Leben täglich mehr schwindet, der Religion? Kann der Dichter sie entbehren? Vermag der Romandichter ein edles Motiv hervorzukehren, ein tiefes Gemüth zu schildern, einen tüchtigen Charakter zu zeichnen, der nicht aus der Religion erwachsen, von ihr genährt, durch sie erstarkt wäre? Wo sollte die Religion ihre Freistatt, endlich ihre letzte Freistatt, finden, wenn nicht im Herzen des Dichters, der seine Kunst rettet, wenn er an der Religion, abgesehen von ihren Formen, festhält? Er soll sich mit seiner Kunst nicht bei einer Partei oder Confession abschließen; denn durch Parteinahme oder Glaubenseifer würde er sich sogar den Blick in das weite Leben trüben, aus dem er doch alle Bildungselemente sammelt. Aber er soll das Göttliche und Wahrhaftige, das allen Religionen gemeinsam ist, in allen ihren Formen aufzufinden wissen, daher diesen Formen Verehrung bezeigen und an ihrem gemeinsamen Kerne um so treuer festhalten, als er dem religiösen Hader entgegen zu kämpfen hat. Auch der Kirche, dem ehrwürdigen Bau — hier von Jahrhunderten, dort von beinahe Jahrtausenden, darf er nicht fremd oder ablehnend gegenüberstehen. Er, dessen schaffender Geist nicht durch Reflexion erstickt ist, der sich also an Gestalten mehr als an Philosophemen, freilich auch mehr als an Dogmen freut, er wird nicht mit wissenschaftlichem Vornehmthun über jene Bilder und Heiligthümer lächeln, vor denen das Volk auf den Knien liegt, sondern er wird unter ihrer Schale den Kern erkennen und sie um eines solchen willen desto eifriger, auch nicht blos als ehrwürdige historische Gebilde, vertheidigen.

Wir müssen hier noch eines Lebenselementes erwähnen, das bei seiner Gestaltung im deutschen Gemüthe der Religion verwandt war, nunmehr aber entwerthet erscheint, und welches, obwohl viele Dichter sich in ihm mit Vorliebe abschließen, doch einer Läuterung durch wahrhafte Poesie bedarf. Es ist die Liebe, die in dem neuen Roman häufig zur Liebelei herabsinkt. Die Liebe ist zwar ein Hauptmoment in der Ausbildung, Ergänzung, Vollendung der Persönlichkeit, weil wir Germanen das Reinmenschliche, das Ideale im Weibe persönlich anzuschauen gewohnt sind. Daher bildet sie freilich einen Ersatz für die verlorene Poesie der heroisch-epischen Weltanschauung; doch sind wir gegenwärtig durch Modebilder und modische Gestalten einigermaßen in jener weihevollen Auffassung gestört. Ueberdies wünschen ja die Frauen selbst, aus dem Liebesleben in ein thätiges einzutreten. Sie werden dadurch zu Gestalten mehr für den Roman der Arbeit als den Liebes- oder gar Ehebruchsroman, und der Dichter mag sich vorsehen, daß man ihm glaube, wenn er in gewissen Fällen der Liebe noch die alte Kraft zuschreibt. Vorläufig wird es genügen, jenes herzbildende Gefühl von der unsauberen Sinnlichkeit, mit mit welcher einige vielgelesene Autoren, des Namens von Dichtern unwerth, es versetzt haben, zu läutern, und es so für unser Seelenleben wieder zu gewinnen.

So trifft der Dichter denn überall auf feindselige Bildungen und Mißbildungen, Ideen und Irrthümer, mit denen er den Kampf, schon um seiner eigenen Kunst willen, aufzunehmen hat. Wahrlich, er muß an Charakter, Wahrhaftigkeit und Eifer selbst ein Held sein, um den Streit der Gegenwart in der Brust seines Helden zu sammeln und durch dessen That und Schicksal zum Austrage zu bringen.

Hier erhebt sich ein wichtiges Bedenken. Da nämlich die Persönlichkeit heute nur innerhalb staatlicher und sittlicher Schranken zur Geltung kommt und durch dieselbe in ihrer Willkür, ja mitunter in ihrer berechtigten Entfaltung behindert ist, so entsteht die Frage, ob der Roman, der ein Abbild des Lebens gewähren soll, einen Helden im eigentlichen, nicht blos gebräuchlichen Sinne des Wortes haben könne. Auch hat die Geschichte der letzten Jahrzehnte uns so gewaltige Persönlichkeiten vor Augen geführt, daß wir uns mit diesen Heldengestalten der Wirklichkeit gerne begnügen und dem Romanheldenthum abhold werden. Daraus geht dann hervor, daß ein Romandichter, der ein wirksames Kunstwerk schaffen will, keinen unbedeutenden Gegenstand wählen darf, sondern einen solchen, der seiner Hauptperson Gelegenheit zu heldenhafter Bethätigung seiner Leidenschaft und Entwickelung seiner Kräfte gewährt. Der ächte Dichter wird auch so nicht in Verlegenheit um Stoffe gerathen, vielmehr wird sein Blick deren mehr entdecken, als seine Kunst im kurzen Leben zu bewältigen vermöchte. Sobald er uns eine bedeutende Persönlichkeit im Streite gegen Mißbräuche, gegen Lüge, Vorurtheile, Selbstsucht, Religionslosigkeit zeigt, sobald er sie uns vorführt im Kampfe gegen die elementaren Gewalten, die der Socialismus und Industrialismus heraufbeschwört, vor Allem aber auch im Kampfe gegen seine eigne unberechtigte oder maßlose Leidenschaft, dann wird er einen Helden gezeichnet haben, der im Siege oder Untergange nicht zu dunkel erscheint gegen die Heldengestalten der Wirklichkeit. Und je mehr der Dichter selber ein Held in solchem Sinne ist, desto getreuer wird er mit dem Bilde seiner Zeit zugleich das Abbild seines eigenen Seelenlebens zu liefern vermögen, das eine Rückspiegelung des ersten ist.

Es liegt in der Natur unsrer staatlichen und geselligen Einrichtungen, daß die That dem Individuum, also auch dem Helden einer modernen erzählenden Dichtung, nur in geringem Maße beschieden ist. Wollte der Dichter ihm dieselbe wirkungsvoll zuertheilen, so würde er ihn schnell in Widerspruch mit den staatlichen Gewalten setzen, welche sich die Verwirklichung von Ideen und den thätlichen Kampf gegen die Uebel der Gesellschaft vorbehalten haben. Daher tritt der Held des Romans kaum handelnd auf. Die Conflicte der Seele und des Geistes treten an die Stelle der That, und von dieser wird dem Helden — es müßte denn ein Märtyrer gezeichnet werden — kaum etwas mehr übrig bleiben, als die Kraftäußerungen, mit denen er Meinung und Persönlichkeit zu wahren weiß. Durch diesen Umstand wird der Roman vorwiegend zum Seelengemälde, also die Aufgabe der epischen Dichtung, uns überall nach außen in die Erscheinung zu führen, zwar nicht aufgehoben, aber doch wesentlich beschränkt. Daher denn auch die Gefahr, ein solches Seelengemälde weniger durch Begebenheit als Reflexion zum Ausdrucke zu bringen, eine Gefahr, die bekanntlich viele Romane der Neueren ihrer Wirkung beraubt. Die Reflexion wirkt abschreckend auf die stoffliche Theilnahme auch gebildeter Leser und ist in einer ächten Dichtung schon darum zu vermeiden, weil der Dichter seine Zeit aus dem Uebermaße der Reflexion, einem Uebelstande vielseitiger Geistesbildung und reicher Kultur, zu retten hat. —

Mit der letzten Frage gelangen wir mitten in die Betrachtnng der Form, durch deren Schönheit die Wahrheit des Inhalts zur Wirkung gebracht wird.

Da wir dem Romandichter die Gegenwart und ihren vollen Inhalt, also vorzugsweise auch ihren Kampf, zum Stoff anwiesen, so ergibt sich daraus eine Form, welche sich der Kunstform des Drama, also dessen Spannung und Wirkung, zum Muster nimmt. Schon die Neigung unsrer Bühnen, ihrem Publikum Romanstoffe in dramatischer Gestalt vorzuführen, wobei freilich meistens unkünstlerisch verfahren wird, beweist die Verwandschaft der beiderseitigen Formen, und ohne die Grenzen der beiden Kunstgattungen zu übersehen, behaupten wir doch, daß der Roman ein erweitertes und psychologisch ver-

tiefstes Drama sein soll. Mit diesem Muster ist zugleich eine straffere Zucht für den Roman gewonnen, welche der Verwilderung Schranken setzt.

Längst gilt das Drama als Muster für die Novelle, in welcher die Begebenheit, schnell fortschreitend, die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Lesers kunstgerecht vorbereiten und fesseln, erregen, steigern und über die Verwickelung oder die Katastrophe hinaus spannen soll. Auch für die Zeichnung der Gestalten sind wie im Drama wenige markige Striche vorgeschrieben, Schilderungen sehr eingeschränkt, Episoden verpönt. Dieser entschiedene Anschluß an das Drama hat die Arbeiten unsrer besten Novellisten vor der Willkür und Maßlosigkeit bewahrt, der auch viele unsrer guten Romandichter verfallen sind, und unser Roman würde die Geltung als Kunstwerk höherer Gattung mit mehr Sicherheit erlangen, wenn er sich im Hinblick auf die höchste Gattung zu strafferen Formen bequemte. Die Feder des Dichters würde dann nicht gar zu wortreich ins Gerathewohl hineinschreiben, das Mißverhältniß der einzelnen Theile würde schwinden, die Episode nicht überwuchern, die breiten Landschafts- und Personenschilderungen, die gegenwärtig fast nur nach Schablone gearbeitet werden, müßten einer markigen, sicheren Zeichnung weichen, und die zögernde, durch Reflexionen, gelehrten Kram oder bloße Worte sich mühsam hinschleppende Begebenheit müßte einen stetigen, ächt epischen Verlauf nehmen. Zehnbändige Romane würden dadurch allerdings unmöglich. Aber schon vor dreibändigen empfindet jeder Kundige eine gewisse Scheu, und wir sind der Ansicht, daß die Dichter viel besser in die Breite und Tiefe des Volkes wirken könnten, wenn ihre Romane einen starken Band niemals überschritten. Denn ein Kunstwerk kann sich nie durch Weitschweifigkeit und vielverzweigte Anlage, sondern lediglich durch knappe Form und leichten Ueberblick als solches erweisen. Das gilt von jeder Kunst, auch von der Dichtung. Je leichter Auge und Geist das Werk mit allen seinen Theilen zusammenschauen, je seltener sie abschweifen und sich bemühen müssen, Einzelnes herbeizuholen und in's Ganze zu fügen, desto besser vollendet erscheint ihnen das Kunstwerk.

Es besteht zwar inbetreff der Motive, der Ausdehnung und der Wirksamkeit ein bedeutender Unterschied zwischen epischen und dramatischen Stoffen; indessen, ist auch nicht jeder Stoff, der einen vortrefflichen Roman liefern könnte, eben so wirksam dramatisch zu behandeln, so läßt sich doch das Umgekehrte behaupten, daß jeder dramatische, sofern er nämlich aus dem Leben der Gegenwart gewachsen ist, sich desto wirksamer erzählend behandeln läßt. Denn ein und derselbe Stoff gestaltet sich, je nach der Anlage der Dichter, in ihnen entweder dramatisch oder episch, und weil die Idee, der Kern der Handlung oder Erzählung, hier wie dort der gleiche ist, so wird sich auch die aus ihm entspringende schöpferische Arbeit, die Hauptgestalten, die Scenerie, das Detail nur unwesentlich unterscheiden. Der Romandichter, vielleicht unfähig, den Stoff mit allen seinen Ausläufern straff zu sammeln und so dramatisch wirksam zu machen, wird ihn durch die seinem Talente zusagende Behandlung desto besser erschöpfen, und während der dramatische Dichter uns durch die Wucht der Handlung mit fortreißt und außer Athem bringt, wird der Romandichter durch den gemessenen Fortschritt seiner Erzählung und den ruhigen Einblick in die Entwickelung der Charaktere und Begebenheiten eine behaglichere Wirkung in uns hervorbringen. Ja, er wird, durch Raum und Zeit nicht beschränkt, manches Bedenken gründlich forträumen, über welches der Schwung des Dramas unser Urtheil nicht immer forthebt, und so wird er unserm Drange nach Wahrscheinlichkeit und Wahrhaftigkeit vollkommener genügen. Was im Schauspiel die Coulissen nur sinnlich und mangelhaft vorspiegeln, weiß er durch farbige Schilderung zu beleben; was der Schauspieler durch Erscheinung, Sprache, Geberde unvollkommen andeutet, läßt er uns durch Einblick in die Seelen der handelnden Personen genau und gewissenhaft erkennen, und obwohl der Roman die Wirkung des hohen Dramas nicht erreicht, so wird es ihm doch leicht werden, über das Gauklerdrama unsrer Gegenwart zu triumphiren.

Man hört häufig den Vorwurf, der und der Roman entbehrte der Handlung, gerade als hätte man an einen solchen gleiche Anforderungen wie an das Drama zu stellen. Soweit jener Vorwurf nicht aus der Kritik der Geschäftsautoren und Verleger stammt, welche unter „Handlung“ eigentlich nur den Stoff verstehen, mit dem sie ihr Publikum

vollstopfen wollen, scheint er uns sehr berechtigte Forderungen des modernen Lesers auszudrücken. Bei dem politischen, wissenschaftlichen, gewerblichen Eifer der Gegenwart, den wir selbst für eine lebhafte Betheiligung an der Literatur schwerlich eintauschen möchten, erhascht der Leser selten eine Stunde für den Genuß eines Romans. Auch ist der mehr arbeitende als genießende Deutsche selten geneigt, sich mit einem weitschweifigen, mehr wort- als gedankenreichen, mehr reflectirenden als erzählenden Buche behaglich einzurichten. Er verlangt von einem Buche, daß es seine Aufmerksamkeit sofort fessele, seine Theilnahme fortwährend steigere, den Gegenstand schnell erledige und ihm einen bleibenden Eindruck hinterlasse. Anders erscheint die Stunde der Erholung ihm schlecht angewandt.

Solchen Anforderungen aber vermag nur das Drama zu genügen, oder ein Werk, das möglichst nach den Gesetzen des Dramas, sei es des höheren oder des Lustspiels, gebaut ist. Daher führe die Einleitung des Romans den Leser mitten in die Sache, ein Hauptheld gewinne schnell dessen Theilnahme, ein erregendes Moment, in der Brust des Helden entstanden, setze die Handlung in Bewegung; Steigerung, Höhepunkt, tragisches oder doch entscheidendes Moment, fallende Handlung ohne überwuchernde Episode bringen die Begebenheit schnell zum Austrage; ein Moment der letzten Spannung suche den ermüdenden Leser noch ein Mal aufzustacheln, die Katastrophe umschließe zuletzt die nothwendigen Resultate der Dichtung und führe den Leser wortkarg und prunklos dem Schlusse zu. Hier empfiehlt sich, was übrigens mehr opernhaft als dramatisch ist, in einem Schlußbilde dem Gedächtnisse die Gestalten nochmals zu vergegenwärtigen, mit denen der Leser auch für die Zukunft befreundet bleiben soll.

Der Dialog übrigens, durch welchen einige Romanschreiber ihren Erzählungen einen Schein dramatischen Lebens zu verleihen trachten und ihre Bücher aufblähen, ist in seinen übermäßigen Ausdehnungen mitnichten statthaft. Denn darf der Romandichter sich zwar bei dem dramatischen Raths holen, so soll er doch nie vergessen, daß sein Werk ein episches, kein dramatisches werden soll. Ein Roman aber, der überwiegend aus Gesprächen besteht, mögen dieselben auch so piquant sein wie die Kunstrichter es fordern, verletzt die epischen Grundsätze gröblich. Der Dialog ist nur so weit statthaft, als er den Gestalten des Romans Leben verleiht; Ereignisse aber sollen erzählt, nicht in Gesprächsform gezwungen werden. Welcher Romandichter die Sprache nur im Dialog beherrscht, der beherrscht sie in geringem Grade.

Es bedürfte kaum der Erwähnung, daß von allen Erfordernissen, die der Roman als Kunstwerk zu erfüllen hat, eine kunstvolle Sprache das unentbehrlichste sei. Und zwar nicht die echt epische, welche ihr Maß im Verlaufe der Dichtung kaum ändert, sondern die individualisirende, welche jenes nach Gebühr anwendet und modelt. Und endlich: Der Roman ist aus der Prosa, oder doch aus dem Widerspruche des Dichters gegen die Prosa hervorgegangen; er verläuft zuletzt in Prosa; denn der Gegensatz gegen diese mag zur Geltung gelangen oder sich abstumpfen, immer schließt er, sobald der Born poetischer Thatsachen und Empfindungen verrauscht ist, mit einem befestigten Zustande, der bald zu einem dauernden, also zur Prosa wird. So vermag denn der Roman mit der Prosa nicht gründlich zu brechen, und was er seinem Inhalte nach nicht vermag, das soll er auch nicht der Form nach. Ein Roman in Versen ist folglich ein Unding.

Aber die Sprache des Romans sei durch Angemessenheit wahr, durch Knappheit gediegen, durch Wohlklang schön, so wird sie, beseelt vom ächten Dichtergeiste, dieselbe Wirkung wie der Vers an seiner Stelle hervorbringen. Auch sie wird dazu beitragen, daß die Kunstgelehrten den Roman nicht als eine Zwittergattung geringschätzen, sondern ihm seinen Platz zwischen Drama und Epos anweisen werden, weil er zwar weniger lebendig als jenes, doch wahrhaftiger als dieses ist. —

Halten wir nun Umschau unter denjenigen Romanen, die uns während der letztverflossenen Jahrzehnte als die besten empfohlen wurden oder erschienen sind, so finden wir, daß die Anforderungen, die wir gerechtfertigt haben, schon als ideale, von keinem derselben erfüllt werden. Vielleicht haben die Dichter den Anspruch, Kunstwerke höherer Gattung zu schaffen, ohnehin aufgegeben und dafür undichterischen Zwecken desto breiteren

Raum gewährt. Wir fürchten übrigens nicht, daß unter der Ueberfülle von Romanen, deren wir uns zu erwehren hatten, sich jener verborgen halte, welcher unsrem Idealroman am nächsten käme.

Es erscheint uns nicht als unsre Aufgabe, die stattliche Reihe auch der vortrefflichen Romane, die unsre neueste Literatur gleichwohl hervorgebracht hat, zu mustern. Wir sondern demnach von unsrem Urtheil die Gruppen von Romanen ab, die unsern Bedingungen eines wahrhaften Kunstwerkes in irgend einer Rücksicht widersprechen, mögen dieselben ihren Ruf nun ihrem Werthe oder minder wichtigen Ursachen verdanken. Vor Allem also die wirklichen oder sogenannten historischen Romane im engeren Sinne, mögen dieselben, wie Ruhe ist die erste Bürgerpflicht und Isegrimm, eine kaum vergangene Zeit wählen, um gewissen Jahren der Schmach und Niederlage einen Spiegel vorzuhalten, oder, wie Ekkehard einen modernen Keim in altersgraue Zeit verpflanzen, oder gar aus dem poetischen Gebiet in das der Geschichte hinübergreifen, deren Lücken ausfüllen und Streitfragen durch erdichtete Thatsachen beantworten.

Ferner sondern wir ab die zahl- und bändereiche Gruppe der Socialromane, die uns ein Abbild unfertiger Zustände, oder gar der Willenlosigkeit und der sittlichen Zerrüttung liefern, ohne das Gesetz und die Heilung dichterisch herzustellen. Wir legen sie mit um so geringerem Bedenken beiseite, wenn sie in unsre jüngste Literatur Stillosigkeit und Sprachverwilderung einführen halfen. In ihrem Gefolge fanden wir einige vortreffliche Arbeiten, die nicht allein unsre, sondern Beachtung auch über Deutschland hinaus gefunden haben. Sie sind von den Anschauungen der letzten Jahre beseelt, ihre Wurzel aber haftet noch in der Verstimmung, der Schmach, der Spaltung jüngstvergangener Jahre und theilt dem Wachsthum wie der Blüthe ihre scharfen Säfte mit. Diese Romane sind zum Theil von kulturgeschichtlichem Werthe, bringen aber keine dichterische Sühnung, lassen also den dichterischen Geist vermissen, der uns über die peinlichen Fragen der Zeit forthebt.

Unsrem Urtheil ferne stehen auch, so kräftig sie gegen den zerfahrenen belletristischen Stil ankämpfen, jene Arbeiten, durch welche die Dorfgeschichte zum Roman erweitert, oder Novellen an einen schwachen epischen Faden gereiht werden; ferner die Romane aus der Aristokratie, die sich vornehm und schüchtern vor dem realen Leben zurückziehen, und vollends jene Donjuanromane, welche sich an die Reihe der Ritter- und der spanischen Spitzbubengeschichten anschließen und eine träge, rücksichtslos, zum Theil straflos genießende Aristokratie verherrlichen.

Den exotischen Roman lassen wir nur darum unberücksichtigt, weil wir auf seinem Gebiete keine gewissenhaften Arbeiter fanden.

So bleibt denn aus der Ueberfülle unsrer Romanliteratur nur eine Dreizahl von Arbeiten übrig, bei welcher wir eine annähernde Uebereinstimmung mit unsren Forderungen empfinden. Es sind: Soll und Haben, Ut mine Stromtid, Die letzte Reckenburgerin.

Unsre Vorliebe für diese Romane zu rechtfertigen, hieße niederschreiben was oft geschrieben ist. Wir haben hier nur den Vorbehalt zu bekennen, unter welchem wir ihnen die Palme geben.

Wir haben Soll und Haben oft gelesen, nicht nur weil es uns Bedürfniß war, diese vortreffliche Arbeit stets frisch im Gedächtnisse zu halten, sondern auch in dem Bestreben, unsern Genuß und Beifall von gewissen peinlichen Eindrücken zu läutern. Wir haben uns von denselben nicht zu befreien vermocht. Die Hauptkräfte des Autors sind Studium und Geschmack. Doch beseelt schien uns sein Werk nicht von jenem dichterischen Hauche, der unsre Brust während des Genusses fast eben so mächtig wie die des Dichters schwellen soll, sondern von einem sehr kräftigen Geschäftstriebe. Es gemahnte uns fast, als hätte der Autor seinen Roman bewußterweise für ein zahlungsfähiges Publikum geschrieben, für welche es sich sorgfältiger Arbeit schon verlohnte. Daher schienen uns auch seine Gestalten zwar aus dem Stoffe des Lebens gegriffen, doch mehr sauber geknetet und geglättet, denn mit Feuerodem belebt, einzelne volksthümliche Gestalten sogar, welche viel Bewunderer gefunden haben, nur angenehm vorgegaukelt. Die Moral schien

uns von jener Art, die sich breitspurig hinstellt und mit verweisendem Zeigefinger docirt. Auch der Humor des Verfassers ist just der, den er kennt: Grundlage des Humors ist die souveraine Freiheit eines reichen Gemüths, welches seine überlegene Kraft an den Gestalten seiner Umgebung mit spielender Laune erweist. (Techn. d. Dr. S. 261.) Das ist der Humor des feingeistigen Aristokraten, dem Arbeit und Leben sich wohl gestalten, und der beim Anblick des Elends und der Verworfenheit zu sagen pflegt: „Es ist nicht so schlimm." Aber wir suchen vergeblich das erfahrungsreiche Herz, das, vom Zwiespalt zwischen Ideal und Leben zerklüftet, im Humor, als dem Erzeugniß der Selbstlosigkeit und Menschenliebe, seine Beruhigung gefunden hat. Dieser Humor findet sich erst zur gereiften Erfahrung, also zum alternden Menschen, und wächst mit der Erfahrung und dem Alter, soweit dieses eine Fortentwickelung des Geistes überhaupt zuläßt. Der Humor aber, mit welchem der Autor von Soll und Haben seine überlegene Kraft in spielender Laune zeigt, nimmt mit den Jahren ab, sodaß seine vortrefflichen kulturhistorischen Bilder, die er als Autorität „Roman" nennen darf, von Humor keine Spur mehr aufweisen. Indessen sind diese hoffentlich nicht sein letztes Werk, und wir haben in dem letzten Theile der Ahnen, welcher der Gegenwart angehören soll, ein Kunstwerk zu erwarten, das von unsren Ansprüchen keinen unerfüllt läßt.

Mit wahrem Humor lächelt uns Ut mine Stromtid. Dieser Humor spricht keine Silbe, die man dem vielgeprüften Dichter nicht glaubte. Er ist der warme Odem, der die Gestalten des Romans so lebenskräftig macht, daß wir sie zur Erquickung unsres eignen Daseins nicht entbehren können. Wir widersprechen keinem Lobe, das der genannte Roman erfahren hat; auch ist sein Idiom uns geläufig, und folgten wir allein unsrem Urtheil, so stellten wir Ut mine Stromtid hoch über Soll und Haben und erklärten ihn für den besten Roman, den unsre Literatur, nicht nur im letzten Vierteljahrhundert, hervorgebracht hat. Aber das Idiom beschränk die Wirkung des Romans auf den deutschen Norden, und so vermag unsre Anerkennung auch nicht für das ganze deutsche Volk zu gelten. Denn die Wirkung des Romans hängt mit seinem plattdeutschen Idiom auf's innigste zusammen, Entspekter Bräsig besteht nur durch sein „Missingsch", und es ist nicht wahr, daß eine Uebertragung in's Hochdeutsche alle Vorzüge des Originals auch nur annähernd wiederzugeben vermöchte.

Mit der hohen Anerkennung des Romans Die letzte Reckenburgerin zollen wir der dichtenden Frauennatur unsern Tribut, in welcher die Poesie nicht durch Bildungswust verstäubt ist. Dort finden wir die meisten unsrer Forderungen wieder. Der Stoff ist der lebendigen Wirklichkeit entnommen und durchhaucht von inniger Begeisterung für die edelste Form der Frauenemanzipation: Für die Selbstbefreiung von aller Trägheit, Eitelkeit und Seelenschwelgerei. Dabei schreitet die Begebenheit mit dramatischer Energie vor und läßt sich nur selten durch Reflexion aufhalten. Daher Ebenmaß und leichte Uebersicht, welche durch mäßigen Umfang erleichtert wird. Eine kernige, männliche Sprache, die sich nicht selten zur Mustergiltigkeit erhebt, gibt dem Werke die Vollendung, und wir vermuthen, daß die Feder eines hochgebildeten Mannes durch das Manuscript gegangen ist. Anders würde durch die Bezeichnung männlich die Frau verlieren was der Autor gewinnt. Wir halten den Roman für einen pädagogischen im edelsten und höchsten Sinne, zumal in der Frauenwelt. Auch für die Männerwelt, aber nicht so entschieden wie dort. Darin liegt die Schranke, die sich eine edle weibliche Dichternatur bei ihrer Arbeit mit Selbstkenntniß auferlegt hat.

---

# Pariser Theaterbriefe.

Von **Gottlieb Ritter.**

---

## VII. Miß Multon von Eug. Nus und Ad. Belot.

Vor ungefähr acht Jahren wurde im Théâtre du Vaudeville eine dreiaktige Komödie mit ziemlichem Erfolg und unter demselben Titel aufgeführt, wie das jüngst im Ambigu als Novität und demgemäß unter Verschweigung des Autors auf den Theaterzetteln gegebene fünfaktige Drama: Miß Multon. Im Grunde handelt es sich um ein und dasselbe Stück, nur daß die Verfasser Eugène Nus und Adolphe Belot den schon einmal im Roman und im Drama behandelten Stoff einer Retouche unterworfen und vermehrt und aufgefrischt dem arglosen Publikum als ein neues Produkt ihrer Muse vorgesetzt haben. Diese vermehrte und verbesserte Auflage enthält zwei neue Akte, wovon der erste ein ganz überflüssiges Vorspiel ist, der andere den Epilog bildet und beide zusammen die abscheulichste Verballhornung ausmachen, die jemals ein Autor an seinem eigenen Geisteskinde begangen hat. Halten wir uns vor der Hand an die erste Fassung.

Miß Multon gehört zu jener Klasse kompromittirter, geschiedener, ausgestoßener Frauen, denen der jüngere Dumas in so präciser und geistreicher Weise die Diagnose gestellt hat. Aber Miß Multon bildet einen durchaus eigenen Fall, so typisch ihre Schuld sein mag. Auch sie ist eine Frau, die an der Seite eines wackern und liebenswürdigen Mannes das glücklichste Familienleben führte, plötzlich der Lockung einer Laune folgte, dem häuslichen Herd entfloh und bald, von dem Verführer verlassen, der blutigsten Reue anheim fiel. Sie ist in vorgeschriebener Weise kompromittirt, geschieden und ausgestoßen und besitzt somit die zum Eintritt in jene Welt, „wo die Liebe leichter ist als oben und wohlfeiler als unten" erforderlichen Eigenschaften. Sie braucht jetzt nur eine Collegin mit derselben Vergangenheit anzutreffen, und bald nennen sie Beide „ein Unglück, was ein Fehler, einen Irrthum, was ein Verbrechen war und fangen an sich gegenseitig zu trösten und zu entschuldigen. Wenn sie ihrer Drei sind, laden sie sich zum Diner ein, wenn sie Vier sind, machen sie einen Contretanz u. s. w." Aber die Heldin der Herren Nus und Belot schlägt einen Weg ein, den Dumas fils nicht vorausgesehen und der nichts mit der obigen Gruppirung gemein hat. Ihr Verführer hat sie mit sich nach England genommen und dort plötzlich verlassen. Bei einem Eisenbahnunfall in der Nähe von Glasgow schwer beschädigt und entstellt, wird sie todt gesagt, und ihr Gatte, der Advokat de Latour, geht nach Jahren, von dem in Folge eines Mißverständnisses amtlich constatirten Tode der Ungetreuen überzeugt, eine zweite Ehe ein, worin er das in der ersten verbrecherisch zerstörte Lebensglück wiederfindet. Die Entflohene wird nach zehn Jahren endlich von der Sehnsucht nach ihren beiden Kindern verzehrt; sie hat nur noch einen Gedanken, ein Ziel und einen Traum, nach Frankreich zu gehen, ihre Kinder zu sehen und dann zu sterben. Sie glaubt, dies um so eher wagen zu dürfen, als sie verschollen und vergessen, von jenem Unglücksfall entstellt und von der Zeit, den Entbehrungen und den Leiden der Reue und des Kummers gealtert ist. Sie erfährt, ein ihr bekannter Arzt in London suche für eine französische Familie eine Gouvernante

und begibt sich mit Empfehlungsschreiben versehen zu ihm. Die französische Familie ist niemand anders als die — ihres Gemahls, der für ihre Kinder eine Erzieherin sucht. Sie erkennt darin einen Wink des Himmels und reist als Empfohlene des Doktors Osborn nach Paris, in das Haus desjenigen, dessen eheliches Glück sie muthwillig zerstört hat. Die Ehebrecherin, die sich wieder in die Nähe ihres Gatten und in den Schooß seiner Familie drängt, ist allerdings ein neuer Typus, von dem sich Dumas und Augier nichts träumen ließen.

Der Fürsprecher de Latour bewohnt in der Nähe von Paris noch dasselbe Landhaus, wie zur Zeit jener Familien-Katastrophe. Seine zweite Frau ist eine vortreffliche Gemahlin und liebevolle Mutter ihrer Stiefkinder. Wohl konnte diesen Beiden, die im Alter von dreizehn und vierzehn Jahren stehen, der Umstand nicht verschwiegen werden, daß ihre leibliche Mutter todt sei, aber Frau de Latour läßt den Verlust gänzlich vergessen. Im Hause befindet sich außerdem noch ein lebendiges Inventarstück in der Person des alten Belin, der gerne seine Stubengelehrsamkeit auskramt und die Kinder Latours unterrichtet. Das idyllische Zusammenleben dieser vier Menschen wird durch die Ankunft der angemeldeten englischen Erzieherin Miß Multon unterbrochen. Ihr Plan, wieder Platz zu nehmen an dem von ihr entweihten häuslichen Herd, ist natürlich unhaltbar; sie wird erkannt oder sie verräth sich selbst oder Beides zugleich. Erst fällt ihre Maske vor Belin, dann vor der zweiten Frau ihres Gemahls, und zuletzt vor Latour selbst. Das gibt naturgemäß Anlaß zu drei auf einander folgenden Scènes à faire, die von den Autoren zu drei Akten erweitert wurden, während ein einziger Aufzug vollkommen hinreichen würde.

Wie bereits gesagt wurde, ist der biedere Belin der Erste, der Miß Multon erkennt. In Abwesenheit von Herrn und Frau de Latour empfängt er die angemeldete Engländerin und sogleich erkennt er in ihren Gesichtszügen eine unverkennbare frappante Aehnlichkeit mit der ersten Frau seines Herrn. Er beschwört sie, die Rückkunft des Herrn de Latour nicht abzuwarten und freiwillig a priori auf die Anstellung gegen Reisevergütung und anderweitige Remuneration zu verzichten, denn ihr Aussehen müsse in Latour eine peinliche Erinnerung an seine ungetreue erste Frau wachrufen . . .

**Miß.** Sie jagen mich also davon?

**Belin.** Ach Gott, ich habe nichts gegen Sie persönlich. Es ist ein Unglück, ein verhängnißvoller Zufall. Die Stelle, die Sie hier verlieren, werden Sie anderweit leicht wiederfinden. Ich werde Ihnen das ehrenvollste Zeugniß ausstellen, und für die gegenwärtige Benachtheiligung bitte ich Sie, selbst eine gebührende Entschädigung zu bestimmen.

**Miß.** Eine Stelle, ein Zeugniß, eine Entschädigung! das sagen Sie mir?

**Belin.** Aber, Madame, was wollen Sie denn?

**Miß.** Ich will . . . (Sich hoch vor ihm aufrichtend.) Ich will meine Kinder!

**Belin.** Madame! . . . Was haben Sie gesagt? Nein, nein! . . . Es ist nicht möglich . . . Ihre Kinder! . . . Sie rasen oder bin ich toll? Ihre Kinder! Reden Sie! reden Sie!

**Miß.** Sie sehen, Fernande de Latour ist nicht todt! Sie gibt sich zu erkennen und Sie zögern noch, Sie anzuerkennen?

**Belin.** Oh, was sagen Sie da! . . . (Er sinkt halb ohnmächtig auf einen Fauteuil.)

**Miß.** Mein Gott! (Eilt gegen die Thür.)

**Belin.** Nein, rufen Sie niemand! Es geht mir besser . . . es ist vorbei . . .

**Miß.** Herr Belin, wenn zehnjährige Leiden und Gewissensbisse, wenn der freiwillige Tod, wozu ich mich verurtheilte, meinen Fehler nicht sühnen konnten, dann muß man an der himmlischen Barmherzigkeit und der göttlichen Gnade verzweifeln.

**Belin.** Sie leben! . .

**Miß.** Ich lebe, weil der Selbstmord ein Verbrechen ist und weil der Tod mich verschmähte.

Und nun erzählt sie in einfachen, ergreifenden Worten dem alten Manne ihre Leidensgeschichte seit ihrer Flucht aus dem Hause ihres Mannes bis zum Versuch, unerkannt und als Fremde wieder dahin zurückzukehren. Sie schildert den Eisenbahnunfall der die sündige Fernande de Latour in den Augen der Welt zur Todten machte und die büßende Miß Multon hervorrief.

**Miß.** Ich war todt, es war mir halb vergeben. Man verweigert nicht eine Thräne denjenigen, die nicht mehr sind und wäre es auch nur eine Freudenthräne, wenn die Sterbenden uns befreien; ich fühlte, wie jene Thräne auf mein Herz fiel und seine Schmerzen versüßte. Ich sah, wie der Mann, welcher in der Ferne an mich Verbrecherin gekettet war, frei und glücklich sich erhob und froh in die Zukunft schaute. Ich sah die Kinder, die nun nicht mehr zu erröthen und zu stocken brauchten, wenn man sie fragt: Wo ist eure Mutter? und die mit der Antwort: Sie ist todt . . .

die durch die Trauer auferlegte Ehrerbietung für eine ihrem Gedächtniß dargebrachte Huldigung nehmen könnten ... Als ich das Haus verließ, wo man die Schwerverletzte aufgenommen hatte, da sagte man auf der Schwelle zu mir: Sarah Multon, Gott schütze Sie! und es schien mir wie eine zweite Taufe.

**Belin.** Dies Alles ist so unfaßbar ... Kaum sammle ich meine Gedanken ... Niemals in der Weltgeschichte ... Aber weshalb sind Sie denn gekommen?

**Miß.** Warum? Weil ich eine Mutter bin!

**Belin.** Sie thäten besser, wenn Sie es ganz vergessen würden.

**Miß.** Vergessen! Glauben Sie denn, ich habe jemals meine Kinder vergessen?

**Belin.** Was hoffen Sie denn?

**Miß.** Ich hatte nichts mehr zu hoffen, denn Alles schien vorbei. War es da nicht Gott selbst, der meine Hand ergriff und mich hierher führte? Was soll ich jetzt noch fürchten? Werden Sie vielleicht zu Herrn de Latour sagen: Nehmen Sie diese Frau nicht unter Ihrem Dache auf, es ist nicht Miß Multon es ist Fernande?

**Belin.** Aber Madame ...

**Miß.** Fürchten Sie, ich werde mich verrathen? Dort im Garten waren sie ... zweimal, indem ich mit Ihnen sprach, erblickte ich sie, wie sie durch die Allee gingen ... Haben Sie mich beben sehen? Dieses Haus, wo ich gelebt und geliebt habe, wo ich ihren ersten Schrei vernahm und ihre erste Liebkosung empfing, — dies Haus, das ich in Schande und Verzweiflung verließ: habe ich es nicht wie eine Fremde betreten?

**Belin.** Madame, ich verberge es Ihnen nicht: diese Verläugnung ist groß, aber Ihr Plan, wenn auch ohne Zweifel bewundernswerth, ist unausführbar.

**Miß.** Weshalb denn?

**Belin.** Sie können nicht hier unter e i n e m Dache bleiben ... Nein, nein, es ist unmöglich! Es ist schon genug, daß ... Ach, mit meiner Ruhe ist es aus! Was dann, wenn Sie hier bleiben? Madame, Madame, ich beschwöre Sie! ... Mein Gott, wenn man Sie hier finden würde! ... Aus Mitleid für die Ruhe Ihres — dieses Mannes, der so viel gelitten hat, dieser Frau, die für Ihre Kinder eine zweite Mutter geworden ist, dieser Kinder, die niemals wissen dürfen ... niemals ahnen sollen ...

**Miß.** Nichts, mein Herr, nichts sollen sie wissen, nichts ahnen, ich wiederhole, ich schwöre es Ihnen! Was Sie aber von mir verlangen, weil es unmöglich sein soll: ist es irgendwie mein Werk? Ich habe nichts geplant, nichts vorbereitet. Die Vorsehung hat es so gefügt. Sie will mir meine Kinder zurückgeben, und Sie verlangen, daß ich es verweigere? Sehen Sie mich an und verstehen Sie mich wohl: ich bin zu Allem entschlossen, wenn Sie mir nicht helfen, wenn man mich ausschlägt, wenn man mich fortjagt.

**Belin.** Madame!

**Miß.** Ich lebe noch, und Sie wissen wohl, was das heißen will. Diese Ehe ist null und nichtig — Dieses Weib ist nicht sein Weib!

**Belin.** Genug, genug! Nein, nein, das werden Sie nicht thun!

**Miß.** Nein, ich werde es nicht thun, denn Sie werden mich nicht dazu zwingen wollen. Aber meine Kinder will ich, — ich will diese schlichte Stellung bei ihnen, ich will die Führung ihrer Seelen, die Freude ihrer Blicke, die Wonne dieser beiden geliebten Stimmen, ihre Umarmungen — nein, das ist mir nicht gestattet, aber ich werde wenigstens ihre Achtung und ihre Liebe erringen.

Das Wiedersehen mit ihren Kindern geht gut, dasjenige mit ihrem einstigen Gemahl ziemlich gut vorüber. Zwar hat auch Letzterer, wie Belin, eine täuschende Aehnlichkeit der englischen Gouvernante mit seiner ersten Frau sofort herausgefunden, aber er redet sich bald ein, daß er es da mit einem Zufall zu thun habe. Das Verhältniß zu Frau de Latour endlich ist sogar ein vertrauliches, ja ein herzliches geworden, und die junge Frau beichtet der ältern und welterfahrenen Erzieherin all ihr gegenwärtiges Glück und ihre zukünftige Hoffnung ... Man sieht die unausweichliche Scène à faire deutlich kommen und weiß mit Sicherheit, daß zu Anfang des zweiten Aktes, wo sich die beiden Frauen am Arbeitstischchen zum Plaudern niederlassen, die Katastrophe oder wenigstens ein Coup erfolgen muß, der sie einleitet. Die Abwesenheit der Kinder, welche sich ohne Erlaubniß entfernt haben, ist das Diapason des Dialoges. Miß Multon ist voller Sorge für die Kleinen, während Mathilde de Latour sich keine schweren Gedanken darüber macht. Die Kinder, sagt sie, seien durch den Verlust ihrer unwürdigen Mutter nur auf sich selbst angewiesen worden, und es habe ihr selbst die größte Mühe gekostet, das Vertrauen der Kleinen zu gewinnen. Dasselbe sei auch der Fall bei ihrem Mann, der sie nur der Kinder wegen geheirathet habe, während sie doch nach seiner Liebe verlangte. Erst nach heißem Bemühn, erzählt sie weiter und verlängert ahnungslos die Tortur der unglücklichen Miß Multon, wurde ihr Streben, der Kinder und ihres Mannes Liebe wieder zu gewinnen mit Erfolg gekrönt und Latour habe ihr in seligem Geständniß sein

ganzes edles Mannesherz geschenkt und die Vergangenheit vollständig für verschmerzt erklärt.

**Mathilde.** Entschuldigen Sie mich. (Lachend). Ich ermüde Sie mit meinen Vertraulichkeiten, — ich bin ohne Mitleid.

**Miß** (beiseit). Oh, ja!...

**Mathilde.** Aber ich bin so glücklich, jemand zu haben, womit ich offen plaudern kann und es scheint mir dann, als lebte ich noch am ersten Tage meines Glücks ... Ach, wie hat nur diese Fernande, die ihn verrieth, ihn nicht zu verstehen, ihn nicht zu lieben gewußt.

**Miß.** Vielleicht liebte sie ihn zu sehr.

**Mathilde.** Sie sagen?

**Miß.** Ja Madame, es gibt gleichende, gespannte, fiebernde Seelen, für welche die stillen Seelen kein Verständniß haben. Für jene das Auflodern der Leidenschaft, der Wirbel der Sinne, die großen Fehler. Vielleicht war die Unglückselige, deren Platz Sie hier einnehmen, die Sie mit Geschicklichkeit, wie Sie sagen, bis auf das Andenken ausgelöscht haben: vielleicht war diese Fernande eine von jenen Frauen, — vielleicht hat sie für Gleichgültigkeit, für Verachtung die Kälte eines Mannes gehalten, der von seinen Arbeiten in Anspruch genommen und nur mit seiner Zukunft beschäftigt war. Ein übelgedeuteter Blick, ein falsch verstandenes Wort, — mehr braucht es oft nicht, wenn seit Langem schon der Geist sich aufreibt und das Herz versäuert, um eine tolle That zu begehen. Kaum ist aber der Fehler begangen, dann weint man, dann verflucht man sich, man entflieht und stirbt, wenn Gott es erlaubt. Ach, sie haben nicht die Vernunft, nicht die Ruhe, nicht das kalte Blut der stillen Seelen; aber zum Mindesten verzeihen Sie ihnen, denn sie büßen schwer.

**Mathilde.** Ja, ich glaube und weiß, daß es solche Frauen gibt, wie Sie sie beschreiben; aber ich verstehe nicht, wie Herr de Latour eine von diesen Frauen lieben konnte.

**Miß.** Wer weiß, ob er sie nicht gerade deshalb geliebt hat, weil sie so war. Es gibt viele Geheimnisse im menschlichen Herzen. Oft entsteht die tiefste Liebe aus solchen Gegensätzen, welche nach der Meinung gewöhnlicher Geister die Liebe tödten sollte. Es gibt wahrhaft erhabene Seelen, welche der Schmerzen halber lieben, die man ihnen bereitet, und in ihrem Herzensdrang rings um sie das verbreiten, was Heiligstes im Menschen lebt. Erbarmen und Gnade.

**Mathilde.** Erbarmen, Gnade, es sei! aber Liebe?

**Miß.** Warum nicht?

**Mathilde.** Liebe ohne Achtung und Ehre?

**Miß.** Das Herz vernünftelt nicht, Madame.

**Mathilde.** Glauben Sie also, daß Herr de Latour noch immer jenes Weib lieben könnte, das ihn verrathen hat?

**Miß.** Was weiß ich?!

**Mathilde.** Es ist unmöglich.

**Miß.** Sie sehen, daß es möglich ist, denn sie befürchten es!

**Mathilde** (wirft sich dem eintretenden Latour in die Arme). Ah! nicht wahr, Du liebst mich?

**Latour.** Weshalb diese Frage? Was soll das? Wer sagt, ich liebe Dich nicht? (zu Miß Multon) Sie, Madame?

**Mathilde.** Schelte sie nicht, ich bin toll. Höre, was vorgefallen ist. Wir ließen uns in ein Gespräch ein über die Liebe. In der Hitze der Unterhaltung behauptete Miß Multon, daß gewisse Frauen sich geliebt glauben ohne es zu sein, daß sie für Liebe halten, was doch blos ein Gemisch von Achtung und Zärtlichkeit sei ... Da ergriff mich eine kindische Furcht, und da Du gerade eintratst, flog ich Dir entgegen, damit Du mich beruhigen möchtest.

**Latour.** Ich glaube, Miß Multon, daß Sie unrecht hatten, in der Liebe Unterschiede zu machen. Meines Erachtens gibt es nur eine Liebe, die ehrliche Liebe, die zu aller Hingebung und zu allen Opfern bereit ist, die einzige, die ein Weib von Herz fühlen kann und die einzige, die sie einflößen soll. Die andere Liebe, wovon Sie reden, ist die Folge einer moralischen Fäulniß. Ich will sie nicht kennen und ich würde mich schämen, sie einzuflößen. Ich schwöre Dir, Mathilde, daß ich Dich so sehr liebe, als man überhaupt lieben kann, daß ich Dich aus ganzer Seele liebe. Zweifle nicht an mir, zweifle niemals! Nichts vermag uns zu trennen. Komm, Mathilde! (Führt sie in's Nebenzimmer.)

Als nun gar in der folgenden Scene mit den Kindern Miß Multon die noch fortwährende Liebe der Kleinen zu ihrer „verstorbenen" Mutter entdeckt und darob in Ohnmacht fällt, da ist die Frage Mathildens: „Quelle est donc cette femme?" nur ein Nothbehelf der Autoren, welche noch Gelegenheit zu einem dritten Akt haben wollen, während doch schon jetzt die Katastrophe naturgemäß eintreten müßte. In der That bedarf es nicht erst neuer Indicien für Miß Multon's Indentität mit Fernande de Latour und die zweite Frau braucht nicht erst den verlegenen Mitschuldigen Belin zu verhören: die beiden Eheleute ahnen instinctiv die Wahrheit und es bedarf nur einer gründlichen Erklärung, um Miß Multon zu entlarven. Diese erfolgt aber erst zu Ende des dritten Aktes, wo Mathilde zum äußersten Mittel greift, um die Fremde zum Geständniß zu zwingen.

**Mathilde.** Sie verkehren zu familiär mit meinen Kindern und Sie mißbrauchen, wie Sie sehen, Ihre Hingebung.

**Miß.** Ich, Madame, zu familiär mit? ... (Sich bemeisternd.) Ich bitte Sie um Entschuldigung, aber ich verdiene diesen Vorwurf nicht.

**Mathilde.** Sie umarmten Sie doch vorhin, als ich eintrat, so ...

**Miß.** Ja, es ist das erste Mal, daß ich vergaß, was uns trennt ...

**Mathilde.** Sie mißverstehen mich, ich bin weder stolz noch eifersüchtig ...

**Miß.** Noch eifersüchtig ... Oh, ich begreife! ...

**Mathilde.** Aber um die nöthige Autorität über die Kinder zu bewahren, darf man sie nicht zu viele Freiheiten nehmen lassen.

**Miß.** Verzeihung, aber Sie selbst ...

**Mathilde.** Ich ... ich bin ihre Mutter!

**Miß** (sich vergessend). Ihre Mutter!

**Mathilde.** Ich glaube nicht, daß mir Irgendwer diesen Titel streitig machen kann.

**Miß.** Niemand, niemand kann es ... Beruhigen Sie sich!

**Mathilde.** „Beruhigen Sie sich." Seltsame Worte ... und wie Sie das sagen! ...

**Miß.** Achten Sie nicht auf meine Worte, ich bitte Sie darum, Madame. Ich bin heute so angegriffen, daß ich selbst kaum weiß, was ich sage.

**Mathilde.** „Beruhigen Sie sich." Sie wissen also, ohne daß ich es Ihnen gesagt habe, daß hier und da eine unbesiegbare Furcht sich meiner bemächtigt?

**Miß.** Furcht?

**Mathilde.** Ja, wenn ich bei ihm, bei meinen Kindern bin ... in jenen traulichen und süßen Stunden, wo das Herz sich am gemeinsamen Herd erwärmt ... Dann erscheint jene Frau, die ich nicht kenne und die ich nie gesehen habe, plötzlich vor mir und setzt sich stumm und eisig in unserer Mitte nieder.

**Miß.** Welche Frau?

**Mathilde.** Fernande, deren Gespenst sich zwischen Maurice und mir aufrichtet.

**Miß.** Und dann ... was dann?

**Mathilde.** Dann erhebt sich Herr de Latour und verjagt die Ehebrecherin ...

**Miß.** Ehebrecherin ... Nun, was verlangen Sie mehr?

**Mathilde.** Ich will, sie sei todt und kehre nicht wieder!

**Miß.** Fordern Sie sie nicht heraus!

**Mathilde.** Was wollen Sie damit sagen?

**Miß.** Man soll den Frieden des Grabes nicht stören, die Todten nicht beschwören, nicht Eitelkeit aus seinem Glücke ziehen, die Gefallenen nicht beleidigen und vor den Leidenden nicht prahlen. Ist denn hienieden etwas beständig? Glaubte die Unglückselige, deren Rückkehr Sie fürchten, sich so nahe am Ende ihrer Leiden? Ein Stein auf dem Wege, eine Kohle, die aus dem Kessel fiel ... und eine Minute darauf waren sie und so viele Andern voll Leben, Gesundheit und Hoffnung — nicht mehr als ein Häufchen Asche. Wissen wir jemals, wie sorglos wir auch sein mögen, ob der Stein, der unsere Bahn endet, sich nicht schon auf unserem Wege befindet?

**Mathilde.** Aber, Madame, wer sind Sie denn?

**Miß.** Wer ich bin? ... Eine Frau, die gelitten hat.

**Mathilde.** Ach, Sie hatten mir Furcht eingeflößt ... (Pause.) Sie sagen, daß Sie gelitten haben. Ist es also wahr, daß das Leid oft die reinsten Seelen heimsucht, denn Sie können nichts begangen haben, um die Leiden zu verdienen.

**Miß.** Um Gotteswillen, Madame, beschäftigen Sie sich nicht mehr mit mir und forschen Sie nicht nach meinen Geheimnissen. Es gibt Abgründe, die gefährlich zu ergründen sind.

**Mathilde.** Gefährlich! Weshalb?

**Miß.** Sie sind glücklich und geliebt: lassen Sie mir meine Schmerzen und behalten Sie Ihre Freuden.

**Mathilde.** Man sollte meinen, daß Sie sie beneiden.

**Miß.** Die Verdammten beneiden immer den Himmel, das ist ihre Strafe.

**Mathilde.** Warum alsdann bleiben Sie in diesem Hause, wo das Glück vollkommen ist ... wo Alles Vertrauen, Zärtlichkeit und Liebe athmet?

**Miß.** Ich werde nicht lange bleiben.

**Mathilde.** Sie verlassen uns?

**Miß.** Ja, Madame.

**Mathilde.** Uns verlassen, weil ich glücklich, weil ich geliebt bin, sagen Sie also? Aber wenn er mich nicht liebte, würden Sie bleiben?

**Miß** (sich vergessend, rasch). Wenn er sie nicht liebte ...

**Mathilde.** Ah, Sie lieben ihn!

**Miß.** Was kümmert es Sie, da ich fortgehe? Begnügen Sie sich mit meiner Erniedrigung und Ihrem Triumph!

**Mathilde.** Mein Triumph! Sie reden, als hätten Sie Rechte auf das Herz des Herrn de Latour. Ich allein habe sie: ich allein bin geliebt und ich allein kann es sein. Ich habe sogar das Andenken an jene, die ihn verrieth, aus seinem Herzen gelöscht.

**Miß** (für sich). Warum ist sie so erbittert gegen mich, die ja nichts von ihr will?

**Mathilde.** Hier bin ich Alles! Ich bin die Mutter, die legitime Frau!
**Miß.** Wissen Sie das so genau?!
**Mathilde** (ausbrechend). Ach, ich wußte es, ich war es gewiß: Sie sind Fernande!
**Miß.** Nun ja, — ich bin Fernande! ... Sie haben mich gefoltert, damit ich mich verrathen sollte ... Ich habe mich verrathen ... und jetzt?
**Mathilde.** Fernande!
**Miß.** Seit sechs Monaten lebe ich hier bescheiden, geduldig, ergeben. Alles habe ich gethan und geduldet und ich wollte sogar gehen, in Verzweiflung von hier entfliehen und Ihnen mein Alles, mein Glück, meine Kinder überlassen ... Sie haben es nicht gewollt! Sie haben den Kampf gesucht, ich nehme ihn an! Bleiben Sie, wenn Sie wollen, die Maitresse des Herrn de Latour, aber ich bin die Mutter meiner Kinder!

Und wieder tritt der Gatte der beiden Frauen ein und droht, er werde die Kinder zu Richtern in dieser Sache nehmen, selbst auf die Gefahr hin, daß das Bild der Mutter besudelt werde, welches er trotz aller peinlichen Erinnerungen sich bestrebt habe in den jugendlichen Herzen rein und ohne Makel zu erhalten. Miß Multon verzichtet darauf und verläßt das Haus für immer, glücklich im Gedanken, wenigstens die Liebe und Achtung ihrer Kinder zu besitzen.

Ein anderes Ende ist nicht möglich. Miß Multon's wahnwitziges Beginnen, der zweiten Frau die Rechte der ersten entgegenstellen zu wollen, um vor ihren Kindern als Mutter zu erscheinen, kann nur einen Mißerfolg haben. Sie muß nothwendig aus dem Hause weichen und das letzte Wort der scheidenden Frau: „Jamais!" endet das Stück, ohne den Conflikt zu lösen. Aber indem die Verfasser ihr Drama auf die Bühne des Ambigu verpflanzten, mußten sie Rücksicht auf das dort maßgebende Publikum nehmen, welches rührende Melodramen mit glücklichem Ausgang verlangt. Die französischen Dramatiker von heutzutage sind fast alle gute Spekulanten und schlechte Dichter. So nahmen denn auch die Herren Nus und Belot auf Bestellung ihr Stück wieder in Arbeit und brachten durch einen neuen Schlußakt eine Verschlimmbesserung in der Manier des seligen Johann Ballhorn zu Stande, die einzig durch den Hinweis auf die Kasse zu motiviren, aber nicht zu entschuldigen ist.

Miß Multon geht im letzten Akt von dannen, ohne sich ihren Kindern zu erkennen gegeben zu haben und mit dem Versprechen „niemals" wiederzukehren. Aber ihr vierzehnjähriges Mädchen erräth in dunklem Vorgefühl die Wahrheit und ihr Herz sagt ihr, daß Miß Multon ihr mehr sein müsse, als eine bloße Gouvernante. Sie hat den Zusammenhang durchschaut und kann sich über die Abreise nicht trösten. Sie erkrankt aus Verlangen nach ihrer Mutter und sie muß sterben, wenn diese nicht wiederkehrt. Man ruft Miß Multon zurück und gerade die Stiefmutter Jeanne's ist es, die sie wieder herbeiholt. Miß Multon enthüllt ihrem Kinde das Geheimniß und das Verbrechen ihrer Vergangenheit. Schließlich einigt man sich dahin, daß die Kinder alljährlich einige Monate bei ihrer Mutter zubringen dürfen. Allgemeine Versöhnung.

Steht dieser neue Akt in vollständiger Verbindung mit der Handlung des ursprünglichen Stückes, so kann das nämliche von dem andern Zusatz-Aufzug, der vorn angehängt ist und jetzt das Drama einleitet, durchaus nicht behauptet werden. Noch nie wurde ein überflüssigeres Vorspiel geschrieben. Wir sind in London und machen die Bekanntschaft mit der Häuslichkeit des grillenhaften Doktors Osborn, zu dem Miß Multon kommt, sich um die ausgeschriebene Gouvernantenstelle zu bewerben. Sie erfährt, daß es sich um die Stelle einer Erzieherin ihrer eigenen Kinder handelt und willigt nach kurzem Bedenken ein, nach Frankreich zu reisen und sich Herrn de Latour persönlich vorzustellen. Den Schluß bildet ein für Paris originelles Weihnachtsfest mit Christbaum, um welchen einige dreißig Kinder hüpfen, die des Doktors Schwester ohne Vorwissen ihres Bruders eingeladen hat. Das ist Alles so belanglos und blos für ein Vorstadtpublikum berechnet, daß es keiner weitern Erwähnung bedarf. Bedenklicher ist allerdings der angezogene neue Epilog des Stückes, der den streng logischen Schluß der früheren Fassung ganz aufhebt. Er ist feig, lahm, ungerecht und muß durch die thränenreiche Verklärung der frevelhaftesten weiblichen Pflichtvergessenheit und Selbstsucht jedes Publikum empören, das noch ein Gefühl für Sitte und Recht besitzt.

Etwas günstiger gestaltet sich das Facit, wenn man die ursprüngliche „Miß

Multon" betrachtet. Vergleicht man die Fabel mit der dreiaktigen, einen deutschen Theaterabend nahezufüllenden Ausführung, so ist man billig erstaunt, wie die Autoren dies Nichts von Stoff so geschickt auszudehnen und uns dabei fortwährend zu interessiren verstanden. Aber das ist nicht so sehr ihr Verdienst, als der Vorzug der französischen Dramatik überhaupt. Hier gerade sitzt der Punkt der theatralischen Technik, worin uns die Franzosen seit Corneille überlegen sind. Das Aeußere, die Handlung und demgemäß die Situation ist in ihren Augen Alles, und die Charakteristik geht, wie früher bei den Griechen, nur so nebenher. Daher bei ihnen die Continuität der Handlung, die concentrirte Form, welche jede Individualität aufhebt, aber dafür den straffen causalen Zusammenhang und die unmittelbare Bühnenwirkung der Situation zuläßt. Das französische Drama ist Situationsstück. Die Reichhaltigkeit der Handlung, wie wir sie verstehen und namentlich bei Shakespeare haben, findet sich bei den Franzosen — Victor Hugo und seine Schule ausgenommen — nirgend, wohl aber täuscht uns über die Leere und Magerkeit der Fabel die virtuose Ausnützung der Situation. Nehmen wir gleich die jüngsten dramatischen Produkte Frankreichs: wie armselig ist der Stoff der vier letzten Akte der „Danischeffs", wie monoton „Ferreol", wie dürftig die Etrangère und nun gar „Madame Caverlet". Aber welches reiche Leben innerhalb der scheinbar nicht auszufüllenden Akte! Genug, wenn jeder Aufzug seine Handlungsscene hat, die man schon gleichsam nach dem ersten Aufgehen des Vorhangs kommen sieht. Um die Scène à faire gruppiren sich dann die vorbereitenden und retardirenden Spielscenen, die nichts weiter sind, als verhallende Variationen der vergangenen oder Leitmotive zur kommenden Hauptscene; die vergangene wirkt aber im Zuschauer noch immer nach und die kommende, drohende wirft bereits ihren Schatten voraus. Darin liegt aber das ganze Geheimniß, daß der dürftigste Stoff, geschickt disponirt, uns bis zuletzt zu fesseln vermag. Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß die französische Verdrängung des Psychologischen durch das Factische zum Theatercoup, zum Melodramatischen führt. Die Schwierigkeit ist, die Continuität der Handlung mit vollständigem Ausleben der Charaktere zu verbinden. Ich glaube, es ließen sich beide Zwecke vereinigen, so sehr es auch bestritten wurde. Man sehe nur Lessing! Der große Einfluß von Diderot und den Franzosen überhaupt im Formellen ist am Unverkennbarsten in der echt deutschen „Minna von Barnhelm". Der Stoff ist ein Nichts, und wie wirksam und schön ist er in die Breite und Tiefe ausgearbeitet.

Das durchaus französisch traditionelle Geschick der effektvollen Ausweitung der Situation, findet sich auch in „Miß Multon". Die Exposition ist hübsch und klar und hat vor der Mehrzahl französischer Komödien den Vorzug, daß die Prämisse nicht weitläufig erzählt wird. Auch die Bindeglieder zwischen den Handlungsscenen sind mit Geschick gefunden und entwickelt. Nun aber bemerke man neben diesen Vorzügen den breiten, uferlosen Strom der Rührung, worin fast jedes Wort getaucht ist. Oder die raffinirte Art und Weise, wie plumpe Spannung bewirkt wird. Oder die Steigerung des Peinlichen in der Tortur, womit die Kinder absichtlos die unglückliche Mutter foltern, indem sie immer und immer wieder just dasjenige in ihren Gesprächen berühren, was Miß Multon am tiefsten verwunden muß. Man hegt wahrlich keine Sympathie für Letztere, aber schließlich ist denn doch Maß in den Dingen, und oft möchte man die beiden Bälge ob ihres grausamen Spiels zu allen Teufeln wünschen.

Von Charakterzeichnung ist keine Spur zu finden; nicht einmal die Titelheldin ist eine Gestalt. Alles sind Schablonen. Hier die nachgerade sehr wohl bekannte Femme incomprise, dort der abstrakte Tugendheld von betrogenem Ehemann; ferner der komisch-pedantische Hauslehrer mit lateinischen Brocken im Munde und endlich die unausstehlichen Theaterkinder aus „Menschenhaß und Reue". Einzig die zweite Frau ist ein neuer Typus und nicht übel gelungen. Aber wo in aller Welt könnte diese interessante Handlung wirklich vorfallen? Die Gouvernante verräth sich ja auch im Stück sofort und das Ehepaar Latour müßte ja förmlich auf den Kopf gefallen sein, würde es im Leben die unheimliche Person, besonders nach der zweiten Hauptscene, nicht ungesäumt entlassen. Wenn freilich die neufranzösischen Dramatiker fortfahren, uns als Menschen von Fleisch

und Blut derartige Hampelmänner vorzuführen, die ganz geschickt ausgeschnitten, aber nur auf einer Seite gezeichnet und gemalt sind und darum und immer diese eine unveränderliche Seite dem Zuschauer zuwenden, — dann kommen wohl schließlich diese Herren in der Menschendarstellung noch einmal so weit, wie die Karikaturisten unter Louis Philippe: sie zeichneten eine Birne und meinten — den König.

Immerhin hatte „Miß Multon“ einen schönen Erfolg, Madame Fargueil unstreitig die einzige gegenwärtige Tragödin von Paris, welche wahre Leidenschaft hat, spielte vortrefflich und dabei doch maßvoll. Das Publikum schwamm in Thränen. Ich habe noch nie so viel schneuzen hören.

# Literarische Notizblätter.

Von **Ludwig Habicht.**

---

Ob ein Gelehrter in der lateinischen Sprache mehr schimpfen konnte, als ein Kutscher in der deutschen, das war in früheren Zeiten noch sehr fraglich. Jetzt ist der Fortschritt auf allen Gebieten unverkennbar. Selbst unsere Professoren, sobald sie einmal in den alten, hagebüchenen Gelehrtenzorn verfallen, können in deutscher Sprache ein Schimpfregister ziehen, das unsere Droschkenkutscher in tiefsten Schatten stellt.

* * *

Die einzig nutzbringende Kritik besteht darin, die Prinzipien der modernen Kunst anzuerkennen, zu erörtern und allmählich festzustellen. Schon längst sind die Talente, die bei ihren Arbeiten irgend ein Kunstgesetz beobachten, zu zählen und so verwildert vollends der Geschmack des Publikums.

* * *

Ohne eine gewisse Webekunst gibt es keinen wahrhaft guten Roman. In Walter Scott's Werken tritt dieses Talent der harmonischen Fäden-Verknüpfung und Verschlingung am deutlichsten hervor und wer die Technik des Romanschreibens lernen will, muß dieses außerordentliche Muster eifrig studiren. Seltsam genug, hat man sich gerade in England mehr als je von diesem glänzenden Vorbilde entfernt und so wuchert dort eine von Frauen gepflegte Sensations-Literatur am üppigsten, die nur bemüht ist, die buntesten und wo möglich gruseligsten Geschichten bunt aneinander zu reihen.

* * *

Gerade die mangelnde Selbstachtung ist eine Quelle jener entsetzlichen Unruhe, die zwischen Selbstvergötterung und Selbsterniedrigung qualvoll hin und her schwankt und dann besonders bei Künstlern und Schriftstellern so wunderlich in die Erscheinung tritt.

* * *

Wie rasch sich die Sprache der Liebe ändert, beweisen am besten unsere Romane. Wie komisch und albern kommen uns in älteren Romanen alle Liebeserklärungen vor und sicher erscheinen die meisten heutigen in etwa 50 Jahren ebenso veraltet und lächerlich.

* * *

Er schreibt wie ein Maler und malt wie ein Schriftsteller. Wie oft ist dies schon von einem Talent gesagt worden! Gilt dies noch für einen Tadel oder ist es doch schon ein Lob geworden?

* * *

Nicht der Mittelmäßigkeit, wol aber einem bedeutenden Talente, ist man die Wahrheit schuldig.

* * *

„Sans la langue l'ecrivain n'existe pas" behauptet Boileau. Es gibt bereits Schriftsteller, die uns zu beweisen suchen, daß sie auch ohne Sprache ihr Leben fristen können.

* * *

Ein Schriftsteller, der die Welt alle Jahre mit 3 bis 4 Romanen beschenkt, hat auf die Bezeichnung „Romankugelspritze" den wohlbegründetsten Anspruch.

Manche unserer Schriftsteller sind wie Flaschen, die falsche Etiquetten tragen. Man hofft Champagner zu trinken und es ist nur Sodawasser.

* * *

August Staël bat den Kaiser Napoleon dringend, die Rückkehr seiner Mutter zu gestatten und versprach, daß sie sich nicht mehr mit Politik beschäftigen werde. „Bah, de la politique! antwortete der Kaiser: „n'en fait-on pas en parlant de morale, de litterature, de tout au monde?" Ein moderner Staatsmann scheint derselben Ansicht zu huldigen. Er findet die Presse gefährlich, gleichviel, welchen Gegenständen sie ihre Aufmerksamkeit zuwenden mag.

* * *

Den armen Abbé Lenglet du Frenoy führten seine historischen Schriften zehn bis zwölf Mal in die Bastille und er hatte sich an diese Spaziergänge so gewöhnt, daß er, sobald er den Exekutor kommen sah, ohne ihn nach dem Grunde seines Erscheinens zu fragen, sogleich seiner Haushälterin zurief: „Schnell, etwas Wäsche, Tabak, mein kleines Packet!" und im Gefängniß erfuhr er dann frühzeitig genug die eigentliche Ursache seiner Verhaftung. Nichts hat sich zu allen Zeiten so wirkungs- und erfolglos erwiesen, als die Verfolgung der Presse. Ob ihre Vertreter in die Bastille oder irgend ein anderes Gefängniß wandern, damit hat sich der Strom der Geister noch niemals zurückstauen lassen, der unaufhaltsam vorwärts rollt.

* * *

Rousseau hat in seiner Jugend Aepfel gestohlen, der heilige Augustin Birnen und Bernardin de St. Pierre Feigen. Es gibt nicht viele Schriftsteller, denen man nur so geringfügige Diebstähle nachweisen kann.

* * *

Während des Schaffens gehört der Dichter und Künstler sich nicht selber an, sondern einem Werke.

* * *

„Er ist nicht nur ein Schriftsteller, sondern ein Mensch, der Leidenschaften gekannt und gefühlt hat", erklärte Voltaire in einem Anfall von Gerechtigkeit am Prévot, und man mag sagen was man wolle, ohne tiefe gewaltige Leidenschaft ist kein Dichter wahrhaft groß geworden.

* * *

Ein echtes Kunstwerk darf uns nicht immer zudringlich sagen was es will, sondern es muß uns dies nur stillschweigend zeigen.

* * *

Nichts widerwärtiger in Kunst und Poesie, als jene klägliche Detailmalerei, die mit ermüdender Breite die abgeschmackteste Alltäglichkeit wiedergibt und darin ihre ganze Meisterschaft sucht, weil ihr alles Andere fehlt — Gedanken, Formtalent und wahre Poesie. Kann es uns denn wirklich erheben und erfreuen, in einer Romandichtung die armseligste Wirklichkeit wiederzufinden und die trivialsten Gespräche von Helden zu genießen, denen wir im wirklichen Leben wegen ihrer Beschränktheit augenblicklich den Rücken kehren würden?! — Gerade zur Wiedergabe der Wirklichkeit gehört ein außerordentlicher Humor, der uns alles in eine ganz andere Beleuchtung rückt und selbst das Unscheinbarste verklärt und verschönt, aber was uns sehr viele unserer Novellenfabrikanten und Fabrikantinnen liefern, ist nicht unendlich tief, sondern nur — entsetzlich breit.

* * *

Große Ruhe des Herzens besitzt, der weder Lob noch Tadel der Menschen achtet, behauptet Thomas a Kempis. Liegt für den Schriftsteller und Künstler, wenn er diesen Rath befolgt, eine Gefahr darin oder das höchste Glück?! —

# Ueber Regiestriche.

Von **Adolf Schwarz.**

---

Vor einiger Zeit fiel mir wieder ein dramaturgischer Artikel in die Hand, welcher vor mehreren Jahren heftige Erwiderungen hervorgerufen hatte, die vorzugsweise dem über das übliche Kostüm vorgebrachten Tadel galten. Der Verfasser des immerhin interessanten Aufsatzes hatte auch die Rollenfächer, die Gesichtsmasken, das Dekorationswesen und die Regie in das Bereich seiner Betrachtungen gezogen und kommt bei dem letzten Punkte auf eine Hauptthätigkeit der Regisseure, das Streichen und Einrichten der Stücke zu sprechen. Bei dieser Gelegenheit fordert der Verfasser die Wiederaufnahme gewisser Scenen in klassischen Werken, welche auf den Theatern herkömmlicher Weise fortzubleiben pflegen. Ich will nun in dem Folgenden den Nachweis versuchen, daß diese Auslassungen zum Theil eine mehr als traditionelle Berechtigung haben.

Wenn z. B. die Aufnahme der Scene des Montgommery in der Jungfrau von Orleans als absolut nothwendig gewünscht wird, so läßt sich dieses Verlangen unter mehr als einem Gesichtspunkte bestreiten. Zunächst ist es eine Pflicht des Regisseurs, Fehler des Dichters so viel wie möglich unbemerkbar zu machen, was bei unwesentlichen Scenen am besten durch Weglassen bewerkstelligt wird. Die Scene zwischen Montgommery und der Jungfrau kann nimmermehr einen günstigen Eindruck hervorrufen; denn einmal fällt sie durch die Anwendung des Trimeters äußerlich aus dem Rahmen des Stückes heraus und dann kann uns der feige Bursche, der so jämmerlich um sein Leben winselt, nur anwidern; können wir doch nicht einmal über die vorübergehenden Todesschauer des Prinzen von Homburg hinwegkommen, den wir doch schon als Helden kennen gelernt haben. Die Scene ist mindestens überflüssig, denn der Vers im ersten Monolog: „Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren" und die Stelle vom Mitleid im zweiten Monolog, wo die beiden, den Walliser betreffenden Verse selbverständlich fortfallen müssen, motiviren die Schuld der Jungfrau hinlänglich. Schließlich dürften geeignete Darsteller für diese Rolle schlechterdings nicht zu finden sein. Das Warum wird jeder Sachkenner einsehen; die Rolle verlangt nämlich eine Persönlichkeit, einen Stimmton, wie Beides bei einem jungen Mann höchst selten vorkommt, die aber von einer Dame gespielt nur komisch wirken müßte. Ueberdies ist die Aufgabe eine sehr schwierige, die auch durch die glücklichste Lösung nie zu einer dankbaren werden kann.

Das Weglassen der Scene zwischen Ferdinand und Luise im dritten Akte von Kabale und Liebe ist allerdings eine empfindliche Lücke, da sie den ersten Anstoß zu seiner erwachenden Eifersucht enthält und Ferdinand, der in der Scene mit der Lady so viel Reife, Selbstgefühl, Manneswürde und — Malice verräth, ohne jene Scene geradezu albern erscheint, weil er nicht erst Luise zur Rede stellt. Eine vortheilhafte Wirkung läßt sich aber von der Darstellung dieses Auftritts kaum versprechen, denn er enthält im Anfang nur Wiederholungen dessen, was wir schon in der ersten Scene mit Luise hörten und würde gekürzt wenig lohnend sein. Außerdem steht sie durch das stumme Spiel mit der Violine auf einer gefährlichen Spitze, vor welcher die meisten Schauspieler Scheu

tragen würden und Luisens: „Doch werd' ich noch je und je am verwelkten Strauße der Vergangenheit riechen" würde für die Stimmung auch nicht förderlich sein.

Die Audienzscene im Don Carlos fällt nur bei solchen Bühnen fort, wo der Mangel an würdigen Repräsentanten für den Prinzen von Parma und den Admiral dazu nöthigt; die Aufführung aber deßhalb zu unterlassen, hieße die Pietät zu weit treiben, zumal jene bei kleinen Theatern in der Regel nur durch berühmte Darsteller des Posa veranlaßt wird. Oder wäre es wünschenswerther, daß das Publikum so vieler Städte um die ideale Verkörperung des Posa durch einen guten Schauspieler käme? Der Sprung wird übrigens von dem „großen" Publikum gar nicht bemerkt, und dieses stellt bei klassischen Werken gerade das größte Kontingent, welches noch naiv genug ist, den unmittelbaren Vorgang ohne Reflexion auf sich wirken zu lassen. Vielmehr ist der übliche Schluß des zweiten Aktes mit dem Monologe der Eboli zu bedauern, weil wir dadurch die typisch großartige Intriguenscene zwischen dem Pfaffen, dem Kriegsmann und dem durch Eifersucht zur Rache entflammten Weibe verlieren. Daß dagegen die darauf folgende Scene im Karthäuserkloster in Wegfall kommt, ist dadurch gerechtfertigt, weil die Handlung durch dieselbe nicht fortrückt und zugleich ein Kardinalfehler verdeckt wird, der sonst die Briefintrigue und somit das ganze Stück unmöglich machen würde. Der Dichter läßt nämlich Carlos im zweiten Akte zum Pagen sagen: „Sie gab Dir selbst den Brief? — O, spotte nicht! Noch hab' ich nichts von ihrer Hand gelesen..." und kommt im weiteren Verlaufe der Scene zum Glauben, der Brief enthalte die Schrift der Königin. In dem wegbleibenden Auftritt im Karthäuserkloster sagt Carlos zu Posa, dem er sein Abenteuer erzählt und der ihm einen Vorwurf daraus macht, daß er der schriftlichen Aufforderung Folge gegeben habe, gleichsam sich entschuldigend: „Ich kenne ja die Handschrift nicht." Im vierten Akte in der Galerie, wo Carlos dem Posa seine Brieftasche übergibt, heißt es aber: „Gib mir die Briefe doch noch einmal. Einer von ihr ist auch darunter, den sie damals, als ich so tödtlich krank gelegen, nach Alkala mir geschrieben. Stets hab' ich auf dem Herzen ihn getragen" u. s. w. Er muß also doch die Schrift der Königin sehr gut gekannt haben! Die Lösung dieses Widerspruches habe ich nie finden können; auch nie wahrgenommen, daß er bemerkt worden wäre, was nur durch das Fortbleiben jener Scene begreiflich wird.

Auch dem Wunsche, in Uriel Akosta die Schlußscene des dritten Aktes zwischen Ben Jochai und Judith, als zum Verständniß des vierten nothwendig, wieder aufzunehmen, wird man schwerlich Folge geben wollen. Wenn auch die Zustimmung des Dichters anfänglich ihren Grund in einem Zugeständniß an die Schauspieler gehabt haben sollte, die einen „Abgang" verlangten, so wird doch jeder Bühnenkenner zugeben müssen, daß der Schluß des dritten Aktes, wie er gedruckt vorliegt, matt ist. Das hat Gutzkow als erfahrener Kritiker und gewiegter Bühnenpraktiker wohl selbst gefühlt, denn sonst würde er schwerlich in den späteren Ausgaben unter dem dritten Akt eigens die Bemerkung gemacht haben: „Für die Darstellung mag zu empfehlen sein, daß der Vorhang schon mit dem Abgang der Mutter fällt. Judith würde in diesem Falle ihr folgen." Gutzkow, der die Gewalt wirksamer Abschlüsse wohl kennt, hat hiedurch eben so sehr dichterische Selbstverleugnung, wie dramatisches Verständniß bewiesen; ja, in den neueren Ausgaben schließt der dritte Akt mit dem Monologe der Judith, die darauf folgende Scene ist ohne Weiteres weggelassen. Es genügt auch vollständig nach Allem, was wir bis dahin erfahren haben, wenn Ben Jochai im vierten Akte sagt: „Judith ist mein", denn wir können uns das Dazwischenliegende schon denken.

(Ich möchte hier an einen im Hamlet üblichen Strich erinnern, der mir schlimmer scheint, weil er das auf ungezwungene Weise zur Peripetie führende Motiv, die dem Duell vorausgehende Scene an Opheliens Grab, fallen läßt, wodurch die Veranlassung zu demselben sehr vom Zaune gebrochen erscheint und eigentlich den sonst so klugen Hamlet stutzig machen müßte.)

Die Einrichtung, den Tell mit der Ermordung des Geßler zu schließen, ist auch nicht so schlimm, wie sie auf den ersten Anblick erscheinen mag, wobei ich aber bevorworte, daß ich nicht an große Theater denke, die für den „Parricida" noch eine erste Kraft übrig

haben. Das Stück ist, wie man wohl allgemein zugeben wird, mit dem vierten Akte thatsächlich zu Ende. Der fünfte Akt hat mit der eigentlichen Handlung nichts mehr zu thun; wir vernehmen erst nur Berichterstattungen, die nach den vier vorhergehenden Akten und Aktschlüssen von höchster dramatischer Wirkung uns noch wenig empfänglich finden und die erst in der vorletzten Scene auftretende neue Figur ist ein Fehler im Organismus, der durch den angestrebten Zweck des Dichters, den Mord des Tell aus Nothwehr gegenüber dem Mord aus Ehrsucht zu rechtfertigen, nicht gut gemacht wird. Dieser Scene kann auf der Bühne um so leichter entrathen werden, als die von Tell in derselben ausgesprochenen Motive nur Wiederholungen seiner bereits im Monologe angeführten Beweggründe sind und ihn die Jury des Publikums längst freigesprochen hat. Es mag hiezu noch bemerkt werden, daß Seydelmann schon in den zwanziger Jahren den Tell in 4 Akten zur Darstellung brachte und der Genannte war nicht nur ein Schauspieler von seltener Intelligenz, sondern auch von seltener Pietät, den überdies hiebei kein persönliches Interesse leiten konnte.

Ein Gleiches wie im Tell hat man auch mit dem Kaufmann von Venedig versucht, obgleich man es hier mit einer Doppelhandlung zu thun hat; aber unser Interesse für Shylock ist so überwiegend, daß es mit seiner Verurtheilung für die übrigen Gestalten ziemlich erschöpft ist. Dies mag zu Shakespeare's Zeiten bis zu Garrick's Vorgänger und Zeitgenossen Macklin nicht so fühlbar gewesen sein, weil bis zu diesem der Jude immer als komischer Charakter dargestellt worden war. Shakespeare selbst hat wohl den gewaltigen Abstand des fünften Aktes erkannt, da er ihn so kräftig mit Zoten würzte. Ich will hier nur constatiren, daß ich an namhaften Theatern die Auflösung in den Gerichtssaal verlegt und das Stück daselbst mit vollster Wirkung schließen sah. Die Städte waren Königsberg, Frankfurt a. M. und Graz. In letzterer Stadt gastirte — Döring in den fünfziger Jahren mit dieser Einrichtung. Daselbst wurden auch vom Julius Cäsar nur die ersten drei Akte mit gutem Erfolge aufgeführt und das geschah nach öffentlicher Darlegung der Gründe unter der Aegide des als Shakespeare-Kenner und Vorleser allgemein geschätzten Holtei.

Bei dem Einrichten, resp. Streichen der Stücke ist vor Allem das Publikum selbst ins Auge zu fassen. Je größer die Zahl gebildeter Zuschauer, wie dies in den großen Städten der Fall ist, desto mehr kann auch geboten werden; im Allgemeinen aber soll man nie aus den Augen verlieren, daß es den Besuchern der Theater in unserer Zeit der Eisenbahnen an Ruhe und Hingebung fehlt, daß lange Expositionen zu vermeiden und die Hörer so schnell wie möglich medias in res zu führen sind. Alles Unwesentliche, wenn auch an sich schön, ist zu entfernen und der Lektüre zu überlassen, wobei die Tradition beherzigenswerthe Fingerzeige gibt. Ohne weitere Prüfung darf man freilich nicht dem Beispiele selbst bedeutender Bühnen folgen und z. B. Romeo und Julie mit der Hinweglassung des Dienerstreites beginnen, wie es noch in den vierziger Jahren am Wiener Burgtheater geschah; Stücke wie Don Carlos aber ohne Striche aufzuführen, wie hie und da der Versuch gemacht worden ist, möchte vom Dichter selbst in Anbetracht der fast sechsstündigen Dauer und einer in Folge derselben eintretenden Erschöpfung des Fassungsvermögens schwerlich gutgeheißen werden.

# Kritische Rundblicke.

## Sammlung deutscher Bühnenwerke.

„Sammlung deutscher Bühnenwerke!“ Dieser Titel könnte unter einem Bilde stehen, welches zwei Männer als Personificationen der Lustigkeit und des Verdrusses darstellte, einen Theater-Intendanten und einen Bücher-Recensenten, jenen, wie er sich vergnügt die Hände reibt, so viele dramatische Werke, die er „mit Bedauern“ ihrer Autoren zurückschickte, losgeworden zu sein; diesen, wie er sich verzweifelnd beim Kopfe faßt, sie alle auf den Lesetisch bekommen zu haben. „In deinem Herzen schlägt kein Busen“, declamirte einst ein unglücklich sich versprechender Schauspieler auf der Scene, nachdem die grausame Schöne sein Liebesflehen — natürlich auf der Bühne — verschmäht hatte. Im Stillen wiederhole ich das Wort, an den Theater-Direktor denkend, so oft ich erfahre, daß ein Drama abgewiesen wurde, denn ich sehe schon, wie mir der Buchhändler damit auf die Stube rückt. Zwar hätte ich es auch recensiren müssen, wenn es gegeben worden wäre, allein in diesem Falle würde mich das Geräusch des Orchesters, der Damenkleider und des Gähnens wach erhalten haben, und es gibt immer mehr Unterhaltung zwischen Brettern und Parterre als der Verfasser des Stückes in seiner dramatischen Weisheit sich träumen läßt.

Mit solchen Reflexionen im Kopfe ergriff ich die zierlich gedruckten Büchlein der unter obigem Titel aufgetauchten Unternehmung der Wallishauser'schen Buchhandlung (Josef Klemm) in Wien. Freundliche Widerlegung lächelten mir aber schon die Titel der fraglichen Bühnenwerke ins Herz. Und ihre Blätter rauschten wie der Applaus, den sie bereits eingeerntet hatten. Hier brauchte sich der Setzer nicht schmachtend nach dem Schauspieler umzusehen, denn dieser war jenem bereits vorangegangen.

Es fehlt nicht in Deutschland und namentlich in Berlin an buchhändlerischen Ausgaben aufgeführter Stücke, nur sind sie ohne Wahl aufeinander gehäuft und den Meisten ist die Thaufrische der Neuheit bereits längst abhanden gekommen. Es ist ein Vortheil des in Deutschland noch nicht lange wirksamen Schutzes der literarischen, besonders aber der theatralischen Produktion, daß die Autoren so rasch und unmittelbar von der Scene herab auf den Büchermarkt treten können, ohne eine Beeinträchtigung ihrer pecuniären Interessen fürchten zu müssen. Noch vor wenigen Jahren lauerten die Direktionen gar nicht unansehnlicher Bühnen auf den Druck eines dramatischen Manuscriptes, um es nicht dem Dichter abkaufen zu müssen. In materieller Beziehung hat das französische vor dem deutschen Theater jetzt nichts mehr voraus — weiß der Kukuk, woran es liegt, daß uns kein Scribe und kein Sardou aus so günstigen Verhältnissen hervorgehen will. Heine sagte einmal: „Die Franzosen sind alle geborne Schauspieler; die besten gehen nur nicht auf die Bühne.“ Von unserer Nation wird man sagen können: „Die Deutschen sind alle geborne Dichter; die besten schreiben nicht.

Nun, einige gute treten jedenfalls in der vorliegenden Sammlung auf. Da findet man zunächst Sigmund Schlesinger mit seinem „Trauerspiel des Kindes“. Die literarische Kritik des Stückes ist nach der Aufführung desselben in Wien und Berlin allseitig geliefert worden; ich verweile darum hier nur bei Einzelheiten und Nebenumständen, Sigmund Schlesinger hat ein demokratisches Herz und einen aristokratischen Geist. Mit jenem schreibt er seine Feuilletons für ein Wiener Volksblatt, mit diesem seine Stücke für ein Wiener Hoftheater. Dabei bricht manchmal ein Conflict zwischen beiden aus. Der Geist bedürfte nothwendig einiger Studien, schon in Rücksicht auf den Stil, der die Gedanken in undisciplinirten Sätzen durcheinander laufen läßt, wie ein Heer auf der Flucht. Das

ausgelassen fröhliche Herz gönnt ihm dazu nicht die Zeit. Wählte sich der Dichter einen volksthümlichen Stoff nach seinem Herzen, so würde ihm ohne Zweifel der Geist ausbleiben; ist dieser aber aus bloßen Verstandesgründen zum Lob irgend eines literarischen Höflings oder gesinnungslosen Emporkömmlings angetrieben, so ist kein rechtes Herz dabei.

Das „Trauerspiel eines Kindes" hat angenehme Lustspielfiguren und einen unangenehmen Schauspielschluß, man könnte somit behaupten, es gehöre allen drei Gattungen des recitirenden Dramas an. Es gehört aber auch speciell — Oesterreich an, zwar nur in einer Kleinigkeit, diese aber ist zu merkwürdig, um nicht auch als solche hervorgehoben zu werden. In Oesterreich vergißt man nicht irgend einen Gegenstand oder desselben, sondern an den Gegenstand. Im ernstesten Leitartikel wie im elegantesten Feuilletons, im ganzen Schriftthum Oesterreichs, immer und überall wuchert dieser nicht blos grammatikalische, auch logische Unsinn, weil ja das betreffende Verbum ein Loslösen und nicht im Anknüpfen ausdrücken will. Macht man dies einem Oesterreicher klar, so schlägt er sich an die Stirne und ruft: „Die dumme Gewohnheit! Sie haben Recht, es muß heißen: auf etwas vergessen." Und in der That! Im ersten Akt des Schlesinger-schen Stückes wird an etwas vergessen. Im Zwischenakt ist irgend ein Mann aus Deutschland auf die Bühne gekommen, so daß im zweiten Akt Gustav sich beklagt, man hätte auf ihn vergessen.

Eine der geistvollsten dramatischen Kleinigkeiten Schlesingers wird in der vorliegenden Sammlung erst erscheinen: „Frau Sonne". Eine Frau hat das Unglück diesen Namen zu führen, das Unglück, weil es keinen Mann und kein Weib, kein sprechendes Wesen auf Erden gibt, welches widerstände ihr gegenüber an diesen Namen eine Beziehung, eine Anspielung, einen Witz, ein Compliment zu knüpfen. Sie heiratet endlich den Einzigen, der den Heroismus des Geschmackes hatte, der Versuchung nicht zu unterliegen."

Sehr schlicht und bürgerlich nimmt sich neben Schlesinger's Schauspiel Gutzkow's kleines Lustspiel „Dschingiskhan" in dieser Sammlung aus. Der Contrast entspringt nicht etwa daraus, daß im „Trauerspiel" eine gräfliche Familie sich bewegt, in Gutzkow's kleinem Drama eine Frau Rendantin, ein Lehrer und dergleichen auftreten, daß dort ein vornehmes Schloß hier ein Stübchen einer Provinzialstadt den Schauplatz bilden. Der Contrast liegt in der Idee, die bei Schlesinger alle Welt interessiren muß, bei Gutzkow ein kleinstädtisches Publikum voraussetzt, welches dem Grundgedanken eine ernste und gemüthliche Seite abzugewinnen vermag. In Wien mußte „Dschingiskhan" abgelehnt werden. Die Sammlung enthält noch viele der modernsten Novitäten: Große's „Tiberius", Blumenthal's „Philosophie des Unbewußten", „Sekuntala" in der Bearbeitung von A. Donsdorf; Hermann Schmidt's „Rose und Distel". Ich wäre sehr versucht, mich über alle diese Erscheinungen, denen eine ernsthafte Bücherkritik schon zu Theil wurde, blos plaudernd zu ergehen, in Rücksicht auf ihre äußeren Bühnenschicksale, allein dazu wäre ich nur im Feuilleton eines Theaterblattes berechtigt.

**W. Stachel.**

## Kleine Bücherschau.

Hugo Bürger hat die beiden Dramen, die bisher von ihm auf der Bühne erschienen sind, in Buchform herausgegeben (Verlag von Leo Lipmannssohn). Der Dichter gehört zu den hoffnungsvollen jüngeren Lustspieltalenten, und wenn er auch noch nichts durchweg Annehmbares geschaffen hat, so scheint es doch unzweifelhaft zu sein, daß er das Zeug dazu hat. Das beweisen „Die Modelle des Scheridan", obwohl sie in der Grundidee ganz verfehlt sind, denn sie bieten genau betrachtet nur eine verkappte Wiederholung des Scheridan selbst. Aber die Scenenführung ist geschickt und es fehlt nicht an einer leckren Würze von Esprit und Sarkasmus. „Der Frauenadvokat" hat einen ersten Akt, der das größte Lob verdient. Dieser Akt ist reich an scenischer Bewegung, er macht uns mit liebenswürdigen Menschen bekannt, er bietet viele schalkhafte Gesprächswendungen und gipfelt in einem brillanten Schlußwitz, der die Situation wie eine Rakete beleuchtet — kurz, er erregt die lebhaftesten Erwartungen auf das Folgende. Leider ist das Folgende nur Enttäuschung. Der ernste Kern des Stückes ist von unglaublicher Dürftigkeit und fordert fast zum Spott heraus, so daß denn das Ganze verblasen und unerfreulich erscheint. Nebenbei möchten wir den Verfasser warnen, im Dialog in jenen „Hundetrab kurzer Sätze" zu verfallen, den schon Heine nicht leiden mochte. Solche Gespräche, die aus lauter kurzbeinigen, im Wachsthum unterbrochenen Sätzen bestehen, halten manche

Lustspieldichter für besonders lebhaft und natürlich. In Wahrheit würden aber Menschen, die sich gegenseitig in dieser Weise das Wort vom Munde wegbeißen wollten, nicht etwa für höflich gelten.

*

Hans Herrig hat (bei Enslin) ein dreiaktiges Drama: „Der Kurprinz" herausgegeben, das hohe Beachtung verdient. Die Bühnen haben sich diesem Dichter bisher theils aus Hartnäckigkeit verschlossen und ihm theils den Stein statt des Brotes gegeben, nämlich begeisterungsvolle Zusagen und vertröstende Briefe statt rascher Thaten, statt wirklichen Aufführungen. Dieser Umstand ist besonders deswegen bedauernswerth, weil dem Verfasser dadurch die Gelegenheit entzogen wird, seine Theorien durch die lebendige Anschauung zu controliren und im Nothfall zu berichtigen. Herrig's Dramen sind nicht nach der Schablone gearbeitet. Sie sind zwar bühnenmäßig, aber nicht bühnengewohnheitsmäßig. Statt zugespitzter Wirkungen und derber Reizmittel bieten sie nur den glatten ebenen Fluß einer charakteristischen Entwickelung, bei der es fast mehr auf eine symbolische Nutzanwendung abgesehen ist, als auf die Entfaltung menschlichen Eigenlebens und selbstständiger Persönlichkeit. Das ist auch beim „Kurprinz" der Fall. Fast ist hier die Rücksicht auf die Theaterwirkung zu sehr vernachlässigt, denn zum Mindesten wären schärfere dramatische Einschnitte der Handlung möglich gewesen, ohne dem Gedanken irgendwie Gewalt anzuthun. Diese Forderung läßt sich aber leicht erfüllen und dann ist in dem Drama eine werthvolle und vornehme Bereicherung des Schauspielrepertoirs gewonnen. Der Dichter schildert die Jugend des großen Kurfürsten, die er in Haag verlebt hat, und sein Erwachen aus sybaritischem freilebigem Müssiggang zu dem Bewußtsein der ihm auferlegten weltgeschichtlichen Pflichterfüllung. Der Beruf des Menschen in der Geschichte findet in diesem Drama eine so anschauliche wie gedankenvolle Begründung und die Sprache ist von nicht gewöhnlichem lyrischem Formenzauber. Die Sirenenlieder des Genusses, welche wir von der schönen Prinzessin bisweilen hören, sind um so wirkungvoller, als sie aus dem Bewußtsein aller Lebensnichtigkeit ihre verzweifelte Sehnsucht schöpfen:

Ach, eine Blüth' ist Jugend. Wenn wir blühn,
Wir hängen — wie die Blum' am Zweige lebt —
Mit der Natur zusammen, und ihr Leben
Ist auch das unsre; was in ihr sich regt,
Regt sich in uns; ihr wechselvolles Sein
Wird uns zum ewig wechselnden Gefühl;
Und Sommer, Winter, Frühling, Herbst,
Sturm, blauer Himmel, Mondschein, Sonnengluth,
Sind Bilder dessen, was wir selber fühlen,
Sind Worte zur Musik. Wenn wir erst alt,
So gleichen wir den Früchten, die gepflückt.
Sie sind nun einmal reif, und das ist Alles.
In Vorrathskammern sind sie aufgespeichert,
Auf Stroh gebettet, daß sie nur nicht faulen!
Doch thun sie's schließlich — und das nennt man Tod...

Das ist eine Stelle, der sich Meister William nicht zu schämen hätte. Herrlich sind auch die Worte, in welchen der Kurprinz die Geschichte seiner Verirrungen erzählt:

Hat man auch nicht vom Wandrer schon erzählt,
Der durch die sand'gen Wüstenpfade zieht?
Kompaß und Karte weisen ihm den Weg,
Noch lange Tage, weiß er, währt der Marsch,
Bis er zum Strand des blühnden Lebens kommt.
Da plötzlich kehrt zur Seite sich sein Blick
Und holde Bilder wirft die Fern' ihm zu:
Es ragen funkelnde Paläst' empor,
Vom Sonnenstrahl geküßt die goldnen Kuppeln
Und Haine schütteln froh die grünen Fahnen
Im leichten Wind, die Silberquelle läuft
Den Blumen nach, die auf der Wiese lachen —
Berückt verläßt der Wandrer seine Bahn
Und eilt dem Bilde zu, das ein Geweb
Nur nicht'ger Dünst' ist, nur ein Hauch der Luft,
Vom Lichtstrahl wunderlich belebt; enttäuscht
Muß bald er die verlassnen Spuren suchen
Und seine Reise hat er nur verlängert.
So ging's mit mir....

Die hervorragendste Scene des Stückes ist die im dritten Akt zwischen Oranien und dem Kurprinz, worin der Grundgedanke des Stückes zu seinem beredtesten Ausdrucke kommt. Leider ist hier Manches zu abstrakt und theoretisch-absichtlich. Wenn der Verfasser alle solche Stellen mit bildender Kraft umarbeitet und die Gedanken durch Gestalten ersetzt, so wird sein schon jetzt sehr achtunggebietendes Werk zu großer Bedeutung gelangen.

**O. Bl.**

*

Rudolf. Novelle von Hermann Presber. Leipzig, Thomas.

Die vorliegende Novelle zählt nicht zu jener oberflächlichen, leichten Lektüre, die man in einer müßigen Stunde flüchtig durchblättert um sie dann für immer bei Seite zu legen. Dieselbe ist vortrefflich geschrieben und weiß unsere Theilnahme an dem Geschick ihrer handelnden Personen von Anfang bis Ende wach zu erhalten.

Der Verfasser hat sich die bewegte Zeit vor und während des Krieges im Jahr 1866 zum Hintergrund seiner Erzählung gewählt und es sind daher vorwiegend politische Ereignisse und Gegensätze, die ihre Schatten in das Leben und

Treiben der Bewohner einer kleinen Stadt am Rhein werfen und Streit und Unfrieden in das sonst friedliche Dasein derselben bringen.

Rudolf, der Held der Geschichte, ein junger geistvoller Rechtsgelehrter, der in Berlin seine Studien glänzend beendigte, hat sich dort der Fortschrittspartei angeschlossen und tritt nun, in seine Vaterstadt zurückgekehrt, mit den Leitern der Opposition des Landes in Verbindung, die Blicke immer nach Preußen gerichtet, von woher er allein das Heil für Deutschland erwartete. Dadurch geräth er bald mit den conservativen und preußenfeindlichen Elementen seiner Heimath in ernsten Conflikt, der sich besonders dem Repräsentanten dieser Richtung, dem Grafen R., Rudolf's seitherigem vielvermögenden Gönner und Wohlthäter, gegenüber so sehr verschärft, daß schon das erste Zusammentreffen zum völligen Bruch zwischen den beiden Männern führt.

Aber nicht blos im politischen Leben, auch in der Liebe treffen die beiden Gegner feindlich auf einander. Beide bewerben sich um ein junges Mädchen, die schöne und begabte Alma, die endlich dem Wunsch der Eltern nachgibt und sich dem Grafen verlobt, obgleich sie Rudolf liebt und um seine Gegenliebe weiß. Am Tage ihrer Hochzeit trifft die Kunde von der Mobilmachung der preußischen Armee ein und Rudolf wird von seinen Gesinnungsgenossen in die Residenz berufen, um die Partei in der Abgeordnetenkammer zu vertreten.

Der Graf lehnt die Annahme des ihm angebotenen Ministerpostens ab und zieht sich mit Alma auf seine Güter zurück, wo ihn der Kummer über die preußischen Erfolge und das Fehlschlagen aller seiner Hoffnungen den Umsturz der Dinge nicht überleben lassen. Am Einzugstag der preußischen Truppen in Frankfurt stirbt er an einem Herzschlag.

Die Zeit verstreicht und erst dem Jahr 72, das so Vieles versöhnen und wieder gutmachen sollte, bleibt es vorbehalten Rudolf und Alma zusammen zu führen. Wir sehen nun Rudolf, im Besitz Almas und als Reichstagsabgeordneten, am Ziel seiner Wünsche und seines Ehrgeizes angelangt.

Damit schließt unsere Novelle, die uns nur das Eine vermissen läßt, daß es dem Verfasser bei allem Interesse, das er uns für seinen Helden einzuflößen versteht, doch nicht gelingen will unsere Herzen so recht für denselben zu erwärmen. Vielleicht wenn die politische Thätigkeit Rudolf's, seine Erfolge und Leistungen auf diesem Gebiet mehr hervorgehoben und in den Vordergrund gerückt wären, könnten wir uns mit seinem oft schroffen und herben Auftreten leichter versöhnen und besser mit ihm sympathisiren.

Die übrigen Charaktere der Erzählung sind meist lebendig und mit vieler Menschenkenntniß gezeichnet und zweifeln wir nicht, daß das Buch sich viele Freunde machen wird, hauptsächlich unter jenen Lesern, die auch aus ihrer Unterhaltungslektüre gern Anregung zu ernsterem Nachdenken schöpfen. **A. St.**

---

# Miscellen.

Von Johannes Scherr erscheint demnächst im Verlage von Ernst Julius Günther ein neues Buch unter dem Titel: „Größenwahn. Vier Kapitel aus der Geschichte menschlicher Narrheit. Mit Zwischensätzen.“ Scherr eröffnet in diesem Buch einen energischen Feldzug gegen einen Hauptschaden unserer Zeit, d. h. gegen die Ueberhebung und Ueberspannung in Allem und Jedem. Aber er polemisirt als Kulturhistoriker, welcher an die Stelle abstrakter Erörterung überall die konkrete Anschauung setzt und seine ernsten Mahnungen in die Form aktenmäßig getreuer Mittheilungen kleidet.

*

In Otto Reinsdorf's „Illustrirtem Musik- und Theater-Journal“ (Verlag von Ad. Bösendorfer in Wien) finden wir folgendes jahreszeitgemäße „Recept zu Frühlingsliedern“:

Laue Lüfte,
Süße Düfte
Thun Dir Noth vor allen Dingen,
Willst erbaulich
Und beschaulich
Du den holden Lenz besingen.

Stille Wälder,
Grüne Felder
Sind Dir gleichfalls unentbehrlich;
Auch mit hellen
Silberquellen
Sei nur ja nicht allzu spärlich!

Blüthenäste
Laß vom Weste
Kosend auf und nieder wallen;
Durch der Bäume
Grüne Räume
Schmettern laß die Nachtigallen.

Oft zum blauen
Himmel schauen, —
Mag die Wirkung nicht verfehlen
Bei den innig,
Sanft und sinnig
Zarten, weichgeschaffnen Seelen.

Mische Sehnen
Noch und Thränen
Recht vollauf im Ueberflusse;
Mondesschimmer
Hilft, wie immer,
Dann zum würdigsten Beschlusse!

Carl Koßmaly.

*

Verschiedenen freundlichen Einsendern verdanken wir für unsere Sammlung folgende Blüthen des Unsinns:

1. Wilhelm Jensen leistet in seinem Roman: „Sonne und Schatten“ (Ueber Land und Meer 1872, Nr. 16, S. 11) folgenden Satz: „Er hielt, mich mit den Augen umklammernd, inne.“ Daß Augen „klimmern“ können (i. l. blinzeln), haben wir im Hannöverschen öfters gehört. Daß Augen auch „klammern“ können, dürfte neu sein.

2. A. Mels erzählt in seinem Roman: „In Sturm und Drang“, der im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung“ erscheint: „Der Mann stutzte — er raffte sich in seine Knie zusammen — dann riß er einen Todtschläger aus seinem Gilet — befestigte denselben am Handgelenke — zog aus einer unbekannten Tasche ein langes katelanisches Messer und sagte 2c.“

3. In No. 13 der „Deutschen landwirthschaftlichen Presse“ sucht ein Inspektor, „der schon Wirthschaften selbst vorgestanden, zum 1. Juli d. J. eine ähnliche dauernde verheirathete Stelle.“

4. Das „Westfälische Volksblatt“ sagt in seiner No. 58: „Das Zimmerfenster im kronprinzlichen Palais, worin die Königin einst wohnte“ rc. —

*

Robert Hamerling's Cantate: „Die sieben Todsünden“ wird demnächst in Berlin zur Aufführung gelangen.

*

Das „Berliner Tageblatt“ veröffentlichte jüngst folgenden Theaterscherz, der dann durch die deutschen Blätter die Runde gemacht hat.

Kurz nach dem Beginn eines neuen Trauerspiels fragte Jemand seinen Nachbar:

„Entschuldigen Sie — sind das Jamben?“

„Bedaure“, war die Antwort. „Ich sehe selbst nicht so weit.“

*

In S. Heller's Aufsatz über die „Aspasia“ hat sich ein lapsus eingeschlichen. Es ist dort Philipp von Zesen als der Verfasser der „Asiatischen Banise“ bezeichnet. Dieser Roman, welcher zur Zeit europäischer Berühmtheit sich erfreute, hat in Wahrheit den Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausen zum Verfasser.

---

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte“** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.




4]

**Zweiter Jahrgang. — Auflage 10,000 Exemplare.**

Inhalt des soeben ausgegebenen siebenten Heftes:



---

## ☛ Für Haus und Schule! ☚

In **Julius Imme's Verlag (E. Bichteler) in Berlin, Königgrätzer Straße 30,** ist soeben erschienen und direkt, sowie durch jede Buchhandlung und Postanstalt zu beziehen:

# „Allgemeine pädagogische Rundschau."

Populär-pädagogische Zeitschrift für die Interessen des gesammten Lehrerstandes nach Innen und Außen und dessen Vertretung im Volke nebst Gratisbeilage **„Blätter für Haus und Schule"** mit Illustrationen.

Unter Mitwirkung von Autoritäten der Schule und Wissenschaft

herausgegeben von **Toselowski.**

Jährlich 24 Nummern von 2—3 Bogen. Preis vierteljährlich nur 2 Mark 25 Pfge.

# „Blätter für Haus und Schule"

mit Illustrationen,

welche im 1. Quartal eine höchst interessante Erzählung: **„Der Visionär"**, aus dem Norwegischen übersetzt von Emil J. Jonas, bringen, auch apart zu beziehen.

**Preis vierteljährlich nur 1 Mark.**

**Probenummern franco** und **gratis** von der Expedition, sowie durch jede Buchhandlung zu beziehen.

[46

11] Illustrirtes

## Musik- und Theater-Journal.

Chef-Redacteur: **Otto Reinsdorf.**

**Jeden Mittwoch erscheint eine Nummer von 1½—2 Bogen.**

**Inhalt:** Leitartikel. — Abhandlungen über interessante Themata. — Concert- und Theater-Recensionen. — Correspondenzen aus allen bedeutenden Städten der Welt. — Besprechungen der musikalischen und dramaturgischen Novitäten. — Gedichte zum Componiren. — Romane und Novellen aus dem Kunstleben. — Kunstnachrichten.

**Illustrationen:** Portraits hervorragender Componisten, Dichter, reproducirender Künstler, Pädagogen 2c. — Costümebilder. — Scenen aus Opern und Schauspielen. — Neue Theatergebäude 2c.

**Originalbeiträge von den namhaftesten Schriftstellern.**

Jede Nummer bringt:

**Berliner Briefe von Oscar Blumenthal.**

**Abonnement** vierteljährlich: 3 Mark 50 Pf.

**Ganzjährige** Abonnenten erhalten 24 Musikhefte als Prämie gratis.

**Einzelne** Nummern 35 Pf.

Jede Buch- und Musikalienhandlung, sowie jedes Postamt übernimmt Abonnements.

**Probenummern** werden auf Verlangen gratis und franco zugeschickt.

Verlag der **K. K. Hof-Musikalienhandlung**
von
Adolf Bösendorfer, Wien, Stadt, Herrengasse, 6.

---

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig. [65

# Rudolf.

Novelle
von
**Hermann Presber.**

20 Bogen. Eleg. broschirt Preis M.

In den früheren Werken des Verfassers —„Ideal und Kritik“ „Wolkenkukuksheim“ und „Ein Anempfinder“ fand Robert Prutz: „scharfe und glückliche Beobachtungsgabe, Laune, Witz, die Gabe lebhafter Darstellung, reiche und eigenthümliche Bildung“. — Dieselben Eigenschaften finden sich in hervorragender Weise in der vorliegenden Novelle, welche in den Jahren 1865 und 1866 spielt und reich ist an heiteren und ergreifenden Bildern aus dem Familienleben.

Verlag von
**Theodor Thomas in Leipzig.**

---

## Neues, reich illustrirtes Prachtwerk!



Im Verlage von **A. Kröner** in **Stuttgart** erscheint: [63

# Rheinfahrt.

### Von den Quellen des Rheins bis zum Meere.

Schilderungen von

### Karl Stieler, Hans Wachenhusen und F. W. Hackländer.

Illustrirt von

**R. Püttner, A. Baur, C. F. Deiker, W. Diez, G. Franz, F. Keller, L. Knaus, L. Ritter, G. Schönleber, Th. Schütz, W. Simmler, B. Vautier, Th. Weber u. A.**

Holzschnitte aus dem Atelier von **A. Closs.**

In Lieferungen zum Preise von 1½ Mark.

Dem gebildeten, kunstsinnigen Publikum wird hier **ein Prachtwerk über den Rhein** geboten, wie es in dieser vollendeten Weise bis jetzt nicht existirte, und eben nur durch das Zusammenwirken der **bedeutendsten Kräfte** hergestellt werden konnte. Karl Stieler wird den Rhein von seinen Quellen bis nach Mainz, Hans Wachenhusen den Mittelrhein von Mainz bis Köln und F. W. Hackländer den Niederrhein von Köln bis zum Meere schildern, und die **ersten Künstler Deutschlands** haben die Illustrationen übernommen. Aber nicht blos den Rhein selbst und seine nächsten Ufer entlang wird die Fahrt gehen, dieselbe wird sich auch auf die bedeutenderen Nebenflüsse, wie Neckar, Main, Nahe, Lahn, Mosel, Ahr 2c. sowie auf die den Rhein begrenzenden Gebirgszüge, auf Schwarzwald, Vogesen, Bergstraße, Taunus 2c. erstrecken, kurz, das ganze gewaltige Stromgebiet des Rheins umfassen. Der ganze Reichthum an **Natur und Kunst**, an **Geschichte und Sage**, welche den Rhein, wie kein zweiter Strom in seinem Lauf von den Quellen bis zum Meere bietet, wird in dem Werke vereinigt sein.

Dasselbe erscheint in halb Folio in ca. 24 Lieferungen zum Preise von 1½ Mark im Laufe eines Jahres. Die Lieferungen enthalten durchschnittlich je 2 große Kunstblätter und ca. 2 Bogen reich illustrirten Text. Das Ganze wird ein ächt nationales Werk, ein werthvoller Schmuck für jede Bibliothek sein.

# Maler Schönbart.

Eine Novelle

von **August Becker.**

(Schluß.)

---

V.

Es regnete. In den Gossen rauschte, in der Dachrinne trommelte es von Millionen niederschlagender Tropfen, als ich aufwachte. Der bereits vorgerückte Tag sah in nebelgrauem Zwielicht durch die weißen Fenstergardinen mir in's verdrießliche Gesicht. Wer je durch schlechtes Wetter auf längere Zeit in eine kleine Stadt gebannt wurde, die er nur als Absteigequartier für seinen Besuch der Umgebung betrachtet hatte, mag meine Mißlaunigkeit annähernd nachempfinden können. Vielleicht war ich wochenlang in das enge Nest gefesselt, ohne nur den Fuß vor die Thore setzen zu können. Und womit sollte ich meine Ungeduld bezähmen, die Zeit todtschlagen? Zu lesen gibt's gewöhnlich Nichts als das jämmerliche Zeug der Unterhaltungsblätter für Haus und Familie. Mit den Menschen aber ist wenig zu reden. Wie will man immer den richtigen Ton treffen, der nicht störend in ihre Gewohnheiten und Anschauungen klingt!

Und doch noch lieber einige Wochen in so kleinem Neste zubringen, wo die patriarchalische Gemüthlichkeit wenigstens keine Forderungen stellt, als jahrelang in einer deutschen Mittelstadt, wo man sich immer zurückschrauben muß, um in die Stimmung zu kommen, die dem täglich dort aufgezogenen Leierkasten entspricht; wo man stets im Voraus weiß, was man hören wird und wo Alle die glückliche Einbildung beseelt, daß ihre Drehorgel die schönste Musik sei, ihre Stadtuhr allein richtig gehe, ihr vernagelter Horizont die Welt umfasse. Ich durfte mich also gewissermaßen noch glücklich schätzen, nach Lippenwalde verschlagen worden zu sein, wo man auch mit dem besten Willen nicht den Anspruch erheben konnte, im Mittelpunkt des Weltgetriebes zu stehen.

Vor Allem schrieb ich nach der Hauptstadt wegen meiner Koffer und Malergeräthschaften. Dann brachte man mir das Fremdenbuch, und ich zeichnete meinen Namen ein. Als ich das Gastzimmer betrat, war in einem Verschlage desselben schon mein Frühstück hergerichtet, und die Tochter des Hauses brachte selbst den Kaffee, — ein hübsches Mädchen mit heiterer, offener Miene und hellen Augen, die sie nicht ohne neugierige Theilnahme auf mir ruhen ließ. Auf meine Fragen hatte sie kluge, schlagfertige Antworten. Doch hielt ich mit näheren Erkundigungen noch zurück, um den Zweck meiner Hieherkunft nicht vorzeitig zu verrathen. Mit einem Regenschirm bewaffnet, den ich mir erbeten hatte,

durchwanderte ich das Städtchen nach Sehenswürdigkeiten, die nicht vorhanden waren, bis zur Zeit des Mittagstisches, den ich mit einigen Steuerbeamten und Weinreisenden theilte. Dann ward geraucht und dazwischen skizzirte ich von den Fenstern aus einige ältere Holzbauten, die gegenüber in der Marktgasse standen.

Als sich gegen Abend das Wetter aufhellte, sammelten sich die Honoratioren für heute in der Kegelstube nächst dem Garten, wo man in gedeckter Bahn den Diskus warf, während Frauen und Töchter im anstoßenden Pavillon Thee oder Kaffee tranken, Strümpfe strickten, Tücher stickten und die Leute durchhechelten. Auch der mit meinen Wirthsleuten verschwägerte, nebenan wohnende Pastor sammt drei Töchtern war gekommen und begrüßte mich wie einen alten Freund, indem er mich mit in die Gesellschaft zog und den Damen vorstellte. Mit meiner Aufnahme durfte ich zufrieden sein.

Pastor Schmidt selbst war — abgesehen von seinem entgegenkommenden Wesen — ein Mann, wie man ihn an so kleinen Orten selten trifft. Von seinen Studentenjahren her, wo er sogar ein Semester Philosophie in München gehört, hatte er sich ein lebhaftes Gefühl für alles Schöne, Kunst und Literatur gewahrt. Nun war es ihm jedesmal eine Erquickung, wenn er jemand fand, mit dem er, wie er sagte, hierüber ein vernünftiges Wort sprechen konnte, statt immer nur das nachplappern zu hören, was etwa Schulbücher oder jene Zeitschriften von zweifelhaftem Werth enthielten, die ihren Weg nach Lippenwalde fanden. Auf seiner jüngsten Reise nach Berlin hatte er auch Bilder von mir irgendwo gesehen und war nun glücklich, den Maler derselben kennen zu lernen. Man mußte den Mann wegen seines aufrichtigen Kunstenthusiasmus lieb gewinnen, der in unserer eisernen Zeit immer seltener getroffen wird. Von seinen Töchtern empfahl sich besonders Sophie, die ältere, durch ein kluges, sinniges, bescheidenes Wesen. Und ich unterhielt mich in diesem harmlosen Kreise für den Abend besser, als zu erwarten war.

Unter Anderm erfuhr ich, was ich übrigens schon geahnt, — wie die Rede darauf gekommen, erinnere ich mich nicht mehr, — daß die Buschmühle Niemand Anderem gehöre, als dem reichen Müller Brandt, der selbst eine Predigerstochter heimgeführt, aber nie verstanden hatte, seine zeitlebens kränkelnde Frau glücklich zu machen, bis sie vor einem Jahre etwa gestorben sei. Was ich ferner vernahm, war, zusammengehalten mit meinen eigenen Erfahrungen auf der Buschmühle, nicht eben ermunternder oder tröstlicher Natur. Man könne dem Müller zwar nichts Schlimmes nachsagen; er habe auch seine guten Seiten, sei redlich, halte streng auf sein Wort, und sei gerade bis zur Derbheit, allein auch eben so hart als reich, voll Geldstolz und Eigensinn. Nichts bestimme ihn von dem, worauf er seinen Kopf gesetzt, abzulassen oder anderm Rath und Willen zu folgen, der vom eignen abweiche. Nur ein Mensch habe Einfluß auf ihn und zwar ein ganz gewöhnlicher, aus dem Hannsjochen-Winkel in der Altmark zugereister Mühlknecht, der sich allerdings auf Müllerei und Stall wohl verstehe, auch in die Pferde-Arznei pfusche, aber ebenso bestimmt und überlegen in seiner Dummheit über Alles urtheile, was seinem Verständniß entrückt sei. Hans Jochen hat es gesagt oder sagt es — das entscheide fast immer in der Buschmühle.

„Man kann dabei nur Riekchen bedauern“, warf eines der anwesenden Mädchen ein.

„Wer ist Riekchen?“ fragte ich so unverfänglich als möglich.

„Sein einziges Kind“, war die Antwort, die von mehreren Seiten gegeben wurde. „O, eine der reichsten Erbinnen im Lande. Und eines der liebenswürdigsten Mädchen.

Ihr Vater hat ihr in seinem Hochmuth eine feine Erziehung geben lassen. Aber, man muß es ihr lassen, daß es bei ihr gut ausgefallen ist. Riekchen ist sehr lieb."

Als diese Lobsprüche, die in der That von keiner Seite Widerspruch hervorriefen, ausgetönt waren, äußerte ich:

„Nun, da mag es dem Riekchen nicht an Freiern fehlen."

„Das läßt sich denken. Allein sie ist längst versagt und, nachdem das Trauerjahr für die Mutter vorüber ist, wird ihr Vater auf Hochzeit dringen."

Das ging mir an's Herz. Doch verzog ich keine Miene, als eine der Frauen bestätigte, daß bald Hochzeit in der Mühle sein werde.

„Nun, das wird ein froher Tag werden," sagte ich so leichthin, als mir nur möglich war und zwar zunächst zu Pastors Sophie, neben welcher ich eben saß.

Das Mädchen senkte das Haupt und wechselte die Farbe in auffälliger Weise. Mir war, als kämpfe sie mühsam eine aufsteigende Empfindung nieder. Statt ihrer antwortete eine der älteren Frauen:

„Wie man es nehmen will. Wenn Reichthum allein glücklich machen würde, so wäre es sicherlich ein froher Tag."

„Will man ihr einen schlimmen Mann aufdrängen?" fragte ich mit Selbstbeherrschung weiter.

„O", riefen mehrere, „Herr Lind ist ein sehr wackerer junger Mann. Jede dürfte sich zu ihm gratuliren."

„Was liegt denn sonst dazwischen?" ging meine Erkundigung ruhig fort.

Die Mädchen sahen einander an und zuckten die Achseln, Sophie war noch blässer geworden; aber keine schien herausrücken zu wollen, bis endlich die Frau Gastgeberin selbst sich vernehmen ließ:

„Es wird wohl ein froher Tag werden für die Eingeladenen. Allein, das junge Herz will eben nicht lachen, wenn es an den Tag denkt."

Es bedarf wohl nicht erst der Versicherung, wie sehr mich diese Unterhaltung fesselte und spannte, wie schwer mir nachgerade ward, die nöthige Ruhe und Unbefangenheit zu bewahren. Dennoch verrieth meine Stimme die innere Bewegung nicht, als ich jetzt äußerte:

„So lieben sich wohl die Verlobten nicht."

„Lieben?" wiederholte man. „O, sie haben sich ja lieb, sind ja miteinander in der Mühle aufgewachsen. Fritz Lind's Eltern sind früh gestorben, — der Müller Brandt, Riekchens Vater, ist sein Oheim und Vormund. Ihm liegt natürlich daran, daß das Vermögen zusammen und die Buschmühle nicht aus der Familie komme. Allein — — nun, was gibt's denn draußen?" unterbrach sich die Gastgeberin gerade da, wo ich die entscheidende Auskunft zu erhalten hoffen durfte.

Von der Kegelbahn scholl nämlich großer Lärm und Jubel herein. Einer der älteren Spieler stürzte sogar in's Zimmer, um halb außer sich, unter lebhafter Gestikulation zu berichten, daß der Herr Amtsschreiber Knischwitz zwei Kränze nacheinander und zwar den letzten in der Weise geschoben habe, daß der bereits umgefallene König sich ganz von selbst wieder aufgerichtet und auf seinen Platz gestellt habe. Da nun auch andere Herren in den Damenpavillon traten und den Helden des Abends, den Herrn Amtsschreiber Knischwitz, mit herein zogen, bildete von da an dieses wichtige Ereigniß in Lippenwalde so sehr den Gegenstand aller Unterhaltung, daß ich es aufgab, noch Näheres über die Verhältnisse in der Buschmühle zu erkunden, und mich bald zurück zog.

Auch am andern Vormittag fand ich keine Gelegenheit, meine Frau Gastgeberin wieder auf unverfängliche Art zu den gestern abgebrochenen Mittheilungen zurückzuführen. Da jedoch nach der Mittagstafel die Sonne alles nachzügelnde Gewölk vollends verscheucht hatte und klar am blauen Himmel stand, so befand ich mich bald auf dem Feldwege, der vom Thore aus in der Richtung der Buschmühle fortlief.

Was ich draußen wollte, wußte ich für's Erste noch nicht. Einen Feldzugsplan hatte ich noch nicht entworfen. Hätte ich nur die Gewißheit gehabt, daß Riekchen ihrem Verlobten nicht zugethan sei, um wie viel leichter wäre ich dahin gegangen. Man hatte mir jedoch ausdrücklich versichert, daß sie ihm nicht abgeneigt sei. Und das über ihn vernommene Lob stimmte nur zu dem Eindruck, den seine Erscheinung auf mich selbst gemacht hatte. Jedenfalls war der junge Mann kein verächtlicher Nebenbuhler. Hielt ich dazu, was ich über den Charakter des Buschmüllers gehört und von diesem selbst gesehen hatte, so wuchs meine Bedenklichkeit. Auch der nach meinem Fleische begierige Kettenhund und und die Hünenfäuste Hanns Jochens mußten in Betracht gezogen werden, wenn sie mich für sich allein auch nicht von einem Eindringen in die Mühle abhalten konnten. Allein mein Erscheinen daselbst konnte Verdacht erregen und mußte dann nothwendigerweise weitere Schritte vereiteln. Jedenfalls war Vorsicht geboten und ich wollte sie üben, im Uebrigen den Zufall walten lassen und nach den Umständen handeln.

Mit diesem klugen Vorsatz ging ich weiter. Der freundliche Nachmittag und die liebliche Umgebung der Buschmühle übten ihre beruhigende und ermuthigende Wirkung, wenn mir auch das Herz fast hörbar schlug, da ihr Klappern zu mir herüber drang. Ich umging sie so, daß ich wenigstens einen Blick durch den Rüsterzaun in den Pflanzengarten und auch auf einige Blumenbeete werfen konnte, die ihre Hand gepflegt. Wenn ich jedoch gehofft hatte, sie selbst zwischen den Blumen wandeln zu sehen, so täuschte ich mich. Die Mühlengänge drinnen schlotterten alle, unter den Rädern rauschte das Wasser und für einen Augenblick trat eine weiße Gestalt an das Gerinne heraus, die eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Hanns Jochen hatte. Er sah mich nicht, denn bereits war ich in das Buchengehölz eingetreten, das oberhalb der Mühle bis an den Rand des mitleren Sees vorsprang, und mich allen Blicken von dort verbarg. Den kleinen Laubwald durchschreitend, war ich endlich hinaus auf einen blumigen Rain gelangt, der den See umsäumte, und auf welchem hart am Rand des Wassers eine einzelne Eiche stand, deren Schatten auf eine Bank fiel, welche um den Stamm lief.

Dort saß Jemand, ein weibliches Wesen, das Haupt sanft an den knorrigen Baum gelehnt und auf die Hand gestützt. Sofort hatte ich sie erkannt, die ich so lange und in Schmerzen gesucht. Ein Freudenschauer rieselte mir durch den Körper, allein mein Fuß war wie gebannt. Ja, sie war es, die da mit ihren Gedanken einsam über den See und in die Ferne blickte. Sie war es, deren Bild mich seit ihrem ersten Anblick nicht mehr verlassen hatte, die mein ganzes Lieben ausfüllte, nach der ich jahrelang in schmerzlicher Sehnsucht gestrebt, und die ich endlich wieder gefunden — noch so lieb und hold, wie damals, da meine Arme ihren Leib umschlungen, meine Lippen ihre Schläfe berührt, — nur das Antlitz etwas schmächtiger und bleicher, die Augenhöhlen etwas dunkler, als habe auch sie sich gegrämt, als seien über ihre Wangen viel Thränen geflossen.

Ein Buch lag aufgeschlagen neben ihr auf der Bank. Hatte dessen Inhalt sie so erschüttert, daß ihre lieben Augen so feucht glänzten? — Eine Beute unbeschreiblicher Empfindungen stand ich da, in ihren Anblick versunken, kaum fähig mich zu rühren. Und

doch, was hielt mich ab, hinzustürzen und sie wieder an's stürmische Herz zu drücken! Die Gelegenheit war ja gekommen, nach der ich so traurig lange Zeit vergeblich gestrebt hatte, — und ich vermochte es nicht. Zitternd wie ein Kind auf verbotenem Pfade stand ich da. War es die Scheu vor der Braut eines Andern? War es die Gewissensmahnung, ihren vielleicht in Thränen gewonnenen Seelenfrieden nicht zu stören? Noch war es Zeit, mich zurückzuziehen, noch hatte sie mich nicht bemerkt. Oder war es nur die Erregung des entscheidenden Augenblicks für meine Lebenstage?!

Jetzt änderte sie ihre Stellung etwas und ihr Auge streifte die Gestalt des fremden Mannes. Sie erhob sich lebhaft von ihrem Sitze; in der vollen Höhe ihrer edeln Gestalt stand sie da, die Hand am Busen, nacheinander erröthend und erblassend. Auch sie hatte mich sofort erkannt, das war unverkennbar. War ihr Schreck, der sie erbeben machte, ein freudiger? Ich fragte nicht mehr lange mich selbst; ihre Bewegung hatte mir auch die meinige zurückgegeben, der Zauber, der mich an die Stelle gebannt hatte, war gebrochen, und mit beflügeltem Schritt legte ich den Raum zurück, der uns noch trennte.

Mit gespanntem Athem, blaß stand sie da. Sie schien fliehen zu wollen, und die Füße versagten ihr den Dienst. Inzwischen hatte ich bereits eine ihrer Hände ergriffen, die heftig zitterte.

„O, mein theures Fräulein," bat ich eindringlich, „warum diese Angst! Fassen Sie sich. Hier ist Niemand, den Sie zu fürchten haben. Erkennen Sie mich denn in der That nicht mehr?"

Erst nach einer Weile seufzte sie tief aufathmend:

„Sie sind es also wirklich!"

„Und diese Gewißheit kann Sie so bestürzt machen?" fragte ich schmerzlich berührt, in ihre schamhaften Augen blickend und ihre erschrockene Miene betrachtend.

„So unvorhergesehen", stammelte sie.

„O verzeihen Sie die Unvorsichtigkeit und lassen Sie mir den Trost, daß nur das Plötzliche meiner Erscheinung Sie erschreckte. Zürnen Sie darum nicht, entziehen Sie mir diese liebe Hand nicht. Muß ich denn glauben, daß Sie mich lieber nicht erkennen möchten?"

Dennoch entrang sie mir mit sanfter Gewalt ihre Hand, als sie erwiederte:

„Ach, ich habe Sie sofort erkannt, als Sie vorgestern durch unsere Mühle kamen."

„Und nun grollen Sie dem Störer Ihrer Einsamkeit?"

„Nicht doch", versetzte sie schüchtern. „Allein, wie kommen Sie hieher?"

Und dabei warf sie einen ängstlichen Blick nach der Richtung hin, woher man das Geklapper der Mühle vernahm.

„Wie ich hieher komme? Können Sie wirklich so fragen? Können Sie im Zweifel darüber sein, was mich hieher treibt? Wollen Sie mir es als Frevel anrechnen, Sie wieder sehen zu wollen? Durfte ich den Augenblick versäumen, nach welchem ich jahrelang vergeblich gejagt? Ja, jahrelang habe ich mich in heißer Sehnsucht nach Ihrem Anblick gehärmt, jahrelang nach Ihnen gesucht, jahrelang die Hoffnung genährt, Ihre Augen würden im Wiederschein meines eignen Glücks leuchten, wenn wir uns je wieder begegnen sollten, — und nun wenden Sie sich ab, sehen mich nicht einmal an."

Sie schwieg, mit gesenktem Haupte stand sie bebend vor mir, als ich im vollen Trieb meines warmen Gefühls fortfuhr:

„Nun wollen Sie nicht einmal hören, wie oft ich im Treiben der Welt jener Stunde gedachte am See —“

Eine tiefe Purpurgluth stieg aus ihrem Busen in's Antlitz, indeß sie abmahnend und wehrend die Hand erhob.

„Also nicht einmal an den seligsten Augenblick meines Lebens wollen Sie mehr erinnert sein?“ sprach ich weiter. „Sie wollen ihn vergessen wissen?“

„O, hätte ich es vermocht!“ seufzte sie. „Wie sollte ich das vergessen können?“

„Und darf ich die Hoffnung hegen, daß Sie mir verzeihen können?“

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen“, antwortete sie noch immer mit abgewandtem Gesichte. „Sie haben mir nichts zu Leid gethan, wenn ich auch an der Erinnerung litt.“

Ihre Lippen bebten, um ihren Mund zuckte es in schmerzlichem Kräuseln, ihre Augen waren feucht geworden. Wie sie es auch vor mir zu verbergen suchte, ich gewahrte es dennoch, daß sie schweren Kampf mit ihren Empfindungen kämpfte.

„O, und diese Erinnerung“, sprach ich weiter, „diese Erinnerung allein bildete den Trost für mich in böser Zeit, die Verheißung für eine bessere. Wüßten Sie, meine Theure, mit welchem Weh und Leid ich jenen glücklichen Moment seitdem bezahlt habe!“

„Meinen Sie, ich habe nicht gelitten?!“ sagte sie jetzt von innerer Bewegung übermannt. Beide Hände vor die überquellenden Augen pressend, klagte sie nun leise, aber ich verstand es dennoch: „Meine Mutter! Meine gute Mutter! Du hast geahnt, wie ich leide und ich konnte dir den Trost nicht mit unter die Erde geben, daß mein Gram je aufhöre!“

Ich ließ sie weinen. Dann aber löste ich ihre Hände von den Augen und sprach so mild ich konnte:

„Und nur eine schmerzliche, bittre Erinnerung war es?“

„Was konnte sie mir anders sein?“ antwortete sie mit gesenkten feuchten Augen.

„Und sie enthielt gar kein Glück? Gar kein Glück, Riekchen.“

„Ich habe Ihnen bereits zugestanden, daß ich Ihnen nichts zu verzeihen habe“, erwiderte sie verwirrt, aber traurig.

Für mich lag jedoch ein so süßer Trost in diesem schüchternen Zugeständniß, daß ich nicht länger an mich halten konnte.

„Dann“, sprach ich mit warmem Ausdruck, „soll mich nichts mehr abhalten, Ihnen zu gestehen, wie unendlich ich Sie seitdem geliebt, wie alle meine Hoffnungen auf das schönste Lebensglück an jenen Moment anknüpften.“

Sie stand tief erschüttert; wieder hielt sie ihre Linke, während ich die rechte Hand nicht losließ, vor die schämigen Augen, und große Thränen perlten durch die Finger.

„Halten Sie ein“, bat sie dann in flehendem Ton. „Warum, ach warum wollen Sie ein einfältiges Mädchen bethören!“

„Bethören?“ rief ich im Innersten verletzt. „Ich Sie bethören? O, welche Worte wähle ich, um Sie von der Aufrichtigkeit meiner Liebe zu überzeugen!“

Und nun schilderte ich gleichsam im Fluge, wie ich seit jener Begegnung am Halensee gelebt, gestrebt, was ich gethan, sie zu erreichen. Und sie glaubte mir. Ich erkannte dies an der durch Thränen lächelnden Bemerkung, daß sie von einer ihrer Mägde aus der Ukermark wisse, wie voriges Jahr sich ein Maler in jener Gegend nach einem Müller Brandt erkundigt habe.

„Riekchen“, schloß ich dann nach beredten Worten, „sagen Sie mir die Wahrheit, die einzige Wahrheit. Ich beschwöre Sie, verläugnen Sie in dieser Minute Ihr Herz

nicht, — sie ist entscheidend für Ihr und mein Leben. Sagen Sie die Wahrheit, Riekchen: haben Sie manchmal sich freundlich meiner erinnert, haben Sie in Zuneigung meiner gedacht, — in Liebe?"

Sie schwankte, wand sich innerlich, ein Geständniß scheuend, das bereits aus ihren Mienen, aus ihren Augen leuchtete.

„Warum stellen Sie solche Fragen?" klagte sie dann. „Warum wollen Sie eine Antwort erzwingen, die ich nicht geben darf. Es ist zu spät!"

„Nicht zu spät! Niemals!" rief ich. „Sie sind vom Vater an einen Andern versagt. Können Sie, wollen Sie dessen Weib werden?"

Ihre Miene nahm einen bittern Ausdruck an, als sie sich so zur Antwort gedrängt sah. Ihr Blick versenkte sich wie hülfesuchend in die sonnig durchglänzte Seefluth, als ihr plötzlich ein Helfer in der Noth kam und zwar in der Gestalt eines mächtiges Hundes, desselben, der neulich an der Kette so gierig nach mir geschnappt hatte. Das Fell sträubend und mich grimmig anknurrend stellte er sich, als er kaum aus dem Gehölz herausgebrochen war, neben seine junge Herrin, die ihm jedoch sofort in's Halsband griff und den treuen Hüter zur Ruhe verwies. Ihre Worte wirkten auch so besänftigend auf sein verwildertes Gemüth, daß selbst ich ihm den Kopf streicheln durfte, was ich um ihrer Hand am Halsband willen eifrig übte. Das Thier hatte ihr eine peinliche Antwort erspart, allein wie es schien, eine nicht minder peinliche Mahnung in's Gedächtniß zurück gerufen. Sie warf bängliche Blicke in der Richtung der Mühle zurück und dann in's Gehölz. Hierauf fragte sie hastig:

„Und wie fanden Sie sich hieher?"

„Elfriede, die Sie grüßen läßt, verrieth mir, wo ich suchen mußte."

Ein Lächeln glitt über ihre schönen Züge, erstarb jedoch sofort, als sie hinzufügte:

„Allein, Sie wollen doch nicht bleiben?"

„Gewiß bleibe ich. Verdammen Sie mich deshalb?"

„Nicht doch. Wie sollte ich es! Mir bangt — für Sie. Die Leute hier sind gewaltthätig, roh, — Fritz allein nehme ich aus."

„Ihren Verlobten", ergänzte ich traurig, da sie erröthete, worauf sie jedoch mit derselben Hast fortfuhr:

„Mein Vater selbst ist hart, stolz, streng . . . ."

„Er wird einem harmlosen Künstler nichts zu Leid thun wollen", warf ich ein. „Ich wurde nirgends im Lande gehindert, den Mühlen zu nahen, die ich zeichnen wollte. Uebrigens wird mich keine Gefahr abschrecken, Sie von meiner Liebe zu überzeugen, Ihre Gegenliebe zu gewinnen. Ja, Riekchen. Sie können nicht wollen, daß ich mich vorher entferne, werden mir nicht gebieten, ohne Geständniß von Ihren theuern Lippen diese Gegend zu verlassen."

„Ach Gott", flüsterte sie jetzt mit gesenkten Augen und bedrängtem Gemüth, „soll ich es Ihnen denn noch sagen! Ich habe ja noch keinen Andern geliebt!"

Und nun lag sie an meiner Brust, die glühenden Wangen an meiner Schulter bergend.

Aber die blaue Seefluth spiegelte das glückliche Paar unter der alten Eiche nur für einen kurzen Augenblick. Im nächsten riß sich das schöne geliebte Mädchen von meinem taumelnden Herzen los und eilte gesenkten Hauptes, die Hand im Halsband des Hundes, den Rand des Sees entlang und der väterlichen Mühle zu, ohne sich nochmals nach dem

beglückten Manne umzusehen, der ihr von der Stelle nachschaute, wo er noch eben ihre hohe Gestalt umschlungen hatte.

## VI.

Sie liebt mich! jubelte es in mir und gerne hätte ich es der ganzen Welt entgegengerufen. Allein die nur zu sichtliche Angst des geliebten Mädchens, die Umstände und meine Vorsicht geboten, das glückliche Bewußtsein noch in's Innerste des Herzens zu verschließen.

Für's Erste begnügte ich mich, das Buch zu mir zu stecken, welches Riekchen in der Eile bei der Eiche zurückgelassen hatte: ein Band reizender Novellen von Julius Mosen. Dann zog ich mich schleunigst in das bergende Laubgehölz zurück. Und diese Eile war angewandt. Denn in demselben Augenblick trat an einer andern Stelle die breite Gestalt des Buschmüllers auf den Rain zwischen Wald und See heraus. Einige Minuten früher, und er überraschte uns. Jetzt seiner Begegnung mich auszusetzen, fühlte ich durchaus keine Lust. Und doch — eine unendlich hoffnungsreiche Empfindung, ein frischer freudiger Muth strömte mir durch alle Adern. Meister Brandt und Hanns Jochen, jauchzte es in mir, nun nehm' ich es mit euch auf!

In dieser Stimmung wandte ich mich über das weiterhin malerisch am Wasser gelegene Dorf auf den Heimweg zurück. Als ob das eigene Glück alle die bescheidenen Reize dieser märkischen Landschaft in einen verklärenden Zauber hülle, so sehr erfreute mich jetzt die umgebende Natur. In einem seligen Rausch kam ich durch das Thor des Städtchens nach dem Gasthof zurück, wo ich mir mit dem Herrn Pastor beinahe einen wirklichen antrank. Um ein Haar wäre es zu einem richtigen Smollis zwischen uns gekommen. Wenigstens umarmten wir uns innig, bevor wir uns gute Nacht boten.

Mein Herzensgeheimniß verrieth ich jedoch meinem neuen Freunde auch in der vertraulichsten Stimmung nicht. Ich kannte schon aus Erfahrung die Tücke, mit welcher die neidischen Götter ausgeplaudertes Glück verfolgen. Wenn nun auch die Empfindung dieses Glücks in den folgenden Tagen nicht schwand, sich vielmehr steigerte, erschienen mir doch bei nüchternem Betracht die Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich der Krönung meiner Wünsche entgegenstellten, nicht mehr so leicht überwindbar. Ja, sie däuchten mir jetzt, wo ich mich ihnen unmittelbar gegenüber befand, größer, weil in ihrem wahren Lichte.

Wie sollte ich einem Manne beikommen von dem Charakter und den Anschauungen des Buschmüllers! Wie, nach Allem was ich gehört und selbst gesehen hatte, ihm nur den Gedanken beibringen, seinen Lieblingsplan auf- und mir seine Tochter zu geben! — Sollte ich ihm, Alles erklärend, schreiben? Nimmermehr. Er würde den Brief ungelesen in Fetzen reißen, im besten Fall zu Fidibus oder sonst verwenden, wozu er nicht bestimmt war. Dagegen persönlich vor den Buschmüller treten und ihn um die Hand seines Riekchens bitten, wäre so thöricht gewesen, als zum Tiger in's Lager kriechen, um ihm sein Junges zu rauben. Wagte ich auch nicht mein Leben bei dem Versuch, so trug er mir doch sicher einen schwunghaften Hinauswurf und einige blaue Beulen durch Hanns Jochens Hünenfäuste ein. Darnach trug ich eben noch keine Lust.

Der benachbarte „Herr Graf“ fiel mir ein, von dem Pastor Schmidt schon mehrmals gesprochen, und dessen Einfluß bei dem Müller vielleicht Vieles bewirken konnte. Der reiche und liebenswürdige Cavalier war mir von der Hauptstadt her wohl bekannt;

ich wußte, daß er mich schätzte und daß er mir gern jeden Dienst leisten würde. Allein ob ich ihn auch mit einem so heikeln Auftrag schicklicher Weise behelligen dürfte, war denn doch sehr die Frage, und schon der erwähnte Vorsatz, mein Glück nicht durch vorzeitiges Ausplaudern dem Neid der Götter bloszustellen, hielt mich von dem verfänglichen Schritt ab.

Die Sache, welche mich jetzt mehr als je beschäftigte, war also keineswegs so leicht und wollte sehr überlegt sein. Mein bester Trost dabei und zugleich vor der Hand mein einziger Beistand war eben Riekchens Liebe zu mir. Seit ihrem Geständnisse war ich gewiß, daß sie sich nicht willenlos an den Altar treiben lassen werde. Und da sich nun das Glück mir endlich so weit und in der Hauptsache zugeneigt hatte, hoffte ich auch ferner die Erhaltung seiner Gunst und Vieles vom gelegenen Zufall. Dabei rang sich in mir immer mehr eine schöne Hoffnung durch auf die Macht und die überwältigende Wirkung, welche die Kunst wohl auch schon über nüchterne, starre und verhärtete Gemüther geübt hat. Und nur zu gerne gab ich mich einer erfreulichen Zuversicht hin, die sich nach dieser Richtung stets fester in mein Herz setzte.

Inzwischen waren meine Malergeräthschaften in Lippenwalde angekommen; die Tage, anhaltend schön, verlockten in's Freie. So spannte ich mit Eifer die Leinwand auf den Blendrahmen, überzog einige Holztafeln, die ich im Städtchen selbst auftrieb, mit Kreidegrund, um mir gleich einigen Vorrath am Nöthigsten anzulegen, und verließ eines Nachmittags das Städtchen in Begleitung eines Trägers meines Geräths. Den geeignetsten Platz für meine künstlerischen Zwecke hatte ich schon vorher ausfindig gemacht.

Der Buschmühle schräg gegenüber, zwischen wogenden Kornfeldern und der blauen Wasserfluth, zog ein hoher Rain, der gegen den See abfiel. Ein gewaltiger, grauer Granitquader lag dort im Grase, einer jener in der Mark so häufigen erratischen Blöcke, die in der Volkssage stets mit dem Teufel oder einem untergegangenen Riesengeschlecht in Verbindung gebracht werden. Eine Gruppe von drei Birken hatte sich da eingenistet, die lieblichen Schatten gewährte ohne zu viel Licht zu rauben. Hier nun, auf einem Grunde, der noch zur Buschmühle gehörte, schlug ich wohlgemuth mein Malergezelt auf.

In malerischer Perspective und reizender Abtönung der Farben öffneten sich gerade von diesem Platze aus liebliche Landschaftsbilder nach allen Seiten. Birkengruppe, Granitblock und der blumige Rain im Vordergrund; der sanftbewegte See, der jenseitige Wald mit der einzelnen Eiche und die halb versteckte, traulich klappernde Buschmühle im Mittelgrund, während über die fernen Höhenlinien im Hintergrunde einige Windmühlen ragten. Rechts ein schöner, tiefer Blick nach dem Dorfe mit seinem hochstrebenden Kirchthurm; links hin die weite offene Fläche der Mark im bläulichen Duft verschwimmend. Gerade hinter mir aber wogte das Korn der Ernte entgegen und trugen die Kirschbäume ihre reifen Früchte. Da und dort lagerte oder zog eine Schafheerde vorüber, fuhren die Bauern zu Feld, leuchteten Müllerkleider durch das Grün. Wie fesselnd das Alles für den Landschaftsmaler! Und doch achtete ich nicht so eifrig darauf, als auf die Vorgänge um die Buschmühle.

Leider wagte sich Riekchen nicht mehr heraus. Selbst mit dem Fernrohr konnte ich nichts von ihr entdecken, als vielleicht einen blauen Aermel, der sich flüchtig zwischen den Gardinen der Giebelfenster zeigte, oder den Saum ihres Kleides, wenn sie durch den Blumengarten schwebte. Desto öfter trat Hanns Jochens ungeschlachte Gestalt an das Wehr heraus, nie ohne eine riesige Stulle, wie man dort zu Lande ein Butterbrod heißt.

Unterdessen war die Erscheinung eines im Freien malenden Künstlers mit seinen sonderbaren Geräthschaften: Feldstuhl, Staffelei, Palette und Malstab etwas so Unerhörtes und Auffälliges in der Gegend, daß sie Aufsehen erregen mußte. Die Leute hatten eine förmliche Scheu vor mir und wußten nicht, was sie aus dem Treiben des seltsamen Mannes in der braunen Joppe, dem gefährlichen Hut und großen Bart machen sollten. Die Schuljungen streckten nur aus der Entfernung die Köpfe aus dem Gebüsch, um mich zu belauschen, rissen aber sofort aus, wenn ich nur das Haupt wandte. Die Grasmägde wichen mir in weitem Bogen aus, kamen jedoch allmälig näher und gaben auf meine kurzweiligen Fragen kichernde Antworten. Dann schlich auch der Mühljunge herbei, um sich den schrecklichen Menschen näher zu betrachten. Zuletzt trampelte sogar Hanns Jochens ungeschlachte Figur mit der unerläßlichen Stulle über die Wiesen und den Feldrain daher, um zu sehen, was es denn hier gebe. Ohne Gruß schritt er um mich her, blieb eine Weile hinter mir stehen und grinste mir dann höhnisch in's Gesicht, als ich ihn keck fragte, ob ihm mein Bild gefalle.

„Meister Dräseke kann das besser!“ sprach er, kehrte sich um und ging mit verächtlicher Miene wieder dahin, woher er gekommen war.

Nicht unmöglich, daß er die Farbenmischung auf meiner Palette für das Gemälde angesehen hatte. Doch wußte ich auch, wie glücklich sich die Dummheit noch fühlt, wie überlegen sie sich Allem gegenüberstellt, was über ihren Horizont geht. Warum also sollte ich mich über diesen Unhold ärgern! War doch auch mein Bild nicht so weit vorgeschritten, daß die Landschaft deutlich hervortrat. Fahre also hin, kunstverschlossener Barbar!

Als ich am nächsten Tag wieder an derselben Stelle hinter meiner Feldstaffelei saß und bereits der Abend heranrückte, ohne daß ich das Geringste von Riekchen wahrgenommen hatte, empfand ich nachgerade selbst Langeweile über meiner Malerei. Der Mann, welcher für die Nacht meinen Farbenkasten sammt dem Uebrigen wieder nach Lippenwalde zurückbringen sollte, blieb aus. Mißmuthig legte ich eben Pinsel und Palette zur Seite, als ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung die breitspurige Gestalt des Buschmüllers selbst auf mich zukommen sah. Dann und wann blieb er stehen und sah sich um, als wolle er mir Zeit und Gelegenheit geben, mich von meiner Verblüffung zu erholen und auf die wichtige Begegnung vorzubereiten. Dabei hatte er die Hände in der Tasche, mit den klingenden Thalern spielend, legte sein Gesicht in bedeutsame Falten und machte mehrmals, gleichsam stöhnend: „hm! hm! hm!“ Daß er etwas Besonderes im Sinne hatte, war unverkennbar.

Pastor Schmidt hatte mir den Buschmüller zwar als einen geraden, ehrlichen Mann, aber als einen hochmüthigen, halsstarrigen Unbandgeschildert, mit welchem nur Derjenige einigermaßen auszukommen pflege, der ihm ebenso derb auftrumpfe, als der Müller ausspiele. Dies hatte ich mir wohlgemerkt und gedachte, es ihm nicht fehlen zu lassen, wie wenig auch die Rolle meinem Wesen zusagte. Zwar lasse ich mich nicht so leicht durch einen Mann verblüffen; immerhin schlug mir das Herz. Riekchens Vater stand ja vor mir, und das Zusammentreffen konnte vielleicht entscheidend werden.

Ich hatte wieder zu Pinsel und Palette gegriffen, anscheinend ohne des Buschmüllers Gegenwart weiter zu beachten. Mit zusammengeklemmten Lippen und gerunzelten Brauen stand er eine Weile schweigend. Dann fragte er barsch und grollend:

„Was treibt Er denn da?“

„Er sieht ja," war meine flüchtige Antwort, indem ich weiter malte.

„Ich sehe? Was ich sehe gefällt mir aber nicht."

„Thut mir Leid."

„Leid oder nicht Leid, Er sitzt auf meinem Grund und Boden!"

„Das mag sein."

„Es soll aber nicht sein!"

„Ich verderbe nichts."

„Er verdirbt mir die Aussicht und gute Laune."

„An letzterer scheint wenig zu verderben," erwiederte ich und warf einen Blick auf seine unmuthsvolle Miene. „Uebrigens hat mir noch kein Müller im Lande verwehrt, an seiner Mühle Studien zu machen."

„Kein Müller? Der Buschmüller ist kein Windmüller."

„Ich weiß, Ihr seid ein Wassermüller."

„Und was studirt Er denn hier an meiner Mühle herum?"

„Ich mache Malerstudien."

„Malerstudien? Da braucht es zu studiren: Farben hinschmieren! Das thut Meister Dräseke unstudirt, und der kann es besser."

„Wer sagt das?"

„Hanns Jochen sagt es."

„Und wer ist Meister Dräseke?"

„Meister Dräseke ist unser Meister Dräseke, der unsere Zimmer malt."

„Ah so!" sagte ich lachend.

„Und er ist ein anständiger Mann, weiß Gott!" fuhr der Buschmüller fort. „Trägt sich honett, nicht wie ein Vagabund in wüstem Bart und Kapuzinerkutte."

„Nicht wie ich, wollt' Ihr sagen, Müller. Nicht wahr?"

„Ja, gerade das wollt' ich sagen."

„Er ist eben ein kleinstädtischer Philister, wie es solche Tüncher zu sein pflegen," erwiderte ich gleichgültig.

„Aber der Mann verdient sich sein redliches Brod und ist kein landstreicherischer Tagedieb!" versetzte der Müller mit erhobener Stimme.

In diesen Ton wollte ich jedoch nicht einstimmen. Ich schwieg also eine kurze Weile und hub dann an:

„Laßt Euch sagen, Ihr seid Müller und ich Maler. Beide mahlen wir, sind also eigentlich Geschäftsverwandte."

Der Buschmüller lachte jetzt hochmüthig über diese kecke Zusammenstellung mit ihm. Hierauf sah er mich noch einmal von Kopf bis zu Fuß an, machte eine pfiffige Miene und sagte dann:

„Ah so! Da könnten wir ja ein Geschäft mit einander machen. Meint Er nicht?"

„Will sehen. Laßt hören, Müller!" erwiderte ich, aufmerksam werdend.

„Ich will mich gern etwas kosten lassen, wenn Er etwas verdienen will."

„Je nach Umständen," versetzte ich leichthin, allein mit steigender Spannung.

In der That schien der Erfolg dieser Unterredung alle meine Erwartungen von derselben zu übertreffen, meine Hoffnung vorher zu erfüllen und meinen Absichten dienlicher werden zu wollen, als ich noch eben erst denken durfte. Lag doch der Gedanke so nahe, daß der Buschmüller in einem Anfall geldstolzer Kunstgönnerschaft dem reisenden

Maler einen Verdienst verschaffen und sich selbst in Besitz eines Bildes setzen wollte, das seine Mühle und deren Umgebung darstellte. Da er mich schweigend ansah, nahm ich selbst wieder das Wort:

„Ihr wollt Euch also etwas kosten lassen?“

„Je nun, es kommt mir auf ein bischen Geld nicht an!“ meinte er und klapperte mit den Thalern in der Tasche.

„Gut,“ sagte ich, „die Mühle will ich Euch malen, und auch mir kommt es dabei auf hundert Thaler mehr oder weniger nicht an.“

„Ihr seid ein Spaßvogel!“ erwiederte er jetzt. „Hundert Thaler? Ihr würdet wohl auch weniger nehmen. Meister Dräseke thut's für zwanzig Groschen täglich nebst Kost und Logis. Dafür malt er mir grasgrüne Bäume und Häuser mit prächtigen rosenrothen Dächern an die Wand.“

Das war nun allerdings eine Enttäuschung. Als Zimmermaler will er mich verwenden, köstlich! sagte ich zu mir selbst. Und doch war ja das meinen Zwecken noch dienlicher. Die Mühle stand mir offen, ich wohnte mit Riekchen unter einem Dach. Köstlich!

„Gut,“ sagte ich jetzt laut. „Ich thu es auch um den Preis, weil Ihr's seid.“

„Weil ich's bin, läßt Er mit sich handeln!“ höhnte der Buschmüller. „So bekannt sind wir aber nicht. So dicke Freunde sind wir noch lange nicht, daß Er mir etwas schenken dürfte oder ich etwas billiger von Ihm möchte. Weil Ihr's seid, sagen die Juden, wenn sie ihr Zeug überm Preis losbringen möchten. Und übrigens malt mir Meister Dräseke auch ganz anders, viel deutlicher, nicht so ein Geschmiere, wie auf dem Brett da, und man weiß doch, daß man einen ordentlichen Mann im Hause hat.“

Er ließ hier eine Pause eintreten, während ich an der neuen und noch stärkeren Enttäuschung würgte. Dann fügte er gönnerhaft hinzu:

„Doch hab' ich einmal gesagt, ich wolle Ihm was zu verdienen geben. Er darf nur klug sein und darauf eingehen.“

„Und was wollt Ihr denn von mir?“ fragte ich jetzt ungeduldig.

„Hör' Er mir zu!“ begann der Buschmüller mit einer gewissen Wichtigkeit und ich war gespannt genug. „Seit Er sich da auf meinem Grund und Boden umhertreibt, geht mir kein Spatz mehr in's Korn, kein Dorfjunge mehr an's Obst. Ihr seht allerdings mit Eurem Bart gefährlich genug aus!“ fügte er hinzu, während ich erwartungsvoll hinhorchte, wo das hinauswolle. „Nun hat mich's gar nichts geholfen,“ fuhr der Buschmüller fort, „daß ich einen ausgestopften Plundermatz hinstellte. Noch so wüst und abschreckend, die Spatzen und Dorfjungen hatten es bald heraus, daß es nichts ist, als ein ausgestopfter Mann. Ihr seid kein ausgestopfter.“

„Aber Ihr, Müller!“ stieß ich in aufsteigender Wuth heraus.

„Hör' Er, wenn wir handelseinig werden und mit einander auskommen wollen, darf Er nicht so vorlaut sein,“ hielt mir der Müller ernst entgegen, während es in mir kochte. Aber ich wollte ihn ausreden lassen, und so fuhr er gelassen fort: „Also um auf den Lohn zu kommen, so kriegt Er, so lange noch die Kirschen hängen, halb so viel als Meister Dräseke, somit zehn Groschen täglich nebst freiem Trunk.“

Verblaßt und verstummt stand ich da. Es würgte mich, bis ich endlich hervor brachte:

„Und dafür soll ich —“

„Hier stehen oder sitzen, nach Belieben, damit sich die Sperlinge und die Himmelhunde von Dorfjungen fürchten.“

Was sollte ich denken! Wie paßte dies zu dem überwältigenden Eindruck der Kunst und des Künstlers auf die Gemüther, womit ich mir geschmeichelt hatte! Himmel und Hölle! Mich, einen der elegantesten und umworbensten Männer der Hauptstadt wollte dieser Bauer als Vogelscheuche in seinem Fruchtfeld verwenden! — Es war zu ungereimt, um erniedrigend zu sein, zu burlesk, um im Ernst genommen zu werden. Noch lächerlicher als ärgerlich — warum sollte ich mich erzürnen! Dabei schoß mir ein Gedanke durch den Kopf und setzte sich fest darin, der mich an dem hochmüthigen Mann rächen konnte. Warte Müller, diesmal warst Du vielleicht allzu schlau! Ich zog also vor, mich nicht weiter zu ärgern und fragte mit wiedergewonnener Selbstbeherrschung gelassenen Tones:

„Also, ich soll mich hier als Schreckgespenst umhertreiben?“

„Ja, so meine ich's.“

„Und dafür wollt Ihr mir täglich zehn Groschen nebst Kost und Logis —“

„Logis? Nein. Wohn' Er nur, wo Er seither gewohnt hat. Aber Kost nebst Trunk reichlich — wird Ihm herausgebracht. In meiner Mühle hat Er ja nichts zu thun, weil Er hier außen die Vögel verscheuchen soll.“

„Und wenn sich die Vögel nicht mehr vor mir fürchten?“

„So kann er sie fangen.“

„Für Euch, Buschmüller?“

„Meinetwegen für Ihn selber.“

„Und wenn Euere Tauben oder Hühner hier einbrechen?“

„Darf Er sie fangen — was Lebendes sich herüber verirrt, ist Ihm verfallen — Kühe, Schafe oder sonst Vierbeiniges ausgenommen.“

„Natürlich, Vierbeiniges ausgenommen,“ stimmte ich zu. „Also, bestimmen wir genau: was sonst Lebendes aus Eurer Mühle kommt und mir hier auf Euerem Grund und Boden in die Hände fällt, ist mein. Ihr werdet nicht böse darüber, Buschmüller?“

„Alles Sein eigen; Er darf's sieden oder braten, ungerupft verzehren oder lebendig behalten.“

„Und Ihr werdet unverbrüchlich an der Uebereinkunft festhalten und nicht mäkeln noch deuteln?“

„Hat der Buschmüller je sein Wort gebrochen?“

„Hier, die Hand darauf!“ sagte ich, meine Rechte hinhaltend.

Und er schlug ein.

„Ich werde Euch beim Wort nehmen,“ sagte ich noch.

„Wir sind handeleins,“ versetzte er schmunzelnd. „Morgen tritt unser Vertrag in Kraft. Halt' Er sich gut!“

Und damit ging er wieder auf dem Rain zwischen dem See und Kornfeld seiner Mühle zu, offenbar für sich frohlockend — denn er sah sich einige Mal mit kaum verhehltem Lachen um — über den Streich, den er dem hauptstädtischen Maler gespielt und dessen er sich noch jahrelang auf allen Fruchtmärkten der Landschaft zu rühmen gedachte. Denn daß dieser Müller sich nur den Schein gab, mich wirklich für den niederen Menschen zu nehmen, als welchen er mich zu behandeln vorgenommen hatte, war unschwer

zu durchschauen. Ihn trieb die brutale Lust des geldstolzen Bauern, sich an dem bildungsstolzen Städter zu reiben. Absichtlich erlaubte er sich den Spaß mit mir, der ihm darum theuer zu stehen kommen sollte — das gelobte und schwor ich hinter seinem breiten Rücken, den er mir jetzt zuwandte. Der Buschmüller wollte mich uzen, um ein vulgäres oder bezeichnendes Wort zu gebrauchen. Und das entband mich aller Rücksichten gegen den Vater Riekchens, so weit sie meiner Liebe im Wege standen.

## VIII.

Es war in schöner Sommerzeit, wo ich so mein Malerzelt bei dem Granitblock unter den Birken aufgeschlagen hatte. Mittags speiste ich noch in meinem Gasthof zu Lippenwalde, Nachmittags jedoch brachte mir richtig der Junge aus der Buschmühle ein reichliches Vesperbrod mit einem Krug Bier und der Bemerkung zu, der Müller ließe mir guten Appetit wünschen. Dabei entging mir nicht, daß sich derselbe mit seinem getreuen Hanns Jochen den Jux machte, aus der Ferne zu beobachten, wie ich mich in meine Rolle schicke.

Mit dem Mühljungen war auch Sultan, der Kettenhund, gekommen, dessen bereits gemachte Bekanntschaft zu inniger Freundschaft wurde, da er die größten Brocken bekam, während ich blos von dem Extragericht genoß, von welchem mir der Junge zugeflüstert hatte, daß es Fräulein Riekchen zubereitet habe. Soweit ging es ja gut. Lange wollte ich indeß das Spiel nicht treiben.

Als Abends mein Malerzelt bereits wieder abgebrochen war und zur Stadt zurück wanderte, schlich ich selbst im Zwielicht der Dämmerstunde noch um die Buschmühle. Die Zeit schien gelegen; der Müller mochte sich bereits in seine Schlafstube zurückgezogen haben; Fritz Lind und Hanns Jochen waren noch im Mühlenwerk beschäftigt, von Riekchen jedoch nichts zu sehen. Es war still im Hofe. Von Sultan hatte ich wenig mehr zu fürchten, und so drang ich entschlossen, jedoch behutsam hinein und an der Fensterreihe des Wohnhauses vorüber. Eines der Fenster zunächst am Eingang stand offen, und das reizende Stübchen war beleuchtet. Mit süßem Schauer sah ich hinein. Wie traut, wie anmuthig war darinnen Alles geordnet! Es mußte Riekchens Schlafzimmer sein, und jetzt rührte sich auch Jemand darinnen, trat in den Flur und durch diesen in den Hof, — es war nicht Riekchen, sondern eine Magd. Dieselbe erschrak, als sie so unversehens auf den fremden Menschen stieß.

„Still,“ flüsterte ich, sie am Arme fassend.

„Herrje, der Maler!“ erwiderte sie. „Na, was sucht Er denn hier?“

„Wo ist Riekchen?“

„Herrje,“ sagte sie, „in der Gartenlaube.“

„Wie gelange ich dahin? Ich muß das Fräulein sprechen!“ flüsterte ich und drückte ihr einen Thaler in die Hand.

„Na nu, warten Sie nur. Kommen Sie, leise — wenn es der Müller hörte!“

Und sie ging rasch vor mir her durch den Hausgang, welcher von dem arbeitenden Mühlwerk erzitterte, während ich ihr folgte, bis sie eine Thüre nach dem Garten aufstieß und mit der Hand die Richtung nach der Laube andeutete, worauf sie selbst wieder in's Haus zurückkehrte. Denn dort erklang bereits die Stimme des Müllers mit der Frage, wer durch den Hof in's Haus gekommen sei.

„Fritz! Hanns Jochen!“ schrie er in die Mühlenthüre hinein, „war's Jemand von Euch? Nicht! Mir war's doch, als habe ich Jemand gehört.“

Einmal in den Garten gelangt, hielt ich mich jedoch nicht länger an der Stelle und entfernte mich rasch vom Hause nach der bezeichneten Laube hin. Die Rosen blühten noch, die Nachtviolen dufteten, und am Rüsterzaun gegen das Wehr hin schwärmten Leuchtkäfer gleich unsichtbaren Geistern mit zierlichen Fackeln. Auch um die Laube schwebte der geheimnißvolle Schimmer, als ich eintrat. Ein unterdrückter Ruf der Ueberraschten verrieth mir, in welcher Ecke sie im Dunkel saß. Ich gab mir alle Mühe, das geliebte Mädchen über mein Eindringen zu beruhigen.

„Wie unvorsichtig! Wie verwegen!" flüsterte sie bebend, indeß ich ihre Hand an die Lippen zog. „Wie können Sie sich solcher Gefahr aussetzen!"

„Da Riekchen nicht zu mir kommt," versetzte ich, „muß ich zu Riekchen kommen. Zudem habe ich Ihnen doch das Buch zurückzubringen, das Sie im Eifer, mir zu enteilen, bei der Eiche zurückgelassen haben und vielleicht schmerzlich vermißten."

„Ich vermißte es wohl," sagte sie, „allein Sie hatten ja Gelegenheit, es durch den Mühlenjungen zu schicken."

„Hätte das nicht gerade den Verdacht erregt, den Sie so ängstlich vermieden wissen wollen?"

„Aber, wie?" fragte sie jetzt mit verändertem Ton. „Wie um des Himmels willen können Sie sich so erniedrigen und zum Gelächter der Leute machen!"

„Alles Ihretwegen, Riekchen! Sehen wir, wer zuletzt lacht."

„Bitte, verlassen Sie mich nun," flehte sie inständig, als ich sie näher an mich zog. „Ich sterbe vor Angst!"

„Warum aber entziehen Sie sich mir so gänzlich? klagte ich. „Haben Sie denn alle Lust meine Malerei anzusehen eingebüßt? Riekchen, verdiene ich das? Warum wollen Sie mir denn nicht einmal das bescheidene Glück gönnen, Sie wenigstens vorüber wandeln zu sehen, wenn ich tagelang, dort an den Stein unter den Birken gebannt, vergeblich nach Ihnen ausschaue? Warum Riekchen, kommen Sie nicht ein einziges Mal, nur ein einziges Mal!"

„So will ich kommen," sagte sie beklommen und geängstigt, „wenn Sie mich jetzt verlassen."

„Soll ich durch das Haus zurück?"

„Nein, nein. Um Gotteswillen nicht! Kommen Sie! Folgen Sie mir! Ich führe Sie am Räderwerk vorüber. Von dort gelangen Sie leicht über das Gerinne."

Damit reichte sie mir die Hand und zog mich eilig nach. Wie lag nun diese liebe Hand so weich in der meinen! Sie paßte so hübsch hinein! Ich flüsterte ihr diese Wahrnehmung auch in's Ohr. Ohne zu antworten, eilte sie mit mir zwischen den blühenden Rosenstöcken hin nach der Zaunecke, wo wir durch eine leichte Thüre auf den schwebenden Balkengang zunächst den Rädern gelangten.

„Nehmen Sie sich in Acht!" flüsterte sie mir liebevoll besorgt zu, indem sie mich näher an sich zog. „Sehen Sie, dort müssen Sie hinüber!"

Ein Fehltritt und ich gerieth unter die brausenden Räder. So hielt ich mich enger an die Geliebte, bis wir an der gefährlichsten Stelle vorüber waren. Das Rauschen des Wassers, das Gerappel der Mühlgänge, aus welchen der feine weiße Staub drang, das betäubende Geschlotter ringsum deckte das Geräusch unserer Schritte hinlänglich. Allein zu Riekchens heftigem Schrecken stand die Mühlthüre, an der wir vorüber mußten, halb offen und hinter derselben schrie ihr Vater, um sich vernehmbar zu machen:

„Getraut sich der Mensch herein, Hanns Jochen, so getraue ich Dir zu, daß Du ihn mit dem nächsten Besten, was Du zur Hand hast, niederschlägst. Weißt Du, niederschlägst! Er hat nichts hierin zu thun. Ich hab' ohnehin den Spaß schon satt. — Halt! Was gibt's da? Wer ist da?" schrie der Müller und riß die herausführende Mühlenthüre sparrenweit auf, prallte aber zurück, als ihm sein Riekchen entgegentrat, während ich behend über den hölzernen Steg hinter der Schleuse des Wehrs nach dem jenseitigen Ufer gelangte und, von den Erlen und dem Weidengebüsch gedeckt, meinen Rückzug über die Wiese fortsetzte.

Diesmal ungefährdet und unverfolgt davon gekommen, verhehlte ich mir nicht, daß ein andermal solche Unternehmungen mißlingen dürften. Bei den Gesinnungen des Müllers und seines Knechtes gegen mich, durfte ich nicht darauf rechnen, daß ein Zusammenstoß gelind ausfallen möchte. Ich konnte auf das Schlimmste gefaßt sein, und machte mich darauf gefaßt.

Um so gespannter war ich auf den folgenden Tag. Riekchen hatte versprochen, ihre Sprödigkeit insofern fallen zu lassen, daß sie in meine Nähe kommen wolle. Ich aber war entschlossen, die Gelegenheit nicht entschlüpfen zu lassen, um ihr — mochte daraus folgen, was da wolle — alle die heißen Küsse auf den rosigen Mund zu geben, welche mir heute durch ihre Angst und drängende Eile vorenthalten wurden.

Als andern Nachmittags gegen vier Uhr der Mühljunge wieder das sogenannte kleine Abendbrot unter die Birkengruppe brachte, war er bereits so kirre, daß er sich in ein Gespräch einließ, aus welchem ich entnahm, daß man in der Buschmühle bereits einigen Verdacht geschöpft habe. Auf weiteres Nachforschen berichtete der Junge:

„Je nun, die alte Base hat zu dem Müller gesagt: Weißt Du was, sagt sie, gib Acht, daß Dir der Maler wegen Riekchens keine Nase dreht! — Die Vogelscheuche! sagt der Müller und lacht, das Gespenst, der Plundermatz mit seinem schäbigen Sommerpelz und Moosgesicht! — Nanu, sagt sie, Hanns Jochen sagt es, hat sie gesagt. Und so sitzt es dem Müller doch im Ohr."

Im weitern Verlauf unserer Unterhaltung erfuhr ich auch, daß es da, wo ich saß, nicht geheuer sei. Den Stein habe der Teufel selber daher geschleppt, um darauf auszuruhen, wenn er von Spandau nach Polen wolle. Einmal sei auch ein Bursche da gesessen, der in die reiche Müllerstochter verliebt gewesen sei und in seiner Armuth den bösen Feind angerufen habe. Flugs sei auch der Satan in Jägergestalt hinter ihm gestanden und habe ihm großen Reichthum geboten, wenn er ihm die Seele seiner Geliebten überliefern wolle. Das aber habe der Bursche doch nicht thun wollen, und so habe man ihn da, erwürgt, mit schwarzem Gesicht aufgefunden. Das sei noch gar nicht so lange her, aber doch schon halb vergessen. Und nun sei es dem Müller, der reifen Kirschen wegen, sehr lieb gewesen, daß sich Jemand gefunden, der sich an dem großen Stein umtreibe und zum Schreck der genäschigen Dorfjungen die Geschichte wieder in Erinnerung bringe.

Nachdem ich so über den Charakter meiner Rolle noch näher aufgeklärt und mein Wissen durch eine Sage bereichert war, welche der Stimmung des Orts auch das Schauerliche beimischte, saß ich wieder allein, den Pinsel führend und in Gedanken an den armen Burschen, der lieber sich selbst, als die Seele der Geliebten opferte. Ich vertiefte mich allmälig mehr in die Arbeit, als plötzlich Jemand hinter mir sagte:

„Das ist ja ein sehr schönes Bild!"

Etwas betroffen kehrte ich mich um, und da stand ein Mensch mit umgehängtem Jagdgewehr, der sich mir unbemerkt genähert hatte und, neben dem Teufelstein haltend, in meine Malerei schaute. Freilich erkannte ich nun sofort den jungen Mann, der mir beim ersten Eintritt in die Buschmühle freundlich begegnet war, kurz — Herrn Fritz Lind, Riekchens Verlobten. Die Umstände erklären, daß mich eine gewisse Verlegenheit überkam, so daß ich nicht gleich das rechte Wort zu seinem Empfange fand.

„Ich will sehen," fing er nun unaufgefordert an, „ob ich nicht in der Haide einige der Krähen wegschießen kann, die den jungen Wildstand ruiniren, und da erlaubte ich mir im Vorbeigehen auch einmal nachzuschauen, was Sie Schönes machen."

„Sehr verbunden. Gefällt es Ihnen?"

„Und wie!" sagte der junge Mann. „Aufrichtig, unendlich mehr, als ich erwartete. Ich bin förmlich vor den Kopf geschlagen. Denn ich will Ihnen ehrlich gestehen, daß ich kaum mehr als eine Sudelei zu finden glaubte, nachdem Sie — —"

„Nachdem ich —" ergänzte ich den unterbrochenen Satz — „mich zu der erniedrigenden Rolle bequemt habe, die mir Ihr Oheim, der Buschmüller, zugedacht hat. Das wollen Sie doch sagen, Herr Lind?"

„Ich kann nicht leugnen, daß dies mein Gedanke war," versetzte er. „Nun aber bin ich fest überzeugt, daß diese Rolle nur die Maske ist, hinter welcher sich Ihre eigentlichen Absichten verbergen und mit welcher Sie Ihren Zweck erreichen wollen." —

„Und wenn dem so wäre?" fragte ich nach einer kleinen Pause, in der ich etwas betreten geschwiegen hatte.

„So haben Sie jedenfalls den seltsamsten Weg gewählt," sagte Herr Lind. „Sie konnten offener vorgehen und —"

„Schicklicher wollen Sie sagen. Wenn mir aber die Umstände keinen andern Weg übrig ließen, mich auf diesen drängten?"

„Das müssen Sie allerdings am besten wissen, mein Herr," erwiderte er. „Was mich betrifft, so will ich Ihrem Zwecke nicht weiter nachfragen, wenn ich auch vielleicht einiges Recht dazu hätte, mein Herr. Ja, ein Recht zu wissen, ob es redliche Absichten sind."

„Ich gestatte Niemanden, daran zu zweifeln!" sagte ich.

„Solchem Zweifel will ich mich für's Erste auch noch nicht hingeben," versetzte der junge Mann mit größerer Ruhe und Gelassenheit, als sie mir zu Gebote standen. „Nur möchte ich Sie einstweilen aufmerksam machen, daß Sie sich in dieser Rolle nicht blos dem Gespött von Leuten, die unter Ihnen stehen, sondern auch schwerer Gefahr aussetzen."

„Gefahr? Ich bin nicht gewohnt," sagte ich etwas hochfahrend, „mich durch solche von meinen Zielen abschrecken zu lassen."

„Und doch geht auch der Muthige ihr aus dem Wege, wo sich keine Nothwendigkeit ergibt, sie aufzusuchen," meinte Herr Lind. „Der Ort hier am großen Stein war schon einmal der Schauplatz einer Schauderthat."

„Ich kenne das Märchen," sagte ich wegwerfend.

„So lassen Sie sich die Sage zur Warnung dienen."

„Und wenn nicht?" fragte ich, ihn scharf anblickend.

„Dann", antwortete er mit Achselzucken, „habe ich das Meinige gethan und ich kann nur noch einmal wiederholen: Seien Sie auf der Huth!"

Und sich verbeugend, schritt er weiter, während ich ihm mit gemischten Gefühlen

nachsah. War seine Warnung eine versteckte Drohung, mit welcher er einen als gefährlich erkannten Nebenbuhler verscheuchen wollte? Dafür war sein Auftreten zu ruhig, sein Wesen zu ernst gewesen. Und gerade in diese Leidenschaftslosigkeit wußte ich mich am wenigsten zu finden. Jedenfalls war es der kaltblütigste Verlobte, der mir im Leben noch vorgekommen. Hatte er Verdacht gegen mich, wie konnte er diese kühle, fast geschäftmäßige Sprache bewahren! Und daß er über den Zweck meines Hierseins mehr ahnte, als ich ihm zugestehen wollte, leuchtete aus jeder seiner Aeußerungen.

Längst war er meinen Augen entschwunden, als mich noch immer seine Andeutungen innerlich beschäftigten. Eine eigenthümliche Unruhe und Beklommenheit überschlich mich, wozu die immer stärkere Schwüle der Luft wesentlich beitrug. Das Malen ließ ich mir nicht mehr so sehr angelegen sein. Dabei verdroß mich, daß Riekchen trotz ihres gegebenen Worts sich nirgends erblicken ließ.

Indeß war ein schöner, wenn auch schwüler Sommerabend in warmen Tinten über die Landschaft hereingezogen. Die Pappeln am Wege drüben warfen schon ihre langen Schatten; die Schwalben schwangen sich in den wagrechten goldnen Strahlen der Sonne, hoch über dem blauen See jubelnd dahin. Der Buschmühle zwischen den Erlen entstieg braundurchglühter Rauch, und nach dem Dorfe hin glänzte Alles in warmem, duftigem Gold. Nur die Baumwand, hinter welcher der Kirchthurm aufstieg, erhob sich dunkel und warf ihre Schattenseite mit kräftigem Reflex in den Seespiegel.

Dorthin zog es mich jetzt, um dies Naturspiel genauer zu beobachten. Als ich nach einer Viertelstunde wieder zurückkehrte, bemerkte ich schon aus der Ferne bei meiner Staffelei unter den Birken eine hohe, lichte Gestalt nebst einer andern, — es war Riekchen im hellen Sommerkleid. Meine Entfernung benützend, um mit der Magd von gestern mir das Abendessen auf den bestimmten Ort zu bringen, gedachte sie in ihrer Schämigkeit ein gegebenes Wort zu lösen, ohne mir begegnen zu müssen. Dabei ermuthigte sie meine Abwesenheit, ein wenig an dem Platze zu verweilen, mit Theilnahme anzusehen, wie ich mich da eingerichtet hatte, und in meine Malerei zu schauen. Sie hatte letzteres ja von jeher gerne gethan.

Indeß diente mir das Weidengebüsch am See sowohl, als das wogende Korn, mich unbemerkt und behutsam näher zu schleichen. Ungesehen stand ich bereits nur wenige Schritte hinter ihr, von wo aus ich ihr liebliches Treiben belauschen konnte. Während die Magd einige Aecker weiter gegangen war, um die grünen Schoten von Frühbohnen zu brechen, hatte nämlich Riekchen selbst hinterm Steinblock unter den Birken gedeckt. Mit behender, bänglicher Sorgsamkeit hatte sie den blendend weißen Tafeldamast auf den Rasen gebreitet und darauf mein Mahl geordnet. Wie entzückend es war, sie in der unbewußten Anmuth beglückender weiblicher Thätigkeit zu beobachten, will ich nicht des Näheren ausführen.

Nachdem endlich auch das Letzte geordnet war, was noch zu ordnen gewesen, fuhr sie nochmals mit der Hand glättend über das Tafeltuch und erhob sich mit einem glücklichen Lächeln. Als jedoch ihr Auge die väterliche Mühle drüben streifte, trat in ihre Miene wieder jener beklommene Ausdruck, der erst wich, indem sie noch einen hastigen Blick in meine Malerei warf und nun gefesselt vor derselben stehen blieb. Da hielt sie nun mit gefalteten Händen in deren Betrachtung versunken. Unbemerkt trat ich zu ihr.

„Riekchen," sagte ich, meinen Arm zärtlich um ihren stolzen Leib legend, „wie glücklich machen Sie mich!"

Der Schreck der Ueberraschung ließ die Erblassende nur tiefer in meinen Arm sinken. Doch fühlte ich, wie ihr warmes Blut wieder aus dem Herzen in Nacken und Wange stieg. Und nun stand sie glühend da.

„Ja," wiederholte ich. „Wie danke ich Ihnen, daß Sie Wort hielten!"

„Was kostete es mich aber auch!" erwiderte sie fast bedrückt. Doch fügte sie gleich mit heiterem Drängen hinzu: „Nun lassen Sie Ihr Mahl nicht kalt werden und sich Alles schmecken."

Ohne ihre Hand loszulassen, um ihr die Gelegenheit zum Entwischen zu nehmen, bückte ich mich nach den schmackhaften Carbonaden und lobte sie so sehr, daß sie über meinen Appetit lachte. Sie mußte sich mit mir am Mahle niederkauern, auf den Rasen knieen, um mir nun auch aus dem Kruge einzuschenken, wobei ich in ihr süßes Antlitz sah und den Arm um ihren edeln Wuchs schlang. Mitten im Glück des Augenblicks ging ihr ein Schauer durch die Glieder und seufzend sagte sie:

„Ach! Wenn es der Vater ahnte! Wie soll es noch werden!"

„Mein Weibchen sollst Du werden!" sprach ich ihr tröstend zu.

Sie athmete schwer auf, sah mich dann aber zärtlich, vertrauend an.

„O, daß ich die Hoffnung hegen dürfte!" erwiderte sie. „Und doch, was soll aus mir werden, wenn . . ."

In ihren Augen lag eine bange Frage.

„Was zweifelt mein Kind!" versetzte ich. „Du liebst mich, wie ich Dich liebe. So wollen wir alles Glück theilen und alle Schwierigkeiten gemeinsam überwinden, die der Seligkeit noch entgegenstehen, Dich mein, ganz mein zu nennen, mein süßes, liebes Riekchen!"

Und meine Lippen sogen jetzt von ihrem Munde die glückliche Bestätigung, wie heiß ihre eigenen Wünsche mit den meinigen übereinstimmten. In weltvergessener Glückseligkeit schwand eine halbe Minute unter den säuselnden Birken hin. Dann drängte sich ein rauhhaariger Kopf zwischen unsere Häupter. Der losgelassene Kettenhund stand lebhaft wedelnd zwischen uns.

„Sultan faß! faß!" schrie eine keuchende Stimme in der Nähe, deren Klang dem geliebten Mädchen alles Blut erstarren machte.

„Allmächtiger Gott!" rief sie entsetzt. „Mein Vater!"

## VIII.

Wir hatten uns beide rasch erhoben und standen da in fürchterlichem Erwachen aus süßem Traum.

In der That, es war der Buschmüller, der da mit einem schweren buchenen Knüttel bewaffnet, am Rand des Kornfeldes, so rasch er nur konnte auf uns loskam, mit wuthentstelltem Antlitz, außer Athem, in Schweiß gebadet, dampfend.

„Sultan faß!" kam nochmals röchelnd aus seiner haßerfüllten Brust. Und es war ein Trost, wenn auch ein unzureichender in unserer Lage, daß der gute Hund seine Aufgabe menschenfreundlicher auffaßte und sofort die noch übrig gebliebenen Karbonaden faßte und verschlang.

Riekchens erste Regung war, mit mir zu fliehen. Allein sie stand wie gelähmt und sah mit einem Blick voll Todesangst auf mich, als jetzt aus einer Furche des Roggenfeldes Hanns Jochen, ebenso bewaffnet, wie der Vater, auf uns losstürzte und triumphirend brüllte:

„Nun haben wir ihn im Sack!"

Der Anblick des ungeschlachten Menschen, der mir schon von Anfang an einen Widerwillen eingeflößt hatte, empörte mich. Um seinen Ausruf gewissermaßen zu bekräftigen, erschien auch noch von der andern Seite her Fritz Lind, der Verlobte Riekchens mit seinem Gewehr. Es war offenbar, der Ueberfall fand in Folge einer Verabredung statt; man wollte dem Müller nicht blos die Augen öffnen, sondern auch Rache üben. Diese dritte Annäherung erschütterte uns. Riekchen drückte die Hände vor die Augen und rief mir zu, indem sie sich mit ausgebreiteten Armen vor mich stellte, um die Angreifer abzuhalten:

„Ach, retten Sie sich!"

„Niemals!" rief ich entschlossen. „Ich verlasse Dich nicht!"

Der entscheidende Augenblick war gekommen, der einmal kommen mußte. Zum Aeußersten entschlossen, fühlte ich mich stark genug, sie auch gegen eine dreifache Uebermacht zu schützen. Und man traf mich nicht unvorbereitet. Auch Riekchen, mein sanftes Riekchen zeigte sich jetzt in der Stunde der Noth als ächte Walküre. Ihr Vater und Hanns Jochen waren uns am nächsten und drangen wüthend auf uns ein, und nun vergaß sie alle Rücksichten, als die, welche ihr die Liebe eingab.

„Fritz, Fritz!" rief sie mit flammendem Antlitz. „Halte den Vater!"

Und während Lind, ihrer Aufforderung auch sofort nachkommend, den Buschmüller zurückzuhalten suchte, legte sie schirmend ihren rechten Arm um meine Schulter und hielt den linken empor, um den Schlag abzuwehren, zu welchem Hanns Jochen schon gegen mich ausgeholt hatte. Der Unhold suchte sie wegzudrängen und mir besser beizukommen, indeß sie seinen Bewegungen mit gräßlicher Angst für mich folgte. Inzwischen war ich nicht ruhig geblieben.

„Fürchte nichts, Geliebte!" flüsterte ich ihr zu und hatte bereits den geladenen Revolver aus der Brusttasche gerissen, wo er für solchen Fall bereit gelegen, während ich Riekchen mit der Linken umfaßte.

„Zurück!" donnerte ich dem ungeschlachten Menschen zu. „Oder ich zerschmettere Dir den Schädel!"

Und damit hielt ich ihm den blitzenden Revolverlauf mit so entschlossener Miene entgegen, daß er, meinen Ernst merkend, erblaßte und mehrere Schritte zurückprallte. Die Waffe hatte doch Eindruck auf den Unhold gemacht.

„Rühr' Dich nicht, Schurke, wenn Dir Dein Leben lieb ist!" setzte ich hinzu, indem ich ihn fest im Auge behielt und den Fuß vorsetzte.

Ich war so empört über sein viehisches Vorgehen, daß ich darnach begierig war, ihm einen Denkzettel für's Leben zu geben und ihm mindestens die Kniescheibe oder das Schulterblatt zu zerschmettern, wenn er den Angriff zu erneuern versuchen sollte. Für den Augenblick fand er es jedoch gerathen, davon abzustehen.

Mittlerweile hatte sich zu meinem Erstaunen Fritz Lind des Vertrauens würdig gezeigt, das seine Verlobte in ihn setzte. Mit kräftigem Arm hatte er den Buschmüller umfaßt und den etwas unbeholfenen Mann trotz seines Tobens und Strampelns zurückgehalten.

„Fritz," schrie dieser ächzend, „laß mich und gib mir Dein Gewehr. Dein Gewehr, hörst Du!"

„Nein Vater," erhielt er jedoch zur Antwort, „macht nicht Euch und Euer Kind unglücklich."

„Die ungerathene Dirne! Oh, oh!“ stöhnte der Müller. „Und Du, Fritz, hast auch keine Kugel für den Schubjack? Falscher, feiger Bube!“ ächzte er, indem er sich vergeblich loszuwinden versuchte, rasend und schäumend in ohnmächtiger Wuth, als ihm der Neffe noch den Knüttel entrang und denselben weithin in den See schleuderte.

„Den Knüttel weg, Lümmel!“ hatte auch ich dem Knecht Hanns Jochen zugerufen, indem ich ihm näher trat, während Riekchen jetzt die Hände rang.

Der Unhold mochte mir wohl den Ernst ansehen, denn er warf seine Waffe hinter sich auf den Rasen, jedoch nicht so weit, daß er sie nicht gelegentlich wieder aufnehmen konnte. Jetzt ließ Fritz den Buschmüller los, um sich nach Hanns Jochens Knüttel zu bücken, worauf er ihn ebenfalls in den See schleuderte. Der Gefahr, erschlagen zu werden, war nun für's Erste vorgebeugt. Allein was nun erfolgte, war noch aufregend genug. Der Buschmüller war außer sich und sah sich im Kreise um nach dem Opfer, auf welches er sich stürze. Die Zähne geblöckt, mit geballten Fäusten, blutunterlaufenen Augen trat er dann auf mich zu und blieb dicht vor mir stehen: schweißtriefend, keuchend, röchelnd, der mächtige Körper erzitternd; ein schrecklicher Anblick. Unmittelbar an mich mochte er sich doch nicht getrauen, allein seiner Tochter wollte er beikommen, seinem Riekchen, die in unbeschreiblicher Erregung von meinen Armen gedeckt nach ihm sah.

„Mensch,“ heulte er jetzt förmlich auf, „laß Er mich zu meinem Kinde!“

„Nicht jetzt, Buschmüller,“ sagte ich besänftigend. „Sie müssen sich erst beruhigen. So lange ich lebe, darf mein Riekchen nicht mißhandelt werden.“

„Sein Riekchen! hurrje!“ brüllte er auf und schlug sich beide Fäuste an die Schläfen.

„Lassen Sie mich zu meinem Vater!“ flehte jetzt Riekchen weinend und mit aufgehobenen Händen hinter mir.

„Wenn Vater Brandt sein Wort gibt, mich anzuhören, seine Tochter nicht zu mißhandeln,“ sprach ich, „und wenn er verspricht . . .“

„Herr!“ unterbrach mich der Buschmüller aus tiefster Brust stöhnend. „Es ist mein einziges Kind!“

Das Wort hatte mich getroffen und bewegt; ich ließ Riekchen gewähren, und indem sie sich ihm näherte, jammerte sie mit aufgehobenen Händen:

„Vater, lieber Vater!“

Er sah sie mit einem unbeschreiblichen Blick an. Der trostlose, anklagende Ausdruck desselben erschütterte mich; der Mann jammerte mich, und doch mußte ich selbst hart sein. Dann wandte er das Gesicht von ihr ab und machte mit dem linken Arm eine fortweisende, traurige Bewegung, indem er dabei Fritz Lind ansah.

„Nimm sie mit fort!“ setzte er noch hinzu, und der junge Mann reichte auch der Gebrochenen den Arm, um sie heimzuführen. Allein Riekchen zögerte, indem sie ihre Augen mit tödtlicher Besorgniß von mir zu ihrem Vater gleiten ließ, während derselbe keuchend auf und nieder schritt, plötzlich aber den gesenkten Kopf aufwarf und mich mit einem Hassesblick ansah, dem jedoch keine Verachtung beigemischt war.

„Und was wollen Sie noch von mir?“ fragte der Buschmüller hierauf.

Ich blickte auf Hanns Jochen, der sich ebenfalls wieder mit seinem stieren Gesichte genähert hatte. Der Lümmel schien es als ein Recht zu betrachten, was ich zu sagen habe, mit anzuhören. Keineswegs gesonnen, ihm dies zu gestatten, fing ich jetzt an:

„Was ich zu sagen habe, sage ich Ihnen, Herr Brandt. Dieser Hüne mag sich also entfernen.“

„Welcher Hüne?“ fragte der Müller, indem er fragend über das Taschentuch schaute, mit welchem er sich das Gesicht abtrocknete.

„Knecht Hanns Jochen,“ sagte ich.

„Also geh, Hüne!“ sprach der Müller, der nach Fassung rang und, als der Hüne nicht folgte, ihm ernstlich gebot nach der Mühle zurückzukehren und aufzuschütten.

Jetzt erst wandte sich der Unhold hinweg, noch tückisch hinter meinem Rücken mit der Faust drohend, und auch Riekchen folgte dem Zuspruch Fritz Lind's und seiner Führung nach der väterlichen Mühle zurück. Als ich nun allein war mit dem Buschmüller, der noch immer keuchte und fauchte, fing ich sofort an, indem ich mich bemühte, bestimmt, jedoch in achtungsvollem und versöhnlichem Ton zu sprechen:

„Mir thut es aufrichtig Leid, Herr Brandt, daß ich Ihnen begegnen mußte, wie ich dem Vater Riekchens nicht gern begegne.“

„So!“ sagte er kurz und schnaubend. „Und was will man nun vom Vater Riekchens?“

„Die Hand seiner Tochter.“

Der Buschmüller fuhr mit angehaltenem Athem auf. Er hatte Wunderliches erwartet, war aber doch durch diese Eröffnung überrascht.

„Wa—Was!“ rief er. „Sonst nichts? Warum nicht gar!“

„Es ist nicht anders,“ fuhr ich fort. „Ich bitte nochmals um die Hand Riekchens, obgleich Sie mir dieselbe bereits gewährt haben.“

„Ich? Wie! Ich?“

Der Buschmüller schien aus einem Erstaunen in das andere zu fallen.

„Ja, Sie, Herr Brandt,“ erwiderte ich. Mit einem Handschlag haben Sie gelobt, daß alles Lebende mein Eigen sei, was ich hier, auf Ihrem Grund und Boden und in der Rolle, mit der Sie mich zu beauftragen die Güte hatten, erreichen könne. Ich denke, Sie werden als redlicher Mann Ihr Wort nicht brechen wollen.“

Der Buschmüller stand wie aus den Wolken gefallen. Dann versuchte er zu lachen, allein es gelang ihm nur übel.

„Je nun, das war ein Jux!“ sagte er hierauf.

„Mir ist's aber Ernst und ich habe Wort und Handschlag.“

„Er wird doch nicht glauben wollen, daß ich Ihm etwa ein Pferd überlassen wollte, wenn . . .“

„Vierbeiniges war ausdrücklich ausgenommen,“ fiel ich ein, „sonst alles Lebende ebenso ausdrücklich in der Uebereinkunft mitbegriffen. Und Sie haben mit einem Handschlag gelobt, an Ihrem Wort weder zu mäkeln noch zu deuteln.“

Er sah sehr verdutzt drein.

„Das ist ja Narrethei,“ fuhr er dann auf, indem er beide Arme empor warf und mit einer sprechenden Geberde wieder fallen ließ. „Mein Riekchen ist ja längst verlobt und hält demnächst Hochzeit.“

„Das nicht, wenn nicht mit mir, Vater Brandt,“ erwiderte ich mit gelassener Bestimmtheit.

„Pah! Fritz, ihr Verlobter, war ja eben noch hier. Mein Neffe! Ist ja eine ausgemachte Sache!“ Der Buschmüller sagte dies in merklicher Verwirrung.

„Ihr Verlobter, aber, wie es scheint, nicht Geliebter,“ warf ich jetzt ein. „Sollte denn dem Vater entgangen sein, daß sich Fritz und Riekchen wie Geschwister, nur nicht wie Brautleute lieben! Mir, dem Fremden, ist es doch sofort aufgefallen.“

Der Buschmüller starrte mich fassungslos an. Denn in der That schien dies die einzige Erklärung des Verhältnisses zwischen den Verlobten, zu der ich freilich erst durch die Erfahrungen der letzten Stunde gelangt war. Hin und wiederschreitend, in unarticulirten Lauten seine Unruhe verrathend, stellte sich der Bestürzte plötzlich wieder vor mich hin und fragte:

„Aber wie kommt man zu der Tollheit? Wer sind denn Sie eigentlich mit Ihrem großen Bart?"

Ich nannte ruhig Name, Stand und Herkunft.

„Aber, Herr," fuhr er fort, „glaubt man denn in Berlin, der Buschmüller gebe sein einziges Kind einem hergelauf — — einem Maler!!"

„Man ist davon überzeugt," sagte ich mit einigem Humor. „Müller und Maler klingt gut zusammen und Geld verdient Einer wie der Andere."

„Nur mit Unterschied," entgegnete der Buschmüller sich aufrichtend und mit den Thalern in der Tasche klimpernd. „Ich will ja annehmen, daß die Malerei kein übles Brod ist. Aber wie viel ist denn so ein Bild werth?"

„Je nachdem," erwiderte ich im Geschäftston. „Ich darf jetzt für ein Gemälde wohl meine zwölfhundert Thaler fordern."

„Fordern, ha ha! aber woher kriegen!"

„Ich habe schon zweitausend bekommen."

„O ja!" betheuerte jetzt Fritz Lind, der vielleicht von Riekchens Besorgnissen zurückgetrieben, sich wieder unbemerkt angeschlossen hatte. „Das glaube ich schon, wenn dieser Herr der Maler Schönbart ist."

„Was?" rief jetzt der Buschmüller. „Für ein Ding, nicht größer als ein Nudelbrett, einen Preis wie für dreihundert Centner feines Weizenmehl!"

„Ungefähr so viel," bestätigte der junge Lind.

„Und bei solchem Verdienst trägt man solchen Bart?" fuhr der erstaunte Müller fort, indem er hin und her schritt, während eine jähe Hoffnung in mir aufstieg, daß nun doch eine Sinnesänderung bei ihm stattfinde und sein Widerstand unter der Wirkung meiner Gründe zerbröckele. Plötzlich wandte er sich an seinen Neffen und sagte: „Du könntest in's Dorf gehen und den Schulzen fragen, wann er denn seine zwei Wispel Gerste zum Schroten bringe. Kannst auch beim Förster wegen dem neuen Wellbaum anfragen. Habe unterdeß mit dem Herrn da noch zu reden."

„Auch ich habe mit dem Herrn Maler noch ein Wort zu sprechen," versetzte der junge Mann ernst, indem er mir einen durchdringenden Blick zuwarf, den ich nicht zu deuten wußte. Hierauf empfahl er sich, um die Aufträge des Oheims auszurichten.

„Nu, ganz gut," hub dieser an, während sein Neffe sich entfernte, „wenn Alles so ist, wie ich gehört habe, Herr Maler, und sich Alles richtig so verhält, so hat ein Mann wie Sie zu leben und sein gutes Brod — auch ohne reiche Frau. Hat also nicht nöthig, meinem Kinde auf Schleichwegen nachzustellen, und der Streich eines ehrlichen Mannes ist das nicht, Herr Maler, wenn man auf solche Weise zu meiner Tochter kommen will."

Es schwirrte mir im Kopfe, als sänke ich aus allen Himmeln, die sich meine Hoffnung eben selbst noch aufgebaut hatte.

„War es etwa schön vom Buschmüller, mich als Vogelscheuche verwenden zu wollen?" fragte ich aufgebracht.

„Schön oder nicht schön, — hier der bedungene Lohn, — ich gebe noch einen Tag drein, — — dann sind wir quitt.“

Und damit holte er einen Thaler aus der Tasche, den er mir einzuhändigen suchte.

„Mit nichten! Buschmüller,“ sprach ich jetzt etwas bestimmter, „damit sind wir nicht quitt.“

„Noch ein Trunk drein etwa? Daran soll es nicht fehlen.“

Mit großer Ruhe versetzte ich jedoch:

„Ich laß Ihnen das Bier und nehme Ihr liebes Riekchen.“

„Ih, sonst nichts! Das fehlte mir noch!“ fuhr er wieder auf und schritt mit zusammengeklemmten Lippen hin und her. „Ich will dem lieben Riekchen schon die Narrenspossen vertreiben.“

„Sie werden ihr nichts zu Leid thun, Vater Brandt.“

„Wie? Vater Brandt! — so familiär sind wir noch lange nicht, Herr Maler. Und das Uebrige geht Sie nichts an. Geschlagen habe ich sie noch nicht, dafür habe ich nur das einzige Kind. Und das mögen Sie sich nur aus dem Kopf schlagen!“

Da war ich nun wieder so weit, wie zuvor. Aber ich war nicht gesonnen, mich noch von der Hartnäckigkeit des Buschmüllers in meinem Entschlusse beugen zu lassen. Sein Widerstand mußte brechen, heute oder morgen. Allein, alles Hin- und Herreden half da nichts mehr. Das sah ich ein, als sich jetzt bei einbrechender Dämmerung der Mann einstellte, welcher mein Handwerkszeug nach Lippenwalde zurückbringen sollte. Ich mußte ein Ende machen und den Müller da fassen, wo er noch am handsamsten war.

„Hoffen Sie das nicht,“ antwortete ich ihm auf seine letzte Mahnung. „Um zum Schluß zu kommen, Buschmüller, erkläre ich ein für allemal, daß ich an unserer Uebereinkunft festhalte und darauf bestehe, daß ihre Bestimmungen genau vollzogen werden. Darnach ist Ihr Riekchen schon mein. Machen Sie fort und fort Einwürfe, so muß ich annehmen, daß Sie ein wortbrüchiger Mann sind, Buschmüller. Das wäre mir leid, verstehen Sie, wenn ich Sie als einen solchen nehmen müßte. Daß ich Riekchens würdig bin, fühle ich, kann Sie aber hier davon nicht überzeugen. Kommen Sie Morgen — es ist ja Markttag — nach Lippenwalde in die Post, so will ich mich über Vermögen und Familie ausweisen. Auch kennen mich nun verschiedene angesehene Männer da. Versprechen Sie mir zu kommen, Buschmüller. Unsere Uebereinkunft ist von Ihnen noch unvollzogen. Ich halte Sie beim Wort. Allein, wenn Sie nicht das Beste von mir sehen und hören, so gebe ich Ihnen Ihr Wort zurück, Buschmüller — aber auch nur dann. Wie ist's? Werden Sie kommen?“

Er nickte stumm und mürrisch, doch war es eine Bejahung, und ich gab mich zufrieden. Was wollte ich für jetzt auch anderes thun! Hätte ich nur beruhigt hinsichtlich Riekchens Seelenzustand sein können. Welcher Kampf stand ihr noch bei der Heimkehr des Vaters bevor! Da ging er jetzt von mir, den er nun doch wohl anders taxirte, mit gesenktem Haupt ohne ein Wort des Abschieds, nur mit dem Stoßseufzer:

„Dem haarigen Maler soll ich mein Riekchen geben? Eher laß ich mich schinden!“

Ich aber gelangte an jenem schwülen Abend, als die Nacht schon eingebrochen war, unter wechselnden Gefühlen von süßen Hoffnungen und peinlichen Befürchtungen durch das alte Stadtthor nach meinem Gasthof zurück, wo ich noch mit Pastor Schmidt auf

meinem Zimmer eine lange und vertrauliche Unterredung hatte, bevor ich den Schlaf suchte, den ich lange nicht finden konnte.

## IX.

Der entscheidende Tag war stürmisch genug angebrochen — unter Donner und Blitz und strömendem Regen, der noch in den halben Vormittag hinein währte. In peinlicher Unruhe schritt ich auf meiner Stube umher und trat dann und wann an's Fenster, um die Marktleute zu beobachten, von welchen nur wenige den ersten Gasthof besuchten, so daß das Haus verhältnißmäßig ruhig war. Nun kommt ein Reiter — kothbesprützt so Mann wie Pferd — zum Stadtthor herein und hält vor dem Gasthof. Ich schließe hastig das Fenster; es ist Fritz Lind, Riekchens Verlobter. Also statt des Vaters der Bräutigam. Was bringt er? Wohl eine Forderung, der ich nicht ausweichen konnte.

In der That dauerte es nicht sehr lange, so dröhnten Reiterstiefel auf dem Gange und der Treppe — es kommt näher, klopft an. — Herein! — Fritz Lind trat ein.

„Sie werden über meine Erscheinung überrascht sein," sprach er. „Doch müssen Sie mich nehmen, wie ich jetzt bin. Ich will Sie nicht lange in Ungewißheit lassen. Wollen Sie, was ich Ihnen zu sagen habe, stehend oder sitzend in Empfang nehmen? Ich zöge letzteres vor, denn ich bin etwas erschöpft."

So machte ich denn eine einladende Handbewegung, und wir ließen uns nieder. Sofort hub er wieder an:

„Ich habe einen weiten Weg gemacht, um zu Ihnen zu gelangen."

„So! Man sollte nicht denken."

„Doch. Es ist so! Sie können sich darauf verlassen, mein Herr. Ich hatte einen Ritt weit über die Bahnstation hinaus zu machen und komme nun bei dem garstigen Wetter direkt von dort zu Ihnen, mein Herr."

„Dann muß es sich um eine Sache von Wichtigkeit handeln."

„Sie irren durchaus nicht, Herr Schönbart. Vielleicht wissen Sie bereits, daß ich der Verlobte Riekchens bin."

„So habe ich gehört."

Wir faßten uns gegenseitig in's Auge, dann fuhr ich fort:

„Was Sie mir zu eröffnen haben, Herr Lind, darauf bin ich sehr gespannt. Ich hoffe, es ist etwas Freundliches."

„Was ich Ihnen zn sagen habe, heischt Vertrauen," fing er jetzt an. „Wollen Sie an meinen Ernst glauben, wie ich nicht zweifle, daß ich es mit einem Mann von Ehre zu thun habe."

„Zweifeln Sie nicht daran, Herr Lind, Sie werden mich bereit finden zu jeder Genugthuung..."

„Allerdings Genugthuung," fiel er ein. „Allein, selbst auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden, muß ich eine Gewissensfrage vorlegen."

„Sprechen Sie."

„Vor Allem antworten Sie aufrichtig: Lieben Sie meine Verlobte?"

„— Ja!"

„Mit redlichen, ernsten Absichten, wie ein Mann, der Alles an seine Liebe zu setzen gedenkt?"

„Verlassen Sie sich darauf. Ich wäre sonst nicht hier."

„Entschuldigen Sie — lieben Sie Riekchen um ihrer selbstwillen? Riekchen ist eine reiche Erbin."

„Ich habe nie hieran gedacht und bin der Lage, nicht darauf Rücksicht nehmen zu müssen. Ich liebte Riekchen schon, als ich nicht wissen konnte, wer sie sei."

„Gut denn, das habe ich mir auch gedacht!" sprach er. „Riekchen verdient diese Liebe, die uneigennützige Hinneigung eines Mannes. Ich weiß das am besten zu beurtheilen — ich kenne ihr edles, reines Gemüth, ihre Eigenschaften. Habe ich sie doch selbst schätzen und lieben gelernt — wie eine Schwester. Ja, mein Herr, sehen Sie in mir nichts weiter als einen Bruder Ihrer Geliebten, der selbst weiß, wie heimliche Liebe thut."

Ich faßte nach seiner Hand und drückte sie, als er fortfuhr:

„Allein das hilft keinen Schritt weiter, das Herzeleid wird uns nicht erspart werden, wenn nichts den Willen meines Ohms bricht. Es ist Gefahr in Verzug. Eine böse Nacht liegt hinter uns und nur zu wahrscheinlich ein noch schlimmerer Tag vor uns. Vater Brandt ist bereits mit seinem Riekchen in der Stadt, um die Hochzeitgewänder einzukaufen. Er ist in einem andern Gasthof vorgefahren, wie ich höre, und nun sitzt das arme Riekchen bei Pastors Sophie drüben im Pfarrhause mit Weinen und Wehklagen. Denn in acht Tagen soll unsere Hochzeit sein."

Hier sprang er rasch vom Stuhle auf und wandte sich an ein Fenster, um seine Bewegung zu verbergen. Ich folgte ihm dahin und legte die Hand auf seine Schulter.

„Trösten Sie sich, lieber Freund!" sprach ich gefaßt. „Wenn Sie und ich, Riekchen und deren Freundin Sophie — ich habe doch Recht, Herr Lind? — wenn wir vier zusammen stehen, so mag es doch mit Wundern zugehen, wenn nicht lustigere Hochzeiten gefeiert würden."

„O, Sie kennen meinen Onkel nicht!"

„Nur getrost. Ich denke, er und ich werden uns noch sehr genau kennen lernen."

„Allein diese Zuversicht hielt doch nicht lange nach, als mich Herr Lind verlassen hatte, um Marktgeschäften nachzugehen. Auch Pastor Schmidt, dem ich Abends zuvor meine Papiere vorgelegt hatte, meinte dabei, er wolle zwar dem Müller gehörig in's Gewissen reden; allein er hatte mir nicht vorenthalten, wie Alles nichts helfe, wenn einmal ein Bauer oder Müller seinen Kopf aufgesetzt habe.

Inzwischen hatte mich die Unruhe in die große Gaststube hinunter getrieben. Dieselbe hatte einen Verschlag, in welchem der Tisch für die ausgewählteren Gäste stand, welche vom Saal aus nicht bemerkt wurden, durch das verhängte Fensterchen jedoch selbst genau beobachten konnten, was draußen vorgehe. Dort saß ich jetzt allein, der Dinge harrend, die kommen sollten. Auch der Saal war noch leer; eben trat Pastor Schmidt ein, den ich erwartete; gleichzeitig aber polterte ein anderer Gast herein, schnaubte, streckte und dehnte sich, indem er seinen Hut in eine Ecke, sich selbst aber hinter einen Tisch warf, daß die Bank krachte. Ich vermochte unbemerkt Alles zu sehen und zu hören.

„Eine Flasche Sorgenbrecher! Lafittchen!" rief der Mann. „Donnerwetter, Sie sind's, Herr Pastor, hätte Sie beinahe übersehen. Geht mir eben viel im Kopf herum."

„Nun, was gibt's, Buschmüller?" fragte Pastor Schmidt milde, indem er seine Pfeife aus dem Munde nahm.

„Böse Geschichten! Böse Geschichten."

„So, so! Haben Sie einen Prozeß verloren?"

„Ih, nicht doch. Mein Riekchen will —" und er ließ die Faust dröhnend auf die Tischplatte fallen — „will den haarigen Maler heirathen!"

„Das finde ich klug von dem Riekchen."

„Herr Pastor!! Wie? Würden Sie ihm eine Tochter geben?"

„Alle drei, wenn er sie wollte. Alle drei!"

„Weiß schon, Herr Pastor, Sie lieben bei aller Würde ein Späßchen. Im Ernst: wenn hier mein Schwestersohn Fritz Lind stände und da der haarige Maler mit seinem Bart — wem möchten Sie Ihre Tochter — Fräulein Sophie — geben?"

Pastor Schmidt kratzte sich bedenklich an der Stirn, bevor er antwortete.

„Das ist allerdings eine ernste, heikle, eine Gewissensfrage, Buschmüller. Es handelt sich ja um das Lebensglück eines Kindes. Die Hauptsache wäre, wer sie möchte und wen sie am liebsten hätte. Euer Schwestersohn ist ein braver, wackerer junger Mann, das muß man ihm lassen, könnte auch wählen, ohne auf Vermögen sehen zu müssen, und gerne würde ich ihm meine Sophie geben, wenn davon die Rede sein könnte. Allein der Maler, Buschmüller, ist denn doch noch etwas Anderes."

„Hm! Woso?" fiel der Müller widerspenstig ein, indem er seine Fäuste auf den Tisch stemmte.

„Wißt, es ist etwas Eigenes um die Kunst," fuhr der gute Pastor in seinem Bekehrungseifer fort. „Fürsten und Regenten suchen ihre Jünger auf, die Mächtigsten beugen sich vor ihrem Genius, das heißt, wenn sie Empfänglichkeit und Bildung genug haben. Seht, Meister Brandt, Ihr seid Herr auf Eurer Mühle und bildet Euch was darauf ein. Ich bin hier Pastor und drüben wohnt der Amtmann und bildet sich was ein auf sein Aemtchen. Es ist dumm, denn in der Welt draußen weiß man nichts von uns. Oder glaubt Ihr, daß man in der großen Welt etwas vom Buschmüller, vom Amtmann oder Pastor Schmidt von Lippenwalde oder selbst vom Herrn Landrath etwas wisse, wo Jedermann den Maler Schönbart und seine Bilder kennt und rühmt? —"

Der Müller zuckte mit den Achseln, was ebenso Gleichgültigkeit als Nichtwissen bedeuten konnte. Des Pastors Aussaat fiel unverkennbar auf unfruchtbaren Boden; doch ließ sich mein Freund nicht beirren und fuhr also fort:

„Ich sage ja immer, vor der Kunst haben nur die Besten Achtung. Die Anderen dagegen, die Rohen und Ungebildeten — und das sind nicht immer die Bauern und Müller — die Dummen und Eingebildeten am wenigsten. Allein man rechnet's ihrem Unverstand an und verzeiht es ihnen. Natürlich, sie müssen auf das Bischen pochen, was sie sind und haben, Ihr auf Eure Buschmühle, ich auf mein Pastorat, der Amtmann auf sein Aemtchen. Und wenn wir dann den Weg alles Fleisches gehen, sind wir todt; ein Anderer mahlt auf Euerer Mühle, ein neuer Amtmann tritt in's Amt und kein Mund fragt mehr nach dem vorigen, ein anderer Pastor steigt auf die Kanzel und predigt."

„Aber wie! Nicht wie Sie, Pastor Schmidt."

„Er predigt!" sagte der Pfarrer mit Nachdruck. „Und der neue Amtmann sitzt zu Gericht, wie der frühere und hunderttausend Andere, denn es ist ja kein Mangel an Leuten, die der Staat zahlt, und Gesetze werden ja auch immer darauf los gemacht, damit sie etwas zu thun haben; und sprengt dann irgend ein verfluchter Kerl die Welt in die Luft, so können sie ihn doch nicht verurtheilen, denn der Fall ist nicht vorgesehen.

Also für all' das geb' ich nicht viel. Ein Volk wird nicht nach der Zahl seiner Beamten und Müller gewerthet, sondern nach dem, was es für die Entwicklung der Menschheit leistet. Dies aber leisten zumeist nur die, um welche der Staat sich nicht kümmert, die da dichten und schaffen, um ihre Nation vor andern zu erheben. Ehre diesen, Ehre der Kunst! Ohne sie ist der Mensch ein Thier, und leider gibt es jetzt immer mehr Leute, die nichts Anderes sein wollen. Aber wie sagt Schiller triumphirend: „Die Kunst, o Mensch, hast Du allein!“ Damit hat er aber Euch nicht gemeint, Buschmüller.“

Lächelnd hörte ich aus meinem Versteck zu. Die Wirkung bezweifelnd, welche der gute Pastor von seinen Ausführungen erwartete, belustigten mich die seltsamen Umwege, auf denen er zum Ziel gelangen wollte. Der Buschmüller trank unterdeß von seinem rothen Franzwein, gab sich zwar sichtlich Mühe, aufzumerken, schien aber Manches nicht verstanden zu haben und an Anderm keinen Gefallen zu finden. Mittlerweile war eine herrschaftliche Equipage draußen vorgefahren und rief im Gasthof ein lebendigeres, geschäftigeres Treiben hervor. Pastor Schmidt und der Buschmüller blieben jedoch völlig unberührt davon bei ihrem geistigen Austausch, und ich hörte jetzt den letzteren sagen:

„Das Alles mag wahr sein, ist mir aber zu hoch, Herr Pastor. Eines nur möchte ich fragen: Sie sagen, wenn wir todt sind, sei es aus mit uns. Glauben Sie nicht an ein anderes Leben, Pastor?“

„Fest! fest!“ betheuerte dieser. „Es liegt ja in meinem Amt, Buschmüller! Aber über das Wie, Wo und Wann müßt Ihr mich nicht auf's Gewissen fragen, auch nicht daran denken, daß Ihr im Himmel mit kreuzweis umgeschnallten vollen Geldkatzen herumstolziren werdet, wie auf dem Lippenwaldener Markt, oder daß Ihr vielleicht zum Dampfmüller vorrückt; braucht auch nicht zu fürchten, daß Ihr Euch im Himmel mit einer Windmühle begnügen müßt. Denn es wird ganz anders sein, als wir Menschen es uns zu denken vermögen. Nur Eines ist zu merken: daß wir dieses unser Erdenleben nicht verbittern durch Eigensinn und Dünkel, daß wir es uns durch Liebe versüßen und verschönern sollen durch die Kunst, deren Jünger ihre göttliche Sendung zumeist bethätigen, indem sie dem höchsten Geist nachstreben und gleich ihm schaffen und bilden, was bleibend erfreut und erhebt, wie es unser Maler auch thut.“

„Der mit seinem Bart?“

„Gerade der ist einer von denen, die es vermögen. Darum wird er auch noch viel Ruhm ernten.“

„Ih, Pastorchen, was hilft der Ruhm bei leerer Tasche!“ hielt der Buschmüller entgegen, indem er in der eigenen einen Stoß harter Thaler niederfallen ließ zum klingenden Beweis, daß sie gefüllt sei.

„Will unser Maler,“ versetzte jetzt der Pastor eifrig, „blos um Geld und nicht um der Kunst willen arbeiten, so kauft er Euch alle aus. Glaubt mir das, er hat zu leben. Und wenn er Euch die Ehre anträgt, Euer Schwiegersohn zu werden, so dürft Ihr überzeugt sein, daß er Euer Riekchen und nicht Euer Geld will.“

„Je nun,“ sagte der Müller mit den Lippen schmatzend, „dafür sorg' schon ich, daß er mein Geld nicht kriegt und mein Riekchen auch nicht.“

„Und doch würde es Euch freuen, zu hören, wie angesehen und geehrt Eure Tochter, die Ihr ja doch zu einer Dame habt erziehen lassen, als Gattin des Malers ist, wie sie in die beste und vornehmste Gesellschaft kommt. Denkt Euch, wie ihr Herzlein

poppern wird, wenn gelegentlich einmal unser Kronprinz selbst oder die Frau Kronprinzessin in ihrer Gegenwart mit ihrem Manne sich unterhalten."

„Hm!" machte der Buschmüller achselzuckend zum Beweis, daß die Ausführungen des Pastors noch keinen besonderen Eindruck auf ihn hervorgebracht hatten. „Es will mir doch nicht scheinen, daß man vor so hohen Herrschaften solchen Bart tragen darf."

„Aber, Mann!" rief jetzt der Pastor ungeduldig, „unser Kronprinz trägt ja einen gleichen.

„Im Krieg," entgegnete der unerschütterliche Müller, „ja, im Krieg, wo es gilt den Dänen, Kroaten oder Franzosen Schrecken einzujagen; da mag er ihn tragen. Will er aber wieder zur Frau Kronprinzessin heim, so rasirt er sich vorher, sagt Hanns Jochen."

„Hanns Jochen ist ein Horn —"

„Ochse. Möglich, daß Sie hierin Recht haben, Herr Pastor; im Andern hat Hanns Jochen Recht."

Und damit trank der Buschmüller sein Glas aus, während der Pastor nachgerade am Erfolg seiner Aufgabe verzweifelte. Ich selbst erkannte, daß ich den guten Mann nicht lange mehr den Kampf allein führen lassen durfte und daß ich jetzt mit dem schweren Geschütz meiner eigenen Argumente eingreifen müßte, wenn es zur Entscheidung kommen sollte. Der Pastor wollte keine Worte mehr an so verhärtetes Gemüth verschwenden und fragte jetzt kategorisch:

„Meister Brandt, werden Sie an das Lebensglück Ihrer Tochter denken und Riekchen dem Maler zur Frau geben oder nicht?"

„Ich?" rief auch der Müller entscheidend mit einem Schlag auf den Tisch, daß die Gläser in die Höhe sprangen. „So möge doch gleich der Teufel selber kommen, wenn ich's thue." —

„Sieh, da bin ich ja wieder!" ertönte in diesem Moment das dünne Stimmchen eines Eintretenden, dessen plötzliches Erscheinen nicht blos den Buschmüller arg verblüffte, sondern auch mich selbst höchlichst überraschte. „Ach, der Herr Pastorius! Wie geht's, wie steht's? Ist wirklich Maler Schönbart hier? Der Graf will es gehört haben und ist außer sich vor Freude. Und was macht er denn? Seufzt er noch immer: Riekchen!!" Und damit stellte sich der neue Gast auf ein Bein, das andere sammt den Armen lächerlich ausstreckend, worauf er wieder vor dem höchlichst verdutzten Müller und dem guten Pastor mit fortwährendem hastigem Geplauder auf und nieder rannte. „Denken Sie sich, hochwürdiger Pastor, Arbeiter im Weinberg des Herrn, Priester und Prediger des Wortes Gottes allhier zu Lippenwalde: Dieser Schönbart, dessen Freundschaft ich, der Graf und andere hervorragende Personen hochstellen, — dieser Maler, einer unserer bedeutendsten Künstler, mit seiner Zukunft, — darf nur die Hand ausstrecken, so hängen an jedem Fingerglied Gutsbesitzers-, Commerzien-, geheime und wirkliche Geheimerathstöchter dutzendweise. Aber nein! Verliebt sich in die Tochter eines ungebildeten Landmüllers! In ein Müllerstrinchen, Stinchen, Fiekchen, Riekchen oder wie sie heißt! Denken Sie sich — einen Mühlesel zum Schwiegerpapa, ein Rhinozeros! Solch' einen goldgefüllten Mehlsack, der Wunder meint, wenn er seiner Tochter ein paar Scheffel Thaler abläßt, welche Ehre er dem Schwiegersohn anthut! Was sagen Sie dazu? Meinen Sie, ich konnte ihm die Narrheit ausreden? Nein, bös ist er mir deswegen, seinem besten Freund! Jahrelang läuft er nun im Lande umher, um — —"

Hier erschien ein Livréebedienter unter der Thüre und sagte unterthänig:

„Herr Hofmaler, die Gräfin läßt bitten —“

„Die Gräfin möge sich ein wenig gedulden. Denken Sie sich also, verehrter Pastor nun läuft er seit Jahren im Lande umher seiner Mehlprinzessin nach, malt alle Mühlen, wo er sie versteckt glaubt, ist melancholisch, nicht mehr zu haben!“ fuhr der neue Gast fort, während der Livrèediener sich entfernte, der Müller aber die Fäuste auf den Tisch stemmte und mit gesenktem Haupte dasaß, wie ein Bulle, der in Wuth ist und den Angriff nicht wagt. „Ach, wir schätzen ihn alle. Allein, unbegreiflich! Das ist ihm gar nichts und nur immer Riekchen, Riekchen, Riekchen. Wenn nur das Riekchen im Pfefferland wäre! — Pastor, ich fahre mit der Gräfin zur Bahnstation hinaus, um mein Frauchen abzuholen. Wir kommen bald zurück und dann hoffe ich ihn hier zu treffen, um ihn noch einmal vernünftig zuzureden, das Riekchen zum Kukuk fahren zu lassen! Hält es sich doch nur verborgen, weil es die Einsicht hat, daß es an Schönbart nicht hinan reicht, weil es sich nicht gebildet und wohlerzogen genug fühlt, in die gute Gesellschaft zu heirathen. Da hat das Müllerriekchen auch Recht, — es soll bei seinen Mehlsäcken bleiben? Was will man denn auch mit einem Rhinozeros von Schwiegervater anfangen? Es darf nicht sein! Indeß grüßen Sie ihn bis dahin, lieber Pastor!“

Und damit sprang er zur Thüre hinaus, worauf bald der herrschaftliche Wagen hinweg und über das Pflaster des Städtchens dahin rollte.

Der Buschmüller aber, der unterdeß still, mit angehaltenem Athem dagesessen war, fing an zu pusten und zu schnauben, als ob sich der Zauber von ihm löse, der ihn gebannt hatte. Dann kam ein langer, leise beginnender aber allmälig anschwellender Fluch aus seinem Munde, bis er sich zu der Frage aufraffte:

„Und wer war denn nun das gottverdammte Plappermaul?“

„Das?“ erwiderte Pastor Schmidt respektvoll. „Ein guter Freund des Grafen, Hofmaler Schmalz.“

„Schmalz? Der heißt Schmalz? Der schindelbeinichte Himmelhund will Schmalz heißen?“ Und nun ging das Fluchen zum Entsetzen des guten Pastors nochmals los. „Der meint mein Riekchen sei nicht gebildet genug für den Maler?! Hab' ich sie nicht in Berlin studiren lassen? Kauf' ich ihr nicht die schönsten goldberänderten Bücher, den Lessinger, den Schillinger und Göthinger? — Was geht's denn diesen sackerment'schen Zaunstecken an, wenn der Maler mein Riekchen gern sieht und mich zum Schwiegervater will! Das fehlte mir noch, wenn solch' ein taumeliger Schnack auch drein reden wollte! Den leeren Schmalztopf frag' ich noch lange nicht, wenn ich mein Riekchen dem Maler geben will! Noch lange nicht!“

„Das thät' ich an Ihrer Stelle auch nicht!“ bekräftigte der Pastor, schlauer als ich ihm zutraute. „Da haben Sie ganz Recht, Herr Brandt. Was haben Sie nach der Meinung eines Andern zu fragen, wenn Sie Ihr Riekchen dem Maler geben wollen. Dieser Herr Schmalz hat gar nichts drein zu reden, — da kann ich Ihnen nicht Unrecht geben, Buschmüller. Und Ihr Riekchen wird eine sehr schöne, stattliche und wohlerzogene Dame sein, wird sich sehr gut zu benehmen wissen in den vornehmen Kreisen, vielleicht besser als dieser Hofmaler Schmalz selbst.“

„Nicht wahr, Herr Pastor?“ sagte der Buschmüller etwas beschwichtigt, nachdem er sich hinter dem Tisch hervorgearbeitet und mit wuchtigem Schritt und aufgeblasenen Backen im Gastsaal auf- und niedergeschritten war, daß die Dielen krachten.

„Bin völlig überzeugt, Herr Brandt!“ bestätigte der Andere, indem er seine Pfeife

wieder anzündete. „Warum sollen Sie nicht der Schwiegervater eines angesehenen und berühmten Künstlers sein können? Warum nicht ebenso gut, als irgend ein Geheimerath in der Hauptstadt!“

Der Buschmüller schritt noch immer hin und her, wenn auch nicht so aufgeregt pustend und schnaubend, wie eben noch. Nun blieb er stehen.

„Wenn ich nur wüßte, ob der Maler wirklich mein Riekchen so lieb hat, daß er nur sie und nicht mein Geld will.“

Ich hielt mich nicht länger in meinem Versteck. Hinauseilend rief ich:

„O, Vater Brandt, wie machen Sie mich glücklich, wenn Sie mir Riekchen geben und Ihr Geld behalten!“

Er stutzte und trat einen Schritt zurück. Dann aber sagte er:

„Nun, das Geld werde ich auch behalten, das brauchen Sie mir gar nicht zu sagen.“

Ich fürchtete einen Rückfall, als er nun wieder die Dielen maß. Vielleicht wollte er auch nur den Spröden spielen. Endlich wandte er sich kurz um.

„Nun, Herr, wenn Sie wirklich so schön malen können, wollen Sie mir denn ein Bild malen, auf dem die Buschmühle angebracht ist?“

„Zwei, Vater Brandt, zwei!“

„Und in dem Moosgesicht wollen Sie mein Riekchen freien?“ fragte er dann. „Mit dem Bart? Das geht doch nicht!“

Ich wollte entgegnen, als ein Herr hereintrat und mit ausgestreckter Hand auf mich zueilte. Der Buschmüller und Pastor waren ehrerbietig um einen Schritt zurückgetreten.

„Wie schön! Wie freundlich sich das trifft, mein verehrter Freund!“ sprach der Fremde erfreut. „Was bringt unserer kargen Steppe denn diese Ehre?“

„Um es kurz zu sagen, Graf — die Liebe. Die Liebe zu dieses braven Mannes Tochter.“

„Ach, Herr Brandt,“ wandte sich der Graf jetzt zu dem Buschmüller, indem er jedoch meine Hand behielt. „Haben Sie einen solchen Schatz in Ihrer Mühle? Da gratulire ich ja! Das ist ja ganz prächtig!“

Der Müller machte ein höchst seltsames Gesicht. Er reckte sich empor, dehnte die Brust aus und sagte:

„Gnädiger Herr, er will mein Riekchen nun einmal durchaus haben.“

„Ja, da muß man ihm gewähren,“ meinte der Graf lächelnd. „Und Ihr Riekchen?“

„Ich glaube,“ erwiederte der Müller gedämpft, „sie will ihn auch. Er mag sie selber darum fragen.“

Hochbeglückt ließ ich mir das nicht zweimal sagen und eilte nach meinem Hute, während der Graf noch ganz überrascht äußerte:

„Das kommt ja Alles so unerwartet! Nun haben wir doch die Anwartschaft, Sie in unserer Abgeschiedenheit öfters zu sehen, vielleicht gar, daß Sie unsere Landschaft in Bildern verherrlichen. Wie wird sich meine Frau freuen — eine besondere Verehrerin Ihrer märkischen Mühlenbilder, — wie wird sie sich freuen, wenn sie zurück kommt. Sie müssen uns dann sofort Ihre Braut vorstellen. Und nun begleite ich Sie auf die Straße, — ich habe mit dem Amtmann zu sprechen.“

Indem er noch freundlich den Pastor und den Müller zum Abschied grüßte, nahm er mich am Arm, und wir trennten uns auf der Straße, von wo ich in's Pfarrhaus eilte und die Mädchen mit rothverweinten Augen beisammen traf. Mein leuchtendes

Gesicht verkündete der Geliebten den Sieg. Sie lag lange in meinen Armen, in seliger Fassungslosigkeit, während ihre Freundin Sophie jubelnd die Schwestern herbei rief.

„Riekchen," fing ich endlich an, als sie sich wieder von meinem Halse löste. „In München habe ich einen Architekten gekannt, der seinen Bart opferte, um in seiner rheinischen Heimath, deren Fürst die Bärte nicht ausstehen konnte, einen Kasernenbau übernehmen zu können. Soll auch ich das Opfer bringen? Soll der Bart weg?"

„Mich genirt er ja nicht!" antwortete sie erröthend. „Aber den Vater. Und sieh', es ist ja doch ein guter Vater, mein Vater."

Inzwischen war Botschaft durch das Töchterchen des Gasthofs gekommen, die Mädchen möchten sich alle drüben einfinden. Nach zehn Minuten erschien ich selbst wieder bei den Versammelten im großen Wirthssaal, allein im ersten Augenblick kaum erkannt; denn mein Gesicht war glatt, nur auf der Oberlippe war ein kleiner Schnurrbart zurückgeblieben.

„Riekchen," sprach ich zu der Ueberraschten, „kennst und liebst Du mich noch?"

„O! Mehr als je!" rief sie und warf sich mir in die Arme. „Vater, sieh' doch," jubelte sie, „was er Deinetwegen gethan hat. Und es steht ihm so gut!"

Der Buschmüller starrte mich an.

„Geschah das wirklich mir zu Gefallen?" fragte er.

„Ihnen zu Liebe, Vater Brandt!"

In seinen Augen flimmerte es. Er nahm meine Hand.

„Herr," sagte er, „wollen Sie mein Riekchen glücklich machen? Es ist mein einziges Kind. Ich gebe es Ihnen gerne, machen Sie mein Riekchen glücklich. Riekchen, leg' Deine Hand dazu. Vielleicht sieht jetzt Deine Mutter herab. Ich habe ihr im Leben wenig Freude machen können. Vielleicht ist sie jetzt doch zufrieden mit mir. Seid gut und glücklich mit einander!"

In seligen Thränen hing meine Verlobte am Hals des Vaters.

„Sei heiter, weine nicht, Kind!" sprach er der Tochter zu. „Ich müßte sonst selber heulen und habe es nur einmal gethan, wie sie Deine Mutter in's Grab gelegt haben."

Er fuhr sich rasch über die Augen und frug nach Fritz Lind. Der stand bereits neben ihm.

„Fritz," sagte er, „mußt Dich drein ergeben. Es hat nicht sein sollen."

„Ich habe mich schon ergeben, Vater!" war die Antwort, indem er die verschämte Tochter des Pastors an der Hand nahm. „Geben Sie auch uns Ihren Segen."

„Wie? Was?" rief der Buschmüller erstaunt. „Sophie? Meinen Schatz? So, so!" Und er pfiff vor sich hin. „Nun, Pastor, da sind wir ja Vettern, und Sie dürfen sich auf zwei Hochzeitsreden an einem Tag einüben. Nun aber," und der Buschmüller richtete sich kräftig empor, „Wirthsleute, thut Küche und Keller auf! Es soll heut' ein froher Tag werden in Lippenwalde!"

Und es ward ein froher Tag — auch für die Armen der Stadt.

Wie befremdet schaute aber Schmalz drein, als er mit den Damen zurückkommend, mein glattes Kinn, meine heitere Miene sah, mit welcher ich ihm zurief, so daß er mich an der Stimme erkannte.

„Wahrhaftig," sagte er zu seiner Frau, „er ist's. Er hat sich getröstet! Armes Riekchen!"

Eben trat der Graf hinzu und die Herrschaften gingen mit in den Saal, wo ich die Gräfin zu meiner Braut führte, welcher sie in herzlicher Weise ihre Glückwünsche darbrachte. Fassungsloser als seine Frau, die meinem Riekchen sofort als Freundin begegnete, benahm sich Schmalz. Er umschlich die hohe Gestalt des jungen Mädchens mit einer Art heiliger Scheu; er verschlang förmlich die holden Züge ihres Gesichtes mit Erstaunen und Wohlgefallen. Dann äußerte er:

„Das ist Riekchen? — Freund, sei nicht eifersüchtig: ich bewundere, ich liebe Deine Braut!“

Endlich wagte er sich hinan — zum Handkuß, einer Ceremonie, deren sich Riekchen mit anmuthiger Herablassung entledigte, was ihren Vater unendlich ergötzte, so daß er den Pastor darauf aufmerksam machte, wie nun doch der sackerment'sche Hofmaler dem Müller-Riekchen das Pfötchen lecke. Louise Schmalz aber äußerte noch im Fortgehen zu der entzückten Gräfin:

„Ich sagte ja immer: Geschmack hat er!“

Vater Brandt nahm die Gratulation der zahlreich sich einfindenden Gäste mit nicht geringer Grandezza entgegen. Selbst der Amtsschreiber Knischwitz verzichtete an jenem Abend auf Heldenthaten in der Kegelbahn und hielt sich an die gespendeten Flaschen, bis ihm das Kunststück des Kegelkönigs — umzufallen und wieder aufzustehen — zweimal selbst gelang. Bevor wir uns aber aus der angeregten Gesellschaft zurückzogen, um den Abend im engern Familienkreise des Pfarrhofs zu feiern, nahm der Buschmüller von einem der Herren mit den Worten Abschied:

„Amtmann, gute Nacht für heute. Morgen will mein Schwiegersohn mit Riekchen Brautvisite bei Grafens machen.“ —

So hat er sich doch noch dreingefügt und zwar mit bester Miene. Zwei Bilder von mir aus der Umgebung der Buschmühle hängen in seiner Oberstube. Der Graf hat mehrmals Gebote auf dieselben gemacht, sie sind ihm aber nicht feil. Schwager Lind — wir nennen uns Schwäger — hat den Pacht der Mühle übernommen, bis mein Aeltester, der sich auf seinen Großvater hinauswächst, vielleicht Buschmüller werden möchte. Frau Sophie weiß das Leben dort Allen angenehm zu machen. Im Sommer sind wir gewöhnlich dort im neuen Anbau, fahren in des Vaters Equipage nach dem Schloß hinüber, wo Schmalz noch manches in der Ahnengallerie zu besorgen hat, oder die Herrschaften kommen nach der Buschmühle. Schmalz macht dabei meinem Riekchen rasend den Hof; seine Frau und ich unterdrücken jedoch die Eifersucht als eine schädliche Leidenschaft. Mein Schwiegervater ist jetzt im Kegelcasino zu Lippenwalde eine angesehene Person, langweilt aber den Amtsschreiber Knischwitz damit, daß stets sein drittes Wort ist: Mein Schwiegersohn, der Maler! Pastor Schmidt hat an ihm jetzt einen geduldigen Zuhörer seiner Ausführungen über die Bedeutung der Kunst. Uebrigens hat Vater Brandt eine seltsame Manier, sein Geld an uns loszubringen. Von Zeit zu Zeit schickt er nämlich als „Erziehungsbeiträge für die Kleinen“ so hohe Summen, daß wir uns über die Verschwendung ärgern könnten. Sonst bietet uns das Leben wenig Wermuth. Ich bin ein glücklicher Mann. Mögen es mir die Götter verzeihen, vielleicht thun es auch dann die Menschen. —

---

Hiermit schloß Schönbart seine Geschichte. Mit dem letzten Worte trat eine hohe, schöne, blühende Frau unter die Thüre, blieb aber erröthend stehen, als sie den Fremden bemerkte. Maler Schönbart stellte mir seine Gattin vor, die noch immer gern erröthete, wie als Mädchen, nun aber mit gewinnender Anmuth, wie sie nur der wahren Herzensbildung entfließt, mich willkommen in Berlin und ihrem Hause hieß.

„Ein Brief vom Vater," wandte sie sich dann an ihren Mann. „Wir sollen mit den Kindern schon vier Wochen vor Weihnachten kommen. Sophie fügt hinzu, ihr scheine, der Großvater wolle diesmal eine ganze Tanne als Weihnachtsbaum im Mühlenhof aufstellen."

Inzwischen hing mein Auge an einer reizenden Landschaft an der Wand mir gegenüber. Es war das Gemälde, das Schönbart unter den Birken am Granitblock gemalt hatte. Mit kurzen Worten sprach ich mein Wohlgefallen an der Malerei aus.

„Aber Meister Dräseke kann es besser", fiel die schöne Frau mit Anmuth ein. „Hanns Jochen sagt es."

„Nein", erwiderte ihr Gemahl lachend, „Hanns Jochens Weisheit gilt wenig mehr in der Buschmühle: das Loos des Schönen auf der Erde. Seine Orakel sind dort nicht mehr entscheidend. —"

Wie gerne hätte ich mich noch eines Verkehrs erfreut, der mir unendlich wohlthat. Allein meine Zeit war um, ich mußte zu den lieben Freunden fort, die mich nach Potsdam entführten. So froh der Abend war, den ich da in der Familie eines unserer besten Männer verbrachte, so schöne Tage mir noch der späte Herbst im Harz schenkte, kehrt meine Erinnerung doch besonders gerne zu der liebenswürdigen Familie des Malers Schönbart zurück.

---

# Eros.

Von Ad. Fr. v. Schack.

Mag längst der Rauch von Weihekerzen
Und Opfern zu des letzten Gottes Ehre
Verweht sein auf dem letzten der Altäre,
Doch aufrecht steh'n in unsern Herzen
Soll dein Altar bis an der Zeiten Schluß,
O Liebe, ält'ster Genius,
Erhabener, den schon die frühste
Menschheit als höchsten Weltgebieter grüßte!
Wer war's, als du, der aus des Chaos Wüste
Die Elemente schied, dem Ocean
Sein Bett wies und den Weltorkan
In Fesseln legte, d'rin er furchtlos grollte?
Der Sonnen jeder zeigtest du die Bahn,
Auf der sie durch den Himmel kreisen sollte;
Und, wenn in Wettersturm und Finsterniß
Die dunkeln Mächte wiederkehren wollen,
Zwingt dein Gebot den Donner zu verrollen,
Die Wolken theilen sich, durch ihren Riß
Hernieder lächelst du im seel'gen Blau,
Und in des Regenbogens Pracht
Strahlt fallend jeder Tropfen Thau.
Den Frühlingsschmuck schenkst du der Erde wieder
Und der Libelle ihre Hochzeitstracht,
Und lehrst die Nachtigall in weiche Lieder
Ausströmen ihres Herzens Lust und Trauer;
Sehnsüchtig duftet zu dir auf die Rose,
Und athmend fühlt sogar das Seelenlose
Bei deiner Nähe süße Schauer;
Wie erst der Mensch! Ein tiefes Schweigen
Kommt über ihn bei deines Hauches Weh'n;
Ein Himmel, den er nie gekannt,
Ist ihm zu Häupten ausgespannt
Und große Sternenbilder sieht er steigen,
Die noch kein Sterblicher geseh'n.

Wenn du zwei Wesen, Göttliche, begnadest,
Sie fassen kaum des Segens Fülle,
Die du vom Himmel über sie entladest.
Auf sie hernieder senkt sich große Stille;
Der Eine in den Anderen verloren,
Fühlt Jeder, wie in einem heil'gen Bad,
Sein Ich in jenem neugeboren
Und achtet nicht was sonst die Erde hat.
Vom Erdstoß, von der Reiche Fallen
Mag um sie her der Donner hallen,
Sie blicken lächelnd, unter Freudenthränen
In die Abgründe, die vor ihnen gähnen
Und, während Brust an Brust sie sinken,
Und sich im Kusse Mund vom Munde
Den Strom des ew'gen Lebens trinken,
Wird jede fliehende Sekunde
Für sie zur Ewigkeit der Wonne;
Vor ihnen sinkt mit Himmel und mit Sonne
Die ganze Welt der Sichtbarkeit hinweg,
Nur ihre Herzen halten Zwiegespräch
Und stammeln fort von ihrer Seligkeit.

Ihr hohen Liebenden, gebenedeit
Seid ewig uns, die durch der Stürme Wuth
Ihr unverlöscht hintrugt des Herzens Flamme!
Ob auch der Kampf von Stamm zu Stamme
Umflutete mit seinem Meer von Blut,
Ob Mordbrand um euch wüthete und Pest,
Zum Jubel ward euch alles Weh.
O Romeo und Julia! war je
Ein Kaiserpaar am Thronbesteigungsfest
Beglückt wie ihr an eurem Ehrentage,
Als Arm in Arme kranzgeschmückt
Ihr zwischen Schwertern, von den Montague,
Den Capulet auf eure Brust gezückt,
Zur ew'gen Rast im Sarkophage
Euch bettetet? Nur daß dieselbe Platte
Eu'r moderndes Gebein bestatte,
Daß in des düstern Grabes Enge
Zerfallend sich der Staub vermenge,
Nicht höh're Seligkeit begehrtet ihr.

Und du, Francesca, zartes Kind des Po,
Licht wird der schwarze Höllenabgrund dir,
Wenn deine Arme deinen Paolo,
Den blassen, blutenden umklammern
Und ihm am Mund im langen, langen
Glühheißen Kusse deine Lippen hangen!
Umher gewirbelt durch die grausen Schlünde,
Wo von Verdammten mit dem Cainsmal
Der Wehruf, das Geächz und Jammern
Allein der Stürme Heulen unterbricht,
Gern trägst die Strafe du der süßen Sünde,
Und für die sieben Himmel nicht
Vertauschtest du die Stadt der ew'gen Qual!

Komm denn, o Liebe, allerhabne!
Wie jene hohen Jünglinge und Frauen
Gefeit du hast in Nacht und Todesgrauen,
So auch auf uns in Staubesnacht Begrabne
Gieß deinen Odem nieder, mächt'ger Geist,
Der du der Seele Grabesbande sprengst
Und der ermatteten, der längst
Verzweifelten die Schwingen leihst,
Auf denen sie, erstanden von den Todten,
Ihr Flug dahin durch alle Himmel reißt!
Dir heben sich mit mächt'gen Flügelschlägen
Der Menschheit große Hoffnungen entgegen!
Zu lösen ihres Daseins wirren Knoten
Vermagst du einzig, Weltbefreierin!
Gleich wie der Sonne goldner Strahlenregen
Die kreisenden Gestirne tränkt und hin
Durch die Unendlichkeit von Ball zu Ball
Sich schwingt, bis durch das weite All
Ein göttlich Feuer brennt und flammt und loht
Und selbst im Erdenschooß ein Morgenroth
Aufdämmert, d'raus mit tausend Augen
Ihr blitzend Licht die Edelsteine saugen,
All unser Fühlen so und Sein und Denken
Mit deinem Glanze sollst du tränken,
Bis deine reine Glut allein
In allen Herzen flammt, in allen Seelen;
Dann feiern wir das Fest, wo schon auf Erden
Die Menschen mit den Göttern sich vermählen;
Gebrochen ist der alte Fluch; wir werden
Wie du allmächtig und unsterblich sein!

# Aphorismen.

Von **Marie v. Ebner-Eschenbach.**

Die Consequenzen unserer guten Handlungen verfolgen uns unerbittlich, und sind oft schwerer zu tragen als die der bösen.

Die Gutmüthigkeit gemeiner Menschen gleicht dem Irrlicht. Vertraue nur seinem gleißenden Scheine, es führt dich gewiß in den Sumpf.

Es giebt Frauen, die ihre Männer mit einer ebenso blinden, schwärmerischen und räthselhaften Liebe lieben, wie Nonnen ihr Kloster.

Gebrannte Kinder fürchten das Feuer oder vernarren sich darein.

Mitleid ist Liebe im Négligé.

Ehen werden im Himmel geschlossen, aber daß sie gut gerathen, darauf wird dort nicht gesehen.

Wer an die Freiheit des menschlichen Willens glaubt, hat nie geliebt und nie gehaßt.

Die meisten Menschen brauchen mehr Liebe als sie verdienen.

Ein Dichter, der einen Menschen kennt, kann hundert schildern.

Das größte Glück das uns zu Theil werden kann, ist die Gelegenheit zu einer gut angewendeten Wohlthat.

Die meisten Nachahmer lockt das Unnachahmliche.

Haben und nicht geben, ist in manchen Fällen schlechter als stehlen.

Der Arme rechnet dem Reichen die Großmuth niemals als Tugend an.

Die Leute denen man nie widerspricht, sind entweder die, welche man am meisten liebt oder am geringsten achtet.

Die meiste Nachsicht übt der, der die wenigste braucht.

Wenn ein Mensch uns zugleich Mitleid und Ehrfurcht einflößt, dann ist seine Macht über uns unbegrenzt.

Raison annehmen kann Niemand, der nicht schon welche hat.

Wenn Jemand etwas kann was gewöhnliche Menschen nicht können, so trösten sie sich damit, daß er gewiß von allem was sie können, nichts kann.

Hüte dich vor der Tugend, die zu besitzen ein Mensch von sich selber rühmt.

Wenn man nur die Alten liest, ist man sicher, immer neu zu bleiben.

Das Mitleid des Schwächlings ist eine Flamme, die nicht wärmt.

Wer sich an seine eigene Kindheit nicht sehr deutlich erinnert, ist ein schlechter Erzieher.

Die unheilbarsten Uebel sind die eingebildeten.

Selbst der bescheidenste Mensch hält mehr von sich als sein bester Freund von ihm.

Wenn der Kunst kein Tempel mehr offen steht, dann flüchtet sie in die Werkstatt.

Man muß das Gute thun, damit es in der Welt sei.

Der Haß ist ein fruchtbares, der Neid ein steriles Laster.

Wir sollen immer verzeihen; dem Reuigen um seinetwillen, dem Reuelosen um unseretwillen.

Das Motiv einer guten Handlung ist manchmal nichts anderes, als zur rechten Zeit eingetretene Reue.

Das Vertrauen ist etwas so Schönes, daß selbst der ärgste Lügner sich eines gewissen Respekts vor dem der ihm glaubt, nicht erwehren kann.

---

# Eines Winters Wehe.

## Ein Liederkranz.

Von **Karl Woermann.**

### I.

O weh, nun hab' ich's selbst empfunden,
Wie Lieb' und Stolz das Herz verwunden!
Ihr war die Lieb', mein war der Stolz.
In ihren Augen stand geschrieben
Ein frommes Lied von süßem Lieben,
Von Sehnsucht, die die Seele schmolz.
Auch sagten's alle Basen mir und Muhmen,
Daß ich nicht unlieb der Holdsel'gen sei.
Sie war die schönste von des Thales Blumen,
Und wo sie hintrat, lachte mild der Mai.

Nur ich, o Thor, der ich gewesen,
Ich las es und ich wollt's nicht lesen,
Ob auch mein Herz darob gegrollt.
Nicht wollt' den Lippen sich entwinden
Das Wort mir, welches uns verbinden,
Verbinden uns auf ewig sollt!
Das Ewig war's, das Wort, vor dem mir bangte,
Weil's ach! von schönen Blumen mancherlei
Auf allen Höhn, in allen Thälern prangte:
Ich wollte frei sein, wie der Buchfink frei.

Da, eines Morgens war's geschehen.
Ich mußt's mit eignen Augen sehen,
Wie sie mit einem Andren kam.
Der durft' sie herzen, durft' sie küssen.
Ich hätt' vor Scham vergehen müssen,
Hätt' Schmerz getödet nicht die Scham.
Und alle Muhmen zischelten und Basen —
Das war das Unerträglichste dabei —
Sie zischelten, daß ich — es war zum Rasen —
Daß *ich* nur Schuld an ihrem — Unglück sei.

O weh! nun ist die Welt verwandelt!
Sie, die ich kalt und stolz behandelt,
Muß mir jetzt anthun gleiche Pein.
Und ach! je mehr mein Herze blutet,
Je heißer es in Minne fluthet!
Der Stolz ist ihr, die Liebe mein!
O fragt mich nicht, warum ich so beklommen
Einhergeh. Hört ihr nicht der Raben Schrei?
Der Sommer ist vorbei, der Herbst will kommen.
Da kommt von selbst das Trauern an die Reih!

### II.

Weh mir! das Weihnachtsfest ist kommen.
Wen zu bedenken soll mir frommen?
Sie, der ich Alles möchte schenken,
Darf heuer nicht ich mehr bedenken;
Und gäb' all meiner Müh'n Gewinn,
Gäb' Alles, was ich hab' und bin,
Gäb' selbst mich ganz, wie gern, wie gern ihr hin!

Wenn's mir nur wie den Andren ginge,
Ich glaub', mein Leid schien mir geringe;
Doch daß ich selber mir erkoren
Das Weh, daß ich mein Lieb verloren,
Daß ich durch eignen Stolzes Schuld
Verscherzt für ewig ihre Huld —
Das trag ich nicht! — Drob reißt mir die Geduld!

Zu spät die Lieb', zu spät die Reue!
Unmöglich wurden Lieb' und Treue,
Unmöglich Büßen und Verzeihen!
Ich darf zur Weihnacht nichts ihr weihen!
Und weil ich ihr nichts weihen kann,
Bedenk' ich weder Weib noch Mann —
Ich thu' sie Alle heuer in den Bann.

Und weil von ihr kein Angebinde
Ich auf dem alten Festtisch finde,
Verschmäh' ich aller Freunde Gaben
Und will von Keinem etwas haben.
Ich wandre fort, weit fort zum Fest,
Wo Jeder mich in Frieden läßt,
Der Schwalbe gleich, der sie zerstört das Nest.

III.

Nun liegt der Winter auf den Forsten
Und Schnee liegt auf den Höhn.
Hoch oben, wo die Adler horsten,
Ist's kalt und schön.
Hinauf, hinauf, das heiße Herz
In Eis und Schnee zu kühlen!
Dort oben wird es seinen Schmerz
Vielleicht nicht fühlen.

Hier zwischen schroffen Felsen steh' ich
In meines Herzens Qual,
Und auf die Stadt hinunter seh' ich
In's tiefe Thal.
Ich seh' das Haus, in dem sie ruht
In ihres Herren Armen,
Sie, der ich selbst von Herzen gut.
S'ist zum Erbarmen!

Hellweißer Schnee liegt auf dem Dache;
Sein kalter Glanz ist Lug;
Denn drinnen in dem Brautgemache
Ist's heiß genug.
Weh! aber meines Herzens Weh
Ist vielmal heißrer Zunder;
Und selbst des Berges Eis und Schnee
Thut keine Wunder.

Hinauf drum! eisigere Lüfte
Wehn höher, höher noch.
Hinauf bis in die kältsten Klüfte,
Zum höchsten Joch!
Es muß doch einmal Frost genug
Den Winteräther füllen,
Um mein gequältes Herz mit Fug
In Eis zu hüllen!

IV.

Weiß Gott! nicht gut
Ist mir zu Muth.
Ich mein', das Lachen stünd' mir fern.
Und dennoch lach'
Ich laut und jach,
Ich lach' und unterdrückt' es gern.
Denn in den Ohren summt mir plötzlich
Ein alter Ton
Von Lieb und Hohn;
Und — Gott verzeih's — mir scheint ergötzlich,
Daß Leid, wie meins, besungen schon.

Ich sang und las
Das oft zum Spaß
Und war dabei von Herzen froh;
Doch weh zu thun
Scheint mir es nun,
Da mir's ergangen ebenso.
Ja, freilich klingen Liebesschmerzen
Mit hellem Klang
In Sängers Sang;
Doch wer sie selbst erlebt im Herzen,
Vergißt sie nicht sein Leben lang.

Und doch Wer weiß!
Daß Gluth und Eis
Ein Lachen plötzlich hat bethaut,
Hat euch vielleicht
Der Lenz erreicht,
Der schon aus allen Büschen schaut.
Schon lachen blumig-bunt die Fluren
Schon lacht die Weid'
Im grünen Kleid
Und alle Erdenkreaturen
Vergessen all' ihr Winterleid.

## V.

Jetzt weiß ich, was ich thu',
Da Aepfel blühn und Quitten.
Frau Venus will ich bitten;
Die schafft mir wieder Ruh'.
O Venus, Fraue hold,
Der Frühling ist dir eigen;
Du wirkst in allen Zweigen,
Du webst im Sonnengold.
Und daß die jungen Stiere brüllen
Und Lämmer hüpfen auf der Au'
Und froh sich tummeln junge Füllen,
Das Alles ist dein Werk, viel holde Frau!

O Venus, Fraue mein,
Du pflanzest, selbst voll Liebe,
Im Lenz der Liebe Triebe
In alle Wesen ein.
Frau Venus, steh' mir bei!
Du kannst die Herzen lenken,
Daß sie sich Liebe schenken
Voll süßer Raserei.
Sieh! ich nur wandle gramvoll heuer,
Weil mir ein Liebesglanz verblich.
Entzünde du ein andres Feuer
In meiner Brust, Frau Venus; höre mich!

Weich weht die Maienluft
Und Nachtigallen schmettern;
Von Blüten und von Blättern
Erhebt sich süßer Duft.
Schon zieht in meine Brust
Ein frisches Frühlingsschauern;
Nicht lange kann's mehr dauern,
Dann spür' ich neue Lust.
Frau Venus, hör', du mußt's gewähren!
Schenk' ein geliebtes Wesen mir!
Sonst werd' ich keck dein selbst begehren,
Sonst komm' ich in den Hörselberg zu dir!

# Die Blumen des Zeitungsstyls.

Von **Ferdinand Kürnberger.**

---

Innerhalb der Sprache der Allgemeinheit gibt es so viele besondere Sprachen, als es in Handel, Gewerbe, Handwerk, Kunst, Wissenschaft, als es in jeder Ausübung menschlicher Thätigkeit Fächer gibt. Der Forstmann, der Bergmann, der Handelsmann, der Weber, der Buchdrucker sprechen im Conversationssaal die Sprache der Allgemeinheit, in ihrer Fachthätigkeit sprechen sie ihre besondere Kunst- oder Fach-Sprache.

Jede Fachsprache wird es durch zwei Elemente: durch Terminologie und Phraseologie.

Die Terminologie ist direkt nothwendig. Sie hat Begriffe zu bezeichnen, welche nur dem Fache eigenthümlich, außerhalb desselben dem begriffsreichsten Menschen unbekannt sind. Wenn der Weber sich nicht seinen Kunstausdruck oder Terminus bildet, so gibt ihm der Bauer, der Kaufmann, der Soldat, der Priester, so gibt ihm die ganze bürgerliche Gesellschaft kein Weber-Wort, weil sie keinen Weber-Begriff hat.

Die Phraseologie scheint überflüßig: da aber der Ueberfluß selbst wieder nothwendig ist, so ist sie wenigstens indirekt nothwendig. Die Phraseologie spielt mit der Sprache, verziert die Sprache, aber der Spiel- und Schmucktrieb ist in der Menschennatur ebenso uranfänglich vorhanden, wie der Bedürfnißtrieb.

Zu ihrer Begriffssprache entwickelt daher jede Fachthätigkeit auch eine Blumensprache, zur Terminologie die Phraseologie. Ja, dies ist wahr und vollzieht sich mit solcher Nothwendigkeit, daß Fachthätigkeiten, welche kaum eine Terminologie brauchen, doch eine Phraseologie sich zubilden.

Zum Beispiel, die Journalistik.

Ihre Terminologie bestreitet sie vielleicht aus einem Halbdutzend technischer Ausdrücke wie Leader, Entrefilet, Communiqué 2c.; sie ist in diesem Punkte fast bedürfnißlos. Das Machen einer Zeitung kann der Terminologie so ziemlich entbehren; dagegen das Schreiben der Zeitung folgte dem unwiderstehlichen Gesetze jeder Fachthätigkeit, dem Zug vom Allgemeinen zum Besonderen, zur Bild- und Blumensprache, zu Redefiguren, die ihr eigenthümlich, zu Ausdrücken, die ihr conventionell-geläufig, typisch und stereotypisch geworden, — zur Phraseologie.

Ueber die Phraseologie der Fachthätigkeiten fielen die Würfel des Zufalls. Wie Alles, was aus Gewohnheitstrieb wächst und wird, ist keine Phraseologie aus Wahl, Absicht und Bewußtsein, sondern jede aus glücklichem oder unglücklichem Ungefähr ins Dasein getreten.

Wie hübsch wäre es nun, wenn ein so wichtiges und unentbehrliches Lebensmöbel, wie es die Zeitung ist, aus ihrem Loostopf eine Phraseologie gezogen hätte, an der wir Alle Freude haben könnten! Wie garstig, daß das Unglück es anders gewollt hat! Es haben sich Phrasen als spezifische Zeitungsphrasen eingebürgert, welche dem feinfühligen Geschmacke mehr oder minder unangenehm schmecken, weil sie das Unpassendste, dem Geist und Sinn einer Zeitung Widersprechendste sind und verkehrter kaum noch gedacht werden könnten. Die Zeitungspresse ist das echteste Kind des modernen Bürgerthums und —

spricht die Sprache ihres verhaßtesten Feindes: des feudalen, mittelalterlichen Ritterthums! Die Zeitungspresse ist eines der wirksamsten Bildungsmittel, kann oder soll es wenigstens sein, und — spricht die Sprache des Pöbels!

Diese grausame Ironie des Zufalls ist so ärgerlich, daß sie fast amüsant wird, wie ja Alles, sogar der Galgen, seinen Humor hat! Es kann Einem Spaß machen, die groteske Flora der Zeitungsblumen mit einem flüchtigen Blicke zu mustern und sarkastisch zu belächeln. Wer ist komischer: der ritterliche Zeitungsstyl, oder der pöbelhafte Zeitungsstyl? Um den Preis der Verkehrtheit ringen sie beide. Ein paar Stichproben davon mögen genügen.

### 1. Ritterlicher Zeitungsstyl.

Ich sehe ein paar emsige Männer Haufen von frischen Zeitungsnummern durchwühlen. Die Cigarre dampft, die Papierscheere klirrt, die Brille brillirt hin und her. Jeder findet den Ort, wohin er zu sehen hat, fast blind; sie haben es längst im kleinen Finger, wer die offizielle, wer die offiziöse und wer die inspirirte Zeitung ist, oder wer in den „unabhängigen“ Organen die offizielle, die offiziöse und die inspirirte Chiffre. Sie wissen in der Amtlichen, Halbamtlichen und Unabhängigen den Leitartikel, die Correspondenz, die Notiz, ja das scheinbar bedeutungsloseste Inserat zu deuten. Sie deuten das Alles in Bezug auf ihren eigenen Standpunkt. Der Innere merkt auf, wie man im Kulturkampf, der Aeußere in der Orientfrage, der Volkswirth in der Zoll- und Eisenbahnfrage denkt und wie diese Gedanken der Politik seines eigenen Blattes begegnen oder zuwiderlaufen. Wie nennt man diese Thätigkeit der lesenden, schreibenden, Scheere und Rothstifft-handhabenden emsigen Männer? Ei doch, sie redigiren. Weit gefehlt. *Sie stehen auf der Hochwacht!* Wenn der Thurmwart auf den Wartthürmen der Städte, wie z. B. die Sachsenhäuser- und Friedberger-Warte bei Frankfurt, Luft und Erde seines weiten Horizonts durchspähte, ob er ein feindliches Ritterfähnlein in Sicht bekam, oder ein Kauffahrerzug im Geleite einer befreundeten Stadt die Landstraße daherkroch, so hat mir dieser Mann zwar keine große Aehnlichkeit mit einem anderen Manne, welcher bei Gaslicht in seinem Bureau in einen Haufen von Zeitungen durchwühlt; aber — der Letztere läßt sich's nicht nehmen: er *hält seine Hochwacht.*

Und siehe da, alsbald entdeckt unser Hochwächter einen Zeitungsartikel, der ihn grimmig verdrießt. Was thut der Ergrimmte? Je nun, er brennt sich eine frische Cigarre an und schreibt gegen die Zeitung. Ich bitte, sich ritterlicher auszudrücken! Er *wirft ihr den Fehdehandschuh hin.*

Natürlich ist die gegnerische Zeitung nicht minder ritterlich, und da ihre Ritter so eben nachgedacht, was sie für die morgige Nummer schreiben sollen, so ergreifen sie mit Vergnügen die Feder und schreiben gegen die Zeitung, welche gegen sie geschrieben. Weil aber beim Zeitungsschreiben das Wort „schreiben“ förmlich verpönt ist, so werden sie mit dieser Zeitung nicht sowohl Worte wechseln, als: *mit ihr in die Schranken treten.*

Am hitzigsten schreibt der Jüngste unter den Redaktionsrittern, denn eigentlich ist er noch gar nicht Ritter sondern will sich bei dieser schönen Gelegenheit erst *seine Sporen verdienen.*

Andere haben das längst schon gethan. In Tjost und Buhurt ergraut, sieht man den berühmten Ritter Aaron Mendel für die zollfreie Einfuhr der Halbgarne *eine Lanze brechen.*

Fast wird das Papier zu wenig — denn manchmal sagt man statt Kampfplatz oder Arena noch immer Papier; — da erwirbt sich Simon Fränkel den Dank der ganzen Ritterschaft, indem er mit einer Bravour, die er nur von seinem Ahnherrn, dem großen Cid haben kann, für die zollfreie Hadern- und Lumpeneinfuhr *seine Lanze einlegt.*

So tummelt sich die Ritterschaft hüben und drüben. Die Schutzzöllner vertheidigen ihre Zölle und die Manchesterleute ihren Freihandel. Das nennen sie beiderseits: *ihr Banner hoch halten.*

Sie suchen ihre Meinungen im Publikum zu verbreiten, oder Diejenigen, welche mit ihnen schon gleicher Meinung sind, zur öffentlichen Bethätigung derselben anzuregen;

d. h. sie fordern männiglich auf: sich um ihr Banner zu schaaren. Das Banner ist entrollt, das Banner wird hochgehalten, man schaart sich um das Banner.

Ueber das Kostüm und die Ausrüstung der Ritter wüßte ich weniger Bescheid zu geben; ich kann nicht sagen ob sie Schärpen, Arm- und Beinschienen, Ger und Brüne tragen: mit Bestimmtheit kann ich nur die Kopfbedeckung bezeugen. Sie ist der eiserne Ritterhelm mit der verschiebbaren Gesichtsschiene. Diese Letztere darf aber nie zum Schutz und zur Bedeckung des Gesichts dienen, denn unsre Ritter setzen ihren höchsten Ehrenpunkt darein: jederzeit mit offenem Visir zu kämpfen. Ich halte das für praktisch, denn es läßt sich nicht nur ehrlicher kämpfen, sondern auch besser die Cigarre rauchen — mit offnem Visir! (Anmerkung für die Neuzeit: Der Ritter, der den Preis davon trägt, welchen bekanntlich „die Dame" spendet, behält, schon des Handkusses wegen, selbstverständlich auch in diesem erquicklichen Augenblicke sein Visir offen; erst seit in modernerer Ritterzeit statt der Dame ab und zu der Generalsekretär der Aktiengesellschaften die Preise vertheilt, könnte sich vielleicht auch das geschlossene Visir empfehlen, nämlich um die Schamröthe — der Bescheidenheit zu verbergen.)

War der Zeitungskampf ein Einzelnkampf, so hat man der feindlichen Zeitung den Fehdehandschuh hingeworfen, ist in die Schranken getreten, hat sie aus dem Sattel gehoben, hat sie in den Sand gestreckt und hat schließlich den Preis davon getragen.

War es ein Massenkampf, so ist man gegen die feindliche Zeitung zu Felde gezogen, man macht Front gegen sie, man liegt mit ihr zu Felde, man schlägt sie aus dem Felde, und hat man sie endlich gezwungen, zum Rückzuge zu blasen, so wird der Vorkämpfer, wie König Pharamund, auf den Schild gehoben.

Ob Einzelnkampf oder Massenkampf, immer aber war das Zeitungsschreiben ein Kampf und die Zeitungsschreiber machen völligen Ernst daraus, Schreiben und Cigarrenrauchen, die friedlichsten Dinge von der Welt, als kriegerische und blutige zu stabiliren. Nur wir Aelteren haben noch Spaß von diesem Ernst, die wir in der Gänsekiel-Periode und nicht in der rasselnden Erz- und Bronceperiode des Zeitungsstyls aufgewachsen. Die Jüngeren dagegen stecken in ihrem Ernste schon so tief, daß sie bereits in Verlegenheit wären, ihre Zeitung zu schreiben, ohne ein Banner hoch zu halten und in die Schranken zu treten. Ich glaube, es hieße sämmtliche Zeitungsfedern zum Stillstande bringen, wenn man ihnen den ritterlichen Zeitungsstyl nähme. Höchstens bliebe ihnen noch — der pöbelhafte Zeitungsstyl übrig.

### 2. Pöbelhafter Zeitungsstyl.

Wir können es uns nicht ersparen, der „Germania" den Vorwurf ins Gesicht zu schleudern ....

Ich möchte mirs doch ersparen.

Ich kann mit meinem Mitmenschen manches zu thun haben. Ich kann mit seiner Vernunft etwas zu thun haben, um sie zu überzeugen; ich kann mit seinem Herzen etwas zu thun haben, um es zu rühren; dagegen bleibt es mir schlechterdings unverständlich, was ich mit seinem Gesichte zu thun hätte. Unter allen Umständen bleibt mir sein Gesicht aus dem Spiele. Wie sich ein Mann von Erziehung entschließen kann, einem Andern etwas „ins Gesicht zu schleudern", habe ich nie zu begreifen vermocht.

Wir werden unser Banner hoch halten, so sehr sich „Prokrok" bemüht, es in den Koth zu zerren.

Was hat der Koth mit dem Ideenkreise von denkenden Menschen zu thun? Welcher Interessenstreit könnte in irgend einem Sinne beim Koth ankommen? Gehört der Koth in die Oekonomie politischer Parteien? Und wenn nicht, warum gehört er in ihre Sprache? Wenn Schweine reden könnten, so würde er wahrscheinlich eine wichtige Rolle spielen — in der Schweinesprache; aber in der Menschensprache? in der Journalistensprache? Ich beweise die Stärke meiner Sache und beweise die Schwäche der gegnerischen Sache; mag mein Gegner dann auf einem sammtenem Diwan liegen: er ist ja doch ein Mensch und der Diwan ist menschwürdiger als der Koth. Wenn es auf mich ankommt, so brauche ich niemals Koth; es kann ewig trockenes Wetter sein. Ja, ich brauche auch dieses trockene

Wetter nicht, um meinen Gegner in den Staub zu treten! Ich baue meine Zeitung weder aus Koth, noch aus Staub, sondern überlasse diese Stoffe den freundlichen Schwalben zu ihrem Nesterbau.

Die Kreuzzeitung und die Volkszeitung liegen sich einander in den Haaren...

Ein Schauder überläuft meinen Rücken! Wer kann sich die Möglichkeit vorstellen, daß gebildete Menschen „sich in den Haaren" liegen? Ich habe es noch nie von den ungebildetsten gesehen! Ich hörte Gassenbuben und Fischweiber sich schimpfen! aber so leidlich civilisirt sind unsre Städte, daß selbst die Hefe des Stadtpöbels mir in fünfzig Jahren noch nie das ekelhafte Schauspiel geboten, wie Zwei sich in den Haaren liegen. Und nun versichert mich der Sprachgebrauch der Zeitungen, daß Männer, welche Bildung haben und Bildung verbreiten — sich in die Haare gerathen und sich in den Haaren liegen!!

Wer kann ein Journal, seinen Charakter und seine Ueberzeugungstreue achten, welches heute begeifert, was es gestern verhimmelt...

Wer geifert? Das kleinste der kleinen Kinder, der Säugling. Hierauf die Furie, im entsetzlichsten Ausbruch ihres pöbelhaften Affektes, und schließlich der Narr in der Zwangsjacke, der tobsüchtige Rasende, dem der Schaum vor den Mund tritt. Die Zeitungen selbst aber meinen — mit dem unmündigsten Kinde, mit der ekelhaftesten Megäre, mit dem unheilbarsten Wahnsinnigen sei noch der Vierte im Bunde: ein Zeitungsredakteur: Der Nächstbeste ihrer Collegen geifert in jedem ihnen beliebenden Augenblicke!

Ich weiß nicht ob meine Leserinnen, welche an andere Blumenbouquets gewöhnt sind, noch mehr von diesen Zeitungsblumen wünschen. Die mitgetheilten Probe-Exemplare waren aus dem Koth und aus dem Staub gepflückt, mit ausgerauften Menschenhaaren gebunden und mit dem Thau von Geifer besprengt. So zubereitet wurden sie uns galant überreicht, nämlich ins Gesicht geschleudert.

Wir lächeln grinsend unsern Dank und wollen uns sachte verabschieden, da erwischt uns der Zeitungsantholog beim Zipfel und nöthigt uns noch sein Bestes auf, ein paar ganz exquisite und superfeine Blümchen, die schon ihres romantischen Fundortes wegen zarten Seelen interessant sein müssen. Sie wachsen — dicht unterm Galgen.

Wer wird da gegeißelt? Körperliche Strafen sind doch längst schon abgeschafft; sage mir Henkersknecht, wer trug Dir auf, ein so bestialisches Urtheil...

Ich bin kein Henkersknecht, sondern ein Zeitungsredakteur und ergötze mich höchlich daran, einen meiner Collegen zu geißeln. Ich habe ihn erst mit ätzender Lauge überschüttet, was ich von einem Waschweibe lernte; es nützte nichts, und nun geißle ich ihn, was ich vom Gevatter Henker lernte.

Silberglöckchen, Zauberflöten
Sind zu eurem Schutz vonnöthen;

und Waschweib und Henker zum Journal-Redigiren!

Ich weiß freilich: das Geißeln kommt nicht aufs Kerbholz der Zeitung allein; die Sprache der satirischen Literatur hat es längst schon gehabt. Wir haben es aus den lateinischen Schulen aufgegriffen, durch die jeder Deutsche geht; wir fanden es schon bei den Römern.

Das ist wahr und doch nicht ganz wahr. Wo wir geißeln sagen, sagt der Römer castigare, aber das heißt castum agere, Etwas keusch und rein machen. Diese Etymologie fiel mit vollem Verständniß ins römische Ohr und sie klingt menschlich genug. In unser Ohr fällt nichts als die klatschende Geißel, ein Bild der nackten Bestialität. Wir haben castigare ziemlich leichtsinnig mit „geißeln" übersetzt; dieses heißt flagellare, aber das gebraucht selbst der harte und grausame Römer nicht in der geistigen Bedeutung, welche wir durch das mißbräuchliche „geißeln" schänden. Die richtige Uebersetzung für castigare wäre „züchtigen", wo ins deutsche Ohr der Begriff Zucht, — „Zucht und Sitte" fällt, so daß züchtigen fast „sittigen" heißt und genau den Begriff von keusch- und rein-machen bekommt. Geißeln ist einfach viehisch und entbehrt jedes moralischen Begriffs.

Und möchte „geißeln" noch eine frühere und schon überlieferte Unart des Sprachgebrauchs sein; neuere und durch den Zeitungsstyl allein in Schwung gekommene, von

ihm mit Vorliebe und verschwenderisch gebrauchte Ausdrücke kultiviren die Rohheiten der Henkerssprache noch eines weiteren. Denn nicht nur daß die Zeitungen mit nie gesättigter Wollust unter einander sich geißeln; sie brandmarken sich auch, sie drücken sich ein Brandmal auf die Stirne und sie stellen sich an den Pranger. Zum deutlichen Beweis daß die Zeitungssprache die Galgensprache nicht zufällig sondern als ein tiefgefühltes Bedürfniß und in all ihren Variationen sich anzueignen liebt. —

Als ein tiefgefühltes Bedürfniß! Ist es an dem, so dürfen wir unsre Kritik nicht schließen, ohne, auf mildernde Umstände zu plaidiren. Und fast scheint es uns so. Es möchte Ernst sein, völliger Ernst mit dem tiefgefühlten Bedürfniß.

So viel ist wenigstens wahr: die Zeitungspresse hat ein natürliches Bedürfniß, eine starke und nachdrückliche Sprache zu sprechen. Das eingeräumt, — wie wir es gerne thun — finden wir ein versöhnendes Moment darin und können den Richter in den Vertheidiger verwandeln. Wir haben die Zeitungspresse, und wohl mit Recht, das ureigenste Kind des modernen Bürgerthums genannt, aber das Bürgerthum ist ein gar zahmes, friedliches und civilisirtes Geschöpfchen; woher nähme das eine starke und nachdrückliche Sprache? Ei, von denen, welche sie haben! Das mittelalterliche Ritterthum hatte sie, und der Pöbel aller Zeiten hat sie. Also wäre es immerhin natürlich, begreiflich, nachgewiesen und menschlich-motivirt, warum die bürgerlichste Institution eine Junkersprache, die gebildetste eine Pöbelsprache spricht, warum sie in jenem Falle lächerlich, in diesem ärgerlich und in beiden geschmacklos spricht.

Aber wie wir auch die Schuld mildern, ein Unglück bleibt es trotz alledem. Und nur mildern, nicht gänzlich aufheben können wir die Schuld. Hat nämlich die Zeitungspresse das Bedürfniß einer starken und nachdrücklichen Sprache, so hat sie es auf dem ganzen civilisirten Erdkreis und nicht bloß in Deutschland allein. Deßungeachtet bietet uns keine Journalistik, — weder die englische, noch die französische, italienische, spanische, russische, — keine Journalistik der ganzen Kultur-Peripherie bietet uns das Schauspiel jenes junkerlich-pöbelhaften Gallimathias, welcher die deutsche Journalliteratur entstellt. Es muß also doch wohl möglich sein, auch im Deutschen stark und nachdrücklich, aber ohne gedankenlosen Sprachverderb, zu sprechen. Und brauchen wir denn einen bündigeren Beweis dieser Möglichkeit als unsre Klassiker? Ich denke, Lessing hat stark und nachdrücklich zu sprechen gewußt! Gottlob daß unsere Klassiker endlich wohlfeil geworden und in Volksausgaben das Gemeingut aller zu werden fähig sind; dieses Gegengift stellt just noch zur rechten Zeit sich ein, um den Verfall des reinen Sprachgefühls noch eine Weile aufzuhalten, weil es ja doch das Unglück gewollt hat, daß das verbreitetste Literatur-Element, die Journalistik eine so unreine Sprache bei uns in die Phantasie und auf die Zunge aller gelegt!

Und so lese ich denn schon lange meinen Lessing fast nur noch aus formalen Gründen, denn das Sachliche, insofern es bleibend, ging ja in Fleisch und Blut über; fast der halbe Lessing aber besteht leider aus Sachlichem, das vergänglich war und das veraltet ist. Wer lächelt nicht schmerzlich, wie viel Papier ein Lessing daran wendete — um einem Epiker Dusch, oder selbst einem Herrn Geheimderath Klotz ihre nebelköpfigen Dummheiten zu beweisen! Welch prächtige Donnerwetter um solcher Omelette willen!

Aber die Donnerwetter füllen mein Ohr mit ihrem erhabenen Schall! Diese Donner- und Wettersprache lese ich — etwa wie ein Römer unter Theodorich die Klassiker des Augustus las, — bloß um mir die Sprache blank zu putzen, welche reißend schnell zu verrosten droht, bloß um mich zu erinnern und mir gegenwärtig zu halten, wie man ein starkes und nachdrückliches Deutsch sprechen kann — auch ohne Lanzen zu brechen, Banner zu schwingen, in den Haaren zu liegen, in die Gesichter zu schleudern, sich in den Koth zu zerren und sich an den Pranger zu stellen.

---

# Die klassischen Lyriker Deutschlands.

## Eine Studie

von S. Heller.

---

Jedes Land und jeder Himmelsstrich bringt nicht blos seine nur ihm angehörigen Pflanzen, Thiere und Menschen hervor. Boden, Luft, Klima und historische Verhältnisse bilden auch, so zu sagen, eine eigenartige Geistesschicht, die in dieser Zusammensetzung nirgends weiter vorkommt. Wie man in der Naturwissenschaft eine Pflanzengeographie kennt und jene Breiten verzeichnet, innerhalb deren nur Palmen u. s. w. vorkommen, so darf man auch von einer Ideengeographie sprechen, von einem bindenden Einfluß der Naturgewalten auf das Gedankenleben der Völker, und gleich den seltsamen Ausbiegungen und Windungen der Linien bei den Isothermen und der magnetischen Influenz auf den verschiedenen Punkten der Weltkarte biegen und winden sich die Ideen auf ihrem Rundgange durch die Erde in den wundersamsten Gestaltungen. Wer die Weltliteratur zu seinem Studium gemacht, wer die Kulturgeschichte nicht nach voreingenommenen Ansichten lernt, sondern in ruhiger Erwägung der Thatsachen die allmälige Entwickelung und den Fortschritt dieser Ideen betrachtet, der wird finden, daß letzterer bei mancher Nation einen ungewohnten Aufschwung nimmt, während manche andere ihm hartnäckige, nicht weiter zu bewältigende Hemmnisse entgegenstellt. Deutschland möchte man so recht das Land der Ideen nennen, und es wäre der Mühe werth, die Untersuchung streng historisch zu führen, seit wann es dieses im eigentlichen Sinne des Wortes geworden ist. Vielleicht wird man dann jene Periode als die maßgebende bezeichnen, in welcher es, vom Meere vollständig abgeschnitten, zu einem Binnenlande geworden ist. Sicher steht wenigstens, daß seit jener Zeit das Ideologische in der deutschen Weise immer schärfer hervortritt; daß zu einer Zeit, wo Portugiesen und Spanier und in deren ruhmreicher Laufbahn bald nachfolgend Engländer und Niederländer neue Handelswege und neue Welten aufsuchten und mit Schätzen sich bereicherten, wie man sie nur in Märchen geträumt hatte, Deutschland verhältnißmäßig arm und in rührender Einfachheit jene Schätze des Evangeliums hob, die nicht Rost noch Schimmel benagen und seines Herzens Drang auf jene Weise befriedigte, die in der Reformation einen so großartigen Ausdruck fand.

Und als nach dem mörderischen 30jährigen Kriege Deutschland, seiner kostbarsten Provinzen beraubt, bis zur Unbedeutendheit herabsank, seine ehemalige staatliche Größe kaum noch in der Erinnerung fortlebte und eine beispiellose Sittenverwilderung einriß; als ein Jahrhundert, welches darauf verflossen war, uns so erniedrigt fand, daß der größte damalige deutsche Fürst es verschmähte, deutsch zu sprechen und zu schreiben: da waren es die Dichter, welche sich um die unter dem erstickenden Wust von Fremdwörtern aussterbende Sprache als um das heiligste Palladium schaarten und, unbekümmert um die arg verfahrene Politik, die Nation wieder von innen heraus zu heben und ihr Selbstbewußtsein und geistige Schwungkraft zu verleihen sich bemühten. Seit jener Zeit ward

Deutschland die eigentlich literarische Nation, ja das Wort Aesthetik wird die Ideengeographie ganz scharf innerhalb der Grenzen Deutschlands einschließen müssen; was sich davon in andere Länder verloren hat, ist gar nicht der Rede werth. Seit jener Zeit waren wir „die Nation von Denkern", wie Bulwer uns nannte und wie unsere galanten Nachbarn uns zu nennen sich beeilten, so oft sie die Absicht hatten, uns etwas am Zeuge zu flicken. Man mag von diesem unserm literarisch-ästhetischen Charakter denken, was man will, so ist doch so viel unzweifelhaft, daß ohne diese ideale Richtung wir nie auf unsre Befreiungskriege stolz zu sein Ursache hätten, und was Deutschland in dem Jahrhundert von 1740 bis 1840 in der allgemeinen Geschichte Bleibendes geleistet, das wird erst dann wahrhaft gewürdigt werden, wenn die Geschichtschreibung jene Höhe erreicht haben wird, die Buckle ihr angebahnt hat, wenn sie in Wahrheit und Wirklichkeit eine Ideengeographie und Ideenchronographie geworden sein wird.

Seit einem Menschenalter ungefähr gestaltet sich Deutschland in einer wesentlich andern Weise. Die literarisch-ästhetische Richtung verkümmert immer mehr unter dem mächtigen materiellen Fortschritte und der zeitweiligen fast ausschließlichen Geltung der Naturwissenschaft. Und seit der jüngsten Gründung des deutschen Reiches, seit Deutschland einen so hohen fast schiedsrichterlichen Rang unter den Völkern Europa's einnimmt, seit zu den realen Errungenschaften der national-ökonomischen Einsichten noch eine so ungeheure politische Machtfülle sich gesellt hat, wird jene literarisch-ästhetische Richtung voraussichtlich ganz verschwinden und einer Entwickelung Raum geben, wie wir sie etwa in England seit Jahrhunderten so gedeihlich vor uns sehen. Sollen wir vielleicht darum jenes kritisch-philosophische Jahrhundert vergessen und nicht vielmehr anerkennen, daß es der einzig solide Unterbau war, auf dem ganz allein sich unser großes Vaterland zu dauernder Bedeutung und innerlich gediegener sittlicher Kraft erheben konnte? Und würde es sich nicht bitter an uns rächen, wenn wir vergessen könnten, wovon wir ausgegangen sind? Daß es eine geistlebendige Form war, die wir unter unsäglichen Mühen, oft fehlgreifend und nur selten durch reichen Erfolg belohnt, aus uns heraus gebildet, und die vielleicht zuletzt auch den endlosen Stoff, der uns jetzt von allen Seiten zuströmt, zu beherrschen bestimmt ist? Sei es demjenigen, der sich wahre Macht ohne wahre innere Würde nun einmal nicht zu denken vermag, immerhin gestattet, die Hoffnung zu hegen, daß wir noch immer nicht mit unserm Latein zu Ende sind, daß jene humanistischen Gedanken, wie sie im 15. und 16. Jahrhundert zuerst auftauchten, wie sie durch Herder zur Humanität, durch Goethe und die beiden Humboldt zum freien Menschenthum geworden sind, noch jetzt gegen das Einreißen materieller Verwilderung den sichersten Damm bilden, und die Beschäftigung mit ihnen uns Gewähr bleibt, daß wir den Leitstern und den festen Angelpunkt mitten im wirren Drange der Zeit nicht verloren haben, eingedenk des prophetischen Schiller'schen Wortes, daß alle Entdeckungen und Forschungen der Wissenschaft nur der Kunst als dem Höchsterreichbaren gelten, und daß selbst der Denker seiner Schätze nicht eher froh wird, als bis sie zum Kunstwerke geadelt sind.

Epos und Drama haben sich noch einiges Ansehen bei uns bewahrt: jenes durch seine natürliche Wucht und durch die Wahl moderner Stoffe, oder doch durch die stark moderne Behandlung des Stoffes von Seiten des Dichters (eigentlich beliebt ist es nur in der Zwitterform des Romans); dieses durch die Bühne, welche noch immer ein, wenn auch veraltetes Bestandstück unsrer öffentlichen Geselligkeit geblieben ist. Fast im Absterben begriffen ist aber die Lyrik. Mit einem wirklichen Gefühl wagt sich gegenwärtig kein Dichter mehr an das Tageslicht. Man dünkt sich jetzt so reich an Wissen und materiellen Gütern, daß man im rauschenden Getümmel der Zerstreuungen die stille Gabe der Muse ganz verschmäht, man hört nur mit halbem Ohr auf den Laut der Empfindung, und höchstens noch ein zierliches Gelegenheitsgedicht, ein beißendes Epigramm, eine witzige, geistreiche Wendung, die man einem Trinkliede zu geben sich weidlich abplagt, lassen ahnen, daß sie überhaupt noch existirt. Unsere Goldschnittpoeten haben durch ihre in der Regel eben so korrekten, als gedanken- und gemütharmen Reime dieses traurige Loos zum großen Theile selbst verschuldet. Jenes literarisch-ästhetische Jahrhundert, von dem ich oben gesprochen habe, nahm es damit ganz anders. Da war es den Dichtern

ein heiliger Ernst mit ihren Gefühlen, und namentlich von Klopstock an datirt das Weihevolle, Große und streng Nationale in diesen Bestrebungen. Der Göttinger Dichterbund hat sie zu einem einzigen Ziele gemacht, und die Namen eines Voß, Fritz Stolberg, Hölty können nur mit Verehrung genannt werden. Mit diesem Bunde in äußerlicher Beziehung, wenn auch zu demselben nach seiner Sinnesart durchaus nicht gehörig, erhebt sich dann der heute leider so wenig gekannte Bürger zu außerordentlicher Bedeutung, und zwar nur durch seine gewaltige Lyra, als großer, allgemein anerkannter deutscher Volksdichter, später in dieser Eigenschaft durch Schiller verdrängt, der es bis zum heutigen Tage geblieben ist, während Goethe's überragende Kraft Beiden mit Recht den Rang streitig macht, ohne es indeß bis jetzt zu einer erheblichen Popularität gebracht zu haben. Die Berührungen zwischen diesem glänzenden Dreigestirn sind so mannigfach und der Inhalt ihrer Lyrik ist so unerschöpflich, daß hier Alles nur in den Hauptpunkten angedeutet werden kann.

G. A. Bürger gehört zu den eigenartigsten, selbstständigsten und bedeutendsten Dichternaturen, die jemals auf deutschem Grund und Boden gewachsen sind; in ihm ist jene seltene Vereinigung von Genius und Wissen, die jenen kräftigt und dieses adelt, ohne daß darum das Vollblut des Poeten durch die leiseste Anwandlung von Reflexion verfälscht oder in seinem raschen Erguß durch die Adern im Entferntesten gehemmt würde. Die liebenswürdigste Bescheidenheit und ein oft antikes Selbstbewußtsein paaren sich in ihm zu imposanter Kraftfülle, die, wie sie unwillkürlich aus dem reichen Gemüthe strömt, dem eigenen Geiste als Selbstoffenbarung aufgeht. Dabei schafft er nicht in der ersten wilden Gluth und im bacchischen Taumel der Begeisterung. Die klarste Besonnenheit herrscht mitten in seinem kühnsten Schwunge, er hat die feinsten Gesetze der Sprache ausprobirt und ausgekostet, und wie bei jenem Sybariten, dem ein auf sein Lager gefallenes Rosenblatt den Schlaf raubte, darf nicht ein Athemzug die Harmonie seiner Gesänge trüben; er feilt und modelt, er wählt und verwirft, er häuft Variante auf Variante, bis er das entscheidende Wort, den richtigen Reim, das treffendste Bild gefunden. Was ist dann aber das auch für ein Prachtbau in seinen Versen, wie ungezwungen und gleichsam sich selbst singend und sagend erscheinen diese Strophen! Er erinnert hierin lebhaft an Heinrich Heine, der bekanntlich seine reizendsten Lieder vielfach umgearbeitet und erst nach langem Prüfen und Suchen das Rechte sich angeignet hat. Er erinnert andererseits an Horaz, welcher es ja irgendwo ausspricht, wie man es dem leichtesten und graziösesten Fluß der Verse oft am wenigsten ansieht, welche Mühe, welchen Schweiß und welches Wechselfieber von Gluth und Frost sie dem Autor gekostet. Aber Bürger, kräftiger, gesinnungstüchtiger als Horaz und ohne Spur Heine'scher Frivolität, erreicht das Ideal von Jenem durch die allgemeine Volksliebe und erlaubt sich die tollsten Sprünge des Humors wie dieser, ohne die Gesinnungslosigkeit Beider. Er ist ein Mann, ganz Ernst und Charakter, fest auf den eigenen Füßen, einstehend und vollzahlend für jeden seiner Fehler, keine Regung an sich verschweigend, weil er sich keiner zu schämen hat; diese ehrliche Treuherzigkeit, dieser offene Biedersinn hat ein Recht, uns sein ganzes Innere klar zu entfalten, denn es ist nichts Falsches, keine Krümme und keine Halbheit darin.

Sein ganzes Ziel geht dahin, populär zu werden, aber Deutschlands Gebildete waren damals strebsamer als heute. Man hielt ein Gedicht noch nicht für eine leere Spielerei, die gegen die hohe, nichts weniger als Alles bedeutende Wichtigkeit des Courszettels weit zurücktreten müsse, andererseits auch nicht für den Ausfluß tiefster philosophischer Speculation, sondern für den klaren Gedanken oder die reine Empfindung einer sangbegabten edeln Seele, und in diesem Sinne ist alles von Bürger populär. Daß er zeitweilig den Bänkelsängerton anstimmte und zwar nicht nur in ausgesprochenen Scherzen wie im Raub der Europa, sondern auch in einer Menge von Balladen, wird ihm heutzutage keiner mehr verübeln, der auch nur die Gesänge des Homer mit Geist und Herz gelesen hat. Bezeichnend ist es, daß der Kenner und Uebersetzer Homer's und Virgil's, der Verehrer Horazens und Klopstock's, der Freund fast aller Genossen vom Göttinger Dichterbunde nichts in antiken Strophen hinterlassen hat, hierin Goethe und

Schiller vollkommen ähnlich, die wie Bürger höchstens noch das Distichon kultivirt, sonst aber den Reim und die deutsche Stanze überall vorgezogen haben.

Den obersten Rang in Bürger's Lyrik nimmt die Liebe und zwar seine Liebe ein. Sie ist stark, von kernhafter Sinnlichkeit, von einer Gluth, wie sie nur die Kraft tüchtiger Männlichkeit einzuhauchen im Stande ist. Nur die Alten haben noch so naiv und so energisch diesen holden Drang dargestellt; aber sein eigener Busen hegte eine lohende Flamme, die, ihn selbst verzehrend, darin aufsteigt. Alles nach dieser Richtung Gedichtete trägt den Stempel hoher und höchster Vollendung. Da ist vor Allem die götterhafte, wunderbare Nachtfeier der Venus zu nennen, mit einem Zauber, einer Musik der Sprache, einem Schwung der Bilder, einer Pracht der Rhythmen, wie sie ein Schiller wohl äußerlich erreicht, mit nichten aber jene Zartheit, jenen Schmelz, jene seelische Hingebung an die allbezwingende, Alles in magischen Banden haltende Göttin. Man vergleiche einmal damit Schiller's Triumph der Liebe, den er, wie Bürger seine Nachtfeier, als 20jähriger Jüngling gedichtet, und der ganze Unterschied der beiden Dichter wird sofort klar. Bürger bewegt sich da auf seinem eigensten Gebiete, er schmiedet und hämmert an dem ungefügen Erz der Sprache und entlockt ihm die süßesten herzbestrickenden Töne, stolz wie ein Schwan wiegt er sich auf den schwellenden Fluthen des reinsten Wohllauts. Schiller glättet an seiner Diction ebenfalls, so viel er kann, aber der Witz überrascht ihn mitten in seiner Empfindung (wie in späteren Jahren die Philosophie seine Intuition übertobte); auch er bringt uns bis zu einer gewissen Trunkenheit, die aus der Masse von Anspielungen aus dem Reiche der Mythen und aus dem raschen Wechsel der verschiedensten Gemälde entspringt, aber eben dieser rasche Wechsel verräth, daß hier nicht das harmlose Gemüth in seiner köstlichen Befriedigung schwelgt, sondern die unruhige Einbildungskraft von einem zum andern stürmt und uns blendet, aber nicht wie Bürger gleichmäßig und wohlthuend erwärmt.

In Bürger's Liebesgedichten nehmen jedoch die unsterblichen Molly-Lieder unser Hauptinteresse in Anspruch. Keine Nation der Welt, nicht die feurigen Italiener, nicht die leicht- und heißblütigen Franzosen, haben etwas aufzuweisen, was nur im Entferntesten mit diesen kostbaren Perlen deutscher Lyrik zu vergleichen wäre. Die Thränen des großen Dichters mögen oft auf das Blatt gefallen sein, auf welches er seine Sehnsucht, sein unaussprechliches Glück und Elend, seine Wonne und seine Verzweiflung mit zitternder Hand und in so brennenden Farben malte. Diese Liebe war nach Gesetz und Herkommen eine verbrecherische, er und sie wehrten sich anfangs dagegen; aber sie war bestimmt, ihm die Dichterkrone, wie in Höllenflammen glühend, auf's Haupt zu drücken, wenn sie auch für kleine Seelen ihm ein unauslöschliches Brandmal auf der Stirn zurückließ. Was sind das für Töne! welche Wahrheit, welche Kraft! In dieser Weise hat die Poesie noch nie das innerste Verlangen ausgesprochen, wird sie es nicht mehr aussprechen. Das erste Aufflackern dieser Leidenschaft, das beiderseitige Widerstreben, das Verzehrende dieses Kampfes, das Sichwiederfinden der Liebenden, ihre Seligkeit, Molly's Werth, Molly's Schönheit und Treue, das süße Kosen, ihre plötzliche Reue, wie sie sich losreißen will, ein Aufschrei seiner ganzen Natur in den Accenten der tiefsten Tragik, ihr Wiederkommen, neue entzückende Lust, ihre Vermählung, wo in hochherrlichen Hymnen der Dichter den Lorbeer der Vollendung sich selbst um die Schläfe windet, und endlich ihr frühzeitiger Tod, sein dumpfes Herumirren, seine schmerzenvolle Klage, seine Verlassenheit — das sind wahrlich ganz andere Lieder und Reime als die wohlgedrechselten Sonette und Canzonen eines Petrarca oder als Schiller's unreife Erotik. Nur in den Liederfragmenten der Sappho begegnen uns ähnliche Accente, und einige wenige Elegien Tibuls athmen etwas von dieser Zartheit und Lieblichkeit. Auch sonst feiert Bürger in einer Menge der köstlichsten Gedichte die Macht der Liebe, bald tändelnd und schäkernd, bald innig und fröhlich, bald heiß und schmachtend, bald in ruhiger Betrachtung — immer weiß sein unermüdlicher Pinsel uns mit neuen Phantasien und Gestalten zu berücken, immer der Sprache jenen prometheischen Funken einzuhauchen, der vor ihm unsrer gesammten Poesie fehlte. Und auch nach Bürger ist ein Gedicht wie Schön Suschen nicht weiter gemacht worden. Eine solche Harmonie in Wort, Wen-

dung und Gedanken, ein so edler und reiner Rhythmus, eine solche Meisterschaft bei so kindlicher Einfachheit ist selbst Goethen nur in den seltensten Fällen gelungen, bei Schiller wird man solche vergebens suchen.

Eine noch tiefer greifende Bedeutung für die deutsche Literatur hat Bürger durch seine Balladendichtungen. Gehört aber die Balladendichtung in die Lyrik? Ohne der Kritiker Acht und Bann verfallen zu wollen, möchte ich doch darauf aufmerksam machen, daß es mindestens ebenso verfehlt wäre, die Ballade ohne Weiteres zum Epos zu machen. Der Sänger von Goethe, des Sängers Fluch von Uhland und hundert andere Balladen und Romanzen haben ein entschieden lyrisches Gepräge. Wenn wir Deutschen uns etwas darauf einbilden, die Aesthetik erfunden zu haben, so hat ein älteres Volk sie jedenfalls vor uns praktisch geübt, ohne sie dem Namen nach zu kennen, und so musterhaft geübt, daß eine Berufung auf dasselbe jedenfalls für keinen Eingriff in die Aesthetik wird gelten können. Die Griechen wollten unter Epos nur das große Heldengedicht verstanden wissen in seiner breiten Behaglichkeit, in seiner naiven Objectivität und in seiner selbstlosen Hingebung an den Gegenstand. Dagegen nahmen sie keinen Anstand, die „Balladen" eines Pindar, eines Stesichoros, so mächtige epische Gestalten in ihren kunstvoll verschlungenen Strophen auch Raum hatten, unter die Lyrik zu rechnen. Ueberhaupt ist dieses Einreihen in eine allgemeine Nomenclatur für denjenigen, dem Individualisirung das Grundgesetz nicht nur in der literarischen Beurtheilung, sondern auch im Unterrichte und im Staatsleben zu sein scheint, etwas Schweres, wo nichts Unmögliches. W. v. Humboldt mußte ein dickes Buch schreiben, um Goethe's Hermann und Dorothea unter den bis auf dasselbe vorhandenen Epen unterzubringen. Einstweilen gestatte man also auch hier, da die Bürger'schen Balladen entweder einen stark ins Didaktische gehenden Zug haben, oder doch in einzelnen Fällen von der Erwähnung seines Ichs nicht ganz frei sind, dieselben in seine lyrische Thätigkeit mit einzubeziehen.

Mit Bürger beginnt die eigentliche Balladen-Literatur, an welcher Deutschland seitdem so reich geworden ist. Die Schöpfung dieser Gattung ist charakteristisch für Bürger und ein Ausfluß seines Strebens nach Volksthümlichkeit. Seine Lenore zündete wie ein Blitz die Gemüther in Deutschland; sie rief wie mit einem Zauberschlage, wie mit jenem Gertenschlage Wilhelms, dem sich der Friedhof aufthat, die Geister der Volkssage wach, die tief im deutschen Gemüthe schlummerten und fest darin wurzelten, sie gab den Poeten ein neues, unübersehbares Feld großartigen Schaffens aus dem Nerv und Kern aller wahren Poesie heraus. Allerdings verfällt Bürger oft ins Abenteuerliche, ja in vereinzelten Fällen ins Platte und Rohe, dafür ist er aber wieder ins Volk gedrungen wie keiner vor und nach ihm. Sachen wie die Lenore, der Kaiser und der Abt, das Lied vom braven Manne, die Weiber von Weinsberg, die Kuh u. a. gehören zu dem Unübertrefflichen, zu dem Eigensten, nicht weiter Nachzuahmenden der Bürger'schen Muse, es sind unvergängliche Kunstwerke. In Frau Schwips und in manchem Dutzend anderer gemahnt er lebhaft an Beranger, dessen Edelsinn, dessen Volksscherz, dessen Einfachheit, dessen natürliche Verständigkeit und jeweilige Nüchternheit, dessen Melodienreichthum, dessen leichten Versbau, dessen mannhaften Charakter wie dessen glühende Erotik er theilt, nur daß Bürger bei der stärksten Sinnlichkeit nirgends lüstern oder gar frivol wird, wenn ich etwa Veit Ehrenwort und das wenige diesem Stück Verwandte, das wir von ihm haben, ausnehme, und vielleicht sind auch dies keine eigentlichen Ausnahmen. Seine von Schiller so hart mitgenommene Frau Schwips ist vortrefflich wie Beranger's les deux soeurs de charité, eine klassische Humoreske mit zündender Pointe. Bürger war sich dieser seiner Begabung auch vollkommen bewußt. Den Kunstphilosophen, welche schon damals anfingen, über alles, was nicht Tiefe verräth, die Nase zu rümpfen, konnte er mit seinem Schäfer Hans Bendix zurufen: Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt, das habe ich von meiner Frau Mutter geerbt. Er besaß den gesunden Mutterwitz, der überall, ohne oft viel zu grübeln, den Nagel auf den Kopf traf, das Gute und Rechte dem Volke in lieblichen oder tüchtigen Gestalten, in einfachen aber lichten Gedanken, in ungesuchten aber tiefen

Empfindungen vorführte. Hierin berührt sich Bürger mit Burns und ist noch bis zum heutigen Tage ein nicht erreichtes Vorbild geblieben.

Auch was er sonst in übermüthiger oder schwermüthiger Laune, in ernster oder tändelnder Stimmung Allgemeines oder Gelegentliches gedichtet, athmet den Duft des unverfälschten Genius. Welch' köstlicher Humor in dem Liede an Bacchus oder in der Antwort an Göckingk über das traurige Loos des Poeten, welche stille Resignation in den Strophen an F. M., als sie nach London ging, welche catullische Anmuth, welche anakreontische Heiterkeit und Leichtigkeit in dem Hummelliede oder in dem an die Bienen. Eine Versification wie die des Dörfchens in ihrer sonnigen Lieblichkeit, in den von den Grazien selber eingegebenen reizenden Bildern hat selbst ein Meister wie Rückert ihm nicht weiter nachzubilden unternommen. Welche Hoheit in der prächtigen, von Schiller übel genug nachgeahmten Männerkeuschheit, und sein Blümchen Wunderhold ist der Preis aller in dieser Manier gedichteten Allegorien. Bürger ist ferner einer unsrer ausgezeichnetsten Epigrammatiker. Wie die Goethe'schen haben seine Epigramme zwar nicht die ätzende Schärfe der Schiller'schen Dialektik, aber sie sind oft wirkliche Todtschläger in ihrer vernichtenden Wahrheit und gedrängten Kraft. Ein großes Gemüth, ein stolzer Mannessinn, eine scharfe Beobachtungsgabe und ein kühner, vorurtheilsloser Geist spricht sich in allen von ihnen aus. Viele sind noch gegenwärtig im Munde aller Gebildeten, wie das von der Lästerzunge, daß es die schlechtesten Früchte nicht sind, daran die Wespen nagen, oder von dem Hochmuth der Großen, der sich geben wird, sobald nur erst unsere Kriecherei sich gegeben haben wird. Wie frei und offen spricht er die großen revolutionären Gedanken vom letzten Viertel des 18. Jahrhunderts in der markigen Aussprache des Bauers an seinen durchlauchtigen Tyrannen aus, und wie kostbar macht er dem Spatz, der sich auf dem Saale gefangen hatte, das Glück der Nichtgebundenheit an die „Despotenhudelei" begreiflich. Daß er kein Freiheitsfanatiker und bloßer Raisonneur war, beweisen seine Lieder an die Franzosen, die nur von ihrer Unabhängigkeit schwatzen, sich aber ihres hohen Glückes unwürdig zeigen. Da ist nichts von Schiller's banger Flucht ins Ideal, da ist strenger, mannhafter, eisenfester, ausdauernder Charakter, den er bis ans Ende seines hartgeprüften Lebens bewährt hat.

Dieses kernige Wesen tritt in seinen literarischen Fehden überall herrlich hervor, wie z. B. in der prachtvollen Ausforderung an Fritz Stolberg, der mit ihm in einer Uebersetzung der Ilias rivalisirte, oder in seiner schonend-gerechten Beurtheilung des so tief unter ihm stehenden Blumauer, es erscheint aber in seinem vollsten Glanze bei Schiller's bekanntem Angriffe auf ihn in der allgemeinen Literaturzeitung vom Jahre 1792. Heutzutage steht es außer allem Zweifel, daß dieser Angriff, so gut und ehrlich gemeint er von Schiller's Seite war, doch eine Tactlosigkeit, wenn nicht gar eine schwere Ungerechtigkeit zu nennen ist. Schiller verkannte nicht nur, in Kant'sche Theoreme tief versenkt, das Wesen wahrer Volksthümlichkeit, er wollte auch gewaltsam und mit frevelmüthigem Dünkel eine so ganz und gar aus sich herausgewachsene Individualität wie die Bürger'sche zerstören und ummodeln, und das Entgegenhalten des saft- und kraftlosen, aber formell korrekten Matthisson, als des zu befolgenden Ideals, konnte nur geeignet sein, den erbitterten Dichter noch mehr aufzubringen. Dennoch ist Bürger's Betragen in dieser Angelegenheit von Anfang bis zu Ende ein ehrenhaftes und maßvolles gewesen. Die Satire vom Vogel Urselbst, in welcher er Schiller einen kranken Uhu nennt, der aus den Trümmern Troja's herauswinselt, möchte zwar an das Gegentheil denken lassen; man bedenke jedoch, wie gereizt Bürger unmittelbar nach dem Angriffe sein mußte, man erwäge, daß Schiller selbst damals auf dem Felde der Lyrik noch wenig oder nichts geleistet hatte und in den Augen des formvollendeten Bürger allerdings als ein Stümper erscheinen mochte, daß die Einwürfe, welche Bürger seinerseits gegen Schiller's Lied an die Freude machte, nur zu gerecht sind, und daß Schiller außer der Uebersetzung des zweiten und vierten Buchs der Aeneis (daher die oben angeführte spöttische Bezeichnung im Vogel Urselbst) damals in der That noch keine bedeutende Leistung in der Vers- und Reimkunst aufzuweisen hatte. Und krankhaft und pedantisch mußte Bürger eine Mahnung erscheinen, die von ihm nichts weniger forderte, als seine

eigene Natur zu verläugnen. Man bedenke endlich, daß schon 18 Jahre vor Ausbruch dieses Kampfes Bürger in einem sehr langen Gedichte seinen Widerwillen gegen Mamsell la Regle ausgesprochen, „wenn sie gar zu steif hin und her hofmeistert." Aber vielleicht nur wenige Tage nach jener Auslassung im Vogel Urselbst schrieb Bürger die trefflichen Distichen „über die Dichterregel," in welchen er den Schiller'schen Behauptungen von der Nothwendigkeit der idealen Schönheit und Korrektheit eines Gedichtes das Motto aus dem Horaz: non satis est pulchra esse poëmata, dulcia sunto, et quocumque volent animum auditoris agunto entgegensetzt, erst im Allgemeinen von der „schönlich geleckten Form mit dem wässerigen Inhalt" spricht, dann aber mit den edel anerkennenden Worten schließt:

„Deinem Genius Dank, daß er, o grübelnder Schiller,
Nicht das Regelgebäu, das du erbauet, bewohnt!
Traun! wir hätten alsdann an dir statt Fülle des Reichthums,
Die uns nährt und erquickt, einen gar luftigen Schatz."

Und eine ganze Strophe hat er diesem seinem Todfeind zu liebe — denn es steht außer aller Frage, daß Schiller's Kritik ihn tödtlich verletzte; er hat seitdem nichts Frisches und Lebensfreudiges mehr geschaffen — in seinem Blümchen Wunderhold geändert, während er in der Anmerkung zu dieser Aenderung seinen Gegner in einer, man kann sagen, klassisch — biderben Weise abfertigt.

So haben wir in Bürger eine naive, hochbegabte Dichternatur kennen gelernt, beschränkt in ihren Fähigkeiten und unfähig, diese ihre Schranken zu verlassen, ohne sich selbst abtrünnig zu werden, ohne mit ihrem innersten Wesen in Widerspruch zu gerathen: aber von großer Intensität in dem, was innerhalb ihres Leistungsbereiches liegt, durchweg schöpferisch und volksthümlich auftretend in der volksthümlichsten aller Poesien, in der Ballade und Romanze, allenthalben die ganze Wucht der ganz individuell gearteten Persönlichkeit, und mitunter auch die Mängel und sittlichen Gebrechen dieser Persönlichkeit, wenn auch in der liebenswürdigsten Weise, zur Geltung bringend und ihrer Dichtung einverleibend. Seine Lyra hat nur wenige Saiten, aber diese sind auf das Energischste gespannt und tönen voll aus, bis ein neidisches Geschick sie mitten entzwei bricht und das einst so wohl gestimmte helle Barbiton mit einem grellen Mißton der Verzweiflung enden läßt.

Vielleicht daß das Bestreben, dem halbvergessenen Bürger überall gerecht zu werden, die Behandlung seiner Lyrik etwas ausgedehnt hat, desto kürzer werde ich mich bei Schiller und ganz kurz bei Goethe fassen können. Denn nur auf das Verhältniß dieser drei Lyriker zu einander und auf ihre umfassende Bedutung in unsrer größten literarischen Glanzperiode kommt es hier an, nicht auf einzelne Vortrefflichkeiten oder ganz allgemeine Vorzüge.

Von Schiller, an welchen man bei Bürger immer zunächst denken muß, möchte man im ersten Augenblicke ganz zweifeln, ob er auf den Namen eines Lyrikers im eigentlichen Sinne des Wortes Anspruch hat. Ihm fehlt vom Hause aus jene Unmittelbarkeit, die sich ohne viel Worte in plastischer Kürze und in nackter Einfachheit ausdrückt. Er ist kühn, aber nicht keck, d. h. er vermag es, sich bis zur höchsten Idee, bis zur äußersten Eingebung des Tiefsinns emporzuwagen, er weiß auch der Sprache jenes begeisternde Element einzuhauchen, das den Leser und Hörer einladet, jene reine Aetherluft mit ihm zu theilen. Allein jedes natürliche Gefühl erregt ihm Grauen; bei ihm steht im Vorhinein fest, daß er es in dieser seiner Ursprünglichkeit künstlerisch nicht brauchen, nicht verwerthen kann, und er fragt sich ängstlich, wie weit es abgedämpft und zum Ideal erhoben sein muß, um die rechte dichterische Weihe zu haben. Durch diese Operation des Klärens und Verklärens verliert jedoch dasjenige, was die eigentliche lyrische Wirkung ausmacht, seine ganze Eigenthümlichkeit und namentlich auf Schiller finden seine eigenen Worte die meiste Anwendung: „Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr."

Er selbst hat in seinem Aufsatze über naive und sentimentalische Dichtung sich hierüber die strengste Rechenschaft gegeben, und wenn man die Consequenzen seiner Ab-

handlung für die Lyrik zieht, so muß man zu dem Ergebniß kommen, daß diese beim sentimentalisch angelegten Dichter ein Vorwiegen des Gedankens und der Reflexion, eine Verflüchtigung jeder Gestalt und jedes einfachen Gefühls zu Ideen und im besten Falle ein Darstellen des Gegenstandes aus der Idee heraus zur Folge haben müsse, dieses letztere natürlich erst bei der höchsten Reife und inneren Vollendung des Dichters selbst. Der echte Lyriker ist es aber immer: der Gehalt seiner Lyrik mag sich allmählich steigern, die Form muß gleich beim Beginn seiner Laufbahn nichts zu wünschen übrig lassen. Sehr bezeichnend bleibt es daher für Schiller, daß er bei der Ausgabe seiner Gedichte sich genöthigt sah, dieselben in die der 1., 2. und 3. Periode einzutheilen, und auch die flüchtigste Ueberschau derselben muß uns die Ueberzeugung einflößen, daß fast alle der ersten Periode lyrisch gewissermaßen unmöglich sind. Die Ueberschwänglichkeiten der Lauraphantasien haben etwas für keinen Geschmack mehr Erträgliches; am angenehmsten berühren noch die Versuche, gewisse Ideen in Anschauungen zu kleiden, wie: Elysium und Gruppe aus der Tartarus Schlacht; wie hereingeschneit ist das Liedchen der Frühling, von dem man fast behaupten möchte, daß es gar nicht von Schiller stammen könne, so simpel und ungekünstelt spricht sich darin die Freude über die schöne Jahreszeit und über eine glückliche Liebe aus, wogegen „die Blumen“ schon etwas von dem einstigen großen Dichter verrathen. Die Leichenphantasie auf den Tod eines Jünglings und ähnliche Auslassungen sind von einem Schwulst und Bombast, der dem Schlimmsten aus der Zeit des Sturms und Drangs an die Seite zu setzen ist. Daß der Triumph der Liebe und Männerwürde bloße Reminiscenzen aus Bürger, wurde bereits des Näheren auseinandergesetzt, und die beiden oft haarsträubenden Romanzen die Kindesmörderin und Graf Eberhard der Greiner von Württemberg sind sehr schwache Versuche dieser Gattung, die wahrscheinlich Bürger's großes Beispiel hervorgerufen hat.

Die Gedichte der 2. Periode zeigen einerseits vollständig, wie verunglückt jedes Produkt eines Geistes ausfallen müsse, der sich anstrengt, der mühsamen Betrachtung den Stempel der Unmittelbarkeit und die Frische des Naturlautes zu geben; andererseits weisen sie schon entschieden auf die große Sphäre hin, in welcher Schiller's Lyrik den weitesten Spielraum zu finden und mustergültig, ja mit unerreichbarer Macht zu wirken bestimmt war. Ein Gebiet allerdings, welches nur uneigentlich der Poesie angehört, von welchem aber Schiller irgendwo ganz richtig bemerkt, die Aufgabe der Poesie könne darin nur die sein, die tiefsten Gedanken in die möglichst klarsten Anschauungen zu verwandeln, ich meine das Lehrgedicht. In der Reihe, wie Schiller die wenigen Gedichte dieser Periode ordnete, hat er mit gutem Fug das Lied an die Freude an den Beginn und das Lehrgedicht die Künstler an das Ende gestellt. Von jenem sagt der Vogel Urselbst zum Uhu:

„Denn sieh! als Du bei guter Laun'
Einst über deinen Dornenzaun
Der Göttin Freude nach dich schwangst,
Da wurde mir doch etwas angst.“

Und Bürger commentirt dies in Prosa in den Bemerkungen zu Schiller's Angriff auf sein Blümchen Wunderhold, des Inhalts, daß besagtes Blümchen doch zu große Unwahrscheinlichkeiten bewirke: „Gesetzt aber auch, der Dichter hätte so etwas Abenteuerliches von seiner Bescheidenheit behauptet, so wäre das doch immer noch eine wahre Kleinigkeit gegen die komischen Wunderthaten, die er seine Freude, die doch gegen die Bescheidenheit nur eine moralische Untergöttin ist, verrichten läßt:

„Sonnen lockt sie in die Räume,
Die des Sehers Rohr nicht kennt“ u. s. w.

In der That kann man bei allem Enthusiasmus für die hohe Stimmung, welche dieser Gesang eingegeben hat, doch nicht umhin zu bemerken, daß die Uebermasse der wie in wollüstiger Trunkenheit durcheinander taumelnden Gedanken und Bilder keine eigentliche reine Empfindung und am wenigsten die Freude aufkommen läßt. Ein zweites großes Gedicht dieser Periode, die Götter Griechenlands, ist, wenn man will, nur biographisch und kulturhistorisch wichtig, denn der lyrische Schwung erlahmt auch hier an

der Ueberlast des mythologischen Details; aber freilich ist es nach jener Richtung von ganz besonderem literarischen Werth, denn es bezeichnet den Proceß der Ethnisirung von Schiller's Weltanschauung, und mit ganz richtigem Instincte erheben sich Graf Stolberg und Geußen gegen diese glanzvolle Lyrik des Unglaubens und der Entchristlichung der hergebrachten christlichen Intuitionen. Denn das war kein leeres Spiel mit Worten mehr, wo man unter Luna den Mond und unter Phöbus einfach die Sonne verstand, das war Bruch mit dem überweltlichen jüdisch-christlichen Gotte und eine Apotheose des Weltgesetzes selbst, ein Pantheismus auf dichterischem Gebiete, wie ihn auf dem sittlich-philosophischen Spinoza längst festgesetzt, und wie ihn Goethe mit den Worten bekannt hat:

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt."

Wenn auch Schiller's Kantianismus ihn später auf eigentlich pantheistische Ideen nicht weiter kommen ließ, so beginnt doch mit diesem zwar in der Folge umgearbeiteten, aber in seinem ursprünglichen Charakter nicht mehr zu verändernden Gedichte Schiller's eigenartige, jede Beziehung mit irgend einer positiven Religion abbrechende Gedankenlyrik, die gleich der Bürger'schen Naturlyrik so epochemachend für Deutschland gewesen ist, und die uns z. B. seine aus dieser Epoche stammende Resignation so populär gemacht hat.

Was wir sonst aus der zweiten Periode von ihm haben, gemahnt entweder an die erste Periode, oder ist doch im Allgemeinen von geringerem Belange, oder beschränkt sich auf bloße, in den einzelnen Stanzen mehr oder minder gelungene Uebersetzungen der Vergil'schen Aeneis bis auf das merkwürdige Gedicht die Künstler, das jene Reihe von größeren didaktischen Poesien anfängt, in welchen Schiller, wie in der bald darauf folgenden Reihe von ästhetischen Aufsätzen, seine Ansichten über die Kunst in immer tieferer Form niedergelegt hat. Das Gedicht war bekanntlich anfangs doppelt so lang als jetzt, Schiller hat es auf Anrathen seines Freundes Körner gekürzt; es enthält aber auch jetzt noch manche Längen, und man könnte einzelne Stellen aufzeigen, die Wiederholungen, Dunkelheiten (z. B. „des Mäoniden Harfe stimmt voran") enthalten nnd den vorhergehenden Gedanken nur gezwungen an den folgenden anknüpfen. Es ist ein Hymnus an die Kunst und deren Jünger, geschrieben 7 oder 8 Jahre nach Erscheinen von Lessing's Erziehung des Menschengeschlechtes, und wenn man erwägt, daß die letzte hierher einschlägige so bedeutende Abhandlung Schiller's die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes sind, wenn man ferner auf den Gedankengang jener Lessing'schen hundert Paragraphen und auf den der Künstler eingeht, so wird man gerne zugeben, daß diese im Geiste jener gedichtet sind. Wie dort die Offenbarung nur eine verkappte Erziehung, ist hier die Kunst nur die unter sinnlicher Form verhüllte Wahrheit; wie dort das Ziel der Menschheit in die Zeit des dritten rein geistlichen Evangeliums gesetzt wird, heißt es in den Künstlern:

„Zuletzt, am reifsten Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeisterung,
Des jüngsten Menschenalters Dichterschwung
Und in der Wahrheit Arme wird er gleiten."

Wie endlich dort die Offenbarung zuerst den Gedanken an den einigen Gott, dann den eines Jenseits und den sittlichen Adel der Menschheit bringt, so wird hier genau dasselbe den Künstlern nachgerühmt. Die Kunstoffenbarung macht nach Schiller alle anderen Offenbarungen entbehrlich. Die Theologie, welche Lessing mit dem Rationalismus identificirte, hat in dieser Schiller'schen Theorie keinen Raum mehr, da ihre Errungenschaften der Kunst beigemessen werden. Aber auch die Philosophie muß von ihrem angemaßten Throne steigen, um der Kunst den obersten Rang zu überlassen. Das Hauptprincip aller Philosophie, den Gedanken von einem einheitlichen, allen Erscheinungen zum Grunde liegenden Weltgesetze, weist Schiller als ein dem harmonischen Gesetze der

Kunst entlehntes Princip auf, was wenigstens bei der Hegel'schen Philosophie vollkommen zutrifft, wie dies Rudolf Haym in seinem Buche über Hegel geistreich auseinander gesetzt hat. Aber auch der Triumph der Kant'schen Denkerfreiheit, der kategorische Imperativ, gilt nach Schiller's feiner Unterscheidung nicht vor dem Tribunale der Kunst, denn es heißt von ihr in den Künstlern:

„Ihr Lichtpfad, schöner nun geschlungen, senket
Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit."

Ja die ganze Arbeit der Philosophie geht eigentlich nur dahin, um, wie man sich heutzutage ausdrücken würde, den Künstlern ein schätzbares Material zu liefern. Schiller sagt zu den Künstlern:

„Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erst sich freu'n,
Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereifet,
Zum Kunstwerk wird geadelt sein."

Schiller hat also den zweiten großen Schritt gethan: er ist ganz Künstler geworden und glaubt nur als solcher die höchste Aufgabe der Menschen erfüllen zu können, freilich eine bloße Ueberschwänglichkeit in dem damaligen Stadium seiner Geistesentwickelung.

Denn daß dies nur eine poetische Vorausstellung seiner erst viel später eingetretenen Vollendung war, daß er sich im Jahre 1788 noch lange nicht so eins mit sich fühlte, daß gerade um diese Zeit jene heftigen Kämpfe des Historikers, Philosophen und Dichters in ihm begannen, wissen wir nur zu gut. Wenn aber seine Muse einige Jahre lang verstummte, so brach sie nachher das Schweigen, um desto imposanter und bezwingender hervorzutreten. Da ist dann jeder Zwiespalt abgethan, und in unerschöpflicher Fülle wogt ein liederreicher Drang aus dieser wunderbaren Dichterbrust hervor. Jeder Naturlaut ist verbannt für immer, er hat sich auf diesen geweihten Lippen in einen Göttersspruch voll der tiefsten Weisheit verwandelt. Diese ist es denn auch, die wir mit durstigem Munde noch heute aus dem ewig erquickenden Borne seiner Poesie trinken, welche er mit edlem Bewußtsein des ganz Eigenartigen derselben die sentimentalische genannt hat. Was Voltaire's Fugitives für das witzige, nach Pikanterien jagende Frankreich aus der Zeit der lüsternen Regentschaft waren, das sind seine haarscharfen, bald in die Gebrechen der Zeit und des menschlichen Herzens tief einschneidenden, bald im edelsten Sinne des Wortes lehrhaften Epigramme für das an ihm sich aufbauende Deutschland gewesen. Alle die großen Lehrgedichte dieser seiner dritten und letzten Periode tragen den Stempel seines hohen Genius darin an sich, daß sie den Lehrsatz in Intuition verwandeln, wie in den vier prachtvollen Gleichnissen von der Macht des Gesanges. Von den zwei kühnsten und umfassendsten Gedichten dieser Gattung, Spaziergang und Reich der Schatten (Ideal und Leben) entrollt das erste unter dem Scheine der Schilderung einer reichen Landschaft die gesammte Geschichte des Menschengeschlechts nach dem weiten Gesichtspunkte des Kampfes von Natur und Kultur, von dem Schiller auch in der Abhandlung über das Erhabene sagt, daß er den eigentlichen Inhalt der sogenannten Welthistorie bildet, und der einstigen Identificirung beider in einem erst zu erobernden Weltalter; das andere liest sich wie ein tiefes Mysterium über die außerordentliche Kraft, welche dem geheimnißreichsten Moment in der Seele des Dichters und des Künstlers überhaupt innewohnt, und welchen wir nicht anders als mit dem Worte Stimmung zu bezeichneu vermögen. Wer mit Schiller's Ideengange nicht vertraut ist, der glaubt in den ersten Strophen ganz und gar religiöse Gedanken zu vernehmen, dem der weiterc Verlauf des Gedichtes nur zu sehr widerspricht, und unverständlich bleibt dieses merkwürdigste und dunkelste Gedicht für den, welcher nie aus dem Leben, aus der gemeinen Wirklichkeit auf den Boden des Ideals getreten ist; deutlich und von blendender Klarheit ist es aber jedem, der den Schritt in dies zauberhafte Jenseits auch nur einmal gethan; denn wer, der ihn einmal gethan, hat es dann für werth gehalten, sich um das Diesseits mehr zu kümmern? Würdigt er es noch eines Blickes, so kann deiser kein anderer sein, als der der tiefsten Verachtung, der souveränen Ironie. Thut es Schiller, so kommt ihm auf einmal der volksthümliche Ton jenes in seine Gedichte

wie aus einer andern Welt hineingekommenen, oben erwähnten Frühlingsliedes; aber dieser Ton muß von jetzt an nur dazu dienen, sich selbst als das Niedrige, Platte und Gemeine zu expliciren und zu vernichten. Dies geschieht in den Satiren die Weltweisen, der Metaphysiker, Pegasus im Joche, während ein Genius, im Glück, im Tanz der idealischen Weltanschauung das große Wort geredet wird.

Auf dem Gebiete des Dramas hat Schiller dies im Wallenstein in noch großartigerm Maßstabe wiederholt; im Lager nämlich, von dem bekanntermaßen Viele wegen seiner merkwürdig realistischen Färbung gar nicht glauben wollten, daß es von Schiller selbst sei, stellt die ganze Wucht und Rohheit der Wirklichkeit sich selbst dar, um sich selbst aufzuheben und gegen den Kothurn der mächtigen Figuren Wallensteins und seiner Umgebung ganz zu verschwinden. Schiller ist aber noch weiter gegangen. Er hat die sogenannte populäre Darstellungsweise nicht nur sich selbst ironisiren lassen, sondern er hat sie in einem seiner wahrhaft volksthümlich gewordenen Gedichte dazu benutzt, den Gedanken seines Spazierganges und manches in seinen ästhetischen Abhandlungen Ausgeführte wirklich und leibhaftig darzustellen. Dies ist das Lied von der Glocke, dessen seltsam verschlungener künstlerischer Aufbau und bei aller Mannigfaltigkeit der Bilder so einfacher Ideengehalt sich überraschend in der einfachsten Diction des Meisters vorträgt, freilich aber auch der Gefahr nicht entgangen ist, daß das Volk nur das „Handwerksmäßige" (wie Goethe einmal in den Annalen die Bezeichnung so richtig gewählt hat), den Glanz der einzelnen Lebensgemälde und Beschreibungen erfaßt hat, von der eigentlichen Bedeutung des Gedichtes aber keine Ahnung besitzt. Wenn Schiller durch dieses Gedicht, wie durch die Menge seiner Balladen Bürger allmählich verdrängt und dadurch gewissermaßen die Doppelkrone des Volks- und Kunstdichters auf seinem Haupte vereinigt hat, so möchten doch namentlich seine Balladen weder nach der einen, noch nach der andern Richtung vollendet zu nennen sein. Da, wo er diese Vollendung wirklich erreicht, wie im Siegesfest, in der Kassandra, in der Klage der Ceres und wohl auch im Eleusischen Fest, ist er auch nie populär geworden, seine Balladen sind fast durchgängig langathmig, verlieren sich in unnütze Beschreibungen und halten die Probe eines guten Geschmackes auf die Länge nicht aus. Ja ihr Einfluß ist eher ein schädlicher gewesen; denn die Herrschaft der Phrase, durch das Uebergreifen der literarischen Beschäftigung seitdem in so ausnehmend unheilvoller Weise befördert, wurde durch diese Gedichte, wie durch eine Menge schön versificirter Sentenzen in seinen Dramen zuerst durch Schiller angebahnt, und dies liegt eigentlich viel weniger in der Schiller'schen Phrase, welche immer einen tiefen Sinn birgt und nur im Munde des Haufens verflacht worden ist, als in seinem falschen, in seiner Recension der Bürger'schen Gedichte ausgesprochenem Principe von der Natur eines angeblich wahren Volksdichters, der die höchste Philosophie und Kultur mit der einfachsten Darstellung vereinigen soll. Solchen Dichtern wird es dann immer begegnen, daß die Menge das gesprochene Wort in ihrem Sinne nehmen, und daß die Verehrung, welche sie dem Dichter in Folge dessen zollt, zum mindesten eine sehr zweideutige sein wird. Wie soll endlich ein Dichter populär werden, der seiner anfänglichen Begeisterung für Freiheit und Völkerglück in so hohem Grade untreu geworden ist, daß er sich zuletzt in eine Art von künstlerischem Spieß- und Weltbürgerthum flüchtete, und daß diese verkehrten Ansichten über Staat und Staatswohl sogar in seinem Lied von der Glocke einen so markanten Platz finden durften? Indessen hat Schiller auch Gedichte, die in der That, wenn sie von jenen überstark gewürzten Balladen nicht in den Hintergrund geschoben worden wären, gewiß der vollsten und verdientesten Popularität genössen. Dahin rechne ich die Erwartung, den Abend, den Pilgrim, die Ideale, die Sehnsuchts- und einige Gesellschaftslieder, die zu dem Herrlichsten und Weihevollsten gehören, was einer Dichterlippe entströmen kann, wie das Punschlied, die Dithyrambe, die vier Weltalter, an die Freunde u. dgl. Die schönsten und tadellosesten Perlen der Schiller'schen Lyrik finden wir jedoch merkwürdigerweise gar nicht in seiner Gedichtsammlung, sondern in seinen Dramen. Von Thekla's „der Eichwald braust" oder von „an der Quelle saß der Knabe," das in den aus dem Französischen übersetzten Parasiten aufgenommen ist, ganz zu schweigen, enthalten nicht nur

die Jungfrau von Orleans, der Tell und die Maria Stuart einzelne kostbare Ausbrüche und Darstellungen, sondern die ganze Braut von Messina ist ein einziges Glanzgewebe einzig schöner lyrischer Gedichte, die, auch aus dem dramatischen Zusammenhange herausgenommen, für sich durch ihre Gedankenkraft nicht minder als durch ihre plastische Anschaulichkeit und die Lebendigkeit ihrer Bilder uns wunderbar anmuthen. So hat Schiller noch in den letzten Jahren seines Lebens sein Ideal eines Volksdichters zwar nicht völlig erreicht — welches Ideal ließe sich völlig erreichen? wie bliebe es da noch Ideal? — ist ihm aber schon sehr nahe gekommen. Ohne sein gewaltiges, jede zartere Empfindung zermalmendes Pathos hätte er vielleicht in seiner zweiten Jugend, welche jeder echte Geistesmensch feiert, jene Harmlosigkeit und jenes innere Gleichgewicht wieder bekommen, ohne welches die reine Lyrik nicht zu bestehen, nicht gedacht zu werden vermag.

Wenn ich von Bürger's Lyrik sagen mußte, sie habe nur wenige Saiten, so kann von der Schiller'schen fast behauptet werden, sie sei eigentlich kein wirkliches Gesangesinstrument, sondern ein mehr nach wissenschaftlichen Principien konstruirtes Monochord zu nennen; denn sie ist nur mit einer Saite bespannt, oder vielmehr es klingt nur eine einzige Saite auf dieser Lyra, das hehre Geisterreich, aber freilich klingt alle Mannigfaltigkeit des Lebens an diese Saite an und klingt in ihr wieder und aus ihr heraus. Bang vor jedem Hauche der Sterblichkeit tönt aus ihr uns ewig entgegen:

„Werft die Angst des Irdischen von euch,
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich."

War Bürger nur Lyriker und Schiller von Natur nichts weniger als ein solcher, da er es nur auf Umwegen und nur uneigentlich geworden ist, so kann man von Goethe dagegen mit Recht sagen, daß er, Meister in allen Gattungen der Dichtkunst, vom leichten Liedchen bis zum vielbändigen Roman, eine im Grunde rein lyrische Natur gewesen ist, mit der wunderbaren Eigenschaft, jede Stimmung in der entsprechenden Weise zu objektiviren. Was das aber bedeuten will, daß ein menschlicher Geist der helle, nie getrübte Spiegel sei, in welchem nicht nur die Außenwelt, sondern auch das ganze unendliche Gemüthsleben ruhig und in frischestem Glanze wiederstrahlt, welche Vollendung, welchen seltenen Verein der höchsten Gaben dies voraussetzte, das hat Bürger selbst in einem Gedichte dargestellt, welches hier vollständig stehen mag, weil es (im September 1779 geschrieben) das getreueste Conterfei Goethe's ist, ohne daß Bürger doch, hierin jedenfalls ein größerer Prophet als in seinem schönen Sonette an A. W. Schlegel, Goethen selbst dabei vor Augen hatte; es lautet:

**Der große Mann.**

Es ist ein Ding, das mich verdreußt,
Wenn Schwindel — oder Schmeichelgeist,
Gemeines Maß für großes preist.

Du, Geist der Wahrheit, sag' es an,
Wer ist, wer ist der große Mann,
Der Ruhmverschwendung Acht und Bann?

Der, dem die Gottheit Sinn bescheert,
Der Größe Bild, Gehalt und Werth
Und aller Wesen Kraft ihn lehrt;

Deß weitumfassender Verstand,
Wie einen Ball die hohle Hand,
Ein ganzes Welt-System umspannt.

Der weiß, was Großes hie und da,
Zu allen Zeiten fern und nah,
Und wo, und wann und wie geschah.

Der Mann, der die Natur vertraut,
So wie ein Bräutigam die Braut,
In ganzer Schönheit nackend schaut

Und warm an ihres Busens Gluth,
Vermögen stets und Heldenmuth
Und Lieb' und Leben saugend ruht.

Und nun, was je ein Erdenmann,
Für Menschenheit gekonnt und kann,
Wofern er will, dergleichen kann.

Dabei in seiner Zeit und Welt,
Wo sein Beruf ihn hingestellt,
Durch That der Kunst die Wage hält.

Der ist ein Mann, und der ist groß;
Doch ringt sich aus der Erde Schooß
Jahrhundertlang kaum einer los."

Die gesperrt gedruckte Strophe findet sich fast buchstäblich und seltsam genug ganz gleichzeitig (auf der ersten Schweizerreise gedichtet) von Goethe selbst, dem wahrhaft großen Mann, wie er sich höchstens in Jahrhunderten dem Schooße der Erde entringt. In Goethe's Liede auf dem See heißt es:

„Und frisches Leben, neues Blut
Saug' ich aus dieser Welt,
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält."

Und Goethe's Blick ins All, sein allumfassender Geist, sein Erlöserthum — es ist wahrlich nichts vergessen!

Die Vergleichungspunkte zwischen der Lyrik Bürger's und Goethe's bieten sich auch sonst in Massen dar. Beide haben nicht nur gewisse Stoffe gemeinsam (man vergleiche z. B. Christel und Trautel, Wahrer Genuß nnd die beiden Liebenden, Das Lied vom braven Mann und Johanna Sebus, nicht minder darf an das Blümchen Wunderhold und an das Blümlein Wunderschön hier erinnert werden), sondern beide stimmen mit Bewußtsein den Volkston an. Aber freilich auf der andern Seite wieder, welch' ein Unterschied zwischen Beiden! Bürger ist und bleibt ein Naturkind, weil er bis zu jenen Tiefen der Verinnerlichung und der großen Bildung überhaupt nicht drang, noch zu dringen vermochte, die Schiller als das unerläßliche Erforderniß für jeden wahren Volksdichter aufstellte; Goethe ist Volksdichter geblieben, trotzdem er dies oberste Ziel erreichte, und weil er mitten in der Aneignung der ganz unendlichen Wirklichkeit niemals sich selbst verlor. Er verliert sich daher auch in seiner Lyrik nicht, so wenig er selbst darin irgendwo vorkommt; denn das Ich, von welchem darin gesungen wird, ist ein wahres Allerwelts-Ich; wie umgekehrt Schiller, so wenig er das Ich erwähnt, sein persönliches großes Ich doch am wenigsten los werden kann. Goethe's Lyrik gleicht dem homerischen Epos, in welchem kein Vers, keine Gestalt, keine Situation an die Persönlichkeit des Dichters erinnert, und worin doch, wenn wir dem alten, gewöhnlich dem Herodot beigedruckten libellus de Homero glauben wollen, so vieles selbst erlebt, ja auf lebende Personen gedichtet sein soll. Darum kann er tändeln, schäkern, klagen, jubeln und verzweifeln: eine eigene Heiterkeit bleibt selbst beim Erschütterndsten in der Seele zurück, wie bei jedem echten Kunstwerke, an welchem alles stoffliche Interesse getilgt ist. Während Bürger nur auf einer gewissen Mittelstelle in der Tonleiter der Empfindungen zu Hause ist, und so wie er sich darüber oder darunter wagt, schwülstig oder platt wird, kann uns Goethe in Mahomet's Gesang, im Gesang der Geister über den Wassern, im Prometheus, Ganymed, im Wanderer und in der Zueignung mit Gigantenschritten auf den Gipfeln der Menschen dahinwandeln lassen, er kann aber mit gleicher Meisterschaft uns in der Walpurgisnacht, in den Musageten und in den Musen

und Grazien in der Mark das Groteske, Kleine und Kleinliche in kostbarer Behaglichkeit anschauen lassen. Vermöge seiner geistigen Inferiorität kommt Bürger aus einem gewissen engen Kreise der Empfindung nicht hinaus. Liebe, und zwar die kräftige, herrliche Sinnesliebe in ihrer Sehnsucht, in ihrem Taumel und in dem Seufzen um ihren Verlust, Freundschaft, Wein und Mannesbewußtsein sind der Grundton seiner oft prachtvollen Lyrik, auch seine Balladen sind innerhalb ähnlicher Schranken eingeengt. Für Goethe's Genius gibt es dagegen thatsächlich keine Schranke. Alle Höhen, alle Tiefen von Geist und Gemüth sind durchmessen, und schöpferisch muß die Sprache für jeden neuen Ton, für jeden neuen Gedanken eigens bemeißelt und zubehauen werden. Man braucht nur seine Balladen und Romanzen anzusehen, man braucht nur Ueberschriften von Gedichten wie der Sänger, das Veilchen in ihrem fast liederartigen Charakter, und dann wieder die Braut von Korinth, Gott und Bajadere, diese riesenhaften Weltgemälde zu nennen, das neckische Hochzeitlied und den grausigen Todtentanz, man braucht nur die sehnsüchtigen Mignon-Stanzen und die genußfrohen römischen Elegien miteinander zu vergleichen, um von der außerordentlichen Spannkraft dieses Dichterheroen eine Ahnung zu bekommen.

Goethe's Romanzen und Balladen haben in einem noch ganz andern Sinne als die Bürger'schen eine neue Epoche für diese Dichtungsart geschaffen; weder die Bürger'schen noch die Schiller'schen halten mit ihnen eine Vergleichung aus. Jene behalten bei aller Frische und Lebendigkeit immer etwas vom Bänkelsängerton, diese sind fast nur im schleppenden Erzählungston gehalten und suchen sich immer so zu sagen ein Virtuosenstückchen in der Beschreibung irgend eines Gegenstandes aus, des Meeres, der Furien, des Theaters, des Drachen u. s. w. Goethe brachte zuerst die tiefe lyrische Stimmung in die Ballade, eine Stimmung, welche deren ganzen Aufbau durchdringt — man vergleiche beispielsweise die Ballade vom vertriebenen und zurückgekehrten Grafen mit dem Zauberlehrling, oder der Junggeselle und der Mühlbach mit der Müllerin Verrath — und ihr jene eigene Zartheit, jenen mannigfachen Wechsel der Rhythmen, jenen schimmernden Glanz und jene sternartige Abrundung verleiht, wodurch sie demjenigen unvergeßlich bleiben, der sie nur einmal gehört. Vergleicht man die Schiller'sche Lyrik, selbst auf ihrem Höhepunkte, mit der Goethe'schen, so erscheint sie arm und kümmerlich gegen den schwellenden Reichthum, gegen die überströmende Fülle jener glücklichen Muse, welche, im Besitze des strengsten Wissens und in der Vollkraft, wie in der feinsten, zartesten Reizbarkeit der Empfindung jedem Eindruck auch den entsprechenden Ausdruck gibt und in einer geradezu endlosen lyrischen Reihe eine ebenso mächtige wie liebevolle, ebenso allumfassende wie durchdringende Weltanschauung zur Darstellung bringt.

Als die beiden Endpunkte dieser magischen Kette (wenn man anders vom Unendlichen Endpunkte angeben kann) möchte ich das unsterbliche „über allen Gipfeln“ und „Weltseele“ bezeichnen. Das erste nur ein leiser Athemzug, ein verhaltener Seufzer nach der köstlichen Ruhe, das zweite der erstaunlichste Aufschwung, den die Menschenphantasie nehmen kann, um die Gesammtheit der Wissenschaft und ihrer Errungenschaften, das große tiefverschleierte Welt-Mysterium in einem einzigen grandiosen Hymnus von grazienhafter Hoheit auszutönen. Gerade an diesem denkwürdigen Gedichte zeigt sich aber wieder, wie sehr wir Deutschen unsere Klassiker preisen, und wie wenig wir sie lesen und verstehen. Nichts weniger und noch etwas mehr als die ganze Darwin'sche Theorie ist nämlich in diesen wenigen und kurzen Strophen vollständig vorgebildet und weitergebildet, wie sie in der Metamorphose der Pflanzen und der Thiere auf das Vollkommenste ausgebildet erscheint, und doch, als die Darwin'schen Abhandlungen zuerst erschienen, welch' ein Staunen! wie der gute Deutsche immer thut, so oft etwas bedeutendes Fremdländisches an ihn herantritt. Und zwischen diesen zwei Gedichten welche Mannigfaltigkeit des Trefflichsten und Erlesensten über den gesammten Kreis menschlicher Intuitionen, menschlicher Intelligenz und menschlichen Gemüthes! Mir scheint es vollkommen überflüssig, dies noch im Einzelnen auszuführen. Man vergleiche einmal „Nähe des Geliebten“ mit der fünften römischen Elegie, Prometheus mit dem gleich danebenstehenden Ganymed, Grenzen der Menschheit mit „das

Göttliche" — und man wird es kaum zu fassen im Stande sein, wie das nämliche menschliche Wesen so ganz entgegengesetzte Stimmungen festzuhalten vermag.

Die Goethe'sche Lyra ist ein polyphones Instrument, das einen Grundton hergibt für alle Regungen des Gemüthes, eine Leier, durch deren Saiten der flüsternde Zephyr wie der brausende Sturm der Weltaccorde zieht.

So sehen wir in unserer Nationaldichtung des 18. Jahrhunderts die Gegensätze des Bürger'schen Naturalismus und des Schiller'schen Idealismus sich zum Goethe'schen Weltgesange gestalten. Sie steht vor uns, die herrliche lyrische Muse Deutschlands, mit dem kostbaren Edelgestein, mit den blendendweißen Perlen, mit dem funkelnden Geschmeide, das ihr Bürger in das Ohr gehängt und um den Hals geschlungen, mit dem blitzenden, weithin leuchtenden Diadem, das ihr Schiller auf's Haupt gesetzt, mit dem Zaubergürtel ewiger Jugend und Anmuth, der alle Völker der Erde unwiderstehlich anzieht, und den ihr Goethe's Götterkunst gewoben. Keine Nation der Erde hat ein Höheres, nur wenige haben ein Gleiches erreicht. Kann es einen sprechendern Beweis für Deutschlands Befähigung geben, die wahre Bildung allenthalben zu verbreiten? Möge Deutschland Das nie vergessen, namentlich im Rausche der vor einem Lustrum errungenen Siege und seiner dadurch gewonnenen politischen Weltstellung nicht vergessen!

# Das Jubiläum einer Sage.

## Ein Essay.

Von **Dr. Eduard Engel.**

„Noch einmal wagst Du, vielbeweinter Schatten,
Hervor Dich an das Tageslicht.“

---

Ein Vierteljahrtausend ist eine recht hübsche Spanne Zeit, und was — abgesehen von Kirchen und Palästen — ihrer zerbröckelnden Wirkung Widerstand zu leisten vermag, darf sich wohl einer recht erfreulichen Gesundheit und lebenskräftigen Unverwüstlichkeit rühmen. Selbst dem Gedächtniß der Völker kann man es nicht übel nehmen, wenn es nach 250 Jahren ein bischen alterschwach wird — Völker verrauschen, Namen verklingen, finstre Vergessenheit breitet die dunkelnachtenden Schwingen über ganzen Geschlechtern aus.

Aber es giebt eine kleine Zahl unerschütterlicher Felsen im Meer der Vergänglichkeit, um welche die brausenden Wogen vergebens sich abmühen, die sogar mit jedem Jahrhundert an Lebenskraft zu gewinnen scheinen: das sind die Volkssagen, die Jugenderinnerungen der alternden Nationen, die holden Kindermärchen, welche die Völker getreuer im Gedächtniß bewahren als die Dynastien zu Olims Zeiten und deren Jahreszahlen.

Das Jubiläum einer Sage ist noch nie gefeiert worden; man hat immer geglaubt, was eine rechte Sage sei, das habe gar keine Geburtsstunde, das entwickele sich ungefähr so wie die Weltkörper aus kosmischem Nebel, Raum und Zeit gebe es für dergleichen gar nicht. In den Literaturgeschichten sucht man auch vergebens nach Aufschlüssen über „Stand und Herkunft“ der Sagenerscheinungen.

Und doch giebt es eine von den bekanntesten Sagen, bei der sich das Datum ihrer ersten greifbaren Gestaltung mit ziemlicher Genauigkeit hat ermitteln lassen, — die Don Juan-Sage. Zwar liegt die eigentliche Periode des kosmischen Nebels bei dieser wie bei allen andern Sagen in nebelgrauer Ferne, aber das thut nichts, sintemalen es bei einer Sage wesentlich nur darauf ankommt: wann ist sie zum ersten Mal in faßbarer Fleischwerdung erschienen, welcher Dichter hat, von ihr begeistert, den Völkern diesen von taubem Gestein verborgenen Schatz gehoben? Der Faustus ist der gebildeten Gesellschaft Europa's erst wahrhaft bekannt geworden durch Marlowe und Göthe und wird auch in der namentlich von Letzterem ihr gegebenen Form auf die Nachwelt kommen.

Zu Ende des Jahres 1625 schrieb, und zu Anfang des Jahres 1626 — also vor 250 Jahren — ließ ein spanischer Dichter, und zwar der Größten einer, zu Madrid im Druck erscheinen seine Tragikomödie El burlador de Sevilla y Conviaddo de piedra,*) deren Hauptfigur, Don Juan Tenorio, seit jener Zeit für das Drama so typisch geworden, wie selten eine historische Persönlichkeit.

---

*) Der Verführer von Sevilla und der steinerne Gast.

Der eigentliche Name des Dichters Fray Gabriel Tellez erscheint in Literaturgeschichten gewöhnlich unter dem nom de plume des Maestro Tirso de Molina, hat sich aber bis vor Kurzem in keinerlei Form den Ruhm eines Calderon oder eines Lope, ja nicht einmal den des Moreto zu erringen gewußt. Erst die neueste Zeit hat den Dichter in seinem eigenen Vaterlande zu gebührenden Ehren gebracht, und spanische Kritiker wie Commentatoren wetteifern jetzt, das Versäumte nachzuholen.

Unsere Romantiker, die ja den Begeisterungstaumel für das altspanische Theater in Deutschland so geschickt in Scene setzten, die es zu Wege brachten, daß selbst die wahnwitzigsten Stücke Calderons auf deutschen Bühnen aufgeführt wurden,*) haben den anspruchslosen Dichter-Mönch, den lustigen Bruder Gabriel ebenso ungebührlich, wie seine Landsleute dies thaten, übersehen oder er behagte nicht ihrem Gustus für das fanatische Ehrgefühl, für das Inquisitionschristenthum und für die Marterholzadoration. Er war ihnen wohl zu wahrhaft komisch, nicht reflectirend, nicht ironisirend genug, — zu sehr Molière, nicht genug „Gestiefelter Kater" à la Tieck. Ein Zufall, nämlich die Existenz einer passabeln deutschen Uebersetzung des „El desden con el desden" (Doña Diana) hat es sogar bewirkt, daß der Spanier Moreto bei uns zu Lande viel bekannter ist als der ihm himmelweit überlegene Tirso de Molina.

Wie heute über Letzteren die spanische Kritik urtheilt, nachdem sie zur Einsicht seines Werthes gekommen und mit einer gewissen Scham das Unrecht der Vernachlässigung gut zu machen sich bemüht, zeigen die Worte des Kritikers der Kritiker, Don Francisco Martinez de la Rosa, der bei Vergleichung der spanischen Dichterheroen sich also über unsern Fray Gabriel äußert: „Weniger zierlich und geleckt als Moreto und Rojas, nicht so reich in der Erfindung und nicht so fein gebildet wie Calderon, kühner und ungezwungener als Lope, zeigt er sich ihnen Allen überlegen an feinster Bosheit und ächtkomischem Salz." Mit directem Hinweis auf den Burlador de Sevilla, der unter des Dichters unzähligen Komödien unbestritten den ersten Rang einnimmt, schreibt derselbe Kritiker: „Die Werke des Fray Gabriel Tellez können keinen Anspruch darauf machen, als Vorlesungen über Sittenlehre oder als Musterwerke der Kunst zu gelten, denn der Dichter war nach beiden Richtungen nicht übermäßig skrupulös; sein einziger Zweck war, seinen Witz zu bethätigen und das Publikum zu belustigen, — und man muß bekennen, er hat das mit einer solchen Geschicklichkeit gethan, daß man ihm doch nicht recht böse sein kann."

Aehnlich urtheilt Don Juan Eugenio Hartzenbusch, der bekannte deutsch-spanische Dichter und Literarhistoriker, von dem wir auch die beste Ausgabe von Tirso de Molina's Komödien haben.

Ueber die äußere Lebensgeschichte des Dichters wissen wir erstaunlich wenig. Der beste Kenner spanischer Dramenliteratur, J. L. Klein, faßt dies wenige in seiner jokosen Manier kurz zusammen: „Padre Maestro Fray Gabriel Tellez ist zu Madrid im Jahre 1570 geboren und starb im Jahre 1648**), studirte Philosophie und Theologie zu Alcalá de Henares, verlebte eine bewegte Jugend, verlebte sie so vollständig und gründlich, daß für die Lebensbeschreiber keine Lebensspur davon übrig geblieben."

Tirso de Molina gehört also zu der Zahl der größten Dichter, von deren äußeren Schicksalen wir zum Aerger für die modernen Alexandriner, die nach allen Waschzetteln der poetischen Vergangenheit stöbern, nichts zu wissen gern bekennen. Der Titel „Fray" (Bruder, Mönch) sowie die ziemlich verbürgten Nachrichten, daß er auch eine „Geschichte Unserer Lieben Frau von der Barmherzigkeit" (Nuestra Señora de la Merced) geschrieben und als Comendador des Klosters Soria gestorben — deuten auf ein ähnlich verbrachtes lustig-frommes Leben, wie es Maistre Rabelais geführt hat.

Außer der Don Juan-Komödie hat er eine Unzahl von Komödien geschrieben, deren Gesammtsumme fabelhafter Tradition zufolge auf 400 sich belaufen haben soll, —

*) So versündigte sich selbst Immermann mit der „Andacht zum Kreuz" an dem hochverehrten Publico von Düsseldorf.

**) Also ein Zeitgenosse Shakespeare's, den er freilich um 32 Jahre überlebte.

und zwar beschränkt man diese ganz erstaunliche Fruchtbarkeit auf den kurzen Zeitraum von etwa fünfzehn Jahren. Was sind dagegen selbst unsere Possenfabrikanten, die es doch wohl nicht über ein Stück per Monat bringen? Natürlich erleichtert die biegsame, zur dichterischen Produktion ungemein geeignete Sprache dem Spanier die Arbeit außerordentlich, dieweil es fast schwieriger ist, gute spanische Prosa als Verse zu schreiben.

Das lustigste von den übrigen Stücken des Tirso de Molina ist sein Don Gil de las calzas verdes, Don Gil mit den grünen Hosen. In diesen Hosen steckt nämlich eine reizende Señorita, die in Männertracht ihrem treulosen Geliebten nachspürt*), — eine vorzügliche Hosenrolle für gefallsüchtige Schauspielerinnen in dem Genre des Fräulein von Vestvali.

Die erste Anregung zu dem ältesten Don Juan der Dichterwelt soll Molina im Jahre 1625 bei einem Besuch der Kapelle des heiligen Franziscus zu Sevilla empfangen haben, allwo die Grabstätte des Comendador (Comthur) Don Gonzalo de Ulloa mit einer Marmorstatue darüber sich befand und von der vermessenen That eines jungen Edelmannes zeugte, der sich nicht scheute, am geheiligten Ort sein eigenes Opfer zu beschimpfen. Nach einer Chronik der guten Stadt Sevilla berichtet ein spanischer Literarhistoriker über die allererste Entstehung der Sage im Volke folgendes:

„Don Juan Tenorio, aus einer der berühmtesten Familien der sogenannten Vierundzwanzig in Sevilla, brachte in einer Nacht den Comthur Ulloa ums Leben, nachdem er dessen Tochter gewaltsam entführt hatte. Der Comthur ward in dem Kloster San Francisco beigesetzt, wo seine Familie eine Kapelle besaß. — Diese Kapelle und die Statue des Comthurs wurden etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch eine Feuersbrunst verzehrt. Die Franziskaner, welche schon lange dem Uebermuth des Don Juan eine Grenze zugedacht hatten, — denn seine hohe Geburt schützte ihn vor der gewöhnlichen Justiz — lockten ihn eine Nacht unter falschem Vorwande ins Kloster und raubten ihm das Leben, indem sie alsbald das Gerücht verbreiteten, Don Juan habe des Comthurs Statue in der Kapelle insultirt und sei von ihr in die Hölle gestürzt worden."

Also ein frommer Betrug von Mönchen, die Lynchjustiz übten, hat den ersten Keim zu der weitverzweigten Sage vom Don Juan gelegt, den Tirso de Molina zu so herrlicher dramatischer Entwicklung gebracht hat.

El Burlador de Sevilla y Convidado de piedra ist, abgesehen von Mozarts Don Giovanni, noch bis auf diesen Tag die schönste künstlerische Verkörperung der großartigen dramatischen Idee. Aus ihm haben alle Poeten, die in der Don Juan-Sage einen willkommenen Stoff fanden, reichlich geschöpft. Molière hat ihm, wenn auch erst durch Vermittelung italienischer Puppenkomödien, sein ergötzliches Festin de pierre**) entlehnt und zwar bis in die Einzelheiten. Gluck schrieb ein Ballet „Don Juan"; Daponte, der Librettist seines Freundes Mozart, hat, angeregt durch ein ähnliches Stück Goldoni's, seinen hochpoetischen, leider durch jammervolle Uebersetzungen schimpfirten Text geschrieben „Don Giovanni o il convitato di pietra."

In unserm Jahrhundert hat Lord Byron unter dem Verzweiflungsruf „Mir fehlt ein Held!" auf den unsterblichen Don Juan zurückgegriffen, wenn er auch wenig mehr als den Namen und die loseste Beziehung auf den typischen Charakter des jungen Spaniers dabei bestehen ließ. Deutsche Dichter wie Lenau und Grabbe und manche dei minorum gentium haben der alten Sage neue Seiten abzugewinnen gewußt. Und noch in neuerer Zeit ist der große Sünder Don Juan in seinem Heimatslande von einem seiner Landsleute, Don José Zorrilla, „gerettet" und statt in die Hölle — ins Paradies hineingedichtet worden.

---

*) Der Vergleich mit Shakespeare's Two gentlemen of Verona liegt nahe.

**) Falsche Uebersetzung von Convidado de piedra. Convidado bedeutet Gast, nicht Gastmahl. — Das Stück von Molière wurde zuerst aufgeführt im Jahre 1665 und erregte einen kaum geringeren Sturm als der Tartüffe.

Ueber den ethischen Gehalt der Don Juan-Sage will ich kein Wort verlieren, er ist Jedem einleuchtend. Es liegt auf der Hand, daß Don Juan leicht in einen ergänzenden Kontrast zum Faust gebracht werden könnte: der südländische Vertreter des sinnlichen Uebergreifens über die Grenzen des menschlich Erlaubten — und der grübelnde Nordländer, der mit der Macht des Geistes über seine Sphäre hinausstrebt.

Tirso de Molina, der erste dichterische Bearbeiter der Sage, hat sofort gefühlt, daß es für den sinnlichen Genußmenschen, wenigstens im Drama, keine Rettung geben dürfe, daß die poetische wie die irdische Gerechtigkeit ein Ende mit Schrecken erheischen und nur die Hölle heiß genug sei, um der Glut eines Don Juan ein Paroli zu biegen. Zudem durfte ein spanischer Dichter im siebenzehnten Jahrhundert es nicht riskiren, einen so großen Sünder trotz Gottes unerschöpflicher Barmherzigkeit zu Gnade kommen zu lassen. Auch hätten ihm die Schönen von Madrid es nimmermehr verziehen, wenn er einen so herzlosen Mädchenverführer nicht in wirksam abschreckender Weise dem leichtsinnigen Stutzerpublikum warnend vor die Seele geführt hätte. Rauschendster Beifall folgte sicher den steinern unerbittlichen Worten des Marmorbildes:

„Esta es justicia de Dios:
Quien tal hace, que tal pague!"
„Dies ist Gottes Richterspruch:
Solcher Lohn für solche Thaten!"

Ein wegen der Reue im letzten Augenblick schleunigst zu Gnaden angenommener Don Juan ist ein moralisches wie poetisches Unding und verräth höchstens die sentimentale Schwächlichkeit des Dichters, der sich unterfangen wollte, in solcher von der Blässe der Gedankenlosigkeit angekränkelten Manier den Stoff zu behandeln.

Was die äußere Form des Burlador de Sevilla betrifft, so ist dieselbe wie in den meisten Dramen der Spanier eine nach unsern Begriffen überaus kunstvolle, schwierige. Der vierfüßige Trochäus, dessen sich auch Calderon, Lope und Moreto bedienten, ist ein Vers, der die geschmackvollste Behandlung erfordert, wenn er nicht monoton werden soll, — eine Art Alexandriner im Kleinen. Dazu kommen noch die zierlichen Reimverschlingungen, die Schwierigkeiten der eingeflochtenen Refrains, das Ausführen der bedeutungsvollen Glosas und ähnliche Zierate, wie sie einmal spanische Poetik mit sich bringt.

Ich lasse nun die Analyse des alten spanischen Stückes folgen und bin sicher, daß die Kenner des Daponte-Mozartischen Don Giovanni wie die des Festin de pierre von Molière reichliche Anregung zu interessanten Vergleichungen zwischen der verschiedenartigen Auffassung der verschiedenen Dichter finden werden.

Noch geschickter als Mozart in der Oper eröffnet Tirso de Molina den ersten Act mit einer überaus lebendigen Scene zwischen Don Juan Tenorio und der jungen Herzogin Isabela, welche die Rolle der Donna Anna Mozarts hier vertritt. Der Dichter führt uns getreu der alten Lehre gleich in medias res und giebt uns schon zu Anfang des Stückes ein starkes Pröbchen von der Verruchtheit seines Haupthelden.

Das Ende eines Schäferstündchens in einem Zimmer des Palastes des Königs von Neapel zeigt uns Don Juan in den Armen der Duquesa Isabela, die in dem sichern Glauben ist, ihren verlobten Bräutigam Duque Octavio beglückt zu haben. Die Donna Anna Mozarts ist viel edler und keuscher gehalten, trägt an diesem nächtlichen tête-à-tête keine Schuld, erkennt sofort ihren Irrthum und ruft nach Hilfe, — während sich die mehr einer Eboli gleichende Herzogin Isabela ganz dem berauschenden Glück des ungestörten Beisammenseins mit dem vermeintlichen Geliebten hingiebt.

In zarter Besorgniß um sein heimliches Entkommen will sie ein Licht anzünden, daß er den Weg aus dem Palast leicht finde; sie flüstert:

„Laß auch meine Seele schauen,
Den ich selig hab' besessen", —

aber dem verkappten Verführer kann natürlich nichts unangenehmer sein als diese freundliche Fürsorge. Mit seiner diesmal unverstellten Stimme verbietet Don Juan

ihr, Licht anzuzünden, sie erkennt, daß sie betrogen sei, und es entspinnt sich folgendes lakonische Gespräch:

**Isabela:** ¡Ah cielo! ¿quien eres, hombre?
**Don Juan:** ¿Quien soy? Un hombre sin nombre.
(„Himmel! sprich, wer bist Du, Mensch?“
— — „Wer ich bin? Ein Namenloser.“

Nun ruft sie nach Hilfe und wie ein deus ex machina erscheint in höchsteigener Person der König, um sich auf die Frage, was es gebe? — von Don Juan die Frechheit entgegenschleudern zu lassen:

— — „Was es giebt? Eine Frau und einen Mann!“

Dem König genügt diese geistreiche Antwort nicht, er ruft nach Don Pedro Tenorio, dem spanischen Gesandten an seinem Hofe, um diesen namenlosen Eindringling zu verhaften. Dieser Tenorio ist aber der Onkel des famosen Neffen Don Juan und auch wohl von demselben Kaliber wie dieser, denn er läßt ihn ohne weiteres durch ein Fenster entfliehen, giebt ihm noch den guten Rath auf den Weg, möglichst eilig nach Spanien sich zu flüchten, und macht dann dem ächt komödienhaft imbecillen König, der sich diskret zurückgezogen hat, weiß, der Verführer sei Don Octavio, an dem nicht schnell genug Strafe genommen werden könne.

Im Namen des Königs begiebt sich der saubere Onkel des saubern Neffen zum Herzog Octavio, anscheinend um diesen zu verhaften; benutzt aber die Gelegenheit, um in raffinirtester Diplomatenweise dem Don Octavio das bischen Verstand vollends auszuschwatzen, was diesem von allen Dichtern, Komponisten und Sängern vernachlässigten Ritter von der traurigsten Gestalt etwa noch eigen sein sollte. Es gelingt ihm, den Herrn Bräutigam glauben zu machen, daß Isabela mit Wissen und Willen einem Andern das Stelldichein gegeben und daß es jedenfalls doppelt unangenehm sei, sich vom Könige bestrafen zu lassen wegen der Verführungskünste eben jenes Andern. Don Octavio geht in die Falle, beschließt ungesäumt Neapel zu verlassen und nun — auf nach Spanien!

Der Schauplatz wechselt. Wir sind auf dem klassischen Boden Spaniens, in der Heimath Don Juans. — Küste von Tarragona. — Eine junge und, versteht sich, schöne Fischerin, Tisbea, Mozarts Zerline, hüpft mit ihren Fischergeräthen auf die Bühne und ergeht sich in einem etwas länglichen, lyrisch gehaltenen Monolog über die Grausamkeit, mit der sie bisher alle Angriffe Amors auf ihr Herzchen siegreich zurückgeschlagen und dies auch fortan thun wolle. Freilich können wir ihr diese Grausamkeit nicht verargen, denn daß die Anfrisos oder Alfredos (Masetto) des Dorfes ihr nicht übermäßig gefallen, versteht sich bei diesem zierlichen Wesen von selbst.

Die Tisbea des spanischen Dichters hat eine viel interessantere Rolle als Zerlinchen, sie verräth auch eine viel feinere Bildung und ist durchaus nicht das wankelmüthige, ungetreue Geschöpf, welchem zu grollen der nur zu gutmüthige Masetto reichlichen Grund hat. Sie hat den Anfriso nie geliebt, ihm auch keine Hoffnungen gemacht, — mithin fallen die Vorwurfsscenen der bäurischen Eifersucht ganz weg, die Mozart mit dem weichsten Schmelz seiner Töne, Molière mit der urkräftigen Komik der Dialectdichtung*) umgeben mußte, um sie erträglich zu machen. Tirso de Molina hat also weder die Scene des Batti, batti, o bel Masetto — noch die des Vedrai, carino, Se sei buonino aufzuweisen; dafür aber erscheint bei ihm die arme betrogene Tisbea von dem tragischsten Schmerze verklärt, der ihr die erschütternden Klagen über den Verrath des Heißgeliebten entreißt. Sie vereinigt so die beiden anscheinend verschiedenen Figuren der Zerline und der Donna Elvira Mozarts in sich; sie hat die Grazie von Zerlinetta und das Pathos von Elvira.

Während Tisbea ihren Monolog hält, kommt Don Juan mit seinem Diener Catalinon (Leporello) in schwankem Schifflein auf hochbewegter See ans Land gefahren. Vor den Augen der schönen Schifferin schlägt das Schiff um und beide Insassen

*) Siehe Festin de pierre, II. Act, 1. Scene.

desselben sind in größter Gefahr zu ertrinken. Tisbea ruft nach Hilfe, aber noch ehe diese erscheint, trägt eine mitleidige Welle die beiden Männer auf die niedrige Küste.

Catalinon kommt schnell zu sich und — ein viel treuerer Gesell als Leporello, den nur Zecchinen rühren, oder als Sganarelle bei Molière, der nach dem schreckenvollen Tode seines Herrn noch ruft: „Mes gages! mes gages!“ — bricht in lautes Wehklagen um seinen allem Anscheine nach todten Gebieter Don Juan aus. Tisbea fragt ihn nach Stand und Namen seines Herrn und entsendet ihn dann ins Dorf, um die Fischer zum Beistande zu rufen.

So bleibt sie nun mit Don Juan allein an dem verlassenen Strande, sein Haupt ruht mit geschlossenen Augen in ihrem Schooße. Mit echtweiblichem Mitgefühl schaut ihm das Mädchen ins Antlitz:

„Welch ein wunderschöner Mann,
Edel, zierlich und von Adel!
Kommt doch zu Euch, Caballero!“
**Don Juan** (erwachend): Sprich, wo bin ich?
**Tisbea:** Wie Ihr seht,
In den Armen eines Weibes.
**Don Juan:** Und da möcht' ich ewig weilen!

Don Juan, kaum dem Tode entrissen, ist sofort wieder der ewig verliebte Held, macht der schon ganz von ihm bezauberten Tisbea eine fulminante Liebeserklärung und spart Sonne, Mond und alle Gestirne nicht, um seinen Schwüren den nöthigen Nachdruck zu verleihen. Tisbea erwidert liebend, er brauche ihr gar nichts mehr zu sagen, sein Schweigen spreche viel beredter zu ihrem Herzen als alle Worte. Aber schon tönt leise die Besorgniß durch dieses süße Liebesgeflüster, ob auch der schöne, stolze Ritter seine Versprechungen wahr machen werde, und refrainartig wiederkehrend entringt sich ihrer Brust das inbrünstige Flehen:

„'Plega á Dios que no mintais!“
„Wolle Gott, daß Ihr nicht lüget!“

Die Fischer kommen, Don Juan geht mit ihnen ins Dorf, noch ein zärtliches Abschiedswort, Tisbea ruft zweifelnd: Mucho hablais (Ihr verheißet viel), Don Juan tröstet: Mucho entendeis (Und Ihr versteht mich) — und mit dem wiederholten bangen Accord des Plega á Dios que no mintais! schließt diese reizende Scene.

Die Figur der Tisbea ist sowohl von Molière wie von Daponte ins Gröbere übersetzt; namentlich hat Ersterer in seiner Charlotte, wohl nach Anleitung der italienischen Puppenkomödie, nichts weiter gegeben als eine Patois sprechende, grobkörnige, dralle Bauerdirne, die es an Plumpheit und Albernheit getrost mit ihrem Liebsten Pierrot aufnehmen kann. Man begreift wahrlich nicht, wie selbst ein Don Juan von einem solchen Wesen zur Sünde gereizt werden kann. Der Leporello Daponte's giebt uns wenigstens in seiner bekannten Registerarie darüber den drastischen Aufschluß:

„Ihm war Keine je zu schlecht!“
„Non si picca,
Se sia ricca,
Se sia brutta,
Se sia bella,
Pur che porti la gonella, —
Voi sapete quel che fa!“

Scene am Hofe des Königs Don Alonso von Kastilien. — Der König fragt den Comendador de Calatrava Don Gonzalo de Ulloa nach verschiedenen Staats- und gelehrten Sachen und schließlich auch nach seinen Familienverhältnissen. Der Comthur rühmt die Schönheit und Sittsamkeit seiner einzigen Tochter Doña Ana und ist hocherfreut, als Seine Majestät ihm das Anerbieten macht, seine Tochter mit einem der edelsten jungen Ritter des Landes zu vermählen, — mit unserm Freund Don Juan Tenorio! In Spanien scheint also derselbe bis dato noch nicht von sich übel reden gemacht zu haben und das berühmte „Mà in Ispagna! son già mille e tre!“ Leporello's trifft bei dem ursprünglichen Don Juan nicht so zu wie das „In Italia sei cento e quaranta.“

Indeß man so im königlichen Alcazar zu Sevilla bemüht ist, eine sogenannte gute Partie für Don Juan ausfindig zu machen, bereitet dieser der armen Tisbea eine arge Enttäuschung. Don Juan kennt eben, wie Klein ihn schildert, nur Brautnächte, keine Lendemains: er verspricht der schönen Fischerin Herz und Hand, vollzieht auch eine Art von Scheinheirat mit ihr, rüstet aber schon seine Pferde zur schnödesten Flucht.

Selbst Catalinon, der doch ein ziemlich hartgesottener Sünder ist, ruft bei dem verrätherischen Vorhaben seines Herrn aus: „Herr Ihr seid der Frauen Geißel!“ Als er dem Don Juan aber die Undankbarkeit gegen seine Lebensretterin vorwirft, setzt sich der Leichtsinnige mit der klassischen Erinnerung darüber hinweg:

„Pah, so that auch einst Aeneas
An Karthago's Königin!“

Catalinon prophezeit dafür ein schlechtes Ende, da aber ertönt aus Don Juan's Munde der so bedeutungsvolle Vers, der sich refrainartig durch das ganze Drama zieht und ganz charakteristisch ist für die Auffassung Tirso de Molina's von dem Wesen seines Helden:

„¡Qué largo me lo fiais!“

Die Worte lassen eine vieldeutige Uebersetzung zu, bald bedeuten sie: „Ach, wie sehr Ihr mir vertraut!“ — bald: „Nun, das hat noch lange Zeit!“

Denselben Vers spricht Don Juan lachend in sich hinein, als Tisbea in einer der lieblichsten Scenen ganz nach der Art des „Reich mir die Hand, mein Leben“ oder „Ich ließ Euch gern heut Nacht den Riegel offen“ — nur noch rückhaltloser, dem geliebten Manne anzugehören gelobt und ihn beschwört, ihr nur treu zu bleiben. „Qué largo me lo fiais!“ ist die ungehörte Antwort.

Die Nacht bricht herein, Alles schläft im Dorfe, da schleicht sich Don Juan unbemerkt von der ihm „zu sehr vertrauenden“ Tisbea, um nimmer wiederzukehren. Nun hat Amor, dessen sie stets gespottet, sich grausam an ihr gerächt und sie ins tiefste Elend gestürzt. Aehnlich dem erschütternden Schmerzensschrei der verlassenen Elvira bei Mozart: „Mi tradì quell' alma ingrata, — Infelice, oh Dio, mi fà!“ ertönt der Jammerruf der armen Tisbea:

„¡Amor, clemencia, que se abrasa el alma!“
„Hab Erbarmen, o Liebe, denn meine Seele glüht!“

Elvira erregt mehr Mitleid, weil sie selbst für den Verräther Don Juan noch Mitleid fühlt, während die Tisbea des spanischen Dichters nur einen Gedanken hat: Rache an dem Verführer!

„Zu den Füßen meines Königs
Will ich Rache mir erflehen,“ —

ruft die Spanierin, während der deutsche Komponist der bis in den Tod getreuen Elvira das schluchzende Bekenntniß in den Mund legt:

„Mà tradita e abbandonata
Provo ancor per lui pietà!“

Der zweite Act zeigt uns den leichtsinnigen Don Juan in seiner Sünden Maienblüte. Was kümmert's ihn, daß der König von Kastilien auf die Klagen des alten Don Diego Tenorio, seines Vaters, ihn aus dem Lande verbannt? Vor solchen Kleinigkeiten schreckt ein Don Juan nicht zurück, das verleiht seinen geheimen Liebesirrfahrten nur einen um so pikanteren Reiz und macht ihn womöglich noch tollkühner.

In Sevilla trifft er den Duque Octavio, der gleich ihm vor dem Zorn des Königs von Neapel geflohen ist. Mit einer ungeheuren Ironie bietet er (genau wie in der Oper) diesem seine Freundschaftsdienste an, die der nichtsahnende Octavio gern annimmt, spottet aber innerlich und in frivolen A-parte's nicht wenig über den „Capricornio“, der sich so naiv am Narrenseil herumziehen läßt.

Es leuchtet ein, daß seit Tirso de Molina dieser arme Octavio eine gewisse

Wandlung zum Bessern erlebt hat. Wenngleich die modernen Sänger aus der sogenannt undankbaren Rolle meistens eine wahre Karrikatur machen, so daß dieser ewige Bräutigam außerordentlich gegenüber dem zwar stets verwünschten, aber doch stets aufs Neue applaudirten Don Juan zurücktritt, — so ist doch nicht zu verkennen, daß ein großer Fortschritt in dem sentimentalen Octavio Daponte=Mozarts vor der insipiden Erscheinung des Duque im spanischen Drama liegt. — Molière wußte sich in den Charakter einer Figur wie Octavio gar nicht zu finden und hat nach dem Fallenlassen der Episode mit Donna Anna aus ihm zwei an moralischer Langweiligkeit mit einander wetteifernde Brüder der Elvira gemacht.

Während Freund Juan mit dem von ihm unbarmherzig düpirten Octavio seine Scherze treibt, gesellt sich sporenklirrend und degenrasselnd der Marques de la Mota zu ihnen, — ein an Liederlichkeit dem Don Juan ziemlich nahe kommender Taugenichts. Dieses par nobile fratrum erzählt sich sodann im wohlgefälligsten Ton des quorum pars magna fui die Skandalchronik Sevilla's. Die tollen Abenteuer mit den Ines, Constanza, Teodora, Julia, Blanca werden ganz in dem blasirten Jargon allermodernster Gardefähndrichs aufgetischt, und man begreift nicht, wie dieser selbe Marques der begünstigte Liebhaber der Doña Ana, Tochter des Comthurs Ulloa, sein kann, von der der Vater zu rühmen weiß:

„Daß ihr himmlisch reizend Antlitz
Alle Schönheit überstrahlt.“

Dies Tugendbild ist freilich des Marques Bäschen, aber das erklärt doch wohl kaum das Faktum, daß sie ihm zufällig gerade an dem Abende, wo sich ihr eigentlicher Bräutigam Don Juan und ihr Vetter treffen, ein Stelldichein zu später Stunde bewilligt. Welch ein Abstand zwischen dieser Ana und dem edeln Frauenbilde in Mozarts Oper!

Ein zierliches Briefchen wird von einer der im alten wie im neuen spanischen Drama äußerst gefälligen Dueñas dem Don Juan in die Hand gesteckt, und darin heißt es sehr verfänglich: „Willst Du meiner Gunst vertrauen, — Zieh den rothen Mantel an, — Es erkennen Dich daran — Ines und die Kammerfrauen!“ Das weibliche unvermeidliche Postscriptum lautet:

„Vén esta noche á la puerta
Que estará á las once abierta,
Donde tu esperanza, primo,
Goces y el fin de tu amor.“

Unsere deutsche Uebersetzung klingt nolens volens etwas trivial:

„Kommst um elf Du diese Nacht,
Wird die Pforte aufgemacht,
Dann wird all Dein Hoffen Wahrheit,
Deiner Leiden Ende naht.“

Mit diesem Liebesbriefchen hat es nun, wie ja in allen Komödien der Welt, eine unglückliche Bewandtniß, — mag auch Don Juan das Gegentheil denken und den Zufall glücklich preisen, der es ihm nahe legt, seine Hochzeit mit Doña Ana so unverhofft zu beschleunigen. Die Alte, die den Brief bestellen soll, nimmt Don Juan für den Marques de la Mota, giebt ihm den Brief, — und des Verführers von Sevilla Schelmenplan ist fertig:

„Sah man je ein solches Glück?
Wahrlich, dies bringt mich zum Lachen,
Denn ich werd's, beim ew'gen Gott,
In Sevilla heute machen
Wie zuvor in Napoles!“

Ein mauvais sujet gewöhnlichen Schlages würde sich wohl in Acht nehmen, von dem nächtlichen Quiproquo mit Ana einer Sterbensseele etwas zu verrathen, — nicht so Don Juan. Um das Bild des „Schlechtesten der Menschen“ vollständig zu machen, läßt der spanische Dichter den Don Juan seinem Freunde Mota den Inhalt des Briefchens

mittheilen, nur daß sich der Schalk die kleine Licenz gestattet, statt der elften Stunde ihm die zwölfte als die zu bezeichnen, um welche Ana ihn, den Marques, erwarte.

Den Rest wird der Leser sich denken können. Es folgt die Katastrophe mit Doña Ana, bei der übrigens Don Juan kaum mehr Glück hat, als bei der Herzogin Isabela Neapolitanischen Angedenkens. Der Vater, Gonzalo de Ulloa, eilt auf das Hilfegeschrei seiner wenn's sein muß tugendsamen Tochter herbei, Don Juan ruft ihm zu: „Laß mich meines Weges ziehen!" — worauf der alte Heldenvater antwortet: „Uebers Schwert nur geht Dein Weg!" — — Mit dem Sterbeseufzer: „Seguiráte mi furor!" — „Meine Rache wird Dir folgen!" verhaucht der greise Comthur sein ritterliches Leben — und Don Juan flieht voll Entsetzen über seine rasche That, die ihn schon gereut und die er beinah nur aus Nothwehr vollbracht hat.

Mozart hat genau Molina's Beispiel befolgt und den Don Juan auch nicht als den raffinirten Verbrecher in dieser Schreckensscene dargestellt, dem es ein Leichtes sei, nicht nur Verführung, sondern auch Mord heimtückisch zu vollbringen. Daponte-Mozart haben sogar noch stärker als Molina gefühlt, daß ein Don Juan kein überlegender Mörder sein dürfe, wenn er nicht Entsetzen und Abscheu erwecken solle, — darum der italienische Text, der die nagenden Gewissensbisse des Schuldbewußtseins, das sich gern entschuldigen möchte, schildert: „L'ha voluto suo danno!" — Von alledem bei Molière, der den Don Juan nicht schwarz und verworfen genug malen kann, keine Spur.

Mitternacht. — Der Marques de la Mota, welcher sich um 12 Uhr „dem Ende seiner Leiden" zu nahen glaubt, wird am Schauplatz des Verbrechens angekommen für den Mörder gehalten, verhaftet und vom Könige zum Tode verurtheilt. Gleichzeitig befiehlt dieser, das Leichenbegängniß des Ermordeten mit dem ganzen seinem Range gebührenden Pompe zu veranstalten. — —

Wir verfehlen nicht, schon jetzt darauf hinzuweisen, wie sehr sich in diesem spanischen Drama ein gewisser Hang zum Parallelismus der Handlung geltend macht, der fast eine ermüdende Wirkung übt und kaum durch die herrliche Sprache und den stets witzig belebten Dialog gemildert wird.

Der erste Act ist ein wahres Meisterstück des knappen, ächt dramatischen Vorwärtsstrebens; namentlich bildet die pikante, nächtliche Eröffnungsscene zwischen Don Juan und der Herzogin Isabela ein reizendes Cabinetstück des spanischen Capa-y-Espada-Genres. Der Dichter scheint aber an seinem Werk so großes Wohlgefallen gefunden zu haben, daß er ein und dasselbe Motiv wiederholt, freilich in modificirter Form, die mehr dem Intriguenlustspiel entlehnt ist.

Aehnlich wie mit dem Parallelismus der Scene zwischen Don Juan-Isabela und Don Juan-Ana verhält es sich auch mit dem der Episode: Don Juan-Aminta, — die den Schluß des zweiten Actes bildet. Diese anmuthige Episode liegt dem Mozartischen Intermezzo der vereitelten Hochzeit Zerlinens und Masetto's noch genauer zu Grunde als die frühere, bei der Tisbea eine so unglückliche Rolle spielte. Der italienische Dichter des Don Giovanni hat nicht unmittelbar aus unserm spanischen Drama geschöpft, sondern theils aus seinem eigenen, wildbewegten Don Juan-Leben, theils hat er sich an die volksthümliche Tradition der italienischen Burleske vom Don Giovanni und Arlechino gehalten, — und in dieser Form zeigt sich die Sage gegen das Molina'sche Drama schon bedeutend vereinfacht.

Auf der langen Wanderung von der Pyrenäenhalbinsel durch Italien nach Paris, die etwa fünfzig Jahre dauerte, hat sich der etwas überladene Stoff des Tirso de Molina abgeklärt, — oder um mit einem mythologisch-wissenschaftlichen Ausdruck à la Max Müller zu reden, die Sage hat sich verdichtet. Verlangte der Spanier zu seiner moralischen Herzstärkung mindestens vier Treubrüche auf offener Scene, um dann sagen zu können: „Gott Lob, daß ich nicht so bin wie dieser", — so begnügte sich der im 17. Jahrhundert äußerlich verteufelt bigote Franzose zum gleichen Zweck mit einem soliden Ehebruch. Mehr hätten die tartüffischen Zeitgenossen dem Molière schwerlich ungeahndet durchgehen lassen; leider mußte dieser deshalb auch die Figur der Donna

Anna opfern und den Octavio kaum besser behandeln, welche beiden Personen bei Mozart so wesentlich zur dramatischen Symmetrie beitragen.

Weniger formgerecht als Calderon und Lope läßt Tirso de Molina in einem und demselben Acte die Oertlichkeit fast ebenso bunt abwechseln wie Shakespeare, achtet aber stets darauf, daß die Einheit der Handlung nicht rein momentanen Einfällen zu Liebe unterbrochen wird. — Das Ende des zweiten Actes spielt in dem Dorfe Dos Hermanas (Zwei=Schwestern). Getreu seinem Wesen als unberufener Störenfried des Familienglücks, erscheint Don Juan auf der Hochzeit des Patricio mit der holden Aminta, einer ländlichen Schönen, die zwar an Grazie der Tisbea einigermaßen nachsteht, ihr aber an Leichtgläubigkeit gleichkommt.

Es folgen die Scenen, die aus Mozarts Finale des ersten Actes bekannt sind. Nur schließt der zweite Act des „Burlador de Sevilla" nicht ganz so stürmisch wie der entsprechende Theil der Oper mit seinem großartigen Quintett, mit den brausenden Racheklängen des „Trema, trema, scelerato! Odi il tuon della vendetta!" Nein, im spanischen Drama ertönt lieblicher Gesang bis zum Ende und nimmer müde schlingen sich im Fandango und Zapateado die tanzenden Paare durcheinander. Höchstens mahnt das prophetische „Con esta cuatro serán" (Mit dieser finds nun vier!) des Catalinon und sein kopfschüttelndes: „Mögen sie singen, bald werden sie weinen!" an die bevorstehende Enttäuschung, mit der das Geschick der armen Aminta besiegelt wird, aber auch das Glück des großen Burlador sich schrecklich wenden soll.

Den dritten Act eröffnet eine etwas bedenkliche Situation: Don Juan dringt in das Brautgemach der neuvermählten Aminta, deren Herrn Gemahle ganz recht geschieht, da er in tölpelhafter Eifersucht sein schönes Weibchen so lange allein läßt, statt dem Frauenverführer entgegenzutreten.

Aminta ruft beim Erscheinen Don Juans entsetzt: „Zu so später Stunde hier?" — worauf dieser die klassische Antwort giebt: „Estas son las horas mias", — „Dies sind einmal meine Stunden." Aminta droht, sie werde schreien, schreit aber wie alle Opfertäubchen Don Juans nicht, läßt sich verleiten, seinem sinnebethörenden Liebesflehen Gehör zu geben, — und ist natürlich verloren. Don Juan Tenorio kommt ihr nämlich spanisch: in den blühendsten Redondillen und künstlichsten Reimverschlingungen zählt er ihr vor Allem seinen Stammbaum her, lockt die kleine Eitelkeit mit der Aussicht, Señora Doña Aminta de Tenorio zu werden, und schließt ganz im Stil von Mozarts „La ci darem la mano" mit seinem schmeichelnden „Ahora bien dame esa mano!" Die Hand braucht er nämlich, um ihr bei selbiger ewige Treue zu schwören und sie brevi manu zu seiner Gemahlin zu machen.

Aminta fordert aber einen noch stärkeren Schwur seiner Treue, und Don Juan schwört mit einer Geläufigkeit, der man's anmerkt, solche Schwüre gehören zu seinen gewöhnlichen Mitteln, bei dem großen Rächer des Verraths.

**Aminta:** „Schwöre, daß Dich Gott einst richte,
Wenn Du lügst!"
**Don Juan:** „Wird meine Treue,
Wird mein Wort je im geringsten
Falsch erkannt, so will ich, daß mich
Eine Leichenhand vernichte!" —

Damit hat er das Verhängniß auf sein Haupt herabbeschworen, dem Bild von Marmorstein ist er verfallen, und mitten durch das leichtsinnige, heimlich geflüsterte „Liebchen, ach wie wenig kennst Du — den Verführer von Sevilla!" — hören wir schon die drohenden Posaunentöne des „No temas la mano darme" (bei Mozart: „Dammi la mano in pegno"; — Molière: „Donnez-moi la main.")

Eine der glücklichsten Ideen des spanischen Dichters war die, die beiden trauernden Frauen, Herzogin Isabela und die betrogene Fischerin Tisbea, kurz nach der vorhergehenden Scene zusammenzuführen. Der gleiche Schmerz über die gleiche Kränkung tilgt jeden Standesunterschied. Beide beklagen ja den Frevel desselben Mannes und trösten sich mit demselben Gemeinplatz, den jedes Geschlecht gegen das andere als Lückenbüßer

verwendet: „Mal haya la mujer que en hombre fia!" (Weh denen, die auf Männerherzen bauen!")*) Daponte hat diese Tröstungsscene aufs Glücklichste verwendet bei der Begegnung der Donna Elvira und Donna Anna, — und um den vernachlässigten Don Octavio nicht gar zu kurz kommen zu lassen, hat Mozart in der Perle seiner Oper, dem Trio der Rache „Protegga il giusto cielo!" — ihm eine wirkungsvolle Begleitung zugedacht.

Nun folgen in dem spanischen Drama die burlesken Scenen zwischen Don Juan und Catalinon angesichts der Statue des Comthurs, in denen sich der schelmische Diener ganz wie Leporello als die Jammerseele offenbart, die zum Verbrechen zu feige und zur Tugend — zu hungrig ist.

Schade übrigens, daß die späteren Bearbeiter der Sage nicht dem Beispiele des Tirso de Molina gefolgt sind, der tactvoll genug war, das Bild von Marmorstein nicht auf einen gewöhnlichen Allerweltskirchhof zu postiren, sondern in die Kapelle einer Kirche, wodurch die Frevelthat Don Juans nur um so vermessener wird. Ebenso hat der spanische Dichter es unter seiner Würde gehalten, bei der Erscheinung des Comthurs am Grabe auf den Beifall des Amphitheaters zu speculiren, wie das in der Oper leider stets geschieht. Tirso de Molina läßt nämlich den Comthur Ulloa nicht hoch zu Rosse sitzen, sondern auf der steinernen Platte, die sich über seinem Grabe erhebt, aufrecht stehen — ganz in derselben Haltung, in der er auch bei dem Todtengastmahl um Mitternacht erscheint.

Diejenigen, welche absolut ein Marmorpferd sehen wollen, mögen einmal bedenken, wie unwahrscheinlich eine solche Reiterstatue schon mit Rücksicht auf das Material ist, — mögen sich auch die Komik vergegenwärtigen, die darin liegt, daß der unheimliche steinerne Reiter sich aus dem Sattel schwingen muß, um seinen nächtlichen Besuch zu machen! Man sieht also, in einigen nicht ganz unwichtigen Punkten könnten die Directionen der Opern aus dem uralten Stück des Spaniers manches lernen für die richtige Inscenirung des Don Giovanni, — von den Kostümen, von der Oertlichkeit und dem ganzen äußeren Apparat gar nicht zu reden.

Auf der Steinplatte der Gruft steht eine Inschrift da aber Catalinon auf gut spanisch nicht lesen kann, so entziffert Don Juan die Grabschrift:

„Für erlitt'nen Schimpf und Spott,
Harrt ein Edler hier auf Rache, —
Den Verräther strafe Gott!" —

Nicht gewarnt durch diese drohenden Worte, zupft Don Juan den steinernen Comthur bei seinem Bart, ladet ihn zum Abendessen oder auch zu einem ritterlichen Gang auf blanke Schwerter ein und empfiehlt ihm nur, sich nicht etwa einer steinernen Waffe zu bedienen. —

Die Erscheinung des Comendador erfolgt sodann beim Nachtessen ganz in derselben schaurig-überraschenden Weise, wie sie aus der Oper bekannt ist.

Es dauert lange, bis Catalinon sich von seinem Schreck über die gespenstische Erscheinung des Comthurs erholt. In dem Muth der Angst richtet er die ergötzlichen Fragen an die schweigende Statue des Don Gonzalo: „Das Jenseits ist wohl ein schönes Stückchen Land? Ist's flach oder gebirgig? Treibt man dort auch Poesie?" — Die einzige Antwort ist ein unheimliches Nicken des Kopfes.

„Nun laßt Musik erschallen!" ruft Don Juan, der seinem Gaste die gebührenden Ehren erweisen will. Da ertönt hinter der Bühne ein Lied mit dem vielsagenden Refrain: „Qué largo me lo fiais!" — bei dessen Klängen es Don Juan kalt überläuft. Er heißt die Diener, auch den mehr todten als lebendigen Catalinon, sich entfernen — und steht nun dem steinernen Gast allein gegenüber. Dieser ladet seinen Mörder ein, morgen um dieselbe Zeit sein Gast bei der Todtengruft in der Kapelle zu sein, und als er den

*) Ein Venetianisches Sprichwort lautet im Dialekt:
„Tristo quel omo che a la dona crede!"

Zweifel ausspricht, ob Don Juan auch den Muth haben werde, seine schnell gegebene Zusage zu halten, erwidert ihm dieser mit dem Lakonismus spanischer Ritterlichkeit:

„Soy Tenorio!“ (Ich bin ein Tenorio!)

Dem Comthur genügt dies Wort eines spanischen Edelmannes und er wendet sich zum Gehen: „Wohl, ich glaub's, auf Wiedersehn!“ — Don Juan, überhöflich, will seinem Gast den Heimweg leuchten, aber die schreckliche Stimme des Marmorbildes: „Leuchte nicht, — mir leuchtet Gott!“ hält seinen Fuß zurück.

Um nun die Katastrophe nicht unmittelbar auf diese Nachtscene folgen zu lassen, hat Tirso de Molina hiernach ein paar ziemlich überflüssige Scenen am Hofe des Königs von Castilien eingeschoben, über die wir hinweg gehen können, da sie auf die Entwicklung der Handlung nicht von Einfluß sind. Das Resultat langer Berathungen zwischen Don Alonso und Don Juans Vater ist eine Rehabilitirung der Ehre Isabela's — durch eine Heirath mit Don Juan, wobei man die in Aussicht genommene Hochzeit mit Doña Ana ganz vergessen zu haben scheint.

Dem Don Juan ist diese Eheangelegenheit ganz gleichgültig, — er hat sich schon so oft in seinem Leben vermählt, daß er kein großes Wesen mehr aus dergleichen Familiensorgen macht. Vorerst hat er noch eine Ehrenpflicht zu erfüllen, dem steinernen Gaste zu beweisen, daß es ihm nicht an Muth fehle, sich pünktlich zum nächtlichen Geistermahl einzufinden, — die Hochzeit mag so lange warten!

In der Scene, wo Don Juan Tenorio bei dem Comthur sein Wort einlöst, enthüllt der Dichter die wenigen guten Seiten seines Helden. Nicht eitle Prahlerei treibt Don Juan, sein Versprechen zu erfüllen, sondern das strenge Bewußtsein der verpfändeten Ritterehre. Catalinon warnt und schilt den Entschluß seines Herrn eine Thorheit, — aber Don Juan, ernst geworden, gar nicht mehr Burlador, erwidert:

„No ves que dí mi palabra?“
(„Siehst Du nicht, daß ich mein Wort gegeben?“)

Ohne Zagen betritt er die dunkle Kapelle, in welcher der Todte ruht und auch ihn der Tod erwartet.

Die Sterbescene des Helden ist von so erschütternder Wirkung und wirft ein so eigenthümliches Licht auf die oft verkannte Tendenz der Sage in diesem Stücke wie auf Don Juans wahren Charakter, daß wir sie wenigstens im Auszuge mitzutheilen für nöthig halten.

Don Juan geht mit dem zitternd folgenden Catalinon geraden Wegs auf die Statue los, die ihm entgegenkommt:

**Don Juan:** Wer da?
**Don Gonzalo:** Ich!
**Catalinon:** Ich bin verloren!
**Don Gonzalo:** Bin der Todte, sei nicht bange!
Schon bezweifelt ich Dein Kommen,
Da Du Alle pflegst zu täuschen.
**Don Juan:** Hältst Du mich für eine Memme?
**Don Gonzalo:** Flohst Du doch in jener Nacht,
Da Du mich ermordet hattest!
**Don Juan:** Weil ich nicht erkannt sein wollte,
Heute siehst Du mich am Platze,
Darum sprich, was Du begehrst!

(Schattenhafte Gestalten bereiten den Tisch, dessen Speisen aus Schlangen und Basilisken, dessen Getränke aus Galle und Thränen bestehen. Da ertönt der schaurige Gesang hinter der Scene, vergleichbar, auch im Metrum, dem Dies irae, dies illa! wie im Faust):

„Merkt es, die ihr gegen Gottes
Strafgerichte stolz geprahlt:
Jede Frist erreicht ihr Ende,
Keine Schuld bleibt unbezahlt!“
**Don Juan:** All mein Blut erstarrt zu Eis!
**Gesang:** „Alles was auf Erden lebet,
Vor dem stolzen Wort sich scheue:
„Ach, das hat noch lange Zeit!“ —
Kurz nur ist die Frist der Reue!“ — —*)

**Don Juan:** Ich bin satt, weg mit der Tafel!
**Don Gonzalo:** Gieb mir jetzo Deine Hand,
Wenn Du Dich vor mir nicht fürchtest.
**Don Juan:** Ich mich fürchten? Nimm sie hin!
— — Weh ich brenne, o verzehre
Mich mit Deinem Feuer nicht!
**Don Gonzalo:** Fühle erst der Hölle Feuer!
Don Juan, die Wunder Gottes
Sind erhaben, unerforschlich,
Und er will, daß Du die Schuld
In des Todten Hände zahlest.
Dies ist Gottes Richterspruch
Solcher Lohn für solche Thaten
**Don Juan:** Weh, ich brenne, laß mich los! — —
— — Nicht verführt' ich Deine Tochter,
Da sie den Betrug gewahrte.
**Don Gonzalo:** Doch Du wolltest jenen Frevel!
**Don Juan:** Ruft den Priester, daß er höre
Meine Reue, meine Beichte!
**Don Gonzalo:** Schon zu spät, — die Frist verrann!
**Don Juan:** Weh, ich brenne, mich verzehren
Feuergluten, — ach, ich sterbe! (stirbt.)
**Don Gonzalo:** Dies ist Gottes Richterspruch:
Solcher Lohn für solche Thaten!" — —
(Das Grabmal, Don Juan und Don Gonzalo versinken.)

Klein in seiner „Geschichte des spanischen Dramas", in der er den Tirso de Molina auf verhältnißmäßig geringem Raum abfertigt, weiß gar nicht genug seiner komischen Entrüstung darüber Ausdruck zu geben, daß Don Juan in seinen letzten Augenblicken sich mit dem lange verhöhnten Himmel versöhnen will. In seiner Manier der sweeping judgments schreibt er: „Don Juan — Gewissensbisse! Don Juan nach einem Beichtvater wimmern! — Ein spanischer Don Juan aus dem Vollen ist eben undenkbar, nur ein Deutscher wie Mozart konnte, unbeschadet seines grundkatholischen Herzens, einen solchen Don Juan schaffen; nur ein Franzose wie Molière konnte durch einen freigeistisch-verruchten, ächtfranzösischen Don Juan die Scharte des ächt-spanischen, aber deshalb eben unächten (sic!) Don Juan glänzend auswetzen."

Es wäre wirklich sehr interessant, das Ideal des „ächten" Don Juan zu sehen, welches Herr Klein sich zurecht gemacht hat, wenn ein Spanier, also Don Juans Landsmann und dazu der Schöpfer dieser Figur, jenes Ideal nicht erreicht haben soll. Der Don Juan des Tirso de Molina ist eben nicht nur ächtspanisch und gutkatholisch, sondern, was mehr sagen will, künstlerisch wahr, — wahrer als selbst der Don Juan von Daponte-Mozart, tausendmal wahrer und edler als der jedes Gemüths entbehrende Don Juan Molière's.

Das richtige Verständniß für den Charakter des Don Juan Tenorio im spanischen Drama eröffnen uns die häufig wiederholten Worte: „Qué largo me lo fiais!"*) (Ach, das hat noch lange Zeit!) Don Juan ist danach nichts als ein unendlich leichtsinniger Jüngling, der zwar die Absicht sich eines Tages zu bessern noch nicht aufgegeben hat, aber die Ausführung soweit wie möglich (largo) hinausschiebt. Darum verlacht er die Warnung seines Vaters Don Diego:

„El que un bien gozar espera,
Cuando espera, desespera".**)

und erst in der Todesstunde wird er gewahr, daß es zu spät sei zur Buße und Umkehr, als drohend die überirdischen Stimmen an sein Ohr dringen. So erklärt sich der Hilfe-

*) „Miéntras en el mundo viva,
No es justo que diga nadie: (Cum vix justus sit securus)
¡Qué largo me lo fiais!
Siendo tan breve el cobrarse."

**) „Wer das Glück zu halten meinet,
Dem zerrinnt es in den Händen" — geflügeltes Wort in Spanien geworden.

ruf nach einem Priester, der ihm die Beichte höre und die Absolution ertheile, ganz natürlich; und mag man auch dem sträflichen Leichtsinn die gerechte Vergeltung gönnen, — in dem Augenblick, wo sie fürchterlich hereinbricht, erfüllen uns die erbarmungslosen Worte des Comthurs „No hay lugar, ya acuerdas tarde!“ („Schon zu spät, — die Frist verrann!“) mit Trauer und Wehmuth.

Die poetische Gerechtigkeit ist von Tirso de Molina besser geübt worden als von irgend einem seiner Nachahmer. Während bei Molière wie bei Daponte=Mozart der reuelose Tod des Sünders uns mit Grauen durchdringen muß, erhält in der Katastrophe des spanischen Dramas unser Gemüth im vollen Maße die starken Eindrücke des Schreckens und zugleich des Mitleids, wie sie die ältesten Lehrer der dramatischen Dichtkunst forderten.

Für Tirso de Molina ist und bleibt Don Juan bis zum letzten Augenblick der Hauptheld, dem er seine ganze dichterische Liebe zuwendet, während er die Frauengestalten nur sehr obenhin behandelt. Was sind diese Isabela und Ana mit ihrer leicht zu erringenden Gunst, mit ihren frivol gewährten Schäferstündchen gegen die rührenden Erscheinungen einer Donna Anna und Donna Elvira Mozarts, denen Beiden der gerührte Zuhörer nur ein besseres Geschick wünscht, als das, einem Octavio anzugehören oder bis zum Tode getreu einen so hartherzigen Don Giovanni zu beklagen, wie Daponte ihn uns schildert. — Aber mag auch der spanische Dichter die weiblichen Figuren seines Drama's nur als Nebenfiguren betrachten, — dem Don Juan Tenorio wird er gerecht, in ihm giebt er uns den „ächten“ Don Juan, den spanischen, katholischen, leichtsinnigen, zu spät bereuenden Don Juan! Und dieser muß jedes fühlende Herz sympathischer berühren als der Don Giovanni Daponte's mit seinem trotzigen, unmenschlichen „No, no, ch'io non mi pento!“ — und als der Don Juan Molière's, der den Monsieur Dimanche, einen armen Gläubiger, aufs niedrigste prellt, seinem Vater gegenüber in der kläglichen Rolle eines bereuenden Heuchlers erscheint und dann zum Schluß die Bravade zum Besten giebt: „Non, non, il ne sera pas dit, quoi qu'il arrive, que je sois capable de me repentir.“ —

Die äußere Gestaltung des altspanischen Stückes ist zwar keine künstlerisch vollendete, die einzelnen Acte sind sehr ungleichmäßig durchgearbeitet; aber man muß auch dem genialen Dichtermönch zu Gute halten, daß er zuerst den gewaltigen Stoff ergriffen und mit ihm trotz der großen dramatischen Schwierigkeiten gerungen hat, bis er ihn bezwungen und seinen Nachfolgern zugänglich gemacht hatte.

Dem spanischen Dichter mußte es natürlich darauf ankommen, Don Juans frevelhafte Thaten, seinen zum Verderben führenden Leichtsinn recht abschreckend dem Publikum vor die Seele zu führen. Dazu bedurfte es nach seiner Meinung einer möglichst großen Zahl drastischer Verführungsstückchen, — daher eine gewisse Monotonie der Fabel durch die vierfache Episode der Bethörung eines Mädchenherzens. Ja selbst zum Schluß zeigt sich bei dem Dichter die Freude an der breitesten Ausführung seiner geistreichen Ideen in der doppelten Gastmahlscene, — einmal bei Don Juan, das andere Mal bei Don Gonzalo. Dergleichen Fehler, wenn man sie so nennen darf haben die Nachahmer Molina's leicht vermieden, ohne aber an Lebenswahrheit in der Schilderung des Helden ihr großes Vorbild zu erreichen.

In Spanien bildet der „Burlador de Sevilla“ noch heute ein oft und gern gesehenes Repertoirestück. Es vergeht kein Dia de almas (2. November), an dem nicht die warnende Gestalt des Convidado de piedra über alle größeren Bühnen Spaniens schreitet, und sicher wird auch kein spanisches Theater es verabsäumen, das vierteltausendjährige Fest dieses Drama's gebührend zu begehen.

Vielleicht erleben wir es auch, daß ein deutsches Theater trotz Wagner und kein Ende die Gelegenheit benutzt, um einmal eine Musterdarstellung des Don Giovanni zu veranstalten und so einem dramatischen Stoffe ersten Ranges gerecht zu werden, der nach einander einen Molina, Molière und Mozart begeistert hat.

# Pariser Theaterbriefe.

Von **Gottlieb Ritter.**

## VII. Les Vieux Amis von Louis Davyl.

Der Ehebruch ist das alte ewige Lied der neufranzösischen Dramatiker, die sich bestreben, das stereotype Thema auf alle möglichen Arten zu variiren. Das Leitmotiv bleibt aber immer dasselbe; mag man es mit noch so kunstvollen Fiorituren versehen oder in eine ganz andere Tonart versetzen oder gar einer durchaus originellen Neuschöpfung zu Grunde legen; immer und überall scheint die Grundmelodie durch und kommt früher oder später zur vollen Geltung. Gegen das Thema an sich kann man vom künstlerischen Standpunkt nichts einwenden; die größten Dichter haben es aufgegriffen, die schönsten Dichterwerke behandeln es. Das verhindert aber nicht, daß man auf die Länge diesen endlosen Kanon unausstehlich findet. Die Virtuosität wird zur Manier; man merkt, daß die Verfasser, nachdem sie den Kunstgriff fertig haben, ihre Fabrikate ohne innere Betheiligung produciren, und daß sich alle ihre Erzeugnisse im Grunde so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern.

Viel Talent steckt allerdings in der dramatischen Realistenschule an der Seine, das ist nicht zu leugnen. Sie besitzt in Alexander Dumas fils den Pfadfinder, welcher neue Perspectiven eröffnet und die Stichwörter gibt, in Emile Augier und Feuillet ihre Poeten und in Sardou den Satiriker und theatralischen Techniker. Diesen vier Meistern folgen die jüngern Talente, worunter freilich mit Ausnahme von Gondinet und Davyl, bis jetzt Keiner es zu einem nachhaltigen Erfolg brachte. Das Haupt der Schule ist unstreitig Dumas, welchem es sogar gelang, den älteren Augier von den neuklassischen Ideen der Ecole du bon sens uzm Realismus zu bekehren. Dumas gibt den Ton an und die Andern fallen ein. Er brachte die Demimonde in und außer der Ehe auf die Bühne und erfand eine neue poetisch und moralisch sein sollende Gerechtigkeit. Erst verlangte er den Tod der Frau, dann den des Geliebten oder des unwürdigen Ehemannes. Heute kommt einer seiner Jünger, der talentvolle Louis Poupart-Davyl, welcher mit seinem Drama La Maitresse légitime — das auch bereits nach Deutschland kam — einen nicht ganz unverdienten Erfolg errang, und ruft ebenfalls Tue — le! womit er den Geliebten meint. Seltsamerweise richtet er aber seine wenig menschenfreundliche Aufforderung nicht an den beleidigten Ehemann, sondern an den Theatergott, der natürlich ungesäumt seinen Donnerkeil auf den Ehestörer herabsendet. Doch greifen wir nicht vor und sehen wir uns einmal die Handlung der interessanten Novität des Théâtre du Gymnase etwas genauer an.

Les Vieux Amis ist der Titel dieses vieraktigen Dramas, welches in dem unfranzösischsten Theil von Frankreich, der Bretagne, spielt, jener großen Halbinsel Kleinbritannien, die sich so weit wie möglich von Frankreichs Herz abzukehren und hinaus ins Meer und England entgegen zu streben scheint, ganz wie sein kräftiges, stolzes, verschlossenes und rauhes Volk sich in Sprache und Sitte isolirt. Es ist arm und unwissend, und sein Herz hängt fast mit größerer Liebe an dem Ocean, als an seiner Heimat. Die Bretonen, die Louis Davyl in seinem neuen Drama vorführt, sind allerdings wesentlich französisch und theilweise sogar

pariserisch angekränkelt, aber sonst ist der bretagner Lokalton nicht übel getroffen. In der etwas besser als bäuerlichen Wohnstube des Dorfarztes Guibert lernen wir eine Reihe verschiedenartigster Typen kennen. Da ist der Doctor selbst, der gute zärtliche Gatte und Vater mit dem weichen Herzen für alle seine Mitmenschen. Er ist in der getreuen Erfüllung seiner Berufspflicht alt geworden und arm geblieben, aber er hat was er zum Leben braucht und mehr als das: ein braves treues Weib, eine aufblühende Tochter und einen alten Freund. Dieser ist Duchoux, der quiescirte Seemann, ein reicher alter Junggeselle, der eine wahre Leidenschaft für Uhren hat und als neuer Karl V. will, daß alle Pendülen seiner Bekanntschaft mit einander übereinstimmen. „Ich kann es nicht ausstehen", sagt er einmal, „daß eine Uhr Mittag schlägt, wenn es zwölf Uhr fünf Minuten ist; es erinnert mich an die Leute, welche über einen Witz lachen, der vor einer Viertelstunde gerissen wurde." Seine Junggesellenwohnung ist ein wahrer Uhrenbazar. Auf allen Tischen, Etageren und von allen Wänden herab tönt das unermüdliche Ticktack, und die bewegliche Geschäftigkeit der zahllosen Pendel ist ganz dazu angethan, das beste Nervensystem zu afficiren. Und wenn nun erst die Minutenzeiger auf Zwölf rücken, dann fängt der größte Spectakel an: dann schlägt es in allen Tonarten von dem dumpfen Gebrumm der altväterischen Schwarzwälderuhr und dem sonoren Klang der Pariser Pendüle bis zum Schnarren des Weckers und dem Geschrei des Kuckucks, der flügelschlagend über einem Brabanter Zifferblatt steht. Aber die alte Theerjacke hat noch eine andere Leidenschaft, nämlich das Kartenspiel, und diese theilt er mit seinem besten und einzigen Freunde, dem Doctor Guibert. Allabendlich kommen Beide in der Doctorswohnung zu einigen Parthien zusammen und spielen bei nächtlicher Lampe, während die Grazien des Hauses sich um den großen eichenen Tisch versammeln und ihren weiblichen Handarbeiten obliegen. Frau Guibert ist eine noch schöne Frau in den sogenannten „besten Jahren", aber ein drückender Kummer hat vor der Zeit ihre Stirne gefaltet und ihren Zügen etwas Düsteres, Melancholisches verliehen, welches durch ihr nonnenhaftes weißes Kopftuch, wie es die bretagnischen Frauen zu tragen pflegen, noch gehoben wird. Sie lebt nur ihrem Hauswesen, geht selten aus und widmet ihre ganze Thätigkeit der Erziehung ihrer sechzehnjährigen Tochter Amélie. Auch noch eine dritte Frau wohnt in dem Hause des Arztes und nimmt — freilich nicht allzu gerne — an der gewohnten monotonen Abendunterhaltung Theil. Es ist die Nichte von Duchoux, eine junge Wittwe, welche mit ihren magern eintausend Livres Rente verurtheilt ist, in dem kleinen Nest der Bretagne zu leben, während es sie, die schon die süße Pariser Luft geathmet, hinaus in den Strudel des gesellschaftlichen Lebens zieht. Die Dorfkokette langweilt sich natürlich furchtbar, und all ihr Sehnen und Streben geht dahin, sobald wie möglich einen reichen Mann zu kapern, der sie mit sich nach Paris nimmt.

Der erste Akt zeigt uns diese Idylle, wie sie sich jeden Abend im Hause Guiberts abspielt. Die Frauen plaudern und stricken, und die alten Freunde spielen. Heute hat sich noch jemand eingefunden, die alte Sainte, welche für einen Abwesenden Strümpfe strickt, für Julien Pavy, den Neffen von Duchoux. Sie war die Amme dieses braven Jungen, der schon vor vielen Jahren über Meer ging und der jetzt vielleicht todt ist, weil er so gar nichts mehr von sich hören ließ. Und während die alte Bäuerin erzählt, wie sie nie ohne Herzklopfen den Briefträger vorübergehen sieht, wie sie nichts desto weniger fortfährt, für den „Kleinen" Strümpfe zu stricken — sie hat schon zwölf Dutzend fertig — und wie sie ihre Hoffnung noch immer nicht sinken läßt, — da hört man Schritte im Flur, und der todtgeglaubte Seemann stürmt herein und umarmt seine Amme, seine Verwandten und seine Jugendgespielinnen. Das Erste, was Julien auffiel war, daß sein Eintritt ins Haus nicht durch die gewohnte Klingel angekündigt wurde. Aber wie die Glocke gealtert hat, so ist es auch allen Andern im Hause gegangen; Laura wurde Wittwe, und die kleine Amélie eine große Tochter, die erröthend auf den Gespielen ihrer Jugend blickt.

Dies ist der Inhalt des ersten Aktes. Er ist ein dramatisirtes Genrebild im flämischen Geschmack. Hübsche Einzelheiten im Dialog und sogar ernsthafte Anläufe zur Charakterzeichnung finden sich, sodaß man gern auf größere Beweglichkeit der Handlung verzichtet. Aber dem Dämon des Pariser Ehebruchsstückes muß auch dieses reizende Stillleben, das ich gerade um des Contrastes willen hier weitläufiger berührte, zum Opfer fallen, und das

Schauspiel, welches wie eine Komödie beginnt, verdüstert sich immer mehr und mehr und endet als ein krasses Melodrama vom Boulevard.

Ueber dem Hause des Doctors zieht sich ein drohendes Wetter zusammen. Eine längst verjährte und abgebüßte Schuld ist das furchtbare Geheimniß der Familie Guibert. Der zweite Aufzug bereitet uns nur vor auf die Entdeckung jener Schuld, die sechzehn Jahre lang verborgen und ungeahndet blieb. Die alte Sainte erzählt Julien, wie seine Mutter starb und theilt ihm ihre letzten Worte mit: „Wenn mein Sohn Amélie Guibert zu seinem Weib erwählt, so soll er sie ohne Mitgift heirathen.“ Umsonst denkt Julien über den Grund dieser Bestimmung nach, Sainte schweigt beharrlich und weiß vielleicht selbst keine Erklärung. Julien, der Amélie liebt und wirklich zur Frau nehmen will, weiß nur zu wohl, daß Guibert unvermögend ist. Wie er so darüber nachdenkt, kommt sein Onkel Duchoux. Dieser eröffnet ihm, er wünsche sehr, daß Julien Amélie heirathe und werde bei dieser Gelegenheit sein ganzes Vermögen der jungen Braut zur Aussteuer geben. Wunderlicherweise versäumt es Julien, sogleich mit seinen Skrupeln herauszurücken und den Onkel womöglich um eine Erklärung darüber anzugehen, was jene Verfügung seiner sterbenden Mutter für einen Grund haben könne.

Aber wie sein Held, so ist auch der Verfasser sich des rechten Weges nicht bewußt. Nun drängt sich mit einemmal die schöne Laura in den Vordergrund, die bei näherer Bekanntschaft gerade ebenso viele Reize einbüßt, als fast sämmtliche andern Personen des Stücks, deren erstes Auftreten uns eher sympathisch berührt hatte. Aber hier steckt just der Hauptfehler dieses Dramas, daß sein erster Akt uns auf falsche Fährte bringt und günstige Ansichten über Charaktere verbreitet, welche hinterher in ganz anderer Beleuchtung erscheinen und uns abstoßen müssen. Dies gilt besonders von Laura, welche sich nachträglich als der böse Geist des Hauses Guibert erweist. Sie ist nicht bloß kokett und vergnügungssüchtig, sondern herzlos und gemein. Mit sicherem Blick hat sie sogleich entdeckt, daß Julien und Amélie sich lieben; sie kennt auch den Wunsch ihres Onkels und der Familie Guibert, daß sich die beiden jungen Leute heirathen, und daß Duchoux gerade auf diesen Fall hin Amélie zu seiner Erbin eingesetzt hat. Sie redet sich ein, daß sie Julien liebe, ist aber im Grunde selbst davon überzeugt, gar keines herzlichen Gefühls fähig zu sein. Aber fort will sie aus der einsamen Bretagne, fort aus ihrer bäuerlichen Umgebung, die keinen Sinn für Luxus und Eleganz hat, und die sie zu Tode langweilt und ärgert. Julien soll ihr Erlöser sein, der sie aus den drückenden Verhältnissen befreit und in die Stadt der Lebensfreude und Pracht geleitet. Um dies zu erreichen, muß sie die beiden Liebenden einander entfremden. Sie will die unbedeutende, kindische Amélie aus dem Herzen des jungen Mannes verdrängen, indem sie sich ihm in ihrem vollsten Liebreize zeigt. Schlägt dieses Mittel fehl, so besitzt sie noch ein zweites, stärkeres: das Geheimniß des Hauses Guibert.

Sie versucht es vorerst mit ihrer Schönheit und ihrem Geist. Es gelingt, denn auch Julien Pavy ist nicht so, wie uns der erste Akt belehrte. Er ist nicht der schlichte, energische und offene Seemann, wie wir glaubten, sondern der herkömmliche Theater-Naturbursche, welcher niemals weiß was er will und hinter seiner Naivetät ein gutes Theil Dummheit verbirgt. Laura besucht ihn in glänzender Toilette, welche allein schon der Theerjacke imponirt. Laura ist so verführerisch in ihrer Schönheit und so verschwenderisch mit ihrem Geist und ihrer Liebenswürdigkeit, sie läßt vor seinem innern Blick das Bild der gemeinsam verlebten Kindheit mit so packender Lebendigkeit aufsteigen, daß der arme Junge ganz hingerissen ihr seine glühendste Liebe erklärt und um ihre Hand bittet. Laura triumphirt.

Aber das überrumpelte Herz des jungen Seemanns hat sich noch nicht so ganz übergeben, wie es den Anschein hatte. Das lehrt uns der vierte Akt dieses Dramas, wo Handlung und Charaktere in jedem folgenden Aufzug wieder modificirt werden. Julien hat sich die Sache noch einmal überlegt und ist zu dem Ergebniß gekommen, daß er eigentlich die schöne Laura kaum liebe, daß die Pariser Salondame gar nicht zu ihm passe und daß sie ihn ganz einfach überlistet habe. Er möchte also sein Eheversprechen wieder rückgängig machen und aufs Neue zu der lieblichen Amélie zurückkehren, um sie — natürlich ohne Mitgift — zu heirathen. Von dieser wesentlichen Umstimmung im Herzen Julien's hat Laura noch keine Ahnung; sie schwelgt schon im Gedanken an Paris und ruft freudig aus: „Lebewohl, Bagno!

meine Strafzeit ist um!" Umsonst macht Onkel Duchoux einen letzten Versuch, Julien loszukaufen; er verspricht ihr baare viermalhunderttausend Francs, wenn sie die Heirath Amélie's gestatte. Laura lehnt es mit Entrüstung ab: sie liebe Julien und Julien liebe sie wieder. Wie groß ist ihr Erstaunen und ihre Wuth, als sie die Wahrheit erfährt. Julien macht kindische Versuche, sein Wort wieder zurückzufordern. Die Bombe platzt.

Woher die Melancholie von Frau Guibert? Warum ihre Kälte gegen Duchoux, ihr Haß gegen Laura? Weshalb die Scheu vor Amélie's Mitgift in den Worten der sterbenden Mutter Julien's? Darin besteht das Geheimniß, dessen Schlüssel Laura in Händen hält.

Laura hatte eine herzlose Frau zur Mutter, welche vor sechzehn Jahren die Doktorin und Duchoux auf einer Reise nach Paris begleitete. Was auf dieser Reise geschah, hat Doktor Guibert nicht vernommen, der Zuschauer erräth es halbwegs im letzten Akt, aber Laura weiß es genau. Ihre Mutter hat es ihr gesagt. Gewiß ist, daß Frau Guibert durch List oder durch Gewalt — der Verfasser erklärt sich nicht deutlicher — die Maitresse von Duchoux wurde. Der Fehltritt, oder besser das Verbrechen blieb vereinzelt, wenn auch nicht ohne Folgen. Amélie ist die Tochter von Duchoux. Aber ehrlich bestrebt waren Duchoux und sein Opfer, den Fehler seither zu sühnen. Frau Guibert wurde die treueste, hingebendste Frau ihres Mannes, und der rauhe Seemann der treueste hingebendste Freund Guibert's. Er hat auf seine Braut, den Ocean, das freie fröhliche Seemannsleben verzichtet und wurde nun stille Landratte. Er ist Millionär und begnügt sich mit der schlichten Häuslichkeit eines Mannes, dessen Familienehre er verletzte, einer Frau, die in ihm nur noch den unheimlichen Verführer und Verbrecher sieht. Er trägt seinen alten Freund auf den Händen und thut für ihn und seine Familie, was nur in seinen Kräften steht, um mit seinem Gewissen Frieden zu schließen. Er setzt Amélie zu seiner Erbin ein und vermittelt ihre Heirath mit Julien. Er will nur das Glück des Hauses Guibert, und je kälter und schweigsamer die unglückliche Hausfrau gegen ihn ist, um so wärmer und inniger hat sich sein freundschaftliches Verhältniß zu Doktor Guibert gestaltet.

Laura merkt, daß der übertölpelte Julien sein Heirathsversprechen bereut; sie ist also genöthigt, zum letzten Mittel zu greifen, zur Aufdeckung des Geheimnisses von Frau Guibert's Schande. Sie will Julien sagen, daß seine brave Mutter Amélie zur mitgiftlosen Sohnsfrau wünschte, weil sie eben voraussah, Duchoux, dessen Verbrechen sie kannte, werde den dotirenden Brautvater spielen. Sie will Julien mit Verleugnung jedes weiblichen Gefühls von jener Pariser Reise erzählen, wo der Freund den Freund verrieth und seine Hausehre schändete. Alles will sie ihm aufdecken, der sich da mit unbesonnener Hast in eine Familie drängt, wo das Gespenst des Ehebruches sich unheimlich aufgerichtet und Frieden und Glück untergraben hat. Laura will Julien die ganze Wahrheit sagen, — und sie thut es.

Frau Guibert kommt gerade im Augenblick der Enthüllung dazu; sie gesteht Alles und erzählt von jener unseligen Reise, deren Opfer sie wurde. Sie vertuscht und verheimlicht nichts, aber schildert auch Alles, was sie seither gelitten und gebüßt hat. Weshalb schreit sie es aber ins Parterre hinunter? Der Gang des Dramas erfordert es, denn der Ehemann muß mit theatralischer Nothwendigkeit Alles wissen, und er hört auch in der That das ganze Geständniß durch eine Glasthüre. Bleich und unsicheren Schritts wankt Doktor Guibert in demselben Moment ins Zimmer, wo sein alter Freund Duchoux, mit einem Strauß in der Hand, ihm zu seinem Geburtsfest zu gratuliren kommt. Guibert schleudert ihm das Bouquet vor die Füße und zertritt es, indem er Duchoux mit funkelnden Augen ins Antlitz starrt. „Seeräuber!" schreit er ihm mit halb vor Wuth erstickter Stimme entgegen, „Schurke! Du hast Dich wie ein Pirat bei mir eingeschlichen und hast mir meine Ehre gestohlen." Duchoux weicht vor diesem durchdringenden Blick zurück, wird todtenblaß und stürzt, nachdem er umsonst versucht hat, das Wort „Pardon!" zu stammeln, wie vom Blitz getroffen vor seinem Richter zusammen. Man eilt herzu und schafft ihn weg. Der alte Seemann verröchelt im Nebenzimmer. Er ruft nach dem Freund. „Kommen Sie, Herr Guibert, er will Sie noch einmal sehen!" Der Ehemann rührt sich nicht. Er läßt seinen Freund sterben, ohne ihm einen letzten Blick zu schenken. „Ich werde ihn mir ansehen," sagt er, „aber wenn er todt ist." Aus dem Nebenzimmer lassen sich Hülferufe ver-

nehmen. „Ein Arzt! ein Arzt!“ In Guibert beginnt ein Kampf zwischen der Pflicht des Arztes und dem Zorn des beleidigten Gatten. Der Arzt siegt über den Ehemann. Schon will er sich an das Sterbelager des Freundes begeben und Hilfe leisten. Er rettet den Freund nicht mehr; es ist zu spät. Duchoux ist todt.

Jetzt erst scheint Guibert einzusehen, daß er eine fünfzehn Jahre alte Schuld, welche einmal begangen und beiderseits durch ein Leben voll Ehrenhaftigkeit, Resignation und Hingebung abgebüßt wurde, und deren Bewußtsein nach mehr als einem Decennium noch so sehr zu Herzen genommen wird, daß es den Tod des Schuldigen veranlaßt, daß eine längst und mehr als verjährte Schuld hier viel zu streng beurtheilt wurde. Guibert verzeiht. „Jetzt habe ich nur noch Euch!“ sagt er zu Frau und Tochter und beschäftigt sich mit dem Abschluß von Juliens und Amélies Verbindung.

Die bedenkliche Hinfälligkeit des Stücks ergibt sich schon aus dieser bloßen Inhaltsangabe. Auch Davyl wollte als getreuer Schüler des jüngeren Dumas ein Problem lösen, das er ungefähr folgendermaßen aufgestellt hat: Von den „alten Freunden“ ist der eine verheirathet und der andere Junggeselle; die Trilogie liegt auf der Hand. Das Ergebniß ist ein Mädchen, dessen blos gesetzlicher Vater niemals den geringsten Verdacht gefaßt hat. Was wird er thun, wenn er die Wahrheit erfährt? Tue-la? oder Tue-le! oder Tue-les? Das ist die Frage.

Der Ehemann ist ein guter Bürger und guter Freund, die Frau war blos das edle unschuldige Opfer eines Gewaltakts und trägt, wie Hamlet, „des Kummers Kleid und Zier“ nicht blos zum Schein; das Mädchen endlich macht die Freude und das Glück des entweihten häuslichen Herdes aus. Die Antwort kann nur Tue-le! lauten. Aber auch der falsche Freund ist ein im Grunde braver Mensch, der nur im Zustande der Betrunkenheit seine Ehre einmal verleugnen konnte. Wird sich also der gutmüthige Ehemann rächen und wie wird er es thun? Er erfährt richtig die Wahrheit, und was geschieht? Wie ein Blitz aus heiterm Himmel wird der Hausfreund vom Schlagfluß getroffen und stirbt. Es kann nichts Einfacheres und Bequemeres geben. Fragen wir aber, womit der Autor seine vier Akte gefüllt hat bis zur Schürzung und zum plötzlichen Durchschnitt des Conflikts, so sehen wir, daß beinahe alle vier Aufzüge bloße Vorbereitungen sind und daß das Drama erst in der letzten Scene beginnt. Und von welcher Art sind diese Vorbereitungen! In mäandrischen Schlangenlinien geht es zum Ziel. Davyl erweckt Sympathien in uns für Personen, welche im folgenden Akt wesentlich anders erscheinen. Alles löst sich in Episoden auf, und die beste Scene des Stücks, die Liebesscene zwischen Julien und Laura, ist auch die überflüssigste. Und nun gar erst der zweite Akt, worin Julien von der letztwilligen Verfügung seiner Mutter erfährt, dient blos dazu, die ebenso lächerliche als unnöthige Nebenfigur eines trotz aller Bantingkur korpulenten Gentleman rider aus der Provinz vorzuführen, welcher in seidener Jockey-Montur durch die Bretagne und das Stück des Herrn Davyl spaziert! Das Talent des Autors verräth sich nur in dem stimmungsvollen ersten Aufzug, in der schon erwähnten Liebesscene und in dem Monolog Guibert's am Schlusse, wo er mit sich selber kämpft. Dies ist aber nicht genug, um das Stück über Wasser zu halten, so fleißig und sorgfältig es auch namentlich im Dialog, ausgearbeitet ist. In dieser Hinsicht verdient Davyl alles Lob; es geht ein gewisser vornehmer Zug durch sein Drama, welcher mit der oberflächlichen Mache der meisten Pariser Theaterfabrikwaaren contrastirt. Sogar Anläufe zu sorgfältigerer Charakterzeichnung finden sich, und zwei — unbegreiflicherweise von der französischen Tageskritik als affektirt und unnöthig abgefertigte — kurze Apostrophen an das Meer erinnerten mich an eine analoge Stelle aus „Maria Magdalena“, wo sich der gedrückte trübe Horizont des bürgerlichen Trauerspiels plötzlich zu erweitern scheint und die Perspektive auf die freie Unbegrenztheit des Oceans eröffnet. In den Vieux Amis ist übrigens der Horizont nicht so sehr beschränkt. Wir haben weniger an der Scholle klebende Bauernseelen vor uns, als unabhängige Seemannsnaturen. Auch macht sich fortwährend in bezeichnender Weise Paris und sein Einfluß geltend. Berauscht vom modernen Babel vollbrachte der ehrliche Seemann seine Schandthat; Paris ist für Frau Guibert der Raum für all ihr Elend und ihre Schuld; Paris ist das verlorene und ersehnte Paradies der abscheulichen Laura und um Paris zerstört sie das Glück des Hauses Guibert. „Les vieux

Amis" lehrt so gut, daß alles Unheil Frankreichs von Paris kommt und predigt so laut Decentralisation, als Alphonse Daudet's Preisroman: Fromont jeune et Risler aîné. Und wie dieser mit einem halb versteckten Fluch auf die Weltstadt schließt, welche das Land vergiftet, so tönt es auch aus dem Gewissenskampf von Duhaux, wie der vorwurfsvolle Schrei des alten Planus: Ah! Coquine . . . coquine! . . .

Für die Einfuhr von „Vieux Amis" nach Deutschland liegt kein Bedürfniß vor, denn der Bühnenerfolg wäre zum mindesten zweifelhaft; auch machen wir bei uns derlei Stücke selbst ebenso gut oder ebenso schlecht, wie man will.

## VIII. Le Prix Martin von Em. Augier und Eug. Labiche.

Das edle Trifolium Mann, Frau und Freund ist wieder beisammen. Der Gatte heißt Martin und der Hausfreund Montgommier. Wenn der Vorhang aufgeht, sitzen sie einträchtig am Spieltisch, als wäre Alles in schönster Ordnung.

**Martin.** An wem ist es?

**Montgommier.** An Dir!

**Martin.** Wie schön ist doch das Kartenspiel!

**Montgommier.** Fesselnd und doch nicht angreifend.

**Martin.** Dabei kann man plaudern, einhalten und wieder anfangen. Es ist wie ein eigener Wagen. Mit unsern Karten in der Hand tödten wir durchschnittlich drei Stunden täglich auf die angenehmste Weise von der Welt.

**Montgommier.** Ja, aber das macht Deine Frau brummen.

**Martin.** Meinetwegen. Wenn ich Alles lassen sollte, was sie brummig macht, so könnte ich am Ende gar nichts mehr thun. Sie ist tugendhaft wie ein Dragoner. Ja, das muß man ihr lassen, ein wahrer Dragoner! Nun, auf mein Wort, es gibt Tage, wo ich die betrogenen Ehemänner beneide: ach, jene werden gehätschelt! . . . Du hast Recht gehabt, Junggeselle zu bleiben.

Die Situation ist hier ganz dieselbe wie in Davyl's Vieux Amis, und beide bilden den Gegensatz zu dem bekannten Supplice d'une femme, wo eine Frau nicht mehr ihren Geliebten, sondern ihren Gemahl zu lieben beginnt. In den beiden neuesten Produkten von Davyl und Augier=Labiche hat nun der Geliebte diese Rolle einer Wetterfahne in amore übernommen: Duchoux und Montgommier lieben nicht mehr die Frau, sondern den betrogenen Freund. Der Unterschied liegt nur darin, daß Frau Guilbert unschuldig ist und ihr Herz niemals dem Hausfreund geschenkt hat, während Madame Loisa Martin in Augiers toller Posse mit dem Generalstabshauptmann Montgommier seit Jahren ein regelrechtes Verhältniß unterhält. Sie liebte ihn vom Augenblick an, wo er sich einmal für sie duellirte; ihre zärtlichen Gefühle nahmen mit der Zeit nur noch mehr zu und wie bei Phädra:

C'est Vénus tout entière à sa proie attachée.

Aber Montgommier findet, sein Freund sei doch zu gut, um von ihm betrogen zu werden; die tägliche Bésigue=Parthie ist ihm, wie Martin, zum Bedürfniß geworden, und er zieht sie sogar der einst innig geliebten Loisa vor. Vergeblich plant diese seit einiger Zeit zärtliche Rendezvous: Montgommier weiß tausend Ausreden und fehlt bei jedem Stelldichein. Loisa ahnt, daß der Hauptmann ihrer überdrüssig geworden und stellt ihn bei der ersten Gelegenheit zur Rede. Umsonst versucht Montgommier sich in den Augen Loisa's zu depoetisiren: er gesteht ihr, daß er seine ergrauten Haare schwarz färbe, dichtet sich ein ganzes Arsenal falscher Zähne an. Verlorne Liebesmühe; Loisa findet das reizend. Als nun gar Montpommier sich ein Herz faßt und ihr rund heraus erklärt, er halte es für schmählich, den guten Martin, der ihn vor Jahren vor dem Bankerott errettet, noch ferner zu betrügen, da fingirt Loisa einen Verzichtungsversuch, wovon ihr Geliebter sie natürlich sofort abhält mit dem Versprechen, wieder ganz der ihrige sein zu wollen. Aber er hat im Sinne, es zu halten.

In diese eheliche Incorrektheit drängt sich ein Vierter. Es ist Hernandez Martinez, ein Sohn der Wildniß. In den Pampas Südamerika's ist dieser Vetter Martins zu Hause, und eine indianische Königin soll sein Ehegespons sein. Er spielt auch in der That eine wahre Urwaldfigur. Sein Gesicht ist krebsroth, sein Lockenhaupt rabenschwarz; die Augen rollen furchterweckend, und tritt die colossale Gestalt in ein Zimmer, so zittern alle Wände, Möbel und Menschen. Sein gelber Rock, seine rothe Weste und grasgrüne Cravatten erhöhen nur noch den befremdlichen Eindruck, den dieser Marionettenteufel auf den normalen Mittel=

europäer ausüben muß. Er lebt übrigens in Paris auf ziemlich civilisirte Weise und hat bisher seiner Verwandtschaft keine Unehre gemacht; man acceptirt ihn eben überall als fremdländische Ausnahme und legt an seine Excentricitäten nicht den Maßstab des berüchtigten gesunden Menschenverstandes. Er muß übrigens während seines Pariser Aufenthaltes bedeutende Kulturfortschritte gemacht haben, denn er spekulirt mit Leidenschaft auf der Börse und gründet mit Verständniß, — Tugenden die er in den Pampas noch nicht geübt haben dürfte. Hernandez ist das Verhängniß des Hauses Martin, das ist vorauszusehen; so fällt denn auch ihm die Rolle zu, dem betrogenen Ehemann die Augen zu öffnen, und zwar thut er dies wider Willen, als er eines Tages mit seinem Vetter gemüthlich plaudert.

**Martin.** Sage mir einmal, das ist Dir doch nicht unangenehm, daß ich Dich duze.

**Hernandez.** Durchaus nicht. Warum?

**Martin.** Es gibt Könige, die es nicht gern haben.

**Hernandez.** Aristokraten! Aber ich bin nicht stolz und habe vorhin sogar mit Deinem Bedienten geplaudert. — —

**Martin.** Wo hast Du gestern dinirt?

**Hernandez.** Im Restaurant mit jungen Leuten — von einem gewissen Alter. Ich habe mich gelangweilt, denn sie haben einfältige Geschichten erzählt.

**Martin.** Von Frauen?

**Hernandez.** Nein, von Ehemännern.

**Martin.** Es gibt komische.

**Hernandez.** Sie lachten Alle wie toll. Ich nicht, denn ich glaube, sie wollten mir einen Bären aufbinden.

**Martin.** Dir? Unmöglich!

**Hernandez.** Urtheile selbst, wir werden ja dann sehen. Es scheint, daß Einer von ihren Freunden die Frau eines Andern liebt. Wenn er nun seiner Schönen ein Rendezvous geben will, so macht er mit Kreide einen Strich auf den Rücken des Gemahls. Ein Querstrich heißt: Ich komme.

**Martin.** O, wie dumm!

**Hernandez.** Und wenn er das Stelldichein nicht einhalten kann, dann zieht er einen Strich der Länge nach und das heißt: Ich komme nicht.

**Martin.** Aber das ist unmöglich; der Mann müßte es ja merken. Versuche einmal, ob Du mir einen Strich auf den Rücken machen kannst. (Er wendet sich und zeigt einen senkrechten Strich auf dem Rücken).

**Hernandez.** Caramba!

**Martin.** Versuch's!

**Hernandez.** Du hast ihn schon!

**Martin.** Ich? ... (Geht zum Kamin und betrachtet sich im Spiegel). Wirklich, ja!

**Hernandez** (beiseit). Ob zufällig?

**Martin.** Wo Teufel war ich nur? (Er klingelt). Ich spielte doch nicht Billard...

**Pionceur, Bedienter** (tritt auf). Sie haben gerufen?

**Martin** (den Rücken zuwendend). Ja, bürste mich.

**Pionceur.** Schon wieder einen Kreidestrich auf dem Rock! O, das ist zu stark! Seit einiger Zeit alle Tage.

**Martin.** Alle Tage!

**Pionceur** (mit horizontaler Handbewegung). So war es früher.

**Hernandez.** „Ich komme!"

**Pionceur** (w. o. vertikal). Und jetzt ist es so.

**Hernandez.** „Ich komme nicht!"

Die stereotype Frage, wird sich der betrogene Ehemann rächen, ist diesmal nicht so leicht zu beantworten. Martin ist gutmüthig und Montgommier sein Freund und die Verkörperung der täglichen Bésigue-Parthie, ohne welche Beide nicht mehr leben können und vor welcher sogar Madame Martin verschwindet oder wenigstens in den Hintergrund tritt. Wenn es auf Martin ankäme, so würde er schließlich gute Miene zum bösen Spiel machen — gerade des Spiels wegen — und dem falschen Freunde verzeihen. Aber der furchtbare Brasilianer weiß ihn in Hitze zu bringen und zur Rache zu überreden, was ihm um so besser gelingt, als kurz darauf Montgommier wieder eintritt, das Verschwinden des Kreidestrichs bemerkt und einen neuen auf den Rock seines Freundes zeichnet. Martin bemerkt es und sinkt, entsetzt über so schwarzen Undank, ohnmächtig in die Arme des Vetters. Nun willigt er in Alles, was der racheschnaubende Wilde von seiner ehemännlichen Entrüstung verlangt und sinnt auf eine Strafe, gegen welche Diejenige des Sieur de Vergy, der seiner Frau das Herz ihres geliebten Troubadours zu essen gab, blos ein schlechter Wirthshauswitz sein soll. Der Hochzeitsbesuch eines jüngst vermählten jungen Pärchens liefert den Plan. Ich finde diese

Scene zwischen Edmond und Mathilde Bartavelle einer= und Familie Martin andererseits ganz allerliebst und der Mittheilung werth.

**Edmond** (mit Mathilde auftretend). Madame . . . Meine Herren! . . . Erlauben Sie mir Ihnen meine Frau vorzustellen. (Complimente. Man nimmt Platz).

**Loisa.** Sie machen bereits Ihre Besuche?

**Mathilde.** Ach, mein Gott, ja! Mama sagte zu mir: Ihr müßt euch dieser Last gleich entledigen.

**Edmond.** Um so eher, als wir heute Abend verreisen. Ich habe eine Schachtel voll Visitenkarten mitgenommen mit P. P. C. darauf Pour prendre congé . . .

**Loisa.** Und wenn Sie jemand nicht zu Hause antreffen, so sagen Sie: Einer weniger!

**Mathilde.** Schon wieder etwas gewonnen!

**Edmond** (hustet, um seine Frau zu warnen; dann laut, verbindlich). O, wir sagen dies nicht überall.

**Mathilde.** Aber fast überall.

**Martin** (beiseit). Sie ist reizend! Das reine Kind noch! (Laut). Und wo werden Sie Ihre Honigmonate verleben?

**Edmond.** In der Schweiz. Eben habe ich ein Reisebuch gekauft.

**Mathilde** (winkt ihm verstohlen mit dem Mouchoir).

**Montgommier** (beiseit). Aha, das Zeichen zum Fortgehn!

**Loisa.** Welchen Theil der Schweiz haben Sie im Sinn zu besuchen?

**Mathilde.** O, ich weiß nicht. Sie müssen dies Edmond fragen.

**Edmond.** Wir betreten die Schweiz in Genf; dann Chamounix und endlich das Berner Oberland. Namentlich möchte ich Fräulein . . . (Man lacht. Er verbessert sich:) Madame Bartavelle den Aarfall bei Handeck zeigen.

**Loisa.** Ist das so sehenswerth?

**Edmond.** Es ist das, was man „das schöne Entsetzen“ nennt. Stellen Sie sich steile Felsen vor . . . nein, ich lese Ihnen lieber die Beschreibung. (Er öffnet sein Buch. Mathilde winkt.)

**Martin.** Vielleicht ist Madame ein wenig pressirt.

**Mathilde.** O, nein! Wir haben alle Zeit!

**Edmond.** Ah, hier steht's! . . . Die Handeck. Das müssen Sie hören. (Lesend.) „Wenn man sich dieser weiten Einsamkeit nähert, so wird die Seele von einem Gefühl der Andacht ergriffen, man schlägt den Fußweg links ein“ . . . (Mathilde winkt heftig.)

**Montgommier** (beiseit.) Das Taschentuch hat wahre Nervenanfälle.

**Edmond** (lesend). „Endlich kommt man an, welch' bewundrungswürdiges Schauspiel! O Zweifler, entblöße dein Haupt! Von der Spitze eines senkrechten Felsens, der mit Schwarztannen (pinus nigra) gekrönt ist, stürzen sich zwei aufeinanderschießende Ströme mit fürchterlichem Brausen in einen grundlosen Abgrund hinab.“

**Loisa.** Das ist schrecklich!

**Edmond.** „Der Wandrer erbebt, denn der Abgrund zieht ihn an, sich beugend unter der mächtigen Hand der Natur, kniet er nieder und ruft . . . Man findet im Handeckwirthshaus Brot Käse und Kirschwasser.“ Aber das folgt sich nicht. Ach so, — ich habe zwei Seiten zugleich gewendet! (Mathilde winkt.)

**Montgommier.** Der ist ja blind! (Er zieht sein Taschentuch und winkt ebenfalls.)

**Loisa.** Ach! muß dieser Aarfall schön sein! (Zu Martin) Mein Lieber, warum gehen wir denn nicht auch einmal in die Schweiz?

**Martin.** O, die Schweiz! . . . Man kann sich das vorstellen! . . . Denke Dir den Mont-Valerien . . . nur höher . . . und du hast die Schweiz.

**Loise.** Ja, aber dort läuft man keine Gefahr, während an der Handeck . . .

**Edmond.** Ein einfacher Fehltritt genügt. Man spricht von einem Engländer der sich über seine Frau zu beklagen hatte. Er führte sie an den Aarfall und stieß sie mit seinem kleinen Finger in den Abgrund.

**Loisa.** Schrecklich!

**Mathilde.** Man fand sie erst fünf Jahre später . . .

**Montgommier.** Sehr verändert. (Mathilde winkt.)

**Loisa.** Herr Edmond, Madame macht das Zeichen zum Abschied.

**Mathilde.** O nein, gar nicht . . . Die Fliegen belästigen mich.

**Martin** (für sich). Reizend, noch ein Kind!

**Loisa.** Wie viele Besuche bleiben Ihnen noch?

**Mathilde.** Fünfundzwanzig vor dem Diner.

**Loisa** (erhebt sich). Dann haben Sie keinen Augenblick zu verlieren.

**Edmond.** Da Sie es erlauben . . . (Man erhebt sich.)

**Mathilde.** Nach unserer Rückkehr werden wir länger bleiben.

**Loise.** Ich wünsche Ihnen glückliche Reise, meine Lieben.

**Martin.** Und nehmen Sie sich in Acht bei der Handeck.

**Edmond** (zu Mathilde.) Ja, wenn Du nicht artig bist, werde ich es wie jener Engländer machen.

**Mathilde.** O, ich fürchte Dich nicht. (Sie gehen grüßend ab.)

Man versteht, welches die Rache Martins sein wird. Er und Hernandez haben den falschen Montgommier dem Tode geweiht und werden mit ihm die nämliche Procedur beginnen, wie der oben erwähnte Engländer. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, soll Montgommier in die Schweiz, an den Handeckfall gelockt und dort an einer einsamen Stelle in den Abgrund gestoßen werden. Er hat einen Fehltritt gethan und ist dabei verunglückt, wird es alsdann heißen.

Nach diesem gelungenen ersten Akt, folgt ein ebenso verfehlter zweiter, worin uns gezeigt werden soll, wie der Racheplan ausgeführt wurde. Montgommier hat die Einladung Martins, eine gemeinsame Schweizerreise zu unternehmen, ohne jeden Argwohn und mit aller Freude angenommen. Natürlich ist auch Hernandez als Helfershelfer von der Parthie. Wir treffen die Touristen in einem Hôtel von Chamounix in größter Aufregung. Sündenbock oder Opferlamm Montgommier ist krank geworden. Martin und Hernandez fürchten, der Kranke werde sterben oder müsse nach Paris zurückkehren; damit würde aber ihr Plan gekreuzt, dessen erstes Erforderniß ist, den Verurtheilten an die Handeck zu schaffen. Er muß also wieder gesund, wieder reisefähig werden. Zu diesem Behuf thut ihm Ruhe und Pflege noth; seine beiden Henker werden darum zu Krankenwärtern und erfüllen jede Caprice ihres Pfleglings mit derselben Bereitwilligkeit, wie man die letzten Wünsche eines Verurtheilten am Vorabend seiner Hinrichtung gewährt. Es ist urkomisch zu sehen, mit welch' erzwungener Liebenswürdigkeit Hernandez und mit welch' unterdrückter Herzlichkeit Martin den Kranken pflegt, und wie Letzterer mit seinem Eigensinn und seinen Launen den Liebesdienst erschwert. Er scheint entschlossen nach Paris zurückzukehren, so daß seine Richter auf Mittel sinnen müssen, um dies zu verhindern. Hernandez stimmt für sofortigen Tod, und man begreift nachgerade, warum er den Geliebten der Madame Martin auf die Seite schaffen möchte. Er hat sich nämlich auf dieser Reise in die noch immer schöne Frau Martin verliebt, wurde aber gleichzeitig gewahr, daß diese nicht aufgehört den ritterlichen Hauptmann zu verehren. Wenn also Montgommier beseitigt wird, so rächt sich nicht blos Martin für den Verrath, sondern sichert sich Hernandez zugleich den Weg zum Herzen der romantischen Loisa, indem er seinen Nebenbuhler wegräumt. Ein geschickter Anlaß dazu bietet sich gelegentlich einer Verordnung des Arztes, dem Kranken sechs Tropfen Laudanum einzugeben. Hernandez verzehnfacht die Portion und gießt den Trank in eine Schale, welche Montgommier leeren muß. Die Tasse wird auf den Tisch gestellt; trinkt Montgommier das Präparat, so ist es Niemandes Schuld, sondern ein Gottesurtheil. Martin jedoch schüttet heimlich den Inhalt eines Tintengeschirrs in den giftigen Trank, um seinem Freunde, den er eben noch immer liebt, so sehr er auch auf dessen Tod bedacht ist, den Genuß des abscheulichen Gebräus zu verleiden.

Während der Leser wohl bisher mit demselben Gefühl lächelnden Wohlgefallens der Handlung folgte, mit welchem ich sie hier erzählte, hat sich ohne Zweifel seine Stimmung mit dem Vergiftungsmotiv wesentlich verdüstert. Es ist ihm gerade so damit gegangen, wie den Zuschauern im Théâtre du Palais Royal. Wohl wissen wir bestimmt, daß die Vergiftung nicht stattfinden, daß Montgommier die laudanumerfüllte Medicin nicht trinken und daß Martin nicht zum Mörder wird, aber wir können uns eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren und zürnen den Autoren, die uns eine Posse versprachen und nun Scenen bieten, wo der Mord bis in den Vordergrund tritt und die Gemüthlichkeit aufhört. Unser Lachen wird gezwungen, das Burleske gruselig und die Stimmung zerrissen. Schon der bloße Krankheitszustand Montgommiers ist nicht just zum Lachen einladend, denn ein medicinirender und leidender Mensch, auch wenn er dabei Grimassen schneidet, ist durchaus nicht komisch. Wir können fast über ein Gefühl von Mitleid und — Furcht, also die reine tragische Katharrsis des Stagiriten, nicht hinweg kommen, und selbst ein Molière vermag uns nicht über einen Kranken — und wäre er es nur in der Einbildung — wirklich von Herzen lachen zu machen. Wahrscheinlich ist unser Gefühl in dieser Hinsicht empfindlicher geworden, und war man zu Molièr's Zeit weniger scrupulös; kurz, solch tragi-komischen Motiven gewinnen wir heute keinen rechten Geschmack mehr ab, wie schon Hebbel in Deutschland erfahren mußte und wie die Verfasser des Prix Martin in Paris einsehen lernten. Der halbe Mißerfolg dieser Posse muß einzig dem zweiten Akt, wo das Grotesk-Komische mit dem Peinlich-Tragischen verquickt

ist, zugeschrieben werden; er fällt aus dem Ton und wird und stimmt ungemüthlich. Vortrefflich, wie der erste ist der letzte dritte Akt des Stückes, der uns wieder in die freie frohe Sphäre wahrhafter Komik zurückführt.

Die Touristen sind endlich an der Handeck angekommen, denn Montgommier, der selbstverständlich die vergiftete Tinte verschmäht hat, ist wieder gesund geworden. Martin sieht ein, daß er nicht zum Verbrechen geboren ist, denn als er neben Montgommier am Rande des Abgrundes stand, da ergriff er den vom Schwindel Befallenen, um ihn — vor dem Sturze zu bewahren. Don Hernandez ist über diese unmännliche Feigheit wüthend und schwört, Rache an Beiden zu nehmen. Martin aber stellt den Ehestörer zur Rede. Er wirft ihm die — Kreidenstriche vor, beschuldigt ihn des schnödesten Verraths der heiligsten Pflichten der Freundschaft. Montgommier ist vernichtet. Sie werden sich nicht mehr duzen, eine Eismauer wird sich zwischen ihnen erheben, sie werden sich auf immerdar trennen ... Martin will zudem ein monumentum aere perennius zum Andenken an den schnöden Verrath errichtet sehen und verfügt, daß Montgommier auf seine Kosten einen jährlichen Martin-Preis von 22500 Francs stifte für die beste Denkschrift über die „Schmach, die Frau seines Freundes zu betrügen". Trotzdem dieser jährliche Preis den Betrag seines Vermögens repräsentirt, ist Montgommier dazu bereit unter der Bedingung, daß Martin ihm verzeihe. Die beiden Freunde sind eben auf dem besten Wege, weich zu werden und sich in aller Form zu versöhnen, als der Sohn der Pampas hereinstürmt. Es kommt zur Forderung zwischen ihm und Montgommier, und die Sache soll gleich in amerikanischem Duell ausgefochten werden. Aber der gute Martin, der seinen Freund noch immer so sehr liebt, als er den Südamerikaner eigentlich haßt, will Montgommier davon zurückhalten oder wenigstens vor einem Kniff warnen, welchen Hernandez bei seinen Zweikämpfen immer angewendet hat. Umsonst, der tapfere Stabshauptmann ist nicht abzuschrecken; die Vorbereitungen zum Duell werden getroffen, Hernandez, dessen Kniff derselbe ist, den die Schotten im Macbeth mit so viel Erfolg anwandten, tritt mit einem zweiten Wald von Dunsinan drapirt auf. Die romantische Loisa erblickt ihn, wie er so als wandelnder Busch den geladenen Karabiner in der Hand, ein Bild achilleischen Muthes und odysseischer Klugheit, zum Kampf auf Leben und Tod schreitet. Längst hat sich eine seltsame Wandlung in ihrem vielliebenden Herzen vollzogen: auf dieser Reise lernte sie die guten Eigenschaften des athletischen Wilden immer mehr kennen, und seine heldenhafte Galanterie, womit er ihr z. B. die Alpenrosen von den halsbrecherischsten Abgründen pflückte, erregte schließlich ihre schwärmerische Bewunderung. Aber auch die Bewunderung ist die Mutter der Liebe, wie Desdemona's Beispiel lehrt. Je mehr nun Hernandez in ihren Augen an Werth gewann, umsomehr schrumpfte ihr bisheriges Liebesideal zur kläglichen Karikatur zusammen, und Montgommier mit seiner läppischen Freundschaft für den Ehemann wurde durch den wilden Vetter verdrängt. Als jetzt gar Don Hernandez als leibhaftiger Held im Streite vor ihr erscheint, als sie erfährt, daß ihr Mann Alles weiß und Rache schnaubt, als ihr endlich der heroische Mensch trotz seiner königlichen Gemahlin seinen Thron in den Pampas **und** seine Hand anbietet, — da wirft sie sich in seine Arme und verspricht, ihm bis ans Ende der Welt folgen zu wollen. Die zärtliche Gruppe wird durch den ebenfalls bewaffneten Montgommier und Martin gestört, welch Letzterer rasch des Amerikaners beiseit gelegte Flinte ergreift. Zwischen den zwei Gewehrläufen gibt sich Don Hernandez gefangen; er ist bereit, jede Bedingung zu erfüllen, die der rächende, zweimal betrogene Ehemann stellen könnte. Er muß sein Ehrenwort geben, daß er „Diejenige, die Frau Martin war" sogleich mit sich in die Pampas der neuen Welt entführen will. Er willigt mit Freuden ein, und man läßt ihn und Loisa laufen. „Ich glaube", sagt der philosophische Martin, „wenn alle Ehemänner so handelten, würde man weniger Skandale in den Familien sehen." Aber jetzt ist er allein, denn auch sein einziger Freund muß sich zum Fortgehn, zum herben Abschied bequemen.

**Martin.** Nun, sehen Sie, dies ist die Frau, welcher Sie Ihre Freundschaft geopfert haben.
**Montgommier.** Welche Lehre! Ich war jung, ich war schön, ich gehörte zum Generalstab.
**Martin.** Der Generalstab ist keine Entschuldigung. Nun sind wir Wittwer.
**Montgommier.** Das ist noch das kleinste Uebel.
**Martin.** Ich sage „wir", weil Ihnen jetzt dasselbe begegnet ist, wie mir. Das freut mich. Was ich war, sind Sie jetzt.

**Montgommier.** Ich bin es sogar mehr als Sie. Es ist frischer.
**Martin** (lächelnd für sich). Es ist wahr, er hat Geist! (Laut ernst). Wir haben einander nichts mehr zu sagen. Adieu, mein Herr!
**Montgommier.** Unerbittlich!
**Martin.** Die Ehre will's.
**Montgommier.** Wenn jedoch eines Tages der Himmel wollte, daß Sie krank würden? . . .
**Martin.** Nun?
**Montgommier.** Wäre es mir erlaubt, an Ihrem Lager zu wachen?
**Martin.** Ich habe meinen Bedienten.
**Montgommier.** Ein gemietheter Sklave! . . . Ich werde niemals vergessen, mit wie viel Hingebung Sie mich in Chammounix pflegten.
**Martin** (lebhaft). Sprechen wir nicht davon! (Beiseit). Das Laudanum! (Geht langsam nach zum Tisch).
**Montgommier.** Bevor wir uns trennen, gewähren Sie mir eine letzte Gunst.
**Martin.** Welche?
**Montgommier.** Ich habe dies Serviettenband für Sie gekauft; nehmen Sie es an als ein Andenken.
**Martin.** (Zieht nach einem kurzen Kampf eine Tabaksdose aus seiner Tasche und nimmt eine Priese). Es sei, aber da ich Ihnen nichts schuldig sein will, — nehmen Sie meine Dose. (Er legt sie auf den Tisch).
**Montgommier.** O, ich danke. (Er küßt sie). Sie wird mich nie mehr verlassen.
**Martin.** Kürzen wir diese herzzerreißende Scene ab. Adieu für immer!
**Montgommier** (sich entfernend). Für immer! . . . Können wir uns schreiben?
**Martin.** Versteht sich.
**Montgommier.** Traurige Ehre!
**Martin.** Traurige Ehre! (Er ergreift mechanisch ein Kartenspiel und setzt sich an den Tisch). Wenn ich denke, daß sich dieser Mann eines Tages für mich geschlagen hat, daß er sein Blut wagte!
**Montgommier** (sich dem Tische nähernd). Sie haben mich auch aus der Geldnoth gerettet. (Setzt sich Martin gegenüber).
**Martin.** Sprechen wir nicht mehr davon. (Mechanisch). Heben Sie ab!
**Montgommier** (thut es). O, ich werde es nie vergessen! ich kann unbesonnen gewesen sein, leichtsinnig sogar . . . aber ich bin kein Undankbarer. Man hat mir nie vorwerfen können, daß ich je undankbar gewesen bin.
**Martin** (die Karten vertheilend). Es ist wahr . . . Sie haben andere Fehler.
**Montgommier** (sein Spiel angebend). Sechzig Damen.
**Martin** (stutzend). Schon wieder!
**Montgommier** (lebhaft). Nein, nein! ich markire sie nicht.
**Martin** (beiseite). Seine Reue beginnt. Die Lection hat gefruchtet!

Mit dieser prächtigen Scene endet das geistvolle und witzige Stück, das in Paris entschieden besser gefallen hätte, wenn der zweite Akt ganz gestrichen worden wäre und die Schauspieler weniger chargirt hätten; freilich ist gerade der zweite Akt blos durch das derbe Spiel des Komiker-Dreiblatts Brasseur, Geoffroy und Gil-Perez gerettet worden. Den ersten und dritten Aufzug zähle ich zum Besten, was man in der Posse seit manchen Jahren geleistet hat. Den leichte und graziösen Ton darin hat man wohl Eugène Labiche zu verdanken, während die stellenweise geradezu geniale Komik einiger Scenen und die Pointe der Conception auf den Autor des „Giboyer", Emile Augier, schließen lassen. Es geht in der That ein Zug echtesten Humors durch diese ausgelassene Posse, welcher auf ein tieferes und freieres Talent hinweist. Man erkennt leicht, daß es sich da um nichts Geringeres handelt, als um eine Parodie der Ehebruchsstücke, wie sie heutzutage im Schwang sind. In diesem Geist ist die köstliche Scene geschrieben, wo Montgommier sich seiner Geliebten verleiden will und diese eine Vergiftung fingirt; ferner die unmögliche Art ihrer Correspondenz — wörtlich — hinterm Rücken des Ehemanns und das barocke Zweikampfs-Motiv, welches die Duellsucht der französischen Komödienhelden lächerlich machen soll. Die Manie des jüngeren Dumas, der fast in allen seinen Stücken wenigstens einen Pistolenkasten zeigt oder eine Forderungsscene bietet, wenn es nicht wirklich auf oder hinter der Scene zum Schuß kommt, ist durch den als ein Busch hinter Büschen knallenden Don Hernandez ad absurdum geführt. Welch' feiner Witz liegt in der Harmonie des einleitenden und ausklingenden Akkords. Nachdem Bruch und Mordlust die Freunde eine Weile getrennt hielt und die Ehre jede fernere Gemeinschaft unmöglich zu machen schien, treibt ein magischer Zug die Beiden unwiderstehlich an den versöhnenden Spieltisch. Nicht die Freundschaft feiert hier einen Triumph: es handelt sich um einen Sieg der Gewohnheit.

Prix Martin ist Davyl's Vieux Amis, ins Komische übersetzt, womit er besonders den

Ausgangspunkt gemein hat, das Kartenspiel von Mann und Freund, welches die Strafe der Verführer zu sein scheint. Kaum ist es glaublich, daß der „Martin-Preis“ den „Alten Freunden“ voranging, noch weniger, daß Davyl nach seiner Bekanntschaft mit dem Schwank von Augier und Labiche nicht sein überflüssiges Schauspiel zurückzog. Beide Stücke ferner haben als Ehebruchsdramen naturgemäße Aehnlichkeit mit einer anderen Novität, mit der Etrangère. Aber welch' Unterschied ist zwischen diesen drei Variationen desselben Themas! Alle drei Verfasser zeigen uns eine Wolke am ehelichen Himmel. „Eine Pulverwolke,“ docirt Dumas, — „da hilft nur Pulver und Blei“. — „Eine Wetterwolke“, meint Davyl, — „der Blitz wird den Schuldigen treffen, und das Gewitter verzieht sich“. — „Bah, eine Staubwolke“, sagen Augier und Labiche, — „man drückt ein Auge zu und lacht, wenn es vorüber ist“. Wer hat Recht?

---

# Kritische Rundblicke.

## „Faust“ in Weimar.

Der zur Säkularfeier der Ankunft Göthe's in Weimar auf dem dortigen Hoftheater stattgefundene Dramencyklus wurde am 6. und 7. Mai mit der Darstellung der beiden Theile des „Faust“ beschlossen. Längere Zeit vorher war bereits in den bedeutendsten Zeitungen angekündigt worden, daß diese Vorstellungen auf einer mittelalterlichen Bühne vor sich gehen würden, und fühlte sich hierdurch Mancher bewogen, als Zeit und Stunde gekommen, sein Ränzel zu schnüren und nach der „Stadt der Todten“ seine Wallfahrt anzutreten. —

Wem in unsrer wunderlichen Zeit die Pietät abhanden gekommen sein sollte oder dem, der sich überhaupt keinen Begriff von ihr machen kann, rathe ich nach Weimar zu gehen, — dort kann er dies seltene Ding in voller Reinheit wiederfinden. — Weimar lebt in seiner Tradition. Die Zeiten, wo hier ein hochsinniger Fürst die „Prinzen aus Genieland“ um sich versammelte und sich hierdurch einen Hofstaat schuf, wie es in der Welt keinen zweiten gab, sind nicht verronnen, vergessen — sie leben fort in der dankbarsten Erinnerung der Bewohner und finden ihren öffentlichen Ausdruck bei Gelegenheiten wie die heutige. —

Ein zahlreiches, hauptsächlich aus Fremden bestehendes Publikum hatte sich zu den Vorstellungen eingefunden, welche man in ihrer Einrichtung als Muster glaubte betrachten zu können. —

Nach dem „Vorspiel auf dem Theater“ wurde der sonst dicht an der Rampe niederhängende Zeugvorhang zurück gezogen und der „Prolog im Himmel“ begann.

Diese merkwürdige Scene muß vor Allem genau geschildert werden, denn die hier getroffene Einrichtung war die an beiden Abenden vorherrschende, die Mysterienbühne.

Um die Mysterien, sowie die Art und Weise ihrer Darstellung in der älteren Zeit dem Leser in das Gedächtniß zurückzurufen, will ich einige Sätze aus Eduards Devrient's berühmter „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ citiren, derselbe schreibt u. a.: „Am hellen Tage, unter freiem Himmel, auf einem offenen Gerüste, das nur für das festliche Vorhaben aufgerichtet war, wurden die Mysterien aufgeführt. Oft dauerten sie ganze Tage und wenn nicht eintretender Regen das Spiel unterbrach, so geschah es nur durch die Pausen, welche die Mahlzeiten nöthig machten. Meistentheils aber fanden die Aufführungen in den Nachmittagsstunden statt und da diese für die Länge der Stücke nicht ausreichten, so wurden sie in die Hauptepochen der darzustellenden Geschichte zerlegt und an zwei oder mehreren Tagen nacheinander aufgeführt. Diese Abtheilungen hießen dann „Tagewerke“ und stiegen sogar bis auf fünf. —

„Indessen war man auch längst darauf gekommen, das Nebeneinander der einzelnen Scenen durch ein Uebereinander zu ersetzen. Himmel und Hölle, die fast immer vorkamen, wurden dadurch schon anschaulicher gemacht, auch waren die übereinander gebauten Scenen besser zu übersehen.“ —

So zeigte denn auch die Weimarer Bühne zu gleicher Erde im Mittelgrunde das Höllenthor, rechts und links zwei breite Treppen zum ersten Stockwerk emporführend, auf welchem links die Erde angedeutet war, darüber in höchster Höhe der Himmel. Nachdem der Gesang der drei Erzengel verklungen, verhüllen Wolken die Dekoration. Aus dem Höllenthor steigt Mephistopheles und schreitet zu dem sich von Neuem öffnenden Himmel hinauf. In demselben erscheint der Erzengel Michael in flammender Rüstung und geht, die Stelle des Herrn vertretend, mit Mephistopheles den bekannten Vertrag ein. Der Himmel schließt sich und

Mephistopheles steigt wieder in das Höllenthor hinab. —

Dieser Aufbau war mit wechselnder Dekoration an beiden Abenden beibehalten und nur bei Faust's Studirzimmer, der Hexenküche und der Scene im Gebirge nicht zur Anwendung gebracht worden. — In diesem die Bühne noch enger begrenzenden Rahmen spielten sich in einer Decoration die ganzen Scenen mit Gretchen und Marthe ab und zwar so, daß man in der getheilten Bühne Kirche, Straße, Brunnen, Gretchens sowie der Nachbarin Haus und den Garten vor Augen hatte und durch das Fallen einer Wand Einblick in Gretchens Zimmer erhielt. Diese Einförmigkeit machte mit der Zeit den übelsten Eindruck und bewies, daß die Poesie auf der mittelalterlichen Bühne sich nicht heimisch fühlen kann. Die scheinbar in ewigem Kreisgang gebannten Personen bekamen etwas Puppenhaftes, zudem die ganze Liebesgeschichte ohne Pause oder Wechsel der Dekoration bis zum Schluß der Gartenscene sich mit der curiosesten Hast abspielte. Kaum sollte etwas geschehen, war es bereits geschehen und der Zuschauer mußte die gewohnte Anschauungsweise dem fremden Princip der mittelalterlichen Bühne ohne Gnade opfern. —

Indem ich diesen Tadel ausspreche, stelle ich mich jedoch durchaus nicht etwa auf die Seite derjenigen, welche eine derartige neueingeführte Einrichtung von vornherein abweisen, ohne das Nützliche derselben in gewissen Fällen anzuerkennen. Ich kann mich nicht erinnern, ein besser construirtes und ausgeführtes Bild auf dem Theater gesehen zu haben, als den durch die mittelalterliche Bühne in dieser Weise ermöglichten Spaziergang. Das war wahrhaftes, dramatisches Leben; in Entwickeln, Sichgestalten und Culminiren wie es seines gleichen suchen dürfte. Ebenso ermöglichte dieser Bühnenaufbau die fast vollständige Wiedergabe des zweiten Theiles und trat in demselben der verschiedenartigsten Aufzüge wegen völlig in seine Rechte. —

Nur die Liebesgeschichte des ersten Theiles hätte nicht darunter leiden und vornehmlich nicht auf Kosten der mittelalterlichen Bühne die Erscheinung Gretchens an ihrer Poesie verlieren dürfen.

Hier hat Devrient einen unverantwortlichen Gewaltakt an der Dichtung begangen, indem er sie in die pedantische Dekorationsschablone hineinzuzwängen suchte. Man höre nur:

Bei Goethe flüchtet sich Faust nach der Gartenscene mit Gretchen in die tiefe Einsamkeit des Gebirges, um hier die Begier nach ihrem süßen Leib zu überwinden. Erst sein böser Dämon treibt ihn wieder zu Gretchen zurück; es folgt die Scene am Spinnrad in Gretchens Stube — und das Religionsgespräch, das mit der verhängnißvollen Uebergabe des Fläschchens endigt. Hier muß ein Zwischenakt eintreten, denn jetzt vollzieht sich Gretchens Sündenfall und die Scene am Brunnen, die nun folgt, zeigt uns die Aermste bereits in Schuld verstrickt.

Statt dessen folgt bei Devrient unmittelbar auf das Religionsgespräch sofort die Unterhaltung zwischen Gretchen und Lieschen und die Worte:

„. . . Und bin nun selbst der Sünde bloß,
Doch Alles, was dazu mich trieb,
Gott! war so gut! ach war so lieb!"

Worte, die nur im Munde der Gefallenen einen Sinn haben, werden von der noch thatsächlich Schuldlosen gesprochen und sind daher geradezu unverständlich! Denn sinnlos wäre es, die Annahme des Fläschchens schon als Gretchens Schuld zu betrachten, da sie ja nun noch umkehren kann und nach einem solchen Gespräch auch wahrscheinlich umgekehrt wäre . . . . . Nach der Brunnenscene folgt nun bei Devrient eine Verwandlung und erst hier ist die Scene im Gebirge eingeschoben, eine Scene, welche an dieser Stelle nur störend die Entwickelung der Gretchentragödie unterbricht, während sie, an den rechten Ort gestellt, von hoher Bedeutung ist. Diese Scenenfolge läßt über den Fall Gretchens die unbehaglichsten Betrachtungen entstehen, ihre ganze Gestalt wird entadelt und entweiht.*)

Der Tod Valentins dagegen, der auf der Treppe erstochen wird, war wieder von der ergreifendsten Wirkung.

Der fünfte Akt wurde mit der Walpurgisnacht eröffnet und bot den vollkommensten Hexensabbath. Am Schluß des wilden, wüsten Spuks erhob sich der Rabenstein von verworrenen Gestalten umkreist, das Schicksal Gretchens verkündend. Die darauf folgende Kerkerscene bot nichts Neues. —

Der zweite Theil wurde in der prächtigsten Ausstattung vorgeführt. Ueberhaupt war das

*) Wir stimmen hierin auf's innigste mit unserem geschätzten Berichterstatter überein. Bei aller Anerkennung der sonstigen Verdienste Otto Devrients erscheint uns denn doch seine Behandlung der Gretchenscenen als die mörderischste Verstümmelung, die je an einer edlen Dichtung verübt worden ist.

D. Red.

Wort des Theaterdirektors „besonders aber laßt genug geschehen" — in seiner vollsten Ausdehnung zur Anwendung gebracht worden. Der Mummenschanz und die klassische Walpurgisnacht, welche in der Wollheim'schen älteren Bearbeitung gestrichen sind, waren beibehalten und trugen wesentlich zum Eindruck des Ganzen bei. Vortrefflich war die Beschwörung des Paris und der Helena. In der klassischen Walpurgisnacht lebte und webte es von den verschiedenartigsten altheidnischen Gespenstern: Sphinxe, Nymphen und Sirenen, der alte Nereus, Proteus und Chiron — Alles erschien in wechselnder Bewegung, bis Mephistopheles in die unheimliche Höhle der Phorkyoden eindringt — „Zwitschernd pfeifende Fledermausvampyre" — Entsetzliche Klassicität! — Wohlgelungen waren die Scenen vor dem Palaste der Helena, in Fausts Zauberburg und der Tod Euphorions. Leider blieb bei der letzteren Handlung jedoch die Wirklichkeit immer noch hinter der Phantasie zurück. Darzustellen ist es kaum — wird es dargestellt, so muß das Annähernde schon Lob verdienen.

Während der Darstellung empfand man das berechtigte Gefühl, daß das klassische Alterthum mit der Romantik vermählt, keine lebensfähigen Sprossen treiben könne. Das war genügend. —

Der vierte Akt wurde mit verschiedenen Strichen, der fünfte fast unverkürzt gegeben, letzterer wurde durch die beschworenen Teufel, welche in der groteskesten Weise die Seele des Faust erhaschen wollten, etwas beeinträchtigt, während die Verklärung, so unzureichend sie überhaupt dargestellt werden kann, doch einen gewissen Schimmer hatte. Chorus mysticus mit seinem

„Das Unbeschreibliche,
Hier ist es gethan —"

liefert den Kommentar. —

Die geschilderte Einrichtung, getreu der alten Ueberlieferung in zwei „Tagewerken" vorgeführt, war von Otto Devrient. Der Sohn Eduard's hat durch diese Vorstellungen, trotz der mannigfachen Unzulänglichkeiten und Eigenmächtigkeiten, dem Publikum in weitesten Kreisen den Beweis geliefert, daß er die Schwierigkeiten eines darzustellenden Werkes zu überwinden versteht und hierdurch die Hoffnung wachgerufen, durch dies selbstständige Handeln noch manches andere Stück den Brettern zu gewinnen. —

Die unermüdliche Thätigkeit dieses Künstlers, welcher als Regisseur zugleich auch die Rolle des „Mephistopheles" spielte, kann nicht rühmend genug erwähnt werden. — Die Musik des Hofkapellmeisters Lassen gehört der romantischen Richtung an und wird vom musikalischen Standpunkt aus große Verehrer finden; dadurch aber, daß sie den ganzen Faust sozusagen in ein großes Melodrama umwandelt, hat sie nicht die Hoffnung, sich für die Darstellung einbürgern zu können.

**Wilhelm Bennecke.**

---

## Miscellen.

Wir erhalten folgende lesenswerthe Zuschrift:

„Gestatten Sie, daß ich zu der Skizze über Elisabetha Kulmann von Paulina Schanz (B. II, S. 390 dieser Monatshefte) eine Anmerkung mache.

Robert Schumann hat im Jahre 1851 sieben Kulmann'sche Lieder „zur Erinnerung an die Dichterin" komponirt und so einige poetische Perlen dieses Wundermädchens in das lauterste Gold der deutschen Tonmuse gefaßt. Der Komponist gab dem Liederhefte ein herzliches Begleitwort als „Widmung" mit auf den Weg. Ich hebe folgende Sätze aus in der Absicht, die Autorität des liebenswürdigen Tonmeisters zu Gunsten einer Dichterin geltend zu machen, deren ergreifende Lieder mit der Schumann'schen Musik dazu — zu den verschollenen Herrlichkeiten zu gehören scheinen. Schumann läßt sich also vernehmen: „.... Der Weisheit höchstes Lehren, in meisterhaft dichterischer Vollendung zur Aussprache gebracht, erfährt man hier aus Kindesmund, und wie ihr Leben, im stillen Dunkel, ja in tiefster Armuth hingefristet, zur reichsten Seligkeit sich entfaltet, das muß man ihren Dichtungen selbst nachlesen. Ein nur annäherndes Bild ihres Wesens können diese wenigen Lieder, aus tausenden ausgewählt, unter denen überhaupt nur wenige sich zur Komposition eignen, nicht geben. War ihr ganzes Leben Poesie, so konnten aus diesem reichen Sein nur einzelne Augenblicke ausgewählt werden. Wenn diese Lieder dazu beitrügen, die Dichterin in manche Kreise einzuführen, wo sie bis jetzt noch nicht gekannt, so wäre ihr Zweck erfüllt ...." Schumanns Liederheft wurde als Op. 104 vor bald fünfundzwanzig Jahren bei Kistner in Leipzig publicirt. —

Neapel, Jan. 1876. **M. G. Conrad.**

*

Hironymus Lorm sagt in der Wiener Abendpost: „Das Todtschweigen, das an modernen Dichtern in deutschen und auch öster-

reichischen Zeitungen verübt wird, hat nicht blos für die zunächst Betroffenen, sondern auch im Allgemeinen üble Folgen. Die Einbildung und Selbstüberhebung mittelmäßiger Schriftsteller wird nämlich dadurch unglaublich gesteigert. Denn jeder Dilettant der Feder denkt: „Verschweigt man die besten Namen, so wird auch der meine verschwiegen."

## Epigramme.

Von Oscar Blumenthal.

**Wagners „Tristan."**

Zu gierig verschlang er den Schopenhauer,
Doch ist sein Magen ein schlechter Verdauer;
Nun kommt der Tristantext dem Ohr
Wie ein philosophisches Rülpsen vor.

**Ein Jupiterkopf.**

„Wie ihn das Lockenhaar umwallt!
Dem Zeus vergleichbar sind die Mienen."
Dem Zeus? — Ja, Zeus in der Gestalt,
Wie er Europen einst erschienen.

**Einem Sänger.**

Ward dir der Lohengrin übertragen,
So rief man schon beim ersten Lied:
„Möcht' Elsa doch ihn gleich befragen,
Damit er gleich von dannen zieht!"

**Ein Dramatiker.**

„Ueber alle Theater gingen sie,
Die Stücke, die ich geschrieben." ...
Sie gingen über alle, gewiß!
Doch sind sie auf keinem — geblieben.

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte"** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.
Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.


Einband-Decken
zu dem ersten und zweiten Bande der
Neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik,
eleg. in Engl. Leinwand mit stilvollen Arabesken in Gold- und Schwarzdruck, reich verziert, sind zum Preise von 1 Mark 50 Pfge. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

# Die Last des Schweigens.

Eine Seelenstudie

von **Ferdinand Kürnberger.**

Die Leute sagen, ich sterbe morgen auf dem Schaffot. Es ist wahr, meine Krankheit brachte mich auf ein Todtenbett, welches man Schaffot nennt. Meine Krankheit hieß — Leidenschaft. Ist es meine Schuld, daß sie tödtlich verlief? Die Leute sagen, ich hätte mein Selbstarzt sein sollen. Womit? Mit eben den Kräften, welche von meiner Leidenschaft ergriffen waren? Kann ein brennendes Haus sich selbst löschen? Kann eine Wasserüberschwemmung sich selbst eindämmen? Aber die Leute sagen, der Mensch hat eine doppelte Natur. Und die gute Natur soll die böse Natur überwältigen. Ich verstehe das nicht. Ist die gute Natur stärker, so unterliegt ihr die böse von selbst; ist die böse stärker, so fordern die Leute, das Stärkere soll überwältigt werden von dem Schwächeren. Ist das möglich? Aber die Leute sagen, das Böse wird. Und ich hätte die Pflicht gehabt, sein Werden zu verhindern. Hier gemahnts mich wie Wahrheit. Ja, ja, ich fühlte werden in mir. Das Böse wurde. Als ich liebte, war meine Leidenschaft gut; als ich glücklich zu sein wünschte, war sie auch noch gut; aber ich beneidete, ich haßte — und meine Leidenschaft wurde böse. Immerhin! war es doch nur eine gedachte Bosheit! Eh' ich den Nebenbuhler tödtete, weideten sich an der Vorstellung seines Todes meine Gedanken. Und glaubt man böse zu sein, wenn man das Böse nur denkt? Ich habe den Punkt übersehen, wo die Gedanken zur That nöthigen. Ich spielte mit meinen Gedanken — meine Gedanken spielten mit mir! Die Leute sagen, ich bin ein Mörder. Ich möchte sagen: ich habe den Mörder an mir erlebt!

Ueberblicke ich den zurückgelegten Weg, so sehe ich nicht wo ein Nebenweg ausbeugte, wo mein Geist mir gesagt hätte: halt ein! oder: kehr um! Es floß eins aus dem andern. Ich war gut und menschlich, und ich war böse und auch menschlich. Ich sehe die Stelle des Uebergangs nicht, ja, ich glaube, sie ist gar nicht da. Ich ging immer in der Menschheit. Ich ging immer mir selbst nach. Brächte ein Gott mich an den Ausgangspunkt zurück, ich ginge den nämlichen Weg. Ja, ich glaube sogar, ich fände die nämlichen Fußtapfen wieder. Ist Leidenschaft eine Krankheit, so ist sie die einzig folgerichtige. Kein Kranker will seine Krankheit, aber der Leidenschaftliche will seine Leidenschaft. Die Krankheit kommt aus dem Leiblichen, sie thut dem Seelischen in uns ein ruchloses oder albernes Unrecht. Ein Knochen, ein Darm leidet, — und Kopf und Herz müssen hinab in die Grube! Die Leidenschaft kommt aus dem Seelischen selbst; sie thut uns unser gerechtestes Maß. Ich werde es morgen auf der Plattform des Schaffots sagen: Ich sterbe die natürlichste aller Todesarten!

Zuvor aber will ich in meiner Zelle noch aufschreiben, warum ich mich selbst verrathen. Die Leute möchten sonst sagen, mein Gewissen thats. Mein Gewissen thats nicht, ich bin ein gerechter Mann. Es liegt tiefer. Die menschliche Seele ist räthselhafter als Menschen ahnen. Und wer eine Sylbe des vielsylbigen Räthsels gefunden, der ist seiner Gattung schuldig, es mitzutheilen. Vielleicht daß so einst die ganze Auflösung gelingt. Dann wird kein Recht und kein Unrecht mehr sein, dann wird kein Schaffot sein. Die Todesstrafe, wenn sie das Leben kennen gelernt, wird sich selbst zum Tode verurtheilen.

Höret mich an.

Ich spreche nicht von meiner Liebe. Ihr Andern würdet doch glauben, es sei eure Liebe. Meine Liebe entstand und vergeht mit mir. Sie ist zum ersten- und letztenmale in der Welt. Wehe dem Liebenden, der seine Liebe nicht für unaussprechlich hält! Irma, du Inbegriff meines Begriffes! Allen wirst du gefallen, Viele werden dich lieben, aber geschaffen warst du nur für mich. Jedes Weib ist nur für einen Mann geschaffen. Selten lernt sie ihn kennen, noch seltener lieben und am seltensten kommt es zur Ehe. Und doch wollen sie heilig sein, die Paarungen, welche sich Ehen nennen. Henker, bereite dich, mein Kopf ist dieser Welt müde!

Als es entschieden war, daß Irma, die sich selbst nicht kennt, dem raschen glänzenden Tänzer, der sie auch nicht kannte, die Tour durchs Leben zugesagt; als ich in jener unvergeßlichen Nacht des letzten Casinoballs trunken von meinem Unglück auf mein Landgut zurückjagte; als ich meiner Dogge, die mich freudewinselnd ansprang, das Messer ins Herz stieß, um die gräßliche Kunst zu lernen, welche zu lernen mir jetzt bevorstand, die Kunst, Liebe zu entbehren und gegen Liebe zu wüthen; als das schöne, seelenvolle Thier mit brechendem Auge mich vorwurfsvoll ansah und seine Glieder streckte und zuckend verendete; da war's wo mir zuerst der Gedanke kam! damals dacht' ich zuerst: Wenn Oedön so vor dir zuckte!

Spielend mit diesem Gedanken schlief ich ein. Die Nacht wurde so martervoll nicht als ich gefürchtet. Holder, freundlicher Mordgedanke! dich hätt ich verbannen sollen? Und warst mein einziger Freund, mein einziger Tröster in jener Nacht! Saßest an meinem Lager, kühltest meine Schmerzen, unterhieltest mich mit genußvollen Möglichkeiten, die dem Alltagskopfe schon aufgehört und die mir nicht aufhörten, wenn ich kein Alltagskopf war. Gibt es denn Etwas, sagtest Du, das Irma nicht werth wäre? Ist Irma nicht eines Mordes werth? Dein Leben gäbst du für sie, warum nicht dein Gewissen? Kann Liebe Liebe sein und doch etwas behalten wollen, das sie nicht opfern könnte? Dein Leben gäbst du für sie, warum nicht auch das eines Andern? Steht dir der Andere näher als du? Existirt die Welt auf diesem Fuße? Sieh sie dir an, diese Welt! ihre Gesetze und Sittenbegriffe! Heilig das Ich! predigt dir Alles. Im kleinen winselnden Kinde liebt die Mutter das Ich und im großen ewigen Gotte idealisirt der Mensch wieder das Ich. Der Gott soll ihm helfen, dienen, seine Wünsche befriedigen, und wenn ers auf Erden versäumt hat, eine ganze Ewigkeit lang es nachholen. Der Gott ist das kolossal geschmeichelte Ich. Und wenn es dem Ich schmeichelte, zu tödten, so wehrte es Gott? Du sollst nicht tödten, hat er gesagt. Wohl, aber das sagte er als Parteimann dessen, der getödtet werden soll, nicht dessen, der tödten will. Dem sagt er anders — frag Irma's Augen!

Du sollst nicht tödten. Was heißt das anders als: ich setze voraus, du wünschest

zu tödten? Also der Wunsch, nicht das Verbot ist die Originalstimme im Menschen. Lange vor Sinai war Kain.

Natürlich! der Naturmensch tödtet. Der gesellig-lebende, wie er in Stamm und Volk auf Sinai steht, soll nicht tödten, denn er ist rings von Nachbarn umgeben; allzu viele Augen sehen auf ihn. Er fordert die Blutrache heraus, er könnte selbst wieder getödtet werden. Da ist es wieder, das Ich! Die Rücksicht auf das Ich, nichts Höheres verbietet zu tödten. Aber was das Ich verbietet, kann das Ich wieder erlauben. In einer großen Leidenschaft trittst du in den Naturzustand zurück, nimm dir die Rechte des Naturmenschen heraus. Tödte!

So mütterlich umarmtest du mich, süßer barmherziger Mordgedanke! Und wenn du fromm bist, sagtest du, und nichts willst als die Natur und im Guten und Bösen ihr folgst wie ein gehorsames Kind, so will ich dich noch glücklich machen. Und ich horchte dir zu — und schlief ein.

Als ich erwachte, war die ganze Höllenlogik der Nacht vergessen. Aber auf meiner Schwelle lag Molly, die todte Molly, die sich sterbend dahin geschleppt hatte. Dieser Anblick bezauberte mich. Wieder dachte ich: Wäre es Oedön!

Der Tod eines Nebenbuhlers hat mehr Schönheit als alles Leben. Und je fremder mir die That noch war, desto zuversichtlicher mein Gedankenspiel. Wozu es aufhalten? sagte ich bei mir. Das Gewissen spricht immer für sich; hör auch einmal, was dagegen spricht. Laß die Parteien sich streiten. Behältst du doch freie Hand! Kann der Mordgedanke seine Sache durchfechten, so war es Feigheit und Aberglaube, ihn ungehört zu verdammen; behält das Gewissen Recht — nun so hat dich der schwarze Geselle doch unterhalten, wie es deiner Stimmung gemäß war. Laß ihn gewähren!

Und Tag und Nacht kein anderer Gedanke mehr! Stand ich auf dem Anstand und hört' ich das Knallen der Jagd um mich her und Signale und Hundegebell, so hört' ich noch deutlicher meine eigene innere Stimme. Du nimmst ihm das Leben, würde der Sprachgebrauch sagen. Aber das ist ja falsch! Denn einmal nimmst du ihm jenes Leben nicht, das er schon gelebt hat und das ihm kein Gott nehmen kann. Sodann aber — die Jahre, die er noch zu leben hat, wo existiren sie anders als in deiner eigenen Vorstellung? Sie sind ein Begriff, eine Idee. Du nimmst ihm nicht zwanzig oder vierzig Jahre, du nimmst ihm in Wahrheit nur einen Augenblick. Ueber diesen Augenblick hinaus, sind jene zwanzig oder vierzig Jahre nicht mehr seine Vorstellung sondern deine. Ueber diesen Augenblick hinaus, weiß er nicht mehr was er verloren hat, und so hat er wirklich nur einen Augenblick verloren. Er hat nicht mehr verloren als jener Hase, welcher vor dem Schuß des Jägers zugleich ist und nicht mehr ist. Thor, der du bist! Welch ein Widerspruch über deine eigenen zwanzig oder vierzig Jahre die Empfindung eines unvergeßlichen Unglücks zu verhängen, bloß weil du über einen Andern nicht jenen Augenblick verhängen willst, welchem keine Empfindung mehr folgt.

Beim Nachbar Lißkar wird mir zum Kaffee eine Untertasse präsentirt, welche Napoleons Uebergang über den Mont Blanc darstellt. Wie oft hatte ich die Vignette angesehen, ohne was zu denken; jetzt dachte ich: das ist der Attila, welcher sich rühmte, er habe monatlich dreißigtausend Mann auszugeben. Mit welchem Rechte gab er sie aus? Seine politische Lage erforderte es. Aber warum war sein Barbier und sein Koch nicht in dieser politischen Lage? Warum war sie weder vor ihm noch nach ihm da, diese politische Lage? Weil sie ein Ausfluß seiner Persönlichkeit war. Seine Person

brauchte monatlich dreißigtausend Mann. Und weil er sie brauchte, so nahm er sie und verbrauchte er sie. Er verbrauchte die Altersklassen des wehrfähigen Frankreichs und Rheinbunds, wie sein Leib seine Hemden verbrauchte. Eine Generation um die andere zog er an und vernutzte sie. Seine Leidenschaft hatte eine Welt zur Verfügung und hieß Weltgeschichte. Meine Leidenschaft nimmt ein Privatleben in Anspruch und heißt Criminalgeschichte. Das ist der Unterschied. Ein Unterschied der Größenverhältnisse. Thor, der das nicht weiß! Recht und Unrecht sind mathematische Proportionen, nicht sittliche Begriffe. Jeder Mensch folgt seinem Naturgesetze und dieses Gesetz ist weder ein Recht noch ein Unrecht. Unrecht wirds, wenn es die Menschen überwältigen können; Recht bleibts, das sie anerkennen und ihrer übrigen Rechtsordnung einfügen, wenn es größer ist als der Widerstand. „Macht ist Recht;" — besser gesagt: aus Macht wird Recht; — und am besten gesagt: Leidenschaft ist Recht, und Leidenschaft mit Macht behält Recht!

Eingetaucht in diese Philosophie stählte ich mich und wurde hart, wie weiche Gegenstände in Kieselsinter verhärten. Daß ich durfte, fühlte ich mehr und mehr, aber noch einmal durchprüfte ichs, ob ich mußte. Ich prüfte strenge, gewissenhaft. Irma, Oedön und ich — ich maß alle Proportionen dieses Verhältnisses aus. Ach, sie waren längst gemessen. Oedön war nicht Irma's erste Liebe, er war ihre letzte Puppe. Ihre Sinne waren ihrem Herzen vorausgeeilt. Sie verwechselte jene mit diesem und der Ausdruck dieses Irrthums hieß Oedön. War es möglich, diesen Irrthum ihr zu entreißen? In Güte nicht. Einem Volke ist seine Freiheit nicht anders zu schenken, als indem man seinen Tyrannen tödtet, denn so lange er lebt, schöpft er seine Macht aus eben dem Volke. Eben so einer Seele. Oedön war der Tyrann ihrer spielenden und tändelnden Seele und sie wußte nicht, daß es eine denkende und fühlende gab und hatte kein Bedürfniß darnach, so lange Oedön — seine Cracovienne mit ihr tanzte! Das ist ja das Unglück: der Tyrann tödtet nicht die Freiheit, sondern die Fähigkeit und das Bedürfniß der Freiheit. Der deutsche Klassiker Schiller schreibt mit zermalmender Wahrheit: „Mittelmäßiger Umgang schadet mehr, als die schönste Gegend und die geschmackvollste Bildergallerie wieder gut machen können. Auch mittelmäßige Menschen wirken." Hört es, ihr Pedanten der geistigen Selbstüberschätzung. Jeder Geist wird an Punkte kommen, wo es der physischen Mittel bedarf, um zu gelten. Gegen Oedön half mir ein Büchsenschuß besser, als alle Vortheile meines Geistes. War er todt, dann wurde Irma geboren. Sie mußte erstaunen, wie sein Tod gar keine Lücke riß. Sie mußte zu trauern glauben und sich selbst überraschen, daß sie eigentlich nicht trauerte. Oedön tödten hieß Irma lebendig machen. Sein Leben für ihres — es war ein gewinnreicher Tausch. Sterben soll er, er dem sie fluchen wird, wenn es zu spät ist. Auch mittelmäßige Menschen wirken. Weh ihnen!

Ich fing jetzt die Ausführung des Mordes zu überlegen an. Es mußte ein Plan sein, welcher weder sich selbst noch weniger mich verrieth. Keine That, sondern ein Ereigniß. Etwa ein unvorsichtiger Schuß auf der Jagd oder auf einem Spazierritte. Ein Schuß aus seiner Umgebung — von gedungener Hand. Ich dachte hin und her über den Mann meiner Wahl. Oft ging ich in diesem Gedanken am Ufer des Platensees, welcher mein Landgut begrenzt, spazieren. Sah ich dann auf dem See die schmalen winzigen Kähne ziehen — Seelentränker nennen wir sie — wie verlockend war mir der Anblick! Wenn so ein Holzstreifen sich überschlägt, so sinkt ein Menschenleben in die Tiefe! Still und verdachtlos verschwindet es; der Fährmann schwimmt, der Andere

verunglückt. Wäre Oedön auf solch einen Kahn zu locken! Wäre ein Fährmann für meine Absichten zu gewinnen! Vorsichtig streckte ich meine Fühlhörner aus. Mein Zigeuner bekam manchen Auftrag auszurichten — welchen er nicht verstand.

Und hier will ich eine Bemerkung niederschreiben, welche der Menschheit nicht verloren sein soll. So lange ich über die Natur des Mordes nur philosophirte, war ich im Zustande einer vollkommenen Gemüthsruhe geblieben; jetzt wo die That in mir keimte, wo ich die Scene dramatisch mir vorstellte, wo ich in die verschiedenen Lagen eines Mörders mich handelnd versetzte, — jetzt verursachte mir der Gedanke ein physisches Angstgefühl, welches meinen Athem beklemmte und mich zu ersticken drohte. So oft ich das Bild meiner That mir sinnlich vergegenwärtigte, schoß ein Strom von Blut nach meinem Herzen, wie im Augenblicke eines heftigen Erschreckens, und da keine Druckkraft von gleicher Gewalt seinen Rücklauf forcirte, so staute es sich in Lungen und Herzen und benahm mir den Athem. Ich athmete schwer und schwerer. Die tiefsten Züge füllten meine Lungen nicht mehr mit Luft. Mein Athem wurde zu einer anstrengenden und vergeblichen Arbeit. Wie ein Centnergewicht lags auf meiner Brust. Das Gewicht erdrückte mich und ich vermochte nicht mehr, es abzuwerfen. Es war ein martervoller Zustand. Ich wurde körperlich unglücklich wie ich es geistig war. Eine Muthlosigkeit ergriff mich, die mich am Leben verzweifeln machte. In diesen Tagen kauft' ich mir Gift, denn oft dacht' ich daran, meinem eigenen Leben noch eher als dem eines Andern ein Ende zu machen.

Siehe da, der Druck des bösen Gewissens, werden die Leute sagen. Siehe da, wie ein Sophist seine Bosheit sich läugnet und thatsächlich erstickt in der Bosheit.

Ich gestehe, daß ich einen Augenblick selbst so dachte. Ich hatte den Druck des bösen Gewissens schon längst erwartet; ich war verwundert, daß er so spät sich einstellte. Aber eben dieser Umstand machte mich stutzen. Wenn das, was ich empfand, böses Gewissen war, warum empfand ich's nicht schon, als ich den Mord mir geistig zurechtlegte? Warum empfand ichs erst, als mir der Gedanke zum sinnlichen Bilde wurde? Mein Gewissen war ruhig geblieben, warum blieb meine Phantasie nicht ruhig? Ich dachte darüber nach und die Erklärung meiner Sinnesempfindung durch das böse Gewissen blieb nicht stichhaltig.

Eine liebende Frau hat ihren Gatten im Felde stehen. Mit Herzklopfen empfängt sie die Feldposten, mit Herzklopfen erlebt sie die Schrecken des Kriegs in ihrer Einbildungskraft. Ihre Einbildung wandelt beständig zwischen Blut und Leichen, Kugeln und Säbelhieben einher. Jedes dieser Bilder begleitet ein Herzklopfen, das ihr den Athem benimmt. Ihr Zustand wird zuletzt ganz der meinige. Und doch ist sie unschuldig und ich schuldig. Werden ihre Angstgefühle auch vom bösen Gewissen verursacht?

Der Mensch hat einen außerordentlich dürftigen Stoff, woraus seine Begriffswelt sich aufbaut. Dieser Stoff sind seine Sinneseindrücke, wozu sein Verstand die Ursachen sucht. Aber der nämliche Sinneseindruck kann verschiedene Ursachen haben und die nämliche Ursache verschiedene Sinneseindrücke bewirken. Daher kommt es, daß unsere Begriffe so wenig Gewißheit haben und daß das Denken eine Wissenschaft ist. Die Menge der Menschen ahnt das nicht. Mit einer erschreckenden Flüchtigkeit schließt sie über Ursache und Wirkung und fast die Regel ists, daß sie so schließt: post hoc ergo propter hoc. Eine Erscheinung kommt nach der andern, folglich kommt eine Erscheinung aus der andern. Aus verkehrten Schlüssen baut sie eine verkehrte Welt auf und diese

Welt ist ihr die Welt der göttlichen Ordnung. Diese Welt läßt sie sich garantiren durch Religionen, Gesetze, Soldaten, — es ist ihre offizielle, ihre sittliche Welt.

Ich lebte unter Bildern des Mordes, welche meine Nerven erschütterten. Aber wenn diese Nervenerschütterung ein Wahrheitsbeweis für irgend welchen Vorgang im Gewissen wäre, so müßten auch die Theaterthränen eine Wahrheit beweinen, da sie doch eine bewußte Täuschung beweinen. Ich bin am Morde Wallensteins oder König Duncans gewiß unschuldig; aber die Vorbereitungen dieser Mordthaten beklemmen mir das Herz wie es mein eigener Mordvorsatz that. Die Erfahrung erlaubt euch also zu sagen: Die sinnliche Vorstellung eines Mordes erschüttert die Nerven. Was aber gibt euch ein Recht, die Unterstellung zu machen: Es muß die sinnliche Vorstellung eines Mordes sein, *welchen ich selbst* begehen will? es muß Gewissensangst heißen, was ich als Nervenerschütterung empfinde? Das ist ein falsches Glied in eurer Schlußfolgerung. Für diese Behauptung habt ihr keinen Grund. Es ist behauptet, aber nicht bewiesen.

Inzwischen — ich litt. Mit oder ohne Gewissensursachen litt ich. Und das ists, was die Moral gegen das gefährliche Spiel meiner Gedanken einzuwenden hat: meine Mordgedanken griffen mich selbst an! sie waren ungesund. So fand ich die Wahrheit wieder, die ich bei der Betrachtung der menschlichen Dinge schon so manchmal geahnt: sittlich heißt, was das Leben bejaht; unsittlich, was es verneint. Man spreche nicht von den tugendhaften Aufopferungen des Einzellebens; sie bejahen das Gattungsleben. Du sollst nicht tödten — du sollst fürs Vaterland sterben — es ist das Nämliche. Das Dasein, als höchster Gegenstand seiner Selbstanbetung. *Das Gewissen ist der Instinkt des Lebens.* Man könnte eine Artillerie erfinden, welche jedes Trommelfell zerrisse; die Erfindung wäre nicht strafbar, aber schädlich. Darum beschränkt der Erfindungsgeist sich selbst und unterläßt die Erfindung. Aus eben diesem Grunde — aber keinem höheren! — soll ich auch meine Leidenschaften beschränken. Nur bildet mir nicht ein, daß die schrankenlosen strafbar! Nur bildet mir nicht ein, daß Selbsterhaltung mehr als ein Trieb, — daß sie eine Plicht, ein Gottesgebot und Sittengesetz! Macht aus der Lebenslust keine Religion!

Ich erzähle keinen Roman, ich erzähle eine Seelengeschichte. Ich führe daher nicht aus, wie Familienverhältnisse mancher Art die Trauung der Verlobten bis tief in den Frühling hinausrückten. Allzu günstig für meine langwierige Prämeditation! Ich erhielt Frist auf Frist. Ja, es kamen Augenblicke, wo mir die Hoffnung schmeichelte, ein Wechsel der Gesinnungen oder Umstände könne den ganzen Brautstand wieder in Frage stellen. Inzwischen war der Tag der Hochzeit anberaumt und rückte unerbittlich näher. Oedön hatte sich auf der Schnepfenjagd eine kleine Erkältung zugezogen und wenn ich nicht so thöricht sein wollte, einen Schnupfen für ein Ehehinderniß zu halten, so war ich mit meinem Wähnen und Warten zu Ende. Was wollte es sagen, wenn etwa der Aufschub einer Woche dabei herauskam?

Dumpf rafft' ich mich auf. Ich fühlte, daß eine That im Anzuge sei, aber ich fühlte mich kaum noch als ihren Autor, höchstens als ihr Werkzeug. Ich folgte müde, fast verdrossen.

Oedön lag seit der Schnepfenjagd, die ich selbst mitgemacht hatte, mit seinem Schnupfen auf einer Tanya, wenige Meilen von meinem eigenen Landgut. Es war mir nicht gelungen auf dieser Jagd meinen zweideutigen Schuß anzubringen, wie überhaupt alle Gelegenheitsfälle, die ich mir ausdachte, in der Wirklichkeit ganz anders lagen, als

in der Phantasie. Das Leben eines Menschen ist doch von Sicherheiten umgeben, welche so leicht nicht zu durchbrechen sind!

Jetzt ritt ich auf die Tanya hinaus. Mein Zigeuner hatte mir nicht sagen können, ob Oedön zu seinem Katarrh einen Arzt zugezogen und welchen. Ich wollte selbst nachsehen. War der Fall ärztlich, so wollte ich versuchen — ob er nicht tödtlich werden könne. „Medicina est ars impune necandi." Ich füllte meine Brieftasche mit Banknoten und ritt meines Wegs.

Auf diesem Ritte begegnete mir folgendes Abenteuer.

Am Heckenrand eines einsamen Weinbergs fand ich einen Menschen schlafen. Ich kannte den Mann. Es war der alte Abraham, der ehrliche Hausjude Oedöns. Er hatte seine Reisetasche umhängen, und ein aufgeschlagenes Büchlein, worin er vielleicht gelesen hatte, war seiner Hand im Einschlafen entglitten. Aus dem Büchlein war ein weißes Blatt Papier gefallen, welches unfern danebenlag. Es regte und rührte sich und doch war die Luft stille. Ein großer Käfer krabbelte darunter, welcher sich endlich hervorwühlte. Er wendete das Blatt um, — es war auf der anderen Seite beschrieben.

Eine Person aus Oedöns Umgebung! Nachdenklich ritt ich weiter. Ich empfand, ich weiß nicht welchen Reiz von dem Begegniß. Der Jude konnte mir vielleicht manches sagen, woraus ich etwas zu machen wußte. Er plauderte gern und arglos. Ich lenkte um.

Ich rief den Schlafenden an. Er antwortete nicht. Er schlief fest und schwere Tropfen standen ihm auf der Stirne. Das Blättchen, schien mir, lag jetzt etwas entfernter.

Vielleicht war es wichtig. Ich stieg ab und nahm es auf. Es war ein Recept. Mein Latein ließ es mich leicht entziffern. Eine Art Mandelsyrup mit ein paar Tropfen Opiat war die Verordnung. Also eine Arznei, wie sie etwa für Einen, welcher wegen Katarrh eine schlaflose Nacht fürchtet, lindernd und schlafmachend verschrieben wird. Eine Arznei für Oedön. Auch trug sie das Datum des Tages.

Inzwischen fiel es mir auf, daß der alte Mann, welcher so eifrig und pünklich war, einen Gang in die Apotheke verschlafen sollte. Auch das fiel mir auf, daß er schon so früh auf dem Wege müde geworden wäre, denn er war von der Tanya Oedöns, welche seitwärts in den Vorlanden des Kaphegy lag, höchstens ein Stündchen entfernt. Ich dachte nach und bald glaubte ich den Zusammenhang zu errathen. Er war aus der Stadt wohl schon zurück. Er hatte die Müdigkeit des Doppelwegs in seinen alten Knochen. Und jetzt fiel mir ein, es sei Freitagabends. Zwar die Sonne stand noch am Himmel, aber sie stand in einer schwarzen gewitterischen Schichtwolke und sein altes blödes Auge mochte die Schichtwolke für den Horizont gehalten haben. Er mochte wähnen, sein Sabbath sei schon eingegangen, da hat er sich hingesetzt und aus dem Büchlein seine Gebete gesagt. Ich hob das Büchlein auf, es war wirklich ein jüdisches Sidur. Erhitzt und müde wie er war, wurde ihm das Sitzen gefährlich, die Natur forderte ihr Recht und er schlief ein. So erklärte ich mir das was ich sah.

Er war also schon zurück aus der Stadt! Er hatte die Arznei schon bei sich! Bei diesem Gedanken ergriff mich ein Taumel. Ich blickte rings in die Landschaft — sie war menschenleer. Da machte ich mich über die Tasche des Juden her, durchsuchte sie, und fand, nebst andern Gegenständen, die er in der Stadt eingekauft, das Arzneifläschchen. Im Nu war es zur Hälfte entleert, und das Gift, das ich seit den Tagen meiner Brustbeklemmungen für mich selbst bei mir trug, an der Stelle derselben eingefüllt. Ich bestieg

mein Pferd und trabte auf dem weichen Sandboden ungestört weiter. Von der nächsten Hügelwelle sah ich zürück. Der fromme Jude schlief den Schlaf des Gerechten. Seine Lage war noch unverändert. Ich verschwand unter dem Hügel. Fernher von Vesprém tönte das Läuten der Abendglocken und in der schwarzen Gewitterwolke fing es zu blitzen an, wie ein Licht, das hinter einem dunklen Vorhang hin und her irrt. Ich jagte nach Hause.

Das also war ein Mord. Wie seltsam! Mit meinen Mordgedanken saß ich monatelang geehrt unter den Menschen, aber für diese Minute mußte ich ihnen mit meinem Kopfe Rede stehen! Und doch kam mir das Umleeren zweier Fläschchen gleichgiltig, fast unschuldig vor gegen die monatlange revolutionäre Arbeit meiner Gedanken. Es kam mir vor, daß dem Menschen seine Handlungen weit ferner stehen, als seine Gedanken. Und doch werden wir für unsere Handlungen gerichtet und die Gedanken sind zollfrei. Ich verwunderte mich, wie leicht es war, einen Mord auszuführen, den es so schwer und aufregend zu denken war. Es war mir als hätte ich etwas Neues gelernt und Etwas das mich beruhigte. Es war mir als wäre meine Handlung fast gut gewesen, weil sie mich zum erstenmale nach so langer Zeit von meinen bösen Gedanken befreite.

Oedön starb wirklich noch in derselben Nacht. Leichenbeschau, Begräbniß und was sonst damit zusammenhängt, ging mit jener liebenswürdigen Sorglosigkeit vor sich, womit sich guter ungarischer Brauch von deutscher Pedanterie so glücklich unterscheidet. Meine That lag harmlos unter der Erde, bei so vielen andern Doktor- und Apothekerthaten. Ich blieb unentdeckt.

O Weltposse voll komischer Ernsthaftigkeit! Habt ihr schon Schulbuben gesehen, die einem gravitätischen Mann einen Haarbeutel anhängen? Ihr lacht selber mit, ihr mögt wollen oder nicht. Je gravitätischer der Mann sich gebärdet, desto lächerlicher wird er. Er schreitet stolz und bedächtig, ihr lacht. Er blickt freundlich und leutselig, ihr lacht. Einem Bettler bietet er Almosen und der Bettler lacht. Einem Kinde will er Zuckerwerk schenken und das Kind lacht ihn aus. Alles was an seiner Frontseite vorgeht, wird lächerlich durch den Appendix seiner Reversseite.

Dieser Hanswurst war mir jetzt die Welt und der Haarbeutel, den ich ihr angehängt, ein unentdeckter Mord.

Da saß sie, die gravitätische Bestie mit ihren religiösen, polizeilichen, moralischen und juristischen Mückenseigern und hörte Schulkindern die Beichte und konfiscirte gewässerte Milch und legte Verbalinjurien auf die Goldwage und machte alles Krumme grad und wusch die Gesetzwäsche bis ins feinste Jabotfältchen hinein und wußte nichts von dem himmelschreienden Mord, der ihr als Haarbeutel im Nacken saß! Wie sie mir schmeichelte, die Bestie! Ich hatte ein edles Herz, einen gebildeten Geist, wirkte gemeinnützig, wohlthätig, hatte bürgerliche Tugenden und Verdienste. Und wenn sie mit mir moralisirte, die Bestie, so moralisirte ich tapfer mit und hatte ein zarteres Gewissen und ein subtileres Rechtsgefühl als sie Alle. Drollige Bestie das! Ich habe zwei Fläschchen gegen einander umgegoßen, aber wenn sie das wüßte, so wäre es aus mit mir! Die Bestie bildete dann auf einmal sich ein, ihre Weltordnung sei verletzt, und sie könne gar nicht mehr existiren, ohne mein Blut zu haben. Er hat einen unsrer Race gefällt, und jetzt hat er weder Herz noch Geist, noch Tugenden und Verdienste auf der ganzen Peripherie seines übrigen Daseins. Fort mit ihm! So heulen, wenn ein geprügelter Hund heult, sämmtliche Hunde der Straße mit über ihre verletzte moralische Weltordnung!

Aber — ich bin unentdeckt! Es war ein Gefühl aller Gefühle! Die Stellung der Menschen zu mir und meine zu ihnen amüsirte mich unaussprechlich. Irma's leidenschaftliches und oft wiederholtes Bekenntniß, wie sehr ich der Mann ihres Herzens sei und daß sie einzig nur mich lieben könne, war der tollsten Walpurgisnacht würdig. So oft mir Gott Hymen um den Hals fiel, wackelte sein Haarbeutel im Nacken mit einem schauerlich-schönen Ridicül. Der Effekt war einzig. Ich mußte nur an mich halten, ihn nicht zu stören. Kein Menschenohr durfte es hören, was ich mit der dämonischen Wollust des sichern Geheimnisses mir selbst zuflüsterte: Ich bin unentdeckt!

Nie hat ein Mensch die Wirkung der Komödie in einem größeren Styl genoßen. Es war der kühnste Situationswitz. Noch jetzt, indem ich das schreibe, kitzelt mir die Ironie dieser Lage wie ein feines Nießpulver in der Nase.

Das ging so eine lange Linie von Tagen. Endlich aber kam der Punkt wo die Linie nicht länger gradlinig sein wollte, sondern sich inbrünstig nach einem Schnörkel sehnte. Und hier wars, wo ich mich selbst verrieth. Nicht mein Gewissen thats, ich protestire dagegen. Das ist ein Elender, welcher mordet und doch ein Gewissen hat: diese usurpirte Ehrbarkeit hatte meiner Kritik nicht Stand gehalten. Nein, sondern eine Kraft that's, viel solider als das leicht zerbröckelnde Gewissen, welches keine Urkraft ist, sondern der Bruchtheil einer Kraft. Die Kraft, von welcher ich spreche, ist darum so stark, weil sie überhaupt nicht gewußt wird. Es gibt keinen Widerstand gegen sie. Ihr könnt sie nicht verneinen, denn sie ist selbst schon eine Verneinung. Ihr könnt euch nicht abfinden mit ihr, denn sie überrascht euch. Sie thut Alles, was ihr nicht voraus seht, und ihr seht nichts voraus von dem, was sie thut. Sie regulirt oder verwirrt jeden Ruck eurer Lebensuhr. Sie stößt eure Salzfässer wie eure Throne um.

Ihr glaubt mir nicht? Wohlan, hier sind ein paar Muster davon.

Jüngling und Mädchen lieben sich. Wenn sie beisammen sind — so fließt Glück zu Glück und Freude zu Freude. Welch Bauen und Umbauen an tausend Himmeln, welch ruheloses Ruhen in allen Seligkeiten! Welch ein geschäftiges, vom süßesten Nichts bereichertes Ineinanderleben! Wie ewig neu machen sie es, sich zu haben, sich zu halten, sich anzublicken und anzulächeln! Wenn sie getrennt sind — so sind sie doch nicht getrennt. Seht die Finger des Mädchens! Da baumelt zu allen Stunden des Tags und des Lampenlichts irgend ein seidenes, goldenes, beperletes, allerliebst-ersonnenes Getändel, daran wird gestickt, gewirkt, gehäkelt, geknötelt — für ihn! Seht das Treiben des Jünglings. Da wird studirt, sollicitirt, petitionirt, da wird der Stolz, die Ehre, vielleicht selbst das Gewissen gebeugt (denn diese Maschine wackelt immer, wenns recht lebendig im Menschen wird), kurz, da wird Alles gethan, was Aussicht auf Brot gibt — für sie! Und nun, nach Jahr und Tag! Sie begegnen sich, gehen sich einander aus dem Wege, werden blaß, und Jedes blickt nach einer anderen Seite. Was ist geschehen? Nichts. Rein gar nichts. Sie liebten sich und haben sich, was Wunder, auch ein bischen geneckt. Das war ein pikanter Tropfen im ewigen Honigseim. Einen zweiten Tropfen! Sie haben sich auch ein Bischen gereizt. Wahrlich, das schmeckt adstringenter als das einfach Süße. Einen dritten Tropfen! Sie haben sich auch ein Bischen gekränkt, sich wehe gethan, sich Unrecht gethan. Das war zu viel. Das war schon Wermuth. Nehmen wir ihn zurück! Wer thut es zuerst? An ihm ists. Macht Keines den Anfang? Nein! Ach und so machten sie Beide das Ende. Erst spielten sie mit dem Unrecht, dann versteckten sie sich im Unrecht. Sie zerfielen. Und das Alles geschah nicht mit Launen und Willkür, sondern mit

Nothwendigkeit. Es geschah durch die Kraft von welcher ich spreche. Es geschah — nach dem Gesetze des Widerspruchs.

Mein Schafhirt lebt einfacher als ein Spartaner und wilder als ein Neuseeländer. Sein Pelz ist sein Haus, sein Hund seine Familie. Roggenbrod ist seine Nahrung und Speck, welcher fast niemals frisch ist. Zuweilen röstet er sich eine Kürbisschnitte oder einen jungen Maiskolben. Wenn er durstig ist, so gräbt er sich ein Loch in den Sand und trinkt Schlammwasser. Auf einmal macht er sich auf, geht nach Stuhlweißenburg oder Pest und begibt sich in den Laden des ersten Zuckerbäckers. Hier läßt er sich Schaumtorten und Vanilleneis vorsetzen. Er trinkt den ältesten Tokaier und raucht die feinsten Cigarren dazu. Er hat ein Halbdutzend Kameraden mitgebracht, welche er ebenso bewirthet. Abends läßt er sich eine Zigeunerkapelle kommen, eine Kapelle, welche vielleicht der Königin Viktoria aufgespielt hat und welche jetzt auch meinem Schafhirten aufspielen muß. Nachts schläft er wie ein Sultan im Harem. Am Morgen zahlt er einen „Hunderter", die Summe dessen, was er in drei Jahren gespart und gestohlen hat. Er kehrt auf seine Pußta zurück und ißt Roggenbrod und trinkt Schlammwasser. War der Mann wahnsinnig? Nichts weniger. Wahnsinnig wäre er geworden, wenn er nicht so — vernünftig gehandelt hätte. Er mußte eine dreijährige Lebenslinie unterbrechen und einen Circumflex dazu machen. Das große Weltgesetz ergriff ihn und hätte ihn zerrissen, wenn er es nicht befolgt hätte, — das Gesetz des Widerspruchs.

Und dieses Gesetz war es, welches den Mörder, den nichts verrieth, sich selbst zu verrathen zwang. Es war ein Naturgesetz, ein dämonisches, fatalistisches Naturgesetz, nicht euer schales Moralgesetz, nicht das Gewissen, welches ich längst zerbrochen wie Schilfrohr!

Ich bin unentdeckt! Der Gedanke hatte mirs angethan. Er war die Melodie, die mich peinlich verfolgte, indem sie mich bezauberte. Sie summte mir im Kopfe, sie summte mir auf den Lippen. Ja, auch auf den Lippen! Wo ich ging und stand, murmelten meine Lippen das Wort. Es war entsetzlich. Ich konnte mirs nicht mehr abgewöhnen. Ich konnte mir höchstens angewöhnen, in der Gesellschaft mit Menschen behutsam zu sein.

Dieses Wächteramt wurde mir lästig. Es spannte und schraubte mich unerträglich. Eines Tages machte es mich besonders ungeduldig, und da fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: Warum muß ich denn auch? Wie schön wäre die Menschheit, wenn ich nicht müßte! wenn sie so starkgeistig wäre, wie ich selbst! Statt meiner Devise: ich bin unentdeckt, — dürft ich dann freimüthig sagen: Ich habe gemordet!

In jener Minute war mein Verräther geboren. Es zischte was in der Luft, — es war der erste Schliff an meinem Henkerbeil. Das große Naturgesetz ergriff mich — das Gesetz des Widerspruchs.

Ich habe gemordet! Ein wahnsinniger Zauber lag in dem Worte. Es setzte sich unwillkürlich an die Stelle des vorigen. Es biß sich wie ein Vampyr in mein Blut und sog, was das innerste Herz verschließen sollte, an die Oberfläche heraus.

Ich habe gemordet! O daß ich dies, was vor Vielen mich auszeichnet, Allen verschweigen muß! Erst in diesem Worte schien ich mir Mensch. Es maß das Letzte der Menschheit aus. Es schien mir, als sollte jeder Mensch erleben, was ich erlebt hatte, um mitsprechen zu dürfen. Nur Kinder sind unschuldige Wesen vor ihrer Geschlechtsreife. Die Schuld ist mannhaft. Warum sollte die höchste Schuld nicht höchst mannhaft sei?

Ich habe gemordet! O dürft ichs nur Einem sagen, der Eine sollte mir die ganze

Menschheit bedeuten! Wie oft nahm ich Irma's Kopf in meine Hand, diese Schrift voll Sinn und Charakter, und dachte mit Gram: Weib, warum darfst Du nicht wissen, um welchen Preis du mein bist! Es war ja deine Wirkung! Warum darfst du deine eigenen Wirkungen nicht kennen? Ich fing an, sie zu hassen.

Ich ging meinen Freunden durch. Es waren Männer. Ach, sie waren es nicht! Sie waren es überall, nur hier nicht. Ich fand keinen Einzigen, dem ich mich anvertrauen mochte. Sie alle standen vor der Schranke, die ich übersprungen, gebannt. Und theilweise waren es Männer, welche radical dachten, revolutionär handelten. Wie armselig! Ich fing an, sie zu verachten.

Mein Behagen verschwand. Mein Muthwillen, meine ironische Laune waren dahin. Ich wurde ernst, traurig. Ich fühlte mich isolirt und meine Isolirtheit machte mir Schmerz. Unbarmherzige Beschränktheit der Menschen, die mir das auferlegte! Sie wußten nicht, was sie mir thaten, aber ich konnte es ihnen nicht verzeihen. Sie thaten mir wehe. Sie zwangen mir ein Geheimniß auf, und welcher Mensch kann leben und glücklich sein, mit einem Geheimniß auf der Seele?

An diesem Punkte will ich auch eine große Entdeckung mittheilen. Es ist eine Entdeckung — so groß in der Ethik, wie in der Physik das Gesetz der Schwere. Ich habe sie praktisch an mir entdeckt und ihr tödtet den Entdecker; aber bereichern soll sie wenigstens eure theoretische Erkenntniß. Höret mich an, Menschen, die ihr vor dem Katheder meines Schaffots als meine Schüler steht.

Ich las als Knabe eine Geschichte des byzantinischen Kaiserthums. Zoë vergiftet den Zeno und Zeno vergiftet die Zoë. Eudoxia vergiftet den Alexis und Alexis vergiftet die Eudoxia. Es vergiften sich die Prädententen und Nebenbuhlerinnen, es vergiften sich die Hofsoldaten, Hofmönche, Hofeunuchen und Hoffräulein. Ich las in Merimé's Colomba die corsische Blutrache. Ich las in Widemann's und Hauff's Sammlung von Länderbeschreibungen über die Blutrache der dalmatinischen Slaven. Blut über Blut! Kein Mensch, der nicht einen Menschen getödtet! Sie überfallen sich in Haufen, sie meucheln sich einzeln, der Eine rächt sich und der Andere rächt sich am Rächer — und was mich am meisten erstaunte: alle diese Menschen essen, trinken, schlafen, verdauen, singen, tanzen, lieben und werden geliebt, pflanzen sich fort und Jeder ist, so viel man sehen kann, ganz à son aise. Und doch sind es Menschen, Europäer, ja sogar Christen. Wie kommt das? Ich war Knabe und noch fand ich die Antwort nicht.

Jetzt hatte ich sie. Setzt mich in eine Gesellschaft wo ich sagen darf: ich habe gemordet, wo ichs zu Menschen sage, welche selbst wieder morden und gemordet haben; — und es gibt kein Gewissen! Das Herz schlägt ruhig, die Stirn bleibt frei und offen. Nicht das Gewissen, das Geheimniß macht den Mörder zum Mörder. Zu wissen, ich weiß etwas, das Andere nicht wissen dürfen; genöthigt zu sein, in Blick, Miene, Wort und Gebärde sich zu bewachen, sich zu verstellen: das ists, was dem Kulturmörder sein Kainszeichen aufdrückt. Das ists, was unheimlich zwischen ihm und den Andern steht, das ist der Duft, der ihn umwittert, das Grauen seiner Nähe. Das auch ist sein eigenes Alpdrücken. Wohl drückt ihn etwas, aber die drückende Kraft erklärt Ihr Euch falsch. Nicht das Gewissen, das Geheimniß drückt ihn. Nehmt das Geheimniß von ihm und der Mann ist heil wie Ihr Alle. Das Geheimniß, das Geheimniß, das ist das vermeinte Gewissen des Mörders! Merkt euch das.

Armes geächtetes Geheimniß! Was solltest du unter Menschen? Ich floh die

Menschen, ich floh in die Einsamkeit. Ich trieb mich tagelang in Wäldern und Wüsten herum, in öden Berggründen, auf verwachsenen Wildwegen. Es that mir wohl, so allein zu sein. Ich sah eine Welt voll ungeheurer Massen vor mir, fest und ewig gebaut — und nicht auf Sittenbegriffe! Sie bestand. Sie war schön. Namenloser Zerstörung bedürftig, athmete sie Leben, Ordnung, Duldung. Es war eine Welt, welche ein Mord nicht aus den Angeln hob. Der Iltiß mordete die Vogelbrut und die Wildkatze den Iltiß. Blutbefleckt zu jeder Stunde des Tags und der Nacht, zeigte sie ihr Antlitz heiter und unschuldig der lichten Sonne und dem stillwandelnden Monde. Es war eine Welt, in welcher der große Weltgeist nicht als kleiner Menschengeist herrschaftete. Es war meine Welt.

Ich habe gemordet! rief ich einst in der wildesten Einsamkeit des Kaphegy aus voller Brust heraus. Es war ein Jubelton, wie der Champagnergeist die Fessel des Korks in die Lüfte sprengt. Die Lüfte brausten, die laubschweren Eichen rauschten darein, — die Elemente verschlangen und übertäubten das Wort, wie eine Merresbrandung das Brechen einer kleinen Muschel. Und doch that es mir wohl.

Kindischer Genuß! Ich schämte mich meines knabenhaften Muthwillens. Ach, ich schämte mich vergebens. Es that mir wohl. Und Nachts, noch als ich im Bette lag, freute es mich an diesen Augenblick zu denken und kaum meine schöne Bettgenossin freute mich so. Ich habe mein Geheimniß laut in die Lüfte gerufen! Kindischer Genuß, aber — Genuß. Er muß wiederholt werden. Ich lechzte darnach.

Schon am folgenden Morgen ritt ich mit meiner Absicht wieder ins Freie. Aber jetzt erst fiel es mir ein, daß eine Berglandschaft nichts weniger als frei im Sinne meiner Absicht. Wie leicht verbirgt sie einen Menschen vor dem Auge des Andern! In wechselnder Hebung und Senkung überragt jede Bodenspanne die andere; Fels, Busch, Baum, ja selbst hochwüchsiges Kraut bilden zahlreiche Verstecke. Ich erschrak, daß ich daran nicht schon gestern gedacht. Heute dacht' ich daran und hielt klüglich an mich.

Traurig ritt ich nach Hause. Die klangvolle Nachtigallenstimme meiner Irma, das zirpende Gezwitscher meines Söhnchens erfüllten mich mit Neid. Die Glücklichen! sie dürfen es aussprechen, was sie auf ihren einfältigen Herzen haben. Es ist freilich nicht viel, aber so wenig es ist, sie haben Redefreiheit: diese üppigen Schnäblein. Es ist das Privilegium ihrer Unschuld. Hols der Kuckuk! Die Sprache hat kein Recht, sich von Thierlauten zu unterscheiden, wenn sie nicht dort anfängt, wo die Unschuld aufhört.

Ich floh mein Haus. Ich durchstöberte das Land, mit keinem anderen Gedanken als — mein Wort auszusprechen. Ich suchte nah und fern den Boden, wo ich's mit Sicherheit konnte.

Da fiel mir das Alföld ein. Es war eine Reise dahin, aber — ich wäre bis ans Ende der Welt gereist, um meinen Adlerschrei auszustoßen. Ich nahm Abschied von Weib und Kind — es war ein Abschied fürs Leben.

Kennt ihr das Alföld? Das Alföld ist ein flacher schwarzbrauner Boden — flach und schwarzbraun wie eine Schiefertafel. Diese Schiefertafel bedeckt Hunderte von Quadratmeilen. Wie ein Matrose in seinem Mastkorb das Meer überschaut, so überschaut ein Reiter von seinem Sattel herab dieses Land. Nein besser! Denn das Meer kann immerhin Wellen werfen, aber das Alföld erhebt sich zu keiner Welle. Es ist eine absolute Ebene. Sein Horizont ist nach allen Seiten hin unbegrenzt. Es ist eine Horizontale wie mit der Wasserwage profilirt. Hier giebt es keine Grenze, nur die Grenze

der Sehkraft. Hier giebt es keinen Versteck, keinen Hinterhalt, keine Verborgenheit, was da ist, ist sichtbar.

Trunken von der Freiheit dieses Raums, spornt' ich mein Roß und tummelte mich wie ein Wallfisch im Ozean. Mit einem einzigen Blick überflog ich die Oberfläche — sie war menschenleer — und jubelnd schrie ich mein Wort in die Lüfte: Ich habe gemordet!

Wir habens gehört! antworteten zwei Männer, welche auf einmal aus der Erde heraufstiegen. Sie hatten einen Feldbrunnen ausgeböscht und waren nicht auf der Erde, sondern in der Erde.

Mein Roß scheute — und noch mehr der Reiter. Wir stürzten. —

Der Rest ist Criminalgeschichte. Verhöre, Zeugenaussagen, Apothekerbücher, Leichenausgrabung — das Alles gehört nicht hieher. Lest es in der Zeitung nach. Natürlich tröpfelte aus all diesen Quellen doch nur ein Wahrscheinlichkeitsbeweis zusammen, dem noch Alles zur Gewißheit fehlte. Dringend schärfte mir deßhalb mein Anwalt die erste aller Vertheidigungsmaximen ein: Quid fecisti nega. Ich aber antwortete: Ein Gentleman lügt nicht.

Auch ein Philosoph thut es nicht. Was hatte ich mehr zu verlieren, als was Oedön verloren, — nicht ein Leben, sondern einen Augenblick? Die Philosophie, die ich gegen ihn spielen ließ, mußte wahr sein auch gegen mich selbst. Ich konnte sie zum Blutzeugen ihrer Wahrheit machen an meinem eigenen Leben. Gab ich sie preis? Prostituirte ich sie? stieß ich sie als Lügnerin hinaus in die Welt? Nein, du sollst keinem falschen Spieler gedient haben! Du warst mehr als die Kupplerin meiner Leidenschaften. Ich bekenne mich zu dir im Leben und Tod, ich bin ein ehrlicher Mann.

Und auch ehrgeizig bin ich. Ich bin stolz, ja hochmüthig. Ich verachte die Menschen und achte mich selbst. Es schmeichelte mir, mich zu einem Morde zu bekennen. Das war eine That, die vor Vielen mich auszeichnete. Ja, vor Mördern selbst. Es war kein gemeiner Todschlag. Es war ein pompöser, feierlicher, wohlausgetragener, hochphilosophischer Mord. Es war ein Gang über den moralischen Rubicon, nicht wie ein Dieb schleicht, oder wie ein Trunkener torkelt; nein, wie ein Cäsar marschirt, mit Sang und Klang, in Reih und Glied. Ich darf sie zeigen diese That, und ich will es.

Aber zuletzt bin ich auch wohlthätig. Ich will ihm was Gutes zukommen lassen, meinem schöngelockten Untersuchungsrichter, der noch ein junger aber sehr strebsamer Mann ist. Der hübsche Kerl hatte seinen Glückstag, als ich mich eines Morgens vor ihn führen ließ und ihn also anredete: Machen wir ein Ende, Freund. Ich bin gekommen, um Ihnen ein volles Bekenntniß abzulegen. Nicht wahr, das freut Sie? Geben Sie mir die Hand. Sie sind ein Mann nach meinem Geschmack. Ihr Renommé ist Ihnen Ihr Zweck und daß ich an den Galgen komme, ein Mittel zum Zwecke. Bravo, so lieb ich die Canaille! Es freut mich, einen Egoismus zu sehen, der mich eben so gern umbringt, wie ich den Oedön umgebracht habe. Gute Gesellschaft, Freund, gute Gesellschaft! Ich habe Sie lange zappeln lassen, nicht wahr? Ach ja, an einem Manne wie ich sind Sporen zu verdienen. Aber sehen Sie, Liebster, das wollte ich auch. Ich wollte Ihr Glück machen. Ich wollte eine harte Nuß sein, damit Sie sie mit fracas aufknacken und der Welt Ihr starkes Gebiß zeigen können. So müssen Sie vorrücken. Aber ich weiß, das Vorrücken brauchen Sie, um Ihre Ersabé zu heirathen und eine Familie zu gründen. Also gründen Sie Ihre lieben Kleinen. Die armen Narren warten schon mit Schmerzen

darauf, geboren zu werden. Wohlan, sie sollens aus meinem Cadaver. Da habt ihr ihn, freßt euch satt, junge Raubthiere.

Mein Verhörsprotokoll ist unterschrieben. Ich habe Alles gesagt, was ein Todesurtheil braucht. Also sterben wir! Werfen wirs hin dieses Leben, wie ein ausgetrunkenes Glas. Dir bring ichs, Irma! Ich habe mein Leben genossen, mein Weib besessen, — was will ich mehr?

Und lebt nicht mein Söhnchen? Hahaha! O über die Justiz mit der wächsernen Nase! Da geh ich herum in meinem Kinde, aber ich bin ein unschuldiges Kind. Ja, so nennen sie's. Der Mörder im verjüngten Maßstabe ist ein unschuldiges Kind. Daß es mein Ich ist, mein Selbst, meine Fortsetzung, das geben sie ohne weiteres zu; aber, — es ist unschuldig! es bleibt straflos. Und das nennen sie die Gerechtigkeit wiederherstellen! O ihr Chinesen Europas, habt ihr nicht so viel Courage wie die asiatischen, welche den Uebelthäter mit sammt seinem Namen ausrotten? Seht ihr sie nicht, die metaphysische Identität? Nein, sie sind blind. Sie sind zopf- und kopflos, die Chinesen Europas. Das Kind lassen sie laufen. Das fortgepflanzte Leben des Mörders ist ihnen wieder heilig. Da überfällt sie wieder der Heiligkeits-Rappel ihrer Lebens-Verliebtheit! Glück auf denn, mein Sohn, so lebe, lebe, und verachte die kurzsichtigen Häckerlingschneider, welche nicht wissen, daß Du ich bist und Ich Du bin.

Ich bin zu Ende. Ich habe den letzten Tropfen vom Tageslicht ausgetunkt. Kaum seh ich noch meine Buchstaben. Der Mond taucht hervor; — wie ein verweintes Gesicht steht er dunstig in nassen Herbstwolken. Ich seh ihn zum letztenmale. Morgen seh ich ihn nicht mehr. Und doch — wird er gesehen werden. Andere werden ihn sehen. Andere? Warum Andere? Gibt es denn Andere? Ist nicht *ein* Mensch die ganze Menschheit, sind die Andern nicht ich selbst? Wenn du von Anfang bis zum Ende der Mondnacht über die Länge des Platensees hinwandelst, sagt man denn: jetzt spiegelt sich der Mond in anderen Tropfen? Was ist ein Anderes? See dort und hier — Alles!

Auch das Ich ist ein Aberglaube! Es ist der zäheste, der hartnäckigste, es ist der Aberglaube auch noch derjenigen, welche nichts glauben. Aber unüberwindlich ist sogar *er* nicht. Man kann ihn aufgeben. Das erste Auge auf Erden war meines und das letzte ists auch.

Das letzte! Aber dann? Dann ists doch aus? Wenn die Gattung aufgehört hat, dann ist doch auch das Individuum hin? gewiß und wahrhaftig hin? unwiderbringlich und für immer hin? Das wäre traurig. Herz, mein Herz, laß uns nachdenken!

Als das Mastodon ausstarb, das Dinotherium, das Megatherium, — da konnten sie denken: nun ists aus. Après nous le deluge. Und siehe da, sie kam wirklich, die Sündfluth, aber nach der Sündfluth kam wieder das Leben. Es war nicht aus. Auch die Gattungen sind nur Individuen. Das Geschlecht der Saurier oder das Geschlecht der Menschen sind nur wie verschiedene Schriftarten in einer Druckerei: der Setzer setzt bald aus dieser, bald aus jener; — bald legt er Garmond ab und setzt Cicero, bald legt er Cicero ab und setzt Bourgeois, aber immer setzt er. Und immer setzt er den nämlichen Text. Der Text heißt: lebe, empfinde, sei da.

Getrost, lieber Mond, wir sehen uns noch manche Jahre. Sie richten mich so wenig hin als dich selbst. —

So eben kommt mein Zigeuner. Der Bursche philosophirt trotz seinem Herrn nur in seiner eigenen melancholischen Weise. Wo ich Alleben sehe, sieht er Alltod. Wo ich das Bleiben und Werden sehe, sieht er das Verschwinden und Vergehen. Er tröstete mich mit folgenden Worten: Was willst du, gnädiger Herr: dich bringt der Henker um, aber den Henker die Cholera oder ein Schlagfluß. Wir Alle sind nur für den Tod da. Ein Thier frißt das andere, ein Volk frißt das andere, und ein Gott frißt den andern!

# Clytia.

## Ein Lustspiel.

von **Hermann Lingg.**

Im alten Pompeji. Villa eines jungen und vornehmen Römers. Nach rückwärts ein Portikus mit der Aussicht auf einen von Mauern umschlossenen Garten. Lucilius, dann Epicharmus, sein Diener.

**Epicharmus.**
Sie sind gekommen.

**Lucilius.**
Wer?

**Epicharmus.**
Die Sänger, Herr, die Du
Aus Rom bestellt hast. Schöne Leute, ein
Vortrefflich eingeübter Chor.

**Lucilius.**
Was soll's?
Sie können wieder gehen.

**Epicharmus.**
Wieder gehen?

**Lucilius.**
Nun ja, was sollen sie mir hier? Du weißt,
Was sich indeß geändert. Seit mir Clytia
Gleichgiltig ward, seitdem ist mir Musik
Verhaßt geworden, jene Festgesänge
Der Liebe sind verklungen.

**Epicharmus.**
Aber Herr!
Was soll ich mit den Sängern?

**Lucilius.**
Sie bezahlen
Und weiterschicken.

**Epicharmus.**
Schade!

**Lucilius.**
Weißt Du sicher,
Daß Clytia, wie Du sagst, aus Bajä, wieder
Zurückgekehrt ist und noch diesen Abend
In unserm Nachbargut verweilen wird?

**Epicharmus.**
Sie ging vor einer Stunde hier vorüber.
Ihr folgte eine Schaar von Mädchen, ach —
Sie schien Diana selbst zu sein, sie eilte
Nach jenem Garten, den Du eben nanntest,
Um dort mit Ball und Saitenspiel den Abend
Bei ihren Anverwandten zuzubringen.

**Lucilius.**
Und das geschah wohl öfters schon, und auch
Klearchos kommt dahin? Er soll, so sagt man
Von ihr begünstigt sein, er war in Bajä
Zugleich mit ihr und immer ihr Begleiter.
Er ist sehr schön, nicht wahr?

**Epicharmus.**
Adonis nennt
Die Jugend ihn. Ob Clytia ihn bevorzugt,
Wer mag das sagen. Eines ist gewiß,
Er rühmt sich ihrer Neigung — doch . . . .

**Lucilius.**
Genug!
Er wird dazu wohl seine Gründe wissen.

**Epicharmus.**
Es scheint so, doch es rühmt sich, wie ich glaube,
Der Eitle nur.

**Lucilius.**
Wähnst Du, ich sah es nicht,
Wie sie beim Feste, das man jüngst gefeiert,
Den Kranz in seine Locken wand, o ich
Verstand die liebetrunknen Blicke wohl,
Womit sie jedes Rosenblatt begleitet' —
Ja, ihn hat sie bekränzt und mich entwaffnet.

**Epicharmus.**
Nicht möglich! aber so sprach Jeder noch
Der sich von jenem Pfeil
(er deutet auf eine Statuette)
verwundet fühlt.

**Lucilius.**
Wer sich verwundet fühlt im Krieg der Liebe,
Der ist auch schon besiegt, wer hier nicht Cäsar,
Nicht Crösus ist, ist nichts, ein Nichts, ein Schatten.

**Epicharmus.**
Herr! Wer geliebt sein will, verschmähe!
**Lucilius.**
Oder
Erscheine zu verschmähen. Ja, das ist es.
Wie wär's, wenn ich zum Schein ein Hochzeitsfest
Begehen würde? Heute noch, sogleich!
Und hier in unsrem Hause. Ha, vortrefflich.
**Epicharmus.**
Ein herrlicher Gedanke!
**Lucilius.**
Eile, eile!
Laß Kränze bringen.
**Epicharmus.**
O wir haben ihrer
Genügend in Bereitschaft, auch die Sänger
Sind wie gerufen da — nur Eines fehlt,
Das Wichtigste, die Braut.
**Lucilius.**
Du holst dafür
Ein Blumenmädchen von der Straße. Nein!
Nein, doch nicht. Ha, was fällt mir bei!
Ihr eignes Bild, das schöne Marmorbild,
Das sie als Venus Aphrodite darstellt,
Dem Bild von Melos ähnlich, soll es sein!
Ich hatte, sie damit zu überraschen
Den thörichten Entschluß gefaßt und schon
Den besten Künstler mir in Rom gewonnen.
Wie oft hab ich von ihr mich losgerissen,
Und bin nach Rom gereist, um dort dem Bildner
Gestalt und Haltung, jeden ihrer Züge
Recht deutlich vorzuzeichnen! Ach und nun,
Wie steht es da, ein Bild der Ungetreuen! —
Doch heute nütz' es uns, und wie sie selbst
Kalt gegen mich und steinern ward, so stelle
Das todte Bild sie nun als Braut vor.
**Epicharmus.**
Herrlich!
Das muß gescheh'n!
**Lucilius.**
Und rasch!
**Epicharmus.**
Im Augenblicke!
(Ab.)
**Lucilius.**
Ein Hochzeitsfest! Ich weiß, durch solche Täuschung
Bestraf' ich sie denn doch ein wenig. Ach,
Geringe Rache nenn ich das, mein Herz!
Mit einem Dorn verletzen, wenn man selbst
Zum Tod verwundet ward! Doch Eins, sie wird
Zurück sich wieder ins Gedächtniß rufen
Die Stunden alle, die sie einst mit mir
Vielleicht doch glücklich war! Sie wird vergleichen,
Und wird doch wenigstens noch meiner denken.
Sieh da! Er bringt ja wirklich schon die Sänger,
Und einen Korb von Kränzen voll, die Rosen,
Den Epheu, und der Rebe muntres Laub.
(Epicharmus mit Dienern kommt zurück.)
**Epicharmus.**
Bekränzt die Pfosten, windet Blumenkränze
Von Säul' zu Säule. Chor der Sänger, ihr
Begebt Euch dort hinüber; wenn ich Euch
Das Zeichen gebe, so beginnt das Brautlied.
**Lucilius.**
Ist Alles in Bereitschaft?
**Epicharmus.**
Zwei Sekunden
Gedulde Dich noch.
(Für sich)
Ach, mein armer Herr!
(er sieht nach den Arbeitern und kommt hervor)
Sie muß, wenn sie zurückkehrt, hier vorüber,
Sie wird an unserm Haus dann alle
Die Vorbereitungen zur Hochzeit seh'n,
Die Kränze vor der Thür, den Zug der Sänger,
Die Fackelträger und die Flötenspieler,
Und wird nicht einen Augenblick mehr zweifeln,
Daß ihr Geliebter seine Hochzeit feiert.
**Lucilius.**
Ich ihr Geliebter? Nenne mich nicht so!
Für mich ist Clytia verloren, ach
Erinnre mich mit diesem süßen Namen
An Tage nicht, die nie mehr wiederkehren.
Geliebte Clytia, sonst flogst du mir
Aus diesem Säulengang entgegen! Reizend,
Wie reizend, ach, erschienst du mir, wie hold
Vom weißen Kleid umweht, wie glänzend zwischen
Den schwarzen Marmorwänden, die dich mir
In deiner lieblichen Erscheinung spiegelnd
So vielfach wiedergaben, als du selbst
Mir theuer warst. Doch sieh, da leuchten schon
Die Fackeln her. Es kommt der Hochzeitfestzug.
(Musik und Bewegung hinter der Scene. Allmälig gelangt in den Portikus ein festlicher Zug, Reigentanz voraus und Cymbelschläger. Auf einem bekränzten Wagen, der von fackeltragenden Knaben umgeben ist, wird eine verschleierte Statue in den Garten gebracht.)
**Chor.**
Reizende Braut, nun empfange die Krone,
Blühend den Kranz von Myrthengrün,
Komm nun herein und wohn', wo ich wohne,
Sieht doch die Nacht nicht die Wange dir glüh'n.
Blaset die Flöten und singet dazu,
Nymphe, du junge, du reizende du!
Poch an die Thür und fache die Helle,
Fache das Feuer an über dem Heerd,
Herrin des Hauses, betritt nun die Schwelle
Sehnlich vom harrenden Jüngling begehrt.

Blaset die Flöten und singet dazu,
Nymphe, du junge, du reizende du.
(Sänger ab.)

**Lucilius.**

Lucilius feiert Hochzeit, werden jetzt
Die Nachbarn sagen, welch ein Reichthum, flüstert's
An jedem Hausthor, o beglücktes Paar.
Wer mag wohl seine Braut sein, fragt die Neugier,
Wann kommt sie, kann man sie nicht sehen?.. Nein,
Denn nur ein Traumbild ist sie und ein Zauber
Persephones. Ich möchte dich enthüllen
Und küssen, schönes Bild der Ungetreuen.
Wie oft schuf meines Wahnes Raserei
Den Traum, du liebest mich. O Clytia,
Selbst der ist schon beglückt, der nur der Täuschung
Dich zu besitzen, lebt.
(es pocht)
Horch! etwa Gäste?
Und ungebetne jedenfalls.
(Zu Epicharmus.)
Laß mir
Ja Niemand ein!
(Epicharmus ab.)
Was kann ich Andres denn,
Als Hohn nur von der ganzen Welt erwarten?
Wenn ein geliebtes Herz verloren ging,
Dann flieht auch alles andre Glück auf ewig.
Welch wetterschwüle Nacht! Des Gartens Blumen
Verströmen Wohlgeruch so süß, als hätte
In Nektar Hebe jeden Kelch getaucht.
Nur an des Lorbers Zweige rührt kein Lüftchen!
Zu welchem meiner Lieblingsdichter flücht' ich?
Zu dir, anmuthiger Catallus, oder
Zu dir gleich, lieblicher Tibull? Zu dir
In Schwermuth leuchtender Properz, zu dir!
(Epicharmus kommt zurück.)
Wer war es, wer war außen? Sind sie fort?

**Epicharmus.**

Es waren Deiner Mutter Brüder, Herr!
Und Aristomenes, der Athenienser,
Dein Lehrer in der Logik.

**Lucilius.**

Sagtest Du,
Sie mögen ruhig heimgeh'n, meine Braut
Sei wunderlich gelaunt, sie sei so schüchtern
Und spröd' und wolle Niemand seh'n?

**Epicharmus.**

So sprach ich.

**Lucilius.**

Ja spröd ist diese Braut. Wie werd ich aber
Mich morgen dann entschuldigen? Was sag' ich,
Wenn sie nun kommen, um mir Glück zu wünschen?
Um meine Gattin zu begrüßen? — „Freunde,
Es ist mir leid", werd ich zur Antwort geben,
„Mein junges Weib ist auf ihr Landgut heute
In aller Frühe schon verreist." — Nun, oder
Ich sage: „Meine Gattin, leider ist sie stumm,
Sie hat kein Wort der Unterhaltung und
Für Niemand sonst ein Lächeln, als für mich."
Was sagten sie, sie murrten wohl?

**Epicharmus.**

Sie gingen
Kopfschüttelnd fort. Es sei doch unerhört,
Behauptete Dein Oheim, nicht einmal
Die nächsten Anverwandten vorzulassen;
Du habest, fürcht' er sehr, Dich übereilt,
Und Aristomenes, Dein Lehrer, wollte
Dir eine Vorschrift geben, Deine Ehe
Vom stoischen Gesichtspunkt aus zu nehmen.

**Lucilius.**

Das werd' ich nöthig haben, ja beim Zeus!

**Epicharmus.**

Auch Deine jüngern Freunde stürmten mächtig
Die Straße dann herauf. Wer weiß, woher
Sie in so kurzer Zeit sich Festgewande
Und Kränze zu verschaffen wußten. Kurz,
Sie wollten schier den Eintritt sich erzwingen.

**Lucilius.**

Wie wurdest Du sie los?

**Epicharmus.**

„Mein Herr wird etwa
Um Euch Bacchanten willen", rief ich, „seine
Verschwiegne Freude lassen? Soll er wohl
Mit Euch den Becher schwingen, wo ihm süßre
Vergnügen winken?" — Nun, sie lachten auf
Und gingen. Ein'ge riefen noch zurück:
„Wir kommen morgen in der Frühe wieder,
Und wollen hören, wie Dein Herr geruht!"

**Lucilius.**

Es ist mir um die Wackern leid, jedoch
Sie werden anderswo zu Gast sich laden
Und dort wird ihnen die Erzählung Stoff
Zu tausend Scherzen geben. Nun lebt wohl.
Seid froh! Seid glücklich! Einst ja war's auch ich.
Um diese Stunde sonst flog Clytia
In meine Arme. Stunden, allzurasch
Entschwundne Stunden meiner Liebe, drängt
O, drängt nicht eure Schatten allzu nahe
Um dieses Herz! Wie werd' ich künftig leben,
Wie will ich noch, da du mir gingst verloren,
Eintönig fort mein ödes Dasein schleppen?
Wie ohne dich, Geliebte, ohne dich!
(Zu seiner Lampe gewendet.)
Du stille Flamme hütest schon zu lange
Ein hoffnungsloses Lager. Du bewachtest
Nur schlummerlose Nächte. Sonst, da trug' ich
Das Hochgefühl, von ihr geliebt zu sein
Und sie zu lieben, stolz in mir, gleichwie
Ein Sieger sein erbeutet Götterbild . . .

Und jetzt, wie todt ist Alles ... Bring den Becher,
Denselben, den ich heute morgens Dir
Als den bezeichnete, mit welchem ich
Den Tag begrüßen will, der mir ein Ende
All dieser Leiden bringt.

**Epicharmus.**

Ach, theurer Herr!

**Lucilius.**

Du kennst ihn doch?

**Epicharmus.**

Ich kenn ihn nur zu wohl,
Man sieht auf ihm mit schön getriebener Arbeit
Den Tod des einen Sohns der Niobe.
Es soll doch keine Vorbedeutung sein?
Ich sah Dich nie aus diesem Becher trinken,
Was hast Du vor?

**Lucilius.**

Besorge nichts!
Auf, füll' ihn bis zum Rande mit Falerner,
Und füge Mohn hinzu, soviel du glaubst,
Um mir den längst ersehnten Schlummer wieder
Für eine Nacht zu schenken. Ach, wie sehnt mich
Nach Ruhe.

**Epicharmus.**

Mög' ein sanfter Schlummer sich
Auf Deine Wimpern senken.

**Lucilius.**

Und für morgen
Halt Alles in Bereitschaft, um zu reisen,
Wir gehen nach Athen.

**Epicharmus.**

Du willst von hier?

**Lucilius.**

Vielleicht für immer! Wie, was siehst Du mich
So trauernd an? Erschreckt ich Dich?

**Epicharmus.**

Verzeihe
Dem greisen Manne, der Dich auferzogen,
Der Dich geliebt hat, wie sein eigen Kind,
Wenn eine Thräne jetzt sein Auge netzt.

**Lucilius.**

Weshalb! Du willst nicht mit? Besinne Dich!
Geh' nun, und morgen früh frag ich Dich wieder.

(Epicharmus geht.)

**Lucilius.**

Ich weiß, was seine Klage mir bekennt.
Bajammernswerth erscheint es ihm, daß ich
Ein edler Römer, reich an stolzer Zukunft
Um eines Mädchen wankelmüth'gen Sinn
In solcher Schwermuth untergehen soll.

(Zur Lampe.)

Bewegte Flamme, flackre nur, du gleichst,
Wie du so glühend dich verzehrst, der Seele,
Die hier verglimmt. Wenn von der Ungetreuen
Einst eine Thräne meinen Staub benetzt.

(Es pocht.)

Was hör ich? pochte wer? So spät noch wer
Ich glaub' ich täuschte mich. Nicht möglich, nein
Und leise klang's und doch voll Ungestüm.

(Epicharmus bringt den Becher mit Wein und stellt ihn auf.)

**Lucilius.**

Sieh nach, wer mag es sein, Geh, öffne, rasch!
Es ist nicht eine Täuschung, nein, ein Echo
In meiner Brust sagt mir: wie, wenn sie selbst,
Wenn Reue sie zurückgeführt, wenn sie
Ein Wort mir noch zu sagen hätte? Nein!
Ich denk es nicht, ich wag' es nicht zu denken.
Wie pocht mein Herz!

(Epicharmus, eine Fackel ergreifend, hat indeß die Thür geöffnet. Graue Gestalten treten ein. Lucilius fährt zurück.)

Entsetzlich! Ha, wer sind
Die Graungestalten? Epicharmus sprich
Was suchen die bei uns? Hat ihre Schatten
Die Unterwelt zu mir heraufgesendet?
Was wollen diese Leute?

**Epicharmus.**

Arme sind es

**Lucilius.**

Was muß ich sehen, was erfrecht ihr euch?
Die Alte dort ist ganz besonders häßlich.

**Epicharmus.**

Es ist die alte Nachbarschaft, die drüben
In einer Hütte haust. Der helle Klang
Vom Fest hat sie aus ihrem Nest gelockt.
Verzeih dem grauen Schwarm, sie glaubten nur
An Deine Großmuth heut ein Recht zu haben,
Wer glücklich ist, beschenkt ja gerne.

**Lucilius.**

Fort,
Gleich jag' sie fort! ruf ihnen nach, mein Herr
War ein Verschwender und hat nichts, gar nichts
Von seinem frühern Reichthum mehr gerettet.
Wie wahr ist das: Und ich, wie bin ich hart
Und ungerecht! So macht das Unglück hart.

**Epicharmus.**

Nur zu bekannt ist Deine große Güte!

**Lucilius.**

Gewiß, ich trage selbst die Schuld an Allem.
Vielleicht auch werd ich später einst noch wirklich
Als einen Festtag diesen Tag bezeichnen.
Ich bin seit heute wieder mein! Ich bin
Mir selbst zurückgegeben aus den Fesseln,
Worin verhängnißvolle Liebe schlug.

(Zu den Bettlern.)

Ich geb' Euch, kommt! Ich will Euch reich beschenken,
Die Parze soll versöhnt sein. Alter komm!

Ich selbst will Dich vor meine Truhe führen,
Und Deine rauhen, schwielenvollen Hände
Mit Gold beladen. Komm!

(Zu Epicharmus.)

Erwarte mich!

(Von dem zurückgebliebenen Gestalten nähert sich eine.)

**Epicharmus.**

Wie kann man nur so reich, so gütig und
Zugleich so sehr unglücklich sein. Ich gab
Den Wein Dir unvermengt, ich wagt es nicht
Den Schlaf durch jenen Mohn herbeizurufen,
Der Deinen Geist noch mehr zerrütten könnte.
Doch ihr, der Falschen, die ihn so betrübte,
Ihr wünsch ich alles Unheil auf die Ferse.

**Clytia**

(welche eine der grauen Gestalten, tritt hervor, den Mantel abwerfend.)

Erkennst Du mich? ich bin es, Epicharmus?

**Epicharmus.**

Du, holde Herrin, Clytia, Du bist hier?

**Clytia.**

Ich, ja, ich bin's, wirst Du mich nicht verrathen?
Nein?
Ich habe mich mit jenen Armen eingeschlichen.
Ich bin, ich will gleich wieder fort! nur sage mir:
Ist's wahr, Dein Herr hat eine Römerin
Als seine Gattin heimgeführt? Ich hörte
Die Hochzeitlieder singen. Alles also
Ist wahr?

**Epicharmus**

(zu den Bettlern).

Entfernt Euch! dort, durch jenes Thor!

(Er weist sie durch den Garten nach einem anderen Eingang als durch den sie gekommen waren.)

**Clytia.**

Geschwind, gib Antwort, ist es so, Du nickst?
Und ist sie solch ein Wunderbild an Schönheit?
Vergöttert, allbewundert?

**Epicharmus.**

Nicht zuviel
Behaupt' ich, wenn ich sage, Alles liegt
Nur ihr zu Füßen, sie beherrscht die Welt.

**Clytia.**

Es muß wohl wahr sein. Diese Hochzeit ist
Nicht erst seit gestern vorbereitet. O,
Ich hab es längst geahnt, er hatte heuchelnd
Für mich Betheuerungen auf der Lippe,
Für sie nur Herz und Sinn.

**Epicharmus.**

Für sie? Wen meinst Du?

**Clytia.**

Was zog ihn denn nach Rom und immer wieder
Nach Rom? kein Mond verging, kaum eine Woche,
Er riß sich los, wohin? nach Rom; schon wieder?
Ein Freund wünscht, daß ich komme. So? Lebewohl
Und seltsam lächelnd winkt er mir zum Abschied.
Es hatte eine Schwester dieser Freund . . .
Ich weiß, weiß Alles.

**Epicharmus.**

Alles? Wahrlich
Jetzt glaub ich selbst, daß hier sich ein Geheimniß
Vor uns verbirgt.

**Clytia.**

Jetzt erst, jetzt freut es mich,
Daß eines Andern Werbung ich begünstigt.
Wenn Clytia einst, und das geschehe bald,
Die Hochzeit feiert, lerne dann, Lucilius,
Wie sich betrog'ne Liebe rächt.

**Epicharmus.**

Nicht so:
Verschwende Deine Zukunft nicht an Träume,
Die jetzt Dein schmerzerregter Geist ersinnt.
Die Götter ordnen Alles uns zum Besten,
Du sollst ihn sehen.

**Clytia.**

Deinen Herrn? Nie mehr!
Du glaubst, ich lieb' ihn noch? Nie mehr!

**Epicharmus.**

Vertraue!
Er wird im Augenblicke wieder hier
Zurück sein.

**Clytia.**

Hier?

**Epicharmus.**

Ich hör' ihn schon, er kommt.

**Clytia.**

Fort, fort!

**Epicharmus.**

Es ist zu spät, er selbst verschließt
Das Hausthor. Hörst Du?

**Clytia.**

Weh', was that ich Freche?
Ich die Verschmähte, wage mich hierher!
Wohin, wohin? Verbirg mich. Ist kein Ausweg
Durch diesen Garten? rette mich, er kommt.

**Epicharmus.**

Hier dieser Lorberstrauch verberge Daphne
Vor ihrem Gott Apollo.

(Er versteckt sie hinter einen Lorberstrauch im Garten.)

**Lucilius** (kommt).

War es nicht,
Als hört' ich Dich mit Jemand sprechen?

**Epicharmus.**

Mich?
Du hörtest mich hier reden. Wirklich?

**Lucilius.**

Ach!
Du sprachst, wie Greise thun, wohl mit Dir selbst?
Ich habe Dich schon oft, mein alter Freund,

Im Selbstgespräch belauscht. Begieb Dich jetzt
Zur Ruhe. Mitternacht und ihre Stille
Rückt nah und auf der Straße draußen ist es
Allmählig stumm geworden. Heute stört uns
Wohl kein Besuch mehr. Morgen auf und nach
Athen! Ich sehne mich aus tiefster Seele
In Plato's Hain zu wandeln, an den Felsen
Der Sappho diese Brust zu kühlen, allen
Den großen Hingeschiednen zu begegnen,
Die Deinen Ruhm verewigt, einzig Hellas!

**Epicharmus.**

Schlaf wohl und Alles ende gut für Dich!

(Ab.)

**Lucilius.**

Wer hofft, gleicht jenem Knaben, der am Strome
Erwarten wollte, bis die Wellen alle
Erst abgeflossen wären. Niemals fließt
Des Unglücks Woge wieder ab, sie strömt
Aus unerschöpftem Born in Einem fort.
Wer möchte da noch zaudern, Ewigkeit
In deinen Schoß zu sinken und an dich,
Alliebende Natur, an deine Brust
Geschmiegt in schmerzenslosen Schlaf zu tauchen.
Den Weg hast Du erhellt, o weisester
Der Menschen! Gerne folgt ich Dir, ich nähme
Nur Abschied von der Qual ruhmloser Tage
Und ruheloser Nächte. Doch es winkt
Ein andres Ziel, Venus Urania, deine
Erhabne Schönheit, ausgelegt in Schmuck
Der weiten Welt. So lasse mich nun dein,
Für immer dein sein und den Truggestalten,
Die kaum ein Abbild Deiner ew'gen Schönheit,
Nur mit Verderben ausgeschmückt sind, laß mich
Entsagen und vor ihrem falschen Liebreiz
Für alle Zeit mein Herz erschließen. Nur
Von jenem Lorber pflück ich einen Zweig.
Ich will ihn mit mir in die Ferne nehmen
Als Angedenken an die schönen Tage
Die ich mit Dir, o Clytia, hier verlebt.

(Ein „Ach" während er auf den Garten zueilt.)

Ein Ach! O meiner Clytia holde Stimme,
Durch Felsen dringst Du hell zu mir!

(Indem er sie hervorholt.)

Ihr Götter!
Welch ein Begegnen, welch ein Wiederfinden!
Du selbst, Du hast es so gewollt? O sprich!
Komm an mein Herz, Du zitterst? Weshalb
schweigst Du?
Dringt noch ein Wort von mir zu Dir, so sprich!

**Clytia.**

Ich wollte Dich noch einmal seh'n, ich wollte
Von Deiner Stirne lesen, ob Du wirklich
Auch glücklich bist?

**Lucilius.**

Du dachtest also doch
An mich?

**Clytia.**

Es dachte Dein mein Herz, mein hoch
Empörtes Herz, Treuloser!

**Lucilius**
(im vorwurfsvollen Tone).

Clytia!
Trifft mich ein Vorwurf?

**Clytia** (halb ironisch).

Nein, die Götter nur!
Es war ihr Wille so, es war ihr Haß,
Daß Clytia und Lucilius nie
Sich angehören sollten.

**Lucilius.**

Dennoch führten
Sie Dich hierher.

**Clytia.**

Wenn Du im Hochzeitszuge
Einher kämst, wollt' ich heimlich Dir und leise
Lebwohl zuflüstern, im Gedränge, heimlich
Und von Dir ungeseh'n und für immer.
Ich sah Dich aber nicht, es war der Zug vorbei
Und dann, ja dann, verirrt ich mich und kam,
Ich weiß nicht wie, hierher.

**Lucilius.**

Wer sagte Dir?

**Clytia.**

Du bist allein, ich dachte nicht, da Du
Vermählt bist, Dich und hier allein zu finden
Lucilius!

(Gefaßt.)

Ich danke Dir für Alles,
Was Deine Liebe Gutes mir erwies,
Es möge niemals Dir, Dein Leben lang
An Glück und Freude fehlen!

**Lucilius.**

Das sagst Du?
Und o mit welcher Stimme Du das sagst!
Dich dürstet, Kind, Du leidest, Du bist krank!

**Clytia.**

Ich ging allein, ich hatte mich verspätet.
Fort jetzt! Was hältst Du mich? soll sie vielleicht
Mich sehen, mich Verrath'ne? Ha, wohlan
Vollende den Triumph der Siegerin
Und führe mich ihr als Gefangne vor,
Als die dem Tod geweihte Königin.
Mein Stolz ist ungebeugt, ich zage nicht,
Ihr gegenüber mich zu stellen.
Vielleicht besieg' ich sie in Einem doch,
Darin, wie ich Dich liebte! Göttin,
Mir bricht das Herz.

**Lucilius.**

Du sollst, erhole Dich!

**Clytia.**

Laß mich in einer Sänfte von den Dienern
Nach Hause bringen oder laß mich hier,
Bei Dir mich sterben. Alle Kraft verläßt mich.
(sie erblickt den Becher).
Nur meine Lippen, die so wild mich brennen,
Vergönne mir zu netzen. Ich vergehe
Vor Gluth.
(Sie stürzt auf den Becher zu.)

**Lucilius** (verweigernd.)

Halt! der ist mir bestimmt.

**Clytia.**

Bestimmt, und Dir bestimmt? Nur Dir?

**Lucilius.**

Es wäre
Für Dich Gefahr, ja tödtliches Verderben!

**Clytia.**

Weshalb?

**Lucilius.**

Es ist ein Liebestrank darin.
Du würdest, wenn Du mit den Lippen nur
Den Rand berührtest, fliehen, was Du liebtest
Und was Dir fremd schon und entschwunden war
Auf's Neue wieder lieben. Zauderst Du!

**Clytia.**

Warum war dann für Dich gefüllt der Becher?
Warum für Dich? Du wähnst wohl, ich soll glauben,
Es müß' ein Zauber erst die Neigung wecken,
Zu der von Dir erkornen Baut! Verräther!
O schäme Dich der Lüge!

**Lucilius.**

Nun, in Wahrheit,
Es ist ein Schlummertrank — und augenblicklich,
Sobald Du nur davon gekostet, so
Entschwindet dem Gedächtniß Alles, Alles,
Was je Dir lieb und theuer war.

**Clytia.**

O dann,
Dann müssen wir wohl theilen! Alles fliehe,
Was einst uns lieb und theuer war, seit Du
Vergaßest Deine Clytia.

**Lucilius**
(indem er ihr eine Granatfrucht reicht.)

Auch hier ist Ceres Gabe, labe Dich!
Du kennst die Sage von Proserpina?
Als sie geraubt von Pluto an dem düstern
Gestade Lethes die Granatfrucht brach
Und davon kostete, da ward sie sein,
Auf ewig sein und seines Schattenreiches.
Doch fürchte nicht, daß ich an meine Welt
Dich binden werde.

**Clytia.**

Dieß, dieß glaub' ich Dir,
Und deßhalb trink' ich, ob nun Raserei,
Ob nur Vergessenheit der Inhalt sei.

**Epicharmus**
(der herangeschlichen war, heimlich zu Lucilius).

Hab' keine Furcht, ich mengte nichts hinzu.

**Lucilius.**

Fort! ruf' die Flöten und den Chor zurück!

**Clytia.**

Hast Du's gehört, ich sagt', ich glaubte Dir!
Wär also doch vielleicht in dieser Nacht
Vergessen auch für Dich erwünscht gekommen?

**Lucilius.**

O hättest Du mir stets geglaubt und nicht
Von mir Dich weggewandt.

**Clytia.**

Verrieth ich Dich?

**Lucilius.**

Frag meine Thränen, Clytia: wo wäre,
Ein Anwalt mehr beseelt vom höchsten Eifer,
Dich zu vertheidigen, als dieses Herz?
Doch ach, Du selbst, Du brachtest's ja zum Schweigen.

**Clytia.**

Ich? Ich? O goldne Aphrodite!

**Lucilius.**

Wenn
Du schuldig bist, so müssen meine Worte
Wie Kohlen sein auf deinem Haupt gesammelt.
Und wenn unschuldig, o so sind es Thränen
Der Reue, welche Dir zu Füßen fallen.

**Clytia.**

Ich habe Dir die Treue nicht gebrochen,
Doch Du, Du gingst von mir, Du hattest
Für mich schon längst nicht mehr die frohe Stimmung
In der wir sonst uns seh'n und sprechen konnten,
Du gabest einer Andern Deine Neigung,
Vergaßest Deiner Clytia Geburtstag
Und weihtest jener Dich und saßest ihr
Zu Füßen.

**Lucilius.**

Wie? Du wähntest? und Du nahmst
Die Huldigungen von Klearchos nur
Gleichgültig auf?

**Clytia.**

Nein mit zerißnem Herzen,
Und lachend, während einsam ich und heimlich
Verging in Thänen. Du, Du hieltest Hochzeit!
Zu lange schon verweilt' ich, ach Lucilius,
Was lenkte meine Schritte doch hierher!

**Lucilius.**

Eros, der Gott der Liebe selbst, er war's

Der wieder Dich zu mir zurückgeführt.
Und warst Du wirklich mir nicht ungetreu?

**Clytia.**

Niemals! Bei ihm, dem höchsten Herrscher schwör' ich's.

**Lucilius.**

O sag' mirs drei und viermal noch und immer
Und immer wieder, nie hör' ich's genug,

**Clytia.**

Unselig, freudlos war ich ohne Dich.

**Lucilius**

(sie zur Statue führend).

So sieh hier meine Braut, sieh die Geliebte,
Die mich so viele Stunden Dir entriß,
Sie wars, die mich so oft nach Rom entführte,
Weil ich, Dein Bild dem Künstler einzuprägen,
Damit es ja Dir ähnlich würde, Tag
Für Tag, bei ihm beschäftigt war, deßhalb
Vermißtest Du mich oft und fandest mich
Vielleicht zerstreut in Deiner Gegenwart.
Sieh Dich, sieh Clytia — Aphrodite und
Verzeihe mir.

**Clytia.**

Und gar mit diesem Bilde
Hielst Du die Hochzeit?

**Lucilius.**

Den Gedanken, ja
Gab mir der Rachegott ein, Heil ihm, denn
So fanden wir uns wieder. Aber run
Soll mich kein Marmor, wär' er noch so blendend,
Kein Bild, und wär es noch so sehr Dir ähnlich
Auch nur auf einen Augenblick je wieder
Von Dir mich trennen.

**Clytia.**

Und auch ich, ich will
Ein kaltes Marmorbild für alle Welt,
Für Dich nur Deine Clytia sein.

**Lucilius.**

O horch!

(Die Musik beginnt wieder.)

Nun töne nochmals in die hellgestirnte Nacht
Cytheren, Dir und mir der Brautnachtfestgesang.

# Ein Frühlingsmärchen.

Von **Hans Herrig**.

---

Es war einmal ein alter Mann, der mit seinen drei Söhnen mitten in einem großen Walde lebte. Sie nährten sich von dem geschossenen Wilde, sie fällten die morschen Bäume und schafften sie zum Verkauf in die entfernten Dörfer, sie suchten sich Früchte und Beeren, soweit sie der Wald eben bietet. Den beiden ältesten Söhnen gefiel es nicht recht, sie wären am liebsten fortgezogen, aber der Alte wollte nichts davon hören. Er sprach: „Eure Mutter liegt in unserm Garten begraben, und ich will bei ihr bleiben, bis daß ich dereinst selbst sterbe.“ So gab es oft Zank und Streit, nur der jüngste von den drei Brüdern war seinem Vater stets gehorsam, und wenn er den ganzen Tag über Holz spalten oder weit hinaus mußte, einem Vogel vom höchsten Baume die Eier aus dem Neste zu holen, niemals murrte er, sondern war stets willig und guter Dinge und hatte für den Alten noch ein Wort der Liebe und der Dankbarkeit übrig.

Und es kam, daß es Herbst ward. Die Blätter vergilbten und fielen von den Zweigen. Der Wind pfiff Nachts aus allen Ecken und Enden, dazwischen rauschten Regenschauer nieder und morgens hatte der Nebel alle Fenster verklebt, daß man nicht hinaussehen konnte auch nur in den Garten bis zum Rosenbusche, der auf dem Grabe wuchs und dessen letzte Blüthe längst dahin war.

Und der Vater ward traurig und war doch wieder heiter.

Er sprach: „Ich muß euch verlassen und ihr werdert keinen Vater mehr haben. Wer scheidet gern von denen, welche er lieb hat? Und doch grämt es mich nicht; wenn ihr mir neben dem Grabe dort das meine bereitet, werde ich doch die wiedersehen, die ich nun schon so lange nicht sah. Scheiden und Wiederfinden, das gibt uns der Tod in Einem; deßhalb bin ich zugleich betrübt und freudig, möchte noch immer meine Hand in eurer lassen, und sie doch fortziehen um sie dort hinüberzureichen, wo man mich schon erwartet. Eins aber sollt ihr mir versprechen: Drei Nächte sollt ihr an meinem Grabe wachen und eher sollt ihr nicht davonziehen, als bis der dritte Morgen kam. Ihr müßt wissen —.“

Aber schon konnte der Vater nicht mehr erzählen, was die Söhne wissen sollten, sein Haupt sank hintenüber, seine Augen brachen, er war todt.

Die Söhne standen schweigend in ihrem Schmerze; wenn die beiden älteren auch oft Streit mit dem Lebenden gehabt, so merkten sie doch wenigstens in diesem Augenblicke, daß er ihr Vater gewesen. Nach einer Weile aber sprach der Zweite:

„So laßt uns denn unsere traurigste Pflicht erfüllen, laßt uns das Grab für unseren Vater graben.“

Und sie traten aus der Hütte hinaus. Die Nebel hatten sich verzogen, durch die gelben Blätter glänzte die Herbstsonne und vergoldete Alles mit ihrem Scheine, oben über den Wald hinweg schwebte eine verspätete Schaar von Störchen, die sich eilte, dem Norden zu entrinnen und wärmeren Ländern zuzureisen. Im Garten hatten sich ein paar bunte Astern entfaltet und über den Zaun blickte sinnend ein mächtiger Hirsch, als wisse er, daß ihm in diesem Augenblicke Niemand etwas zu Leide thun werde. Die Brüder aber gruben ihrem Vater das Grab, wo er gewünscht, hüllten seine Leiche in ein schneeweißes Linnen und senkten sie still hinein. Dann warfen sie den Hügel auf, während langsam die Sonne hinter den Bäumen versank und hie und da rothe Lichter geheimnißvoll zwischen ihnen hervorschielten.

Der Aelteste aber sprach: „Unser Vater liegt nun in der Erde; was sollen wir noch länger hier an seinem Grabe im öden Walde ausharren? laßt uns machen, daß wir davonkommen und andere Menschen finden!"

Der Jüngste warf ein, daß sie dem Vater doch versprochen hätten, drei Nächte an seinem Grabe zu wachen.

Da sagte der Zweite: „Unser Vater war immer ein wunderlicher Mann; was sollten wir ihn im Augenblicke des Sterbens noch erzürnen? Aber Keiner kann uns einen Vorwurf machen, wenn wir seinen thörichten Wunsch nicht erfüllen. Er liegt ruhig in seinem Grabe und hier mitten im einsamen Walde wird wohl Niemand die Leiche stehlen."

Der Jüngste mochte sich nicht zufrieden geben. Er habe es dem Vater einmal versprochen, Niemand könne ja wissen, welchen Grund der gehabt. Die Worte eines Sterbenden wären heilig und wenn die Nachtwache wirklich zwecklos sei, so hätten sie doch ihre Kindespflicht erfüllt.

Die beiden Andern jedoch wollten davon nichts wissen, sie schnürten ihr Bündel und sprachen: „Du bist der Jüngste und mußt erst noch klüger werden; halte deine Wachen am Grabe und hüte dich, daß du nicht den Schnupfen bekömmst. Wir wollen ins nächste Dorf und uns einmal einen guten Tag machen. Du magst auch die Hütte fortan dein Eigen nennen und darin bleiben so lange du willst." Und damit hatten sie ihm den Rücken gekehrt und gingen den Waldpfad entlang, der nach dem nächsten Dorfe führte.

Der Jüngste aber schritt trübselig durch den Garten, er hätte beinah geweint, so einsam fühlte er sich, und als die krächzenden Raben auf einem großen benachbarten Baume zu ihrer abendlichen Versammlung zusammenkamen, freute er sich ordentlich über ihr Geschrei und hätte die schelten mögen, die dem guten Raben, nur weil er einen schwarzen Rock und eine heisere Stimme besitzt, so viel Böses nachsagen. Indessen ward aus der Dämmerung Dunkelheit, kühl wehte es einher und er knöpfte seinen Kittel fest zusammen. Und bald fror er auch nicht mehr, er setzte sich auf einen Stein, der bei den beiden Gräbern lag und träumte vor sich hin. Trotz aller Pflichttreue beneidete er die Brüder, daß sie hinausgezogen, aber er lachte sie aus, daß sie nur bis zum nächsten Dorfe wollten und meinte, in drei Tagen wolle er auch davon, aber weit hinaus, über Berge und Ströme, über Wiesen und Seen, um doch einmal zu schauen, ob die Welt denn wirklich so groß sei, wie die Brüder immer behauptet. So entschwanden die Stunden der Mond schimmerte mit blauem Lichte, ringsum rauscht es wunderlich und geheimnißvoll, und dem Jüngling auf seiner Wacht war's, als töne von unten eine leise Stimme:

Wer sitzt im blauen Mondenschein
Und wacht an meinem Grab allein,
Wer sitzt allein in stiller Nacht
Und hält an meinem Grabe Wacht?

Der Jüngling antwortete:

Die Brüder zogen längst davon,
Am Grabe sitzt dein jüngster Sohn,
Es hält in stiller Mondscheinnacht
Dein jüngster Sohn am Grabe Wacht!

Die Stimme tönte von Neuem:

Mein jüngster Sohn hat sich bewährt.
Wohl dem, der seinen Vater ehrt,
Denn er nur ist der echte Sohn
Und kriegt des Vaters Gut zum Lohn;
Ein welkend Blatt pflück dir vom Strauch,
Sticht dich der Rose Dorne auch;
Das wahr' dir auf, doch hab Verstand,
Und reib es dann in deiner Hand.
Auf steiler Höhe wohnt das Glück,
Und mancher wohl bricht sein Genick.
Wohl dem der sicher schreiten kann
Gebrauche deins und werde Mann!

Der Jüngling pflückte sich ein Blättlein vom Rosenbusche und horchte hin, ob die Stimme sich nicht von neuem vernehmen lasse. Aber alles blieb stumm, eine Wolke überschattete den Mond, in der Ferne hörte man eines Uhus nächtlichen Ruf. Der Jüngling meinte fast er habe geträumt und wünschte den Morgen herbei, der aber erst nach langer Zeit seinen ersten bleichen Schimmer heraufsandte. Doppelt sauer ward ihm der andere Tag. Oftmals empfand er Versuchung, den Brüdern es gleich zu thun, hatte er doch nun sein Theil Wache am Grabe ausgehalten; Niemand konnte ihm einen Vorwurf machen, und wenn die beiden andern Nächte das Grab unbewacht war, so traf nur seine Brüder die Verantwortung. Doch aber hielt es ihn wieder zurück. Und abermals begab es sich, daß mitten in der Nacht es wundersam emporklang:

Wer sitzt im blauen Mondenschein
Und wacht an meinem Grab allein?
Wer sitzt nun schon die zweite Nacht
Und hält an meinem Grabe Wacht?

Der Jüngling sprach:

Die Brüder zogen längst davon,
Auch heute wacht dein jüngster Sohn,
Es hält in stiller Mondscheinnacht
Dein jüngster Sohn am Grabe Wacht.

Die Stimme antwortete:

Sie zogen fort, sie zogen weit
Es birgt die Ferne Glück und Leid.
Und brachtest du von Haus Nichts mit;
Umsonst beflügelt sich dein Schritt!
Wohl dem, der Etwas mit sich hat,
Vom Strauch pflück dir ein welkend Blatt;
Das wahr' dir auf, doch hab Verstand,

Und reib es dann in deiner Hand.
Der Weg ist steil, der Weg ist lang,
Dem Wandrer wird es müd' und bang,
Wohl dem, der kräftig schreiten kann,
Du schreite zu, du werde Mann!

Der Jüngling stand auch die dritte Nacht auf seinem Posten und zum dritten Male führte er das Wechselgespräch mit der wundersamen Stimme. Zum dritten Male ertönte die Frage:

Wer sitzt im blauen Mondenschein
Und wacht an meinem Grab allein,
Die erste Nacht, die zweite Nacht?
Und nun zur dritten Grabeswacht?

Der Jüngling erwiderte:

Die Brüder beide sind schon weit,
Dein jüngster Sohn allein fand Zeit,
Die erste Nacht, die zweite Nacht
Und auch zur dritten Grabeswacht.

Die Stimme klang:

Die Zeit ist träg, die Stunde lang,
Wer heiß sich müht, dem wird es bang,
Es geht gradaus, es geht gar hoch,
Da zagt dein Fuß, dich schwindelt doch,
O falle nicht, s'ist steil und glatt!
Pflück dir vom Strauch ein welkend Blatt;
Das wahr' dir auf und hab Verstand,
Und reib' es dann in deiner Hand.
Das Glück ist nah, ist süß und rein,
Das Glück ist da, das Glück ist dein!
Nun halt es fest, nun ruf' es an
Nun weck' es auf und werde Mann!

Auch zum dritten Male pflückte der Jüngling sich wie ihm befohlen war, ein welkendes Blatt. Langsamer noch, als gestern und vorgestern, verging ihm der Rest der Nacht und hoch athmete er auf, als endlich der Morgen der Bäume Spitzen mit seinem Lichte begoß.

Nun wollte auch er nicht länger hier in der Einsamkeit bleiben. Auch er packte seine Siebensachen in ein Ränzlein, sagte der Hütte und den beiden Gräbern ein inniges Lebewohl und ging guten Muthes in die Welt hinein. Der Wind blies frisch um seine Schläfe, die Alteweibersommerfäden wickelten sich um seine Nase und umspannen seine Locken, die von den Bäumen fallenden welkenden Blätter umtanzten ihn und er lachte in sich und meinte: wenn in welken Blättern solche Wunder stäken, könne er sich jetzt leicht einen tüchtigen Haufen sammeln. Die Bäume schienen seine Gedanken zu errathen, und als wollten sie ihn verspotten, warfen sie oft einen ganzen Regen von gelben Blättern ihm an den Kopf. Aber er zog lustig durch die Welt und fand, daß sie sogar noch größer sei, als die Brüder behauptet, daß sich überall gut hausen lasse, wo gastfreundliche Menschen wohnen, die Nachts ein Quartier gewähren und Morgens einen Imbiß mitgeben, den der Wandrer Mittags bei der Rast aus dem Ranzen herausholt. Viel gab's unterwegs zu schauen! Er sah, wie die Leute das Getreide in die Scheuern sammelten, er lauschte dem kräftigen Gesange der Drescher und mischte sich unter die Tänzer beim Erntefeste. Er sah die Jäger im grünen Rocke unter Hörnerschall und Hallali zur Jagd aufbrechen, den Hirsch

von der bellenden Meute verfolgt. Er sah, wie die Aepfel- und Birnbäume, die sich unter der Last ihrer Früchte beugten, von diesen entkleidet wurden und die entlaubten Zweige langsam wieder aufrichteten. Er lachte über den Hamster, der eiligst alle Körner zusammentrug, um für den Wintervorrath zu sorgen, über den Maulwurf, der sich tief in die Erde hineingrub, um Nachts eine warme Schlafstelle zu finden. Machte er's doch ebenso, wenn er auch nicht in die Erde kroch; aber auf der Ofenbank zu sitzen und ein Glas Warmbier zu trinken, das war ihm eine angenehme Stunde, und wenn er sich Nachts da zum Schlummer ausstrecken konnte, so war's ihm nichts, daß die Bank hart war, aber genehm, daß der Ofen so lieblich seine Wärme auf ihn ausstrahlte. Aber sein Wandermuth verließ ihn doch nicht.

Er kam aus einem Land ins andere und endlich in ein wildes fremdes Reich, von dem die Leute ihm sagten, daß es das Nordland sei. Da herrschte der Winter mit all' seiner Grimmigkeit und Rücksichtslosigkeit und die Einwohner waren leicht an ihren rothen Nasen und Ohren zu erkennen. Keinen Strom hörte man rauschen und die schwersten Lastwagen fuhren sorglos von einem Ufer zum andern. Der Wasserfall stand da, wie ein seltsam tausendspitziges Bauwerk. Weithin zogen sich die weißen Schneefelder und der Himmel schüttelte immer von neuem seine schweren Mehlsäcke aus. Grün waren nur die Tannen und trugen Eiszapfen neben den Tannzapfen, um alle Zweige aber lag Schnee und Rauhreif, daß sie im Sonnenlichte glitzerten, als seien sie von Silber. Von den Bergen herab und aus den Wäldern kamen die Thiere bis ans Thor der Städte und ließen sich von der Thorwache füttern, die Sperlinge wohnten unter den Schornsteinen und wärmten sich, wenn der Küchendampf herausquoll.

Mitten in der Hauptstadt aber war ein großes gläsernes Haus, und als der Jüngling hineinsah, staunte er gar sehr, denn da standen grüne Bäume, da blühten Rosen, da plätscherte ein Springbrunnen, und auf weißen schmalen Kieswegen ging zwischen den grünen Gebüschen ein alter Mann mit einem langen weißen Barte spazieren, der eine goldene Krone auf dem Haupte und einen purpurnen Mantel um die Schultern trug. Seine Stirne war von tiefen Runzeln gefurcht und seine Augen blickten so mißmuthig und unglücklich darein, daß der Jüngling ein rechtes Mitleid für den einsamen Mann empfand.

Er frug die Leute, wer denn der alte Herr sei und weßhalb er gar so betrübt ausschaue.

Da sprachen die Leute: „Das ist ja unser König; wißt ihr denn nicht, worüber er seufzt und weint, und was das Unglück seiner alten Tage ist?“

Der Jüngling sagte ihnen, daß er auf der Wanderschaft begriffen sei und aus fernen Ländern komme, sie möchten ihm doch erzählen, welche Bewandtniß es mit dem Alten habe.

Die Leute erzählten ihm Folgendes: „Der König habe eine Tochter gehabt, so schön und liebenswerth, wie es kein Mädchen sonst auf der Erde gegeben. Sonnengold habe sie geheißen. Wohin sie mit ihrem hellen Antlitz sich gekehrt, da sei es wie ein Sonnenschein gewesen. Damals habe auch Wonne und Lust im Lande geherrscht, damals habe es überall so ausgesehen, wie dort im gläsernen Hause. Auf einmal aber sei die Prinzessin krank geworden, sie habe sich niedergelegt, die Augen geschlossen und sei nach wenigen Stunden gestorben. Jammer und Wehklage habe das Land erfüllt, der König aber sei so betrübt gewesen, daß man ihm mit Noth das Schwert aus der Hand

gewunden, mit welchem er sich im Anschauen der geliebten Leiche habe tödten wollen. Nun habe er sich auf einen niedern Schemel davorgesetzt und sein Haupt verhüllt, auch geschworen, er wolle nie davon gehen und niemals die Leiche hergeben. So sei die Nacht gekommen, man habe hundert brennende Wachskerzen angesteckt um die Leiche, der König aber sei nicht von seinem Platze gewichen und habe verlangt, allein bei seinem todten Kinde zu bleiben. Als man aber Morgens hinzugekommen, da habe der König festschlafend dagesessen und die Leiche sei verschwunden gewesen. Der geweckte Vater habe neue Wehklage erhoben, dem Schicksale geflucht und den Menschen, die ihn seines Kleinods beraubt. Ueberall im Lande habe man gesucht die Räuber zu fassen, die eine so frevle That verübt, um sich des kostbaren Schmuckes zu bemächtigen, den die Prinzessin trug. Der König selbst sei mit umhergezogen. Da sei ihm einst ein Vöglein ums Haupt geflogen, das habe mit Allen vernehmbarer Stimme Folgendes gesungen:

Nun such' nicht länger, sag Ade!
Ach! Scheiden thut und Sterben weh!
Ich flieg' wohl in die weite Welt.
Einst schmilzt der Schnee auf jedem Feld,
Dann komm ich wieder, grüß ich hold,
Das schöne Fräulein Sonnengold!
Sie ist nicht todt für alle Zeit,
Doch ist sie fern, doch ist sie weit.
Dort, wo die Welt zu Ende ist,
Dort wo der Mensch sich selbst vergißt,
Dort schläft sie auf des Eisbergs Höhn,
Noch immer süß, noch immer schön.
Glatt wie ein Spiegel steigts hinan,
Wohl dem, der hier doch reiten kann,
Hinauf zum eis'gen Gipfel springt
Und zärtlich küssend sie umschlingt,
Der führt sie lachend euch zurück
Und nennet sein das höchste Glück!

Da habe man das weitere Suchen aufgegeben und sei fortgezogen weit hinaus, bis dahin, wo die Gebirge stehen, so hoch, daß man nicht hinüber kann und die Welt zu Ende ist und da sei ein hoher spiegelglatter Eisberg gewesen und durch die Fernröhre habe man wohl bemerkt, daß oben ein glänzender Tempel gestanden, unter dessen Dache die schlafende Prinzessin gelegen. Mancher habe seitdem versucht, hinaufzureiten, sei aber elend zu Tode gekommen und so trauerten sie schon sieben Jahre und Alles rings traure mit im weißen Schneegewande."

Der Jüngling bat, sie möchten ihm doch den Weg zeigen nach jenen Gebirgen. Er wandre um die Welt kennen zu lernen und da interessire es ihn sehr, einmal ans Ende der Welt zu kommen. Da könne man doch mit gutem Gewissen wieder umkehren und nachher zu Hause sagen, man habe Alles gesehen! Die Leute zeigten ihm gerne den Weg und der Jüngling machte sich von Neuem auf die Reise, aber nicht ohne sich vorher einen warmen Pelzrock gekauft zu haben. Im Stillen dachte er aber gar nicht daran, am Ende der Welt umzukehren.

Ihm waren die sonderbaren Lehren eingefallen, welche ihm Nachts am Grabe seines Vaters die geheimnißvolle Stimme gegeben.

Er meinte, er wolle doch wenigstens einmal auf jene Berge hinaufklettern, und sehen, ob denn die Welt hier wirklich zu Ende sei, denn so recht mochte er dies doch nicht

glauben. Vielmehr vermuthete er, daß eben jenseit erst das Glück zu finden sein werde, das ihm jene Stimme versprochen.

Uebrigens war es eine recht beschwerliche Fahrt, immer wilder ward es um ihn her, immer seltener wurden die Wohnungen der Menschen, immer höher reckten die Berge ihre Häupter. Oftmals wollte er ermatten und umkehren; es sei doch eigentlich eine Thorheit. Aber die Jugend ist eigensinnig und schämt sich leicht vor sich selber, und wenn der linke Fuß umkehren wollte, so hatte meist der rechte doppelt große Lust, es weiter zu wagen. Als er nun auch eines Morgens, nachdem er in einer einsamen Hütte bei armen Leuten übernachtet, sich weiter auf den Marsch machen wollte, und die Herbergsleute frug, wo er gehen müsse, sprach die Frau: „Weiter geht es nicht, kühner Jüngling, denn dort ist die Welt zu Ende.“ Und dort oben schläft des Nordland-Königs Töchterlein? frug Jener. „So sagt man, hoch oben auf dem Eisberg, manch Einer hat's schon versucht, hinaufzureiten, aber sie brachen Alle den Hals, und der Tischler vom nächsten Dorfe, der die Särge lieferte, hat viel zu thun gehabt. „Der Jüngling trat hinaus. Da lag vor ihm eine gewaltige Kette himmelhoher Berge, die gingen so steil hinan, daß er wohl sah, wie er sie niemals erklimmen möchte. Mitten unter ihnen aber funkelte vom Glanze der Morgensonne ein Eisberg in allen sieben Regenbogenfarben und er war so glatt, daß auch nicht einmal eine Schneeflocke auf ihm liegen geblieben und festgefroren war. Der Jüngling sah ihn an, merkte auch, daß oben auf dem Gipfel sich ein seltsames Gebäude erhebe, dessen Dach wie Gold funkele, machte im übrigen aber ein recht dummes Gesicht, wie Einer dem die Thür vermauert ist, durch die er zu gehen gewohnt und der sie auf einmal nun nicht findet. Da griff er aber eins von den welken Blättern des Rosenbusches, die er bei sich trug, rieb es in seinen Händen und rief:

Welkes Blatt, welkes Blatt
Führ' den Weg mich steil und glatt!

Und siehe, da kam auf einmal ein Rößlein daher getrabt, von grauer Farbe, wie der ungeschliffene Stahl. „Also du willst mich dort oben hinauftragen?“ sprach der Jüngling. Das Rößlein senkte seinen Kopf, als wenn es die Frage bejahen wollte. Jener sprang geschwind auf seinen mit einem bequemen reich verzierten Sattel versehenen Rücken, schlug es auf den Hals, griff die Zügel und sagte:

Rößlein trägt so gut es kann,
Rößlein, Rößlein, steig hinan.

Und das graue Thier sprengte laut wiehernd vorwärts, gerade auf den funkelnden Eisberg zu. Die Hüttenbewohner waren aus ihrer Thür getreten und sahen dem verwegenen Reiter staunend nach. Den aber trug sein Renner bereits an der Seite des Berges empor, der Hufschlag dröhnte weit hin und die Eisnadeln sprangen so dicht ab und flogen ins Thal hinunter, daß man hätte glauben mögen, es sei April und die Schlossenschauer hätten begonnen. So kam der Jüngling bis in des Berges Mitte. Da auf einmal stand das Rößlein still; die von unten sahen, wie Jener umsonst die Zügel anzog, umsonst es streichelte und liebkosete, das eigensinnige Thier war nicht zum Weitergehen zu bewegen, ja als wenn es seinem Reiter recht fühlen lassen wollte, daß es über sich selbst zu bestimmen habe, machte es auf einmal Kehrt und trug ihn sorgsam wieder in's Thal hinunter gradewegs auf die Hütte zu. Kaum war der Jüngling abgestiegen, so sprang es mit zauberhafter Schnelligkeit davon und war verschwunden. Der Jüngling

aber beschloß, am andern Tage einen zweiten Versuch mit dem zweiten welken Blatte zu machen. Er hatte ja dann noch immer das dritte übrig. Inzwischen aber war schon das Gerücht von seiner kühnen That umhergeflogen und Alles kam aus der Nachbarschaft und den Thälern herbei, um den kühnen Reiter zu sehen, Alles stand am andern Morgen und riß die Augen auf, begierig, daß er kommen möchte, und nochmals einen Ritt wagen. Und er nahm das zweite Blatt, rieb es und sprach:

Welkes Blatt, welkes Blatt!
Führ den Weg mich steil und glatt!

Und siehe, heute kam ein silberweißes Rößlein dahergeschritten, silberne Hufen an den Füßen, Sattelzeug und Zügel mit vielem silbernen Tande verziert. Es kam auf den Jüngling zu, dieser stieg in den Sattel, faßte ihm in die Mähne, die im Morgenwinde sich auf seinem Halse blähte, wie der Schaum auf dem einer reisenden Meereswoge und rief:

Rößlein blank, Rößlein weiß,
Trag mich übers glatte Eis!

Und das Roß schnob gewaltig und sprang mit solcher Kraft den Eisberg hinauf, daß den Zuschauern Hören und Sehen verging. Schon war es auf der Mitte des Berges und schon drüber hinaus und die Winde schienen neidisch auf seine Schnelligkeit zu werden. Denn mit einem Male öffneten sie auf allen Seiten ihr breites Maul und bliesen aus allen Kräften darein, als wollten sie das weiße Roß seinen Pfad hinabstürzen. Auch flogen Wolken über den Himmel, die Alles in trübselige Schatten hüllten; die ganze Natur schien in Aufruhr zu gerathen und zu rasen, als wollte man ihr ein theures Gut entreißen. Noch klomm der weiße Renner aufwärts. Aber der Jüngling sollte nicht zum Ziele kommen. Denn als etwa nur noch ein Viertel seines Weges vor ihm lag, da ward das Sturmgeheul so toll, daß das Roß den Muth verlor; auch heute halfs ihm nichts, er mußte den Berg wieder hinunter. Die aber unten standen und noch vor wenigen Stunden gemeint, es sei ja doch ein Kinderspiel, ganz hinauf zu kommen, wenn man schon einmal halb oben gewesen sei, die waren jetzt auf einmal klug und sagten: „Seht Ihr's, seht Ihr's, es ist ein aberwitziges Beginnen, die Prinzessin muß für ewig dort oben unter dem Himmel schlafen, wollet Gott nicht länger versuchen.“ Und damit machte jeder, daß er in die Thäler hinunter kam; ja seine Wirthsleute wollten ihm kaum ein drittes Nachtquartier gewähren, er habe die Berggeister beleidigt, die würden Nachts Lawinen auf die Hütte werfen und sie alle im kalten Schnee begraben. Erst nach langen Bitten räumten sie ihm wieder ein Plätzchen ein. Der Jüngling mochte wenig schlafen. Sollte er morgen von dannen ziehn oder sollte er zum dritten Mal sein Glück auf's Spiel setzen? Doch wieder kamen die Erinnerungen an die Grabesnacht, eine innere Stimme schien ihn anzutreiben, Alles auf's Spiel zu setzen, denn für jeden Menschen gäbe es doch nur ein höchstes Glück auf Erden. Und da es wieder Morgen ward, sagte er zwar seinen Wirthen Lebewohl, ging aber keineswegs davon, sondern suchte sich einen andern Platz am Fuße des Eisbergs und that wie die vorigen Tage: diesmal aber sprang ein goldfarbiges Roß herbei, dem glitzerte der Leib, als hätte es die Sonne selber drin und der Jüngling sprang so lustig hinauf als könne es ihm diesmal nicht fehlen, und er rief:

Rößlein golden, sei befragt
Bringst du mich zur liebsten Magd,
Rößlein, lauf mit schnellem Fuß!
Daß ich sie wecke mit einem Kuß!

Hei, wie feurig das Goldroß wieherte, wie es ausgriff, als wenn ihm zwei Adlerflügel an den Schultern säßen. Eine Gemse klettert nicht flinker den Felsen hinan, als es den Eisberg hinanstieg.

Rößlein, lauf mit schnellem Fuß,
Daß ich sie wecke mit einem Kuß!

jauchzte der Reiter. Und höher und höher ward er getragen, und noch ein langer, ein kühner Satz. — Da stand ein Tempel vor ihm mit goldnem Dach, von milchweißen Marmorsäulen getragen und drinnen auf einem goldenen Ruhebette schlief ein wunderseliges Mägdlein, der die langen goldnen Haare ums Haupt hingen, wie ein dichtes Gewirr von Sonnenstrahlen, deren Wangen wie ein erstes Morgenroth und deren Lippen wie die Rose; die eine der kleinen weißen Hände hatte sie unter's Haupt gelegt, die andere hing lässig an der Seite hinab, und langsam und regelmäßig hob sich ihre Brust, als träume sie von grünen Wiesen und lächelnden Gärten. Der Jüngling war vom Pferde gesprungen — schon hatte er sie im Arme, schon auf den rothen Mund geküßt.

Dieweil ging der alte König traurig in seinem Glashause auf und nieder und trat hinaus, um zu sehen, was es für Wetter sei. Da kam ein Vöglein geflogen, das ihm bekannt dünkte. Es umflatterte ihn lustig und sang:

Gebrochen ist der Zauber nun,
Da sie sich beid' in Armen ruhn;
Vor Liebesblick und heißem Kuß
Der Winter bald zerrinnen muß.
Nun macht euch auf in bunten Reihn
Und holt die Liebesleute ein.
Auf goldnem Roß, der Jüngling hold
Bringt die Prinzessin Sonnengold.

Der alte König meinte erst er träume, aber der Vogel ließ es sich nicht verdrießen und sang ihm seinen Spruch noch ein halbes Dutzend Mal in die Ohren, so daß Jener ihn endlich verstand und laut rief: „Herbei, herbei, alle meine Getreuen, daß wir ausziehen! — der Zauber ist gebrochen, Prinzessin Sonnengold ist erlöst!" Da kam Alles herbei gelaufen, von den Großwürdenträgern des Reiches bis zum geringsten Mann aus dem Volke, ja die Köchin stellte sogar die Kaffeemühle bei Seite und lief die Hintertreppe hinab. Alles lachte und freute sich und hatte es so eilig, dem Könige zu folgen, daß sie sogar vergaßen, sich ordentlich warm anzuziehen, wie es seit Jahren im Nordlande gebräuchlich war.

Inzwischen saß die Prinzessin Sonnengold längst auf dem goldenen Rosse vor ihrem Retter, der sie mit seinen Armen zierlich umschlang, daß sie nicht herunterfallen möge.

Ohne jede Gefährde brachte sie das treue Thier ins Thal und nun gings auf den Heimweg. Da war kein Wesen, das sich nicht freute, die liebliche Prinzessin begrüßen zu können. Die Tannen schüttelten den Schnee von sich ab, und der Schnee verwandelte sich in Schneeglöckchen, Maiblümchen und weiße Anemonen. Die Maulwürfe und Hamster krochen aus ihren Höhlen hervor, und die Vögel kamen von allen Seiten herbeigeflogen und sangen so laut, daß den Bäumen vor lauter Vergnügen grüne Blätter wuchsen, und die Veilchen ihre blauen Augen aufschlugen. Der Strom rann pfeilschnell den Reitern voraus, als wolle er sie in der Stadt ankündigen und die Wasserfälle überschlugen sich vor lauter Freude. Und da kam auch schon der König angeritten. Unbeschreiblich war die Rührung des Wiedersehens. Der Jüngling ward sofort feierlich zum

königlichen Eidam und Prinzen ernannt und mit der Rettungsmedaille am hoffnungsgrünen Bande dekorirt. Das Volk rief ihm Hurrah und die Großwürdenträger zogen ehrerbietig ihre Dreimaster.

Der Ober-Reichs-Hof- und Staatsphilosoph trat aber heran und sprach:

„Darf ich eine bescheidene Frage an Ew. Hoheit thun? Als Ew. Hoheit unsere allergnädigste Prinzessin von jenem Gebirge herunterholten, welches das Ende der Welt ist, haben Sie doch gewiß auch einen Blick nach der andern Seite geworfen und würde ich Ew. Hoheit im Interesse der Wissenschaft ewig dankbar sein, wenn Sie mir darüber einige Aufklärung zu Theil werden ließen."

„Ach!" antwortete der Jüngling, „als ich dort oben war, und Sonnengold mich anlachte, vergaß ich wahrhaftig, an welchem merkwürdigen Orte ich war und habe mich nicht einmal umgesehen."

(Nach Motiven des 13. der von Fr. Kreutzwald gesammelten esthnischen Märchen).

# Gedichte.

## Das Glück.

(Nach Edgar Allan Poë).

Mit hellem Sang,
Die Tage lang,
Zog durch die schattenreichen Auen,
Durch Haideland,
Im Sonnenbrand,
Ein Ritter, um das Glück zu schauen.

Betrübt und matt,
Des Wanderns satt —
Sein Haar begann schon zu ergrauen —
Hatt' er nicht Weg,
Hatt' er nicht Steg
Gefunden, um das Glück zu schauen.

Als er erschlafft,
Gebeugt an Kraft,
Huscht' ihm ein Schatten vor die Brauen.
„O Schatten sprich,
Wohin muß ich
Denn wandern, um das Glück zu schauen?"

„„Im Monde, bleich,
Das Felsenreich,
Das Thal, wo Schatten nur und Grauen,
Durchziehe dann,
Du Rittersmann —
So wirst am Ende du das Glück erschauen…""

**Ferdinand Groß.**

## Sommerträume.

Hier auf diesem selben Steine,
Moosbedeckt und epheugrün,
In des Sommerabends Scheine
Sah ich weit die Berge glüh'n.

Bis zum fernsten Horizonte
Drang das Auge frei und klar,
Wo die weißen Häupter sonnte
Rothbehaucht der Gletscher Schaar.

Und nun sitz' ich hier und starre
In den Nebel, fahl und dicht,
Und nun klag' ich hier und harre
Bis ein Schimmer ihn durchbricht.

Doch kein Glanz will ihn erleuchten,
Keine Helle, noch so matt.
Und es senken sich die feuchten
Blicke, schon des Spähens satt!

Und mich faßt ein leises Grauen
Und mit dem geschloss'nen Blick
Mein' ich ahnungsvoll zu schauen
Das verborgene Geschick.

Magst du, trüber Schleier, bleiben,
Denn ich fürchte, wüst und kahl,
Will die Sonne dich vertreiben,
Zeigen sich mir Berg und Thal!

Und an herbstlich dürren Bäumen
Seh' ich, was in kurzer Frist
Aus den schönen Sommerträumen
Unvermerkt geworden ist.

**Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy.**

## Schweigen der Geliebten.

(Nach A. de Lamartine.)

Laß deine Stimme, Freundin, mich berühren!
Ein jedes Wort, das Deine Lippen führen,
Ist ein melod'scher Wiederhall!
Erstarben mir im Ohre deine Worte,
So klingt mein Herz und öffnet seine Pforte:
Ein Tempel bei der Himmelstimmen Schall!

Ein Hauch, ein Wort, dann wieder eine Stille —
Das ist genug, daß meine Seele fülle
Den Raum, der deine Worte trennt!
Sie kennt den Sinn der leichtbeschwingten Rede,
So wie die Blume in dem Uferbeete
Der Bacheswellen Murmeln kennt.

Ein Hauch, der Deinem Mund entschwindet,
Ein Klageton, ein Lächeln findet
In meiner Brust den rechten Ort.
So wird, wenn über Harfensaiten
Die Lüfte noch so leise gleiten,
Daraus ein reizender Akkord!

**Gustav Otto Müller.**

---

## Der Brief.

Ich halte deinen Brief in Händen,
Noch ist das Siegel unverletzt, —
Ach, Alles kann der Brief mir spenden,
Was meine glüh'nde Seele schätzt.

Doch all mein Glück kann er auch enden,
Vernichten jeden Hoffnungsstrahl, ...
Ich halte deinen Brief in Händen,
Mein Herz erbebt in Zweifels Qual.

Doch mag er Glück, mag Trauer spenden,
Bringt er mir Jubel oder Pein, —
Er kommt aus deinen lieben Händen, ...
Dein Brief soll mir willkommen sein.

**Nina Güthner.**

---

# Mitten unter Sündern.

Eine Erinnerung aus der Jugendzeit

von

**P. K. Rosegger.**

---

Das fernabgelegene, stille Alpenthal meiner Heimat mit seinen sechzig Einwohnern — ich machte das fünfte Dutzend voll — war wie ein Kloster. Wir hatten zwar nicht einmal eine Kirche; dafür bekränzten wir zur Sommerszeit die hölzernen Kruzifixe, die vor den Häusern und an Wegscheiden standen, und wir verrichteten zu den Sonnabenden davor unsere Andachten, und was die Hauptsache war, wir führten alle Sechzig ein sehr eingezogenes Leben. Strenge Arbeiten und magere Nahrung thäten die weltliche Begier in uns ersticken und uns mit Eifer den Himmel wünschen lassen, wo man nichts arbeitet, wohl aber gut ißt und trinkt, und Alles haben kann, was das Herz verlangt. Aber der Himmel ist ohne Beten und Frommsein nicht zu erlangen — daher wußten wir Alle, was wir zu thun hatten. Freilich gab es Stunden, in denen uns jüngeren Leuten besonders die Erde lieber war, als der Himmel. Solch weltlichem Sinne wurde wacker entgegengewirkt.

Ein alter Schneider lebte im Thal, der hielt uns zuweilen eine Predigt. Er hatte seiner Zeit einer Jesuitenmission beigewohnt, und seither ging ihm das Leutebekehren nicht mehr aus dem Kopfe. Er hatte Rednertalent in sich entdeckt; hatte anfangs dasselbe geübt wenn er allein in der Werkstatt saß und später auf dem Oberboden seines Häuschens, oder draußen im Erlenbusch. Schriftgelehrt war der Meister von jeher gewesen und gewandt in Auslegung der Bibel.

Als in späteren Tagen seine Augen so trübe geworden waren, daß er mit der Fadenspitze das Nadelöhr nicht mehr traf, sich hingegen seine Rednergabe mächtig entfaltet hatte, fühlte er sich erkoren, den Thalbewohnern ein Apostel des Heiles zu werden.

Er ging eines Tages höher in die Wildniß der Berge hinauf, kehrte jedoch nach sehr kurzer Zeit wieder zurück und begann sein Predigeramt.

Er war nun fast blind an seinen leiblichen Augen, hatte hingegen ein geistiges Gesicht; er sah den Himmel offen, ja bisweilen, wenn er an etwas Aergerniß nahm, auch die Hölle. Er sah die ganze Ewigkeit, die wir Anderen uns nicht einmal genau zu denken vermochten, in leibhaftiger Gestalt. Er hat mir, seinem besonderen Liebling, die Sache einmal durchgreifend erklärt. Ich weiß nicht bestimmt, ob ich die Darstellung des blinden Sehers recht aufgefaßt habe, ich erinnere mich nur, daß ich mir die Ewigkeit gedacht hatte als einen weiten und sehr langen Stollen in die Erde hinein, welcher mit rothen

Wachskerzen beleuchtet ist, und in welchem die Seelen der Abgeschiedenen in Leichentüchern dahinwandeln. Wie lang dieser Stollen eigentlich ist, davon hatte der alte Schneider folgendes Bild.

„Wenn“, sagte er, „die ganze Weltkugel ein Zwirnknäul von feinstem Zwirn wäre, und es thät Einer kommen, den Faden abwickeln und damit die Ewigkeit messen, so wäre, meine lieben Christen, der Maßfaden viel zu kurz!“

Ein so klarer und bündiger Redner mußte selbstverständlich großen Anhang gewinnen. Und in der That, so oft es hieß: „Heut' predigt der Schneider wieder!“ versammelten sich des Abends die Leute in seinem Häuschen.

Ich war dabei stets einer der eifrigsten Predigtbesucher, war auch schon baß so hoch emporgewachsen, daß ich in der vollgedrängten Stube meinen Vormännern über die Achseln lugen konnte und hatte nur darauf zu achten, daß mir Keiner auf die Zehen trat. Gerne stellte ich mich daher zu Nachbarn, die — wie ich — auch keine Schuhe an hatten, und so konnte ich meine volle Aufmerksamkeit dem Prediger zuwenden.

Anfangs, wenn wir in die Stube traten, war der Schneider stets abwesend; doch hörten wir auf dem Dachboden über der Stube ein Murmeln, Seufzen und Aechzen, ein Pfustern und Räuspern, da wußten wir schon, daß der Mann in seiner Vorbereitung, oder gar in einer Verzückung war. Unsere anfangs lauten, zumeist ganz weltlichen Gespräche wurden immer leiser, und allmälig zog ein heiliger Schauer ein in unsere Seelen.

Endlich stieg er die Sprossenleiter nieder. Es war, so viel man da sah, eine Knochenfigur zum Erbarmen. Das klapperte nur so, bis das Männchen herunten auf dem Boden stand. Uns, dem „Volke“, war dieses Klappern anstatt eines Predigtliedes, wie solches sonst in der Kirche vor der Betrachtung gespielt und gesungen zu werden pflegt; es versetzte uns in die nöthige Sitmmung.

Hierauf schritt der Schneider zum Tische hin und stieg dort auf einen Schemmel. Dann legte er seine Arme kreuzweise über die Brust, schloß die Augen und stand so etliche Minuten unbeweglich da. Sein Haupt war fast kahl, seine Backen waren glatt rasirt; einen schwarzen Ueberrock hatte er um sich geschlagen um das priesterliche Ansehen herzustellen, aber mir — ich konnte nichts dafür — fiel es ein: Du schaust halt doch aus, wie ein zaundürrer Schneider. — Ich sandte sofort ein Stoßgebet zum Himmel, daß der mich vor ähnlichen lasterhaften Gedanken bewahren möge, denn deß war ich zutiefst überzeugt: der Schneider ist ein großer, heiliger Mann.

Bevor er noch die Augen öffnete, that er den Mund auf und hub an mit langsamer und dumpfer Stimme, wahrscheinlich nach einer Reminiscenz von der Jesuitenmission, so zu reden: „Der ewige Herrgott hat mich zu euch gesandt. Der ewige Herrgott schickt durch mich sein heiliges Kreuz, seine drei Nägel, seine blutige Kron'. Das Evangeli ist geschrieben mit rosenrothem Gottesblut. Thut die Ohren auf, denn so spricht der Herr.“

Und hierauf begann er seine Predigt, die sich je nach einem Festtag, nach der Jahreszeit, nach irgend einem Ereigniß oder auch wohl nach seiner persönlichen Laune richtete.

Die Zuhörer schluchzten oder kicherten dabei; ich war stets tief versunken in den Vortrag, denn — und das dachte ich nicht damals, das schreibe ich heute — wenn die Gedanken des Redners auch noch so verrückt, es waren immerhin Gedanken und insofern bei uns daheim ein rares Ding. Die phantastischen Bilder, die der Schneider als Beispiele drein gab, wollte ich heute noch nicht verachten; ich habe sie seither mehrmals auf alten Gemälden vom guten Höllenbreughel wieder gefunden.

Mit uns Thalbewohnern war der Meister Brotschimmel — so hieß er; hats auch im Testament nicht verboten, seinen Namen zu nennen — im Ganzen recht zufrieden; nur ein klein Bischen zu viel fluchen thäten wir. In Erwägung jedoch, daß das Fluchen dem Aelpler im Geblüte liege, daß wir dieses Laster also unser Lebtag nicht lassen würden, empfahl er uns, die gottlosen Ausdrücke wenigstens in etwas umzumodeln und dadurch zu mildern. So sollten wir z. B. anstatt „sackra" sickra sagen, anstatt „Teufel" Teuxel, anstatt „verflucht" verflixt, anstatt „verdammt" verdangelt, oder verdankt ausrufen; und das „Himmelherrgottskreuzdonnerwetter" sollten wir ganz dem lieben Gott überlassen, da wir es ohnehin nicht zu handhaben wüßten.

Die Fluchreformen sind richtig durchgeführt worden, und kein Mensch jenes Thales wird heutzutage in einem gelinden Zorn noch das heilige Wort „Kruzifix" ausstoßen, sondern stets „kruzitürken", oder „kruziadaxl" rufen. Nur in Momenten höchster Wuth greifen die Leutchen noch zu ihren ursprünglichen Ausdrücken zurück.

Das waren indeß so ziemlich die ganzen Erfolge der Mission des Meisters Brotschimmel. Auch neue Gebete und Litaneien wollte er aufbringen, da unterbrach ihn ein rußiger Kohlenmann, wir hätten an den alten vollauf genug, um dabei einzuschlafen.

Der Schneider predigte anfangs selten, später jedoch wöchentlich ein- oder zweimal. Bisweilen geschah es, daß irgend ein Fremder, der zufällig im Thale anwesend war, sich ins Häuschen des Meisters einschlich, um aus Neugierde und Fürwitz den seltsamen Apostel zu hören. Das war stets vergebens, der Schneider merkte nur allzubald den Bock unter den Schafen und predigte nicht.

Einmal kamen drei Ingenieure in die Gegend, um die Höhen der Berge, die Tiefen der Wässer und die Weiten der Matten und Wälder auszumessen. Wir alle miteinander hatten nicht viel Vertrauen zu diesen Leuten, und meinten, daß sie unsern Grund und Boden messen und schätzen, bedeute gewiß nichts Gutes. Aber es ging an, die Herren brachten Geld ins Thal. Mich, den fünfzehnjährigen Jungen, pachteten sie bei meinem Vater für sechs Tage um zehn Gulden, daß ich ihnen die Werkzeuge mit herumtrüge und auf den Wipfeln der Bäume schneeweiße Holztäfelchen befestige.

Es waren eigentlich ganz verrückte Arbeiten, die sie trieben. Da gingen sie herum, wo gar keine Wege und Stege waren, steckten ohne allen Anlaß Fahnen und bunte Tafeln auf die Bäume und auf die Bergspitzen, schlugen Tische auf mitten im Weideplan, und aßen doch nichts drauf; durch lange Röhren guckten sie, mit Stäben zielten sie, als wollten sie schießen, mit den Zirkeln tanzten sie auf dem Papier herum, schrieben allerlei Ziffern und Buchstaben dazu, und des Abends, wenn sie ins Quartier zurückgekehrt waren, wußten sie die Höhe und Breite der Berge.

Diese Art zu messen kam auch zu den Ohren des Schneiders, der sonst gewohnt gewesen war, mit dem Faden ängstlich alle Körpertheile seiner Kunden abzumessen und trotzdem die Hosen und Joppen zu verschneiden.

„Sickra, sickra!" rief er eines Tages in seiner Predigt, „diese Ausmesser, das sind Teuxelsleut'! jetzt rechnen sie dem Herrgott seine Welt schon vor; aber Geduld! wie sie ausmessen, so wird ihnen eingemessen werden!"

Was Wunder, daß die Ingenieure, die alles Gute und Merkwürdige in der Gegend auskundschafteten, endlich auch den Wunsch hegten, unsern Prediger zu hören. Der Mann war nach und nach vollständig erblindet, und so konnte ich, als der Cicerone der Herren, es wagen, sie eines Abends in das Schneiderhäuschen einzuschmuggeln. Doch siehe,

schon in seiner Einleitung stockte der Prediger, bald unterbrach er sich und sagte laut: „Heut' sind fremde Leut' da!"

„Bei Leib' nicht, Meister, bei Leib' nicht!" betheuerte ein alter Knecht.

„Du!" drohte der Schneider, „der Teuxel wird dir glühende Kohlen in den Mund stecken für Deine Lug'! — Stadtleut' schmeck' (rieche) ich!"

Leider waren die Fremdlinge so unvorsichtig gewesen, beim Eintritte ihre Cigarren nicht auszulöschen; so war dem Blinden ihre Anwesenheit kund und die Predigt unterblieb.

Von dieser Zeit an war Meister Brotschimmel vorsichtiger. Er hatte ein junges Mädchen, armer Leute Kind, ins Haus genommen, das er nach seinen Grundsätzen erziehen und vor den Fallstricken der Welt zu bewahren trachtete. Das Mädchen — Mariane Schober ließ es sich schreiben — war gar eingezogen und sittsam. Die Mariane nun mußte immer vor den Predigten an der Thür stehen und Jeden zurückweisen, der ihr nicht als Einwohner unseres Thales bekannt war.

Ich war mit dem Mädchen schon früher ein wenig vertraut worden. Wir waren bei der Predigt häufig nebeneinander gestanden, weil es, wie ich, keine Schuhe trug. Das einemal nun hatte ich — ob zufällig, ob absichtlich, man weiß es nicht — die Mariaue auf die Zehen getreten; Das anderemal war ihr Pfötlein auf das meine gestiegen; und so hatten, während wir oben den Worten des Propheten lauschten, unten unsere Zehen miteinander Bekanntschaft gemacht. — Später nähte mir Mariane einmal während der Predigt ein am Halse herausgesprengtes Hemdhäkchen ein; und ich guckte mir dabei ihre feinen, glänzend falben Locken und ihre blauen Augen etwas näher an. Ich freute mich stets die ganze Woche auf die Erbauungsstunde beim Meister Brotschimmel und gab mir bei solchen hierauf öfters Mühe, das Hemdhäkchen wieder herauszusprengen.

Mein jüngerer Bruder ging auch mit Vorliebe zur Schneiderspredigt. Derselbe hatte hinter dem Kachelofen sein Winkelchen und konnte dort eine ganze Stunde lang seinen Uebungen obliegen. Er „lernte" damals nämlich just das Tabakrauchen, was daheim strenge verpönt war. Da in der Predigt auch Andere schmauchten und der Vater selten anwesend war, so kann man sich die Vortheile meines jüngeren Bruders wohl denken.

Eine Besonderheit war es, daß die älteren Leute des Thales sich den Vorträgen des blinden Schneiders allmälig entzogen. — „Wir wissen's ja schon, was er sagt," meinte einer der Aeltesten, „und thäten in der engen Stube anderen nur den Platz wegstehen; den jungen Leuten thut es leicht nöther, als uns, daß sie fleißig in die Predigt gehen."

So sind wir junge Leute denn eifrig verhalten worden, an den stillen Feierabenden ins Schneiderhäuschen zu wandern, um dort das Gotteswort zu vernehmen. Als der Prediger wußte, seine Zuhörerschaft bestünde zumeist aus jungem Volke, dem das Blut erst warm zu werden beginne, da zog er andere Saiten auf. Wir hörten manch Erfreuliches von heiligen Jünglingen und Jungfrauen, aber auch allerlei Seltsames von den Begierden und Anfechtungen des Fleisches, von den gewöhnlichen Folgen derselben und von den höllischen Werkzeugen, womit die Gefallenen gezwickt, gekratzt, geschunden, geschmort, zerstückt und auf alle erdenkliche Weise gepeiniget werden.

Wenn uns bei den Darstellungen ersterer Art bisweilen das Herz ein wenig warm und rührsam wurde, so waren die letzeren Betrachtungen wie eiskaltes Wasser darauf. Doch der Mensch wird Alles gewohnt; bald verloren die Vorträge jegliche Wirkung. Wir ergötzten uns im Stillen nach unserem eigenen Geschmacke.

Die Predigt begann stets um sechs Uhr und endete — es mochte was immer für ein Gegenstand in Behandlung sein — regelmäßig, sobald die braune Schwarzwälderuhr, die in der Stube hing, auf ihrer Metallschelle die siebende Stunde schlug.

Es war dem Schneider ein Gesetz, die Lehre mußte eine Stunde währen, denn so lange hatten auch die Missionäre gesprochen. Zum Stundenschlag aber wurde der Vortrag plötzlich mit einem kräftigen Amen abgehackt. —

Und eines fröhlichen Samstagabends im Frühherbste, gingen wir wieder ins Haus des blinden Schneiders zum christlichen Unterrichte. Da traf es sich, daß wir Zuhörer aus lauter jungen Leuten bestanden, aus Burschen und Mädchen von zwölf bis fünfundzwanzig Jahren, wovon nur das Bachreuter-Maidle mit ihren dreiundfünfzig Jahresringen um die Augen eine schöne Ausnahme machte.

Das Bachreuter-Maidle genirte uns aber gar nicht, im Gegentheile, wir waren froh, daß wir es unter uns hatten, denn, wo das dabei war, da gab es unterschiedliche Schwänke und Possen allerwege. Wenn den tollsten Jungen nichts Uebermüthiges mehr einfiel, so war gewiß noch das Bachreuter-Maidle die Anstifterin irgend einer Schalkheit, eines ausgelassenen Stückchens. Wie ein Bub' konnte es springen und johlen und balgen, das Maidle; wenn es aber still war und seinen kurzen Hals einzog zwischen die hohen, spitzigen Schultern — da gabs gar noch das Aergste zu fürchten oder zu hoffen — da kam sicher bald ein rechtes Schelmenstücklein heraus.

Es war bislang ohne Mann geblieben, das Maidle, und die Thalbewohner riethen schier, es sei bei der Taufe desselben eine Irrung geschehen und das ganze Thal um ein Bachreuter-Büble betrogen worden. Das Maidle hielt sich so brav, das sich Niemand von der Haltlosigkeit obiger Annahme zu überzeugen vermochte. — Nun freilich hatte es schon die Runzelchen und etliche graue Haare, aber der Possenreißer in ihm war jung geblieben.

Dieses Maidle hatten wir Jungen unter uns, als an jenem Samstagabend der Schneider zu predigen anhub. Ich, als einer der zuletzt Erscheinenden, hatte meine barfüßige Pförtnerin mit in die Stube genommen und mich mit ihr auf ein Bänklein gesetzt, unter welchem die Hühnersteige war. Die Hühner saßen schon geruhsam auf ihren Stangen, nur der Hahn schlug bisweilen noch Eins mit den Flügeln. Auf der Ofenbank, auf dem Gesiedel und in anderen Winkeln saßen Andere, wie sie sich eben beliebig gesellt hatten. Etliche Jungen dampften aus mächtigen Tabakspfeifen; Andere strichen sich mit Kohlen Schnurbärte an; wieder Andere schnitten allerlei Gesichter und drehten dem Schneider Nasen. Der Schneider aber stand auf seinem Schemmel und predigte. Er predigte von der großen Tugend der Abtödtung. Er führte alle Heiligen an, die sich kasteit — gegeißelt, mit häärenen Kleidern sekirt, ausgehungert und auf alle andere, oft unsaghafte Weise gepeinigt hatten. — Und die Jungen drehten dem Prediger Nasen, oder kauerten in einer Ecke und spielten Karten. Und Einer war dabei, der schrieb Spottliedchen auf den Schneider und vertheilte die Papierstreifchen. Eines derselben lautete:

„Der Schneider, der Schneider,
Wie ein Zahnbrecher schreit er,
Und's Maidle in der Still'
Thut doch, was sie will!"

Ein Anderes, das mir noch in Erinnerung:

„Der Schneider Brotschimmel
Fährt heut' noch in Himmel,
Morgen ists zu spat,
Weil ihn der Teufel g'holt hat."

Natürlich geschah das Alles in gehöriger Ruhe, denn diese Gelegenheit, in Gemeinschaft Hallodria zu treiben, durfte für heute und die Zukunft nicht zerstört werden.

Am trautsamsten selbstverständlich ging es dort zu, wo sich zu Maid und Bursch' die Pärchen versammelt hatten.

Zu solcher Stunde nun, es mochte dreiviertel auf sieben, und die Auflösung der Gesellschaft also nahe sein, schlich das Bachreuter-Maidle auf Zehenspitzen zur Schwarzwälderuhr hin und häckelte von der Schlagwerkschnur den Gewichtklumpen ab. Die Uhr tickte, wie vor und eh, und das Maidle huschte auf seinen Platz zurück und that fein andächtig horchen auf die Predigt, insgeheim frohlockend über die Wohlthat, die sie der ganzen Gesellschaft erwiesen hatte. Es war dabei ja auch interessirt, denn ihm zur Seite saß ein rothlockiger Bursche, mit dem sich das Maidle nicht ungerne im Fingerhäckeln übte.

Und der Schneider predigte und predigte. Schon schien sich ihm manchmal der Stoff zu verflachen, aber die Uhr schlug nicht sieben. Noch erzählte er die Legende vom heiligen Aloisius und erklärte die Bedeutung der Lilie, uud sprach von den himmlischen Freuden der Frommen — aber die Uhr schlug nicht sieben. Einmal setzte er ab und horchte. Die Versammlung schien in tiefer Andacht zu sein, und die Uhr tickte und tickte. So ließ er sich nun auf die ewigen Strafen der Gottlosen ein.

Ich saß auf dem Bänklein, hielt meinen rechten Arm um den feinen Hals der Mariane Schober geschlungen, und mein Lebtag war mir nicht so wohl, als zur selben Stunde, in der die Uhr nicht sieben schlug. Nur der Hahn war zuweilen etwas unruhig unter den Bänklein. Der flatterte mit den Fittichen und ließ die Hühner nicht schlafen.

Es war allmälig dunkel geworden. Ein oder der andere Zuhörer räusperte sich dann und wann, mancher vertuschte zur Noth ein Kichern. Das Maidle neben dem Rothkopf war die Ernsthafteste. Die Kartenspieler unterschieden ihre Trümpfe nicht mehr genau, und die Pärchen waren wo möglich noch näher zusammengerückt.

Noch einmal unterbrach sich der Prediger und horchte. Es war ihm so ein schmatzender Ton aufgefallen; — es war aber nichts weiter, er fuhr fort, hielt es jedoch nicht gerade für überflüssig, noch mehr Scheiter in das höllische Feuer zu werfen, in welchem die weltlustigen Sünder gebraten werden.

Bei solcher Wärme war es naheliegend, daß ich heimlich die Frage an mich stellte: Wenn alle Anderen um dich herum heute ihre Mädchen küssen, warum sollst das Ding nicht auch du versuchen?

Ich faßte daher mit meiner linken Hand die Mariane fester, denn bisher am Arm, schlang meine rechte Hand noch enger um ihren Nacken, zog ihren zarten Busen an meine Brust, beugte mein Haupt auf ihr Gesichtchen nieder — und wie ich meine Lippen ausbiege nach den ihren, da kräht unterwärts der Hahn.

Wild emporgefahren sind wir beide von unseren Sitzen. Der Prediger aber brach ab und rief: „Wie? mein Hahn kräht niemals vor dreiviertel auf acht! Morgen ist schlechtes Wetter, und heut' hat die Uhr einen Narren gemacht. Geht daher, meine

lieben Zuhörer, eilends nach Hause und seid wachsam, denn ihr wisset weder den Tag noch die Stunde, amen."

Nun war unser Eden plötzlich aufgelöst. Das Bachreuter-Maidle kicherte und trillerte von Burschen umjohlt davon.

Am andern Tag sind in der Stube des Apostels Spielkarten gefunden worden und ein paar beschriebene Papierstreifen, die nichts weniger, als Ehrfurcht gegen den Prediger an den Tag legten. Darüber war der Meister Brotschimmel derart empört, daß er ausrief: „Nie wieder, daß ich diesen Heiden des Herrn Wort verkündige: Diese verfluchten Ausmesser haben unsere jungen Leut' verdorben. Der Teufel soll sie holen! Was hilft bei so einem vermaledeiten Volk das Predigen?!"

„Freilich, Meister", antwortete ihm die Mariane, „das Predigen hilft nichts, sonst wär' der Meister selber bekehrt und thät nicht so mörderisch fluchen."

Der Schneider ist nicht eineinzigmal mehr auf den Schemmel gestiegen. Ob die Mariane den wachsamen Hahn belohnt oder bestraft hat, das weiß ich nicht; aber der geplante Kuß zwischen uns beiden hat sich bis auf den heutigen Tag nicht entladen mögen. Die jungen Sünder des Thales haben sich allmälig zerstreut in alle Welt; — etliche davon sind bereits alte Sünder geworden.

---

# Sinn und Unsinn.

Von A. Thrauenfeld.

## Kukuk und Kiebitz.

Der Kukuk kam zum Kiebitz
Hinaus aufs weite Moor,
Da sangen sie wechselseitig
Sich ihre Weisen vor.

Der Kukuk und der Kiebitz,
Sie sangen stolz und laut,
Und waren gegenseitig
Von ihrem Gesange erbaut.

Der Kiebitz hat den Kukuk
Höchst günstig recensirt,
Und dieser mit gleichem Lobe
Sich bestens revanchirt.

Der Kiebitz und der Kukuk,
Sie sehen Beide nicht ein,
Daß Nachtigall und Lerche
Auch sollten Sänger sein!

Die Nachtigall und die Lerche
Verloren in ihrem Gesang
Das einfach-künstlerisch Wahre,
Den volksverständlichen Klang!

Die Nachtigall und die Lerche,
Verkommen in Künstelei'n:
Der Kukuk und der Kiebitz,
Sind echte Sänger allein!

Der Kiebitz und der Kukuk
Beherrschen der Töne Reich;
Die einfach wahren Klänge,
Ja, die versteht man gleich! — —

Die Elstern und die Spatzen,
Die Recensenten von Fach,
Sie tragen begeistert weiter
Dies Urtheil von Dach zu Dach:

„Die Meister Kukuk und Kiebitz
Sind echte Sänger allein —
Die Nachtigall und die Lerche
Verkommen in Künstelei'n!"

## Türkische Grundsätze.

Und als die erste Lieb' vorbei
Sah ich mich um nach Nummer Zwei,
Und als mir das nicht schlecht bekommen,
Hab' ich die Dritte auch genommen!

Nachdem ich dann geliebt die Vier,
Kam's völlig zum Bewußtsein mir,
Ich könnte Fünf und Sechs und Sieben,
Kurz, noch ein Dutzend Andre lieben!

Drum find' ich die Behauptung kühn,
Nur einmal könne Liebe blühn:
Mir mundet die kredenzte Schale
Jetzt besser als zum ersten Male!

## Zaide.

(Elegie.)

Gedenkend still der Zeit der Ramessiden,
Lag sie am Fuße stolzer Pyramiden
Und strich den Bart mit ihren sanften Tatzen.
Dann seufzte sie, in Wehmuth ganz zerflossen,
Die weichen Augenlider halb geschlossen,
Zaide, sie, die schönste aller Katzen:

„O daß die goldnen Zeiten wiederkehrten,
Da die Aegypter göttlich uns verehrten
Und keine Kammerjäger existirten!
Ach, jene Tage, längst sind sie vergangen,
Kaum lohnt sich heute noch das Mäusefangen,
Und wir gehören zu den Exilirten!"

Sie sprach's — und daß sie ihren Schmerz ertödte,
Schnurrt sie die Weise aus der Zauberflöte:
„O Isis und Osiris, welche Wonne!" —
Doch reger werden die Erinnerungen,
Und tiefer nur von innerm Weh durchdrungen —
Schleicht fröstelnd sie vom Schatten in die Sonne!

---

## Der weiße Elephant.

Im Marmorstall zu Ava stand
Ein junger weißer Elephant
Und ließ den Rüssel hangen.
Es opfert ihm die Priesterschaar
Und bringt ihm Weihrauchdüfte dar;
Er aber seufzt mit Bangen:

„O könnt ich armer Elephant
Die Dschungeln an des Menam Strand
Wie früher frei durchtraben!
O könnt ich in der frischen Luft
Und an der Blüthen Balsamduft
Mein krankes Herz erlaben!

Ach! seit man mich zum Gott gemacht
Mahnt mich die Sehnsucht Tag und Nacht
An jene goldnen Tage!
Das Opfern und die Räucherei,
Ja selbst die schönste Näscherei
Wird täglich mehr zur Plage!

Dem großen Brama sei's geklagt,
Wie man mich langweilt hier und plagt
Mit Singen und mit Beten!
Die ganze dumme Pfaffenschaar,
Ich möchte sie mit Haut und Haar
Zerstampfen und zertreten!" —

So klagt der arme Elephant,
Der fern im Stall zu Ava stand,
Und ließ den Rüssel hangen.
Doch als die Nacht vorüber war,
Da stand verdutzt die Priesterschaar:
Ihr Gott — war durchgegangen!

---

# Zur französischen Kulturgeschichte.

Von J. J. Honegger.

H. Taine: Les origines de la France contemporaine. Tome I: L'ancien régime. Paris, Hachette et Cie, 1876.

Wie oft auch die Geschichte der großen französischen Revolution geschrieben worden ist, in gewissem Sinne bleibt sie heute noch zu schreiben; das darf ohne eine Spur von Unterschätzung der zum Theil hochbedeutenden und geistvollen Werke behauptet werden, die jenes riesige Object bis anhin behandelt haben. Zwei Fragen sind jetzt noch nicht mit der vollen geschichtlichen Wahrheit und Sicherheit gelöst, weil sie ungeheuer schwieriger Natur sind: die nach den intensivsten Ursachen für den orkanartigen Verlauf des mit der Gewalt einer Natur- oder Schicksalsmacht vorüberstürmenden Ereignisses und die nach dem psychischen Prozeß, der die damalige französische Generation und ihre Führer trieb. Was die letztere, schwerlich je zur vollen Klarheit zu bringende Seite der Betrachtung angeht, so sind — um nur Eins heraus zu greifen — Lamartine's schwungvolle Geistesportraits in der Hist. des Girondins bekanntlich hochpoetisch, aber eben so sehr unhistorisch, und die lobhudelnde Darstellung Napoleons bei einem Thiers ist gleich unbefriedigend und einseitig wie die neuerlich aufgetretene durch und durch verdammende eines Jules Barni u. A. Wer aber die erste Frage genügend lösen will, der kann es gar nicht anders, als indem er allseitig prüfend auf die vorausgegangenen Kultur- und Gesellschaftszustände des ancien régime eintritt. Das thut Taine in überraschender Weise, sein Buch ist hochwichtig und fundamental.

Taine hat entweder als ganz neue und erst aus den Archiven gezogene Dokumente oder dann als allerdings auch schon verwendete, hier aber in neuer Weise, umfassender und mit genauer combinirten Folgerungen zur Werthung gebrachte Hülfsmittel benutzt: die manuscriptischen Correspondenzen, die Rapporte und Memoiren, die Verbalprocesse und Hefte der Generalstaaten, insbesondre mit möglichst vielen und ins Einzelne gehenden Zahlangaben, die höchst sprechender Natur sind. Nur auf dem Wege war es möglich, als lebende Figuren aus dem Rahmen herausspringen zu machen die kleinen Adeligen, Landpfarrer, Mönche und Nonnen in den Provinzen, Advokaten, Schöffen und Bürger in den Städten, die Landleute und Handwerker, Offiziere und Soldaten; und einzig mit dieser Hülfe kommt man dazu, das wirkliche Frankreich zu kennen, nicht bloß den sonst fast ausschließlich ins Spiel gebrachten Theil der Hochstehenden und Gebildeten, der unsern Blicken jenes niedrigere Gebiet ganz verdeckt hat. Nur diese Gestalten können uns im Einzelnen und aus der Nähe die Lebensbedingungen der Nation kennen lehren: den Zustand der verschiedenen Stände, das Innere eines Presbyteriums oder Klosters, Wesen und Thätigkeit eines Stadtrathes, den Lohnansatz des Arbeiters, den Produktionswerth eines Feldes, das Handwerk des Steuerbezügers traurigen Andenkens, die Ausgaben eines adeligen Herrn oder Prälaten, das Büdget, die Lebensweise und das Ceremoniell des Hofes, kurz den ganzen Kreis der gesellschaftlichen Zustände.

Der Grundfehler, welcher Frankreich seit der Revolution nie hat zur Ruhe, nie zu einem soliden, gesicherten Nationalleben kommen lassen, liegt in dem sich jagenden Chaos

der abstrakten, je nur nach einzelnen Parteiinteressen abgemessenen Staatskonstruktionen. Unser Autor macht dieses Treiben ganz gut an folgendem Bilde deutlich: Unsere affirmativen Köpfe bauten eine Konstitution auf wie ein Haus, nach dem schönsten, neuesten oder einfachsten Plane, und dieser waren immer ein Dutzend im Studium — das Hotel für einen Marquis, das einfache Bürgerhaus, die Arbeiterwohnung, die Militärkaserne, und selbst das Zelt des Wilden. Jeder jener Baumeister rief: Ich habe die wahre Wohnung gefunden, die einzige, welche ein vernünftiger Mensch beziehen mag. Und um Nichts ward man klüger, wenn man an die Massen appellirte. Dem französischen Volke die Pläne seiner künftigen Wohnung vorlegen, das war in zu durchsichtiger Weise bloße Parade oder ein Trugspiel, vorausgesetzt noch, die Antwort, die man von ihm einholen wollte, wäre wirklich frei gewesen; denn aus 10 Millionen Unwissender zieht man keine Weisheitsformel heraus.

Die große Revolution wird natürlich einzig erklärlich aus den Zuständen des ancien régime Was war im Schicksalsjahre 1789 an bestimmenden Mächten vorhanden? Die Adeligen, die Geistlichkeit und der König, das war Alles, das Volk Nichts. Was der König bedeuten wollte und sollte, wird ganz klar aus jenem einzigen Ausspruche Ludwigs XV., den er ao. 1766 in einer sogenannten Kissensitzung vorbrachte: „In meiner Person allein hat die oberste Souveränität ihren Sitz; mir allein kommt ohne alle Abhängigkeit oder Theilung die gesetzgebende Gewalt zu; mein Volk ist nur Eins mit mir; die Rechte und Interessen der Nation, aus denen man ein vom Monarchen abgetrenntes Stück zu machen wagt, sind nothwendigerweise mit den meinen vereint und ruhen nur in meiner Hand.“ — Der Privilegirten zählte das damalige Frankreich 270,000, im Adel 140,000, in der Geistlichkeit 130,000, das macht 25—30,000 adelige Familien, 23,000 Mönche in 2500 Klöstern, 37,000 Nonnen in 1500, 60,000 Pfarrer und Vikare in eben so vielen Kirchen und Kapellen. Die Vertheilung des Grundbesitzes aber war diese: $^1/_5$ von Grund und Boden gehörte der Krone und den Gemeinden, $^1/_5$ dem dritten Stand und einer der Landbevölkerung, $^1/_5$ dem Adel und das letzte der Geistlichkeit, so daß, rechnet man die Staats- und Gemeindeländereien weg, die Privilegirten gerade die Hälfte des französischen Bodens besaßen. Seit Ludwig XIV. waren Adel und Geistlichkeit vollständig vom Volk abgelöst, und vor jenem drängte sich Alles, was irgend etwas bedeuten wollte, nach Versailles und Paris. Jenes Wort des Herrn v. Vardes, an den sogenannten großen König gerichtet, ist von höchst charakteristischer Bedeutung: „Sire, wenn man fern ist von Euer Majestät, so ist man nicht bloß unglücklich, sondern auch lächerlich“. In der Provinz traf man bloß noch den kleinen Adel und etwa einen Theil des mittleren, und ähnlich stellten sich die Diener der Kirche: die Abbé's, Bischöfe und Erzbischöfe residirten nicht mehr in ihren Sitzen; die Großvikare und Domherren zogen sich in die großen Städte; auf dem Lande saßen einzig die Priore und Gemeindepfarrer. Der ganze weltliche und geistliche Stab war abwesend. Der Edelmann enthielt sich längst jeden Eingreifens in die Lokalverwaltung, weil ihm diese eine zu niedrige Aufgabe schien, die der verachteten rôture, dem Bürgerstande zugehöre. Und um so mehr zog er sich ab, als er oft bettelarm geworden war: in den Rouergue trafen sich Edelleute, die mit 50 oder gar 25 Louisd'or an Einkünften leben mußten; in Berry werden schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts $^3/_4$ des Adels als am Hungertuch nagend bezeichnet. Der Hofadel und die hohe Geistlichkeit machen vielleicht $^1/_{1000}$ ihrer Klasse aus, und ihre geringe Zahl setzt die Ungeheuerlichkeiten ihrer Vorzüge nur um so greller ins Licht. Die kolossalen Einkommen betrugen nach dem königlichen Almanach des Jahres 1788 folgende Summen: die 31 Bischöfe und Erzbischöfe zogen zusammen 5,600,000 Episkopaleinkommen und dazu noch 1,200,000 aus Abteien, im Mittel 50,000 Livres auf den Kopf, wenn man die gedruckten Angaben nimmt, in That und Wahrheit 100,000, ja einige der gewichtigsten Sitze sind angeblich mit 200,000, thatsächlich mit 300,000 Livres zu notiren. Und die hohen Herren haben ja keine von ihren noblen Passionen vergessen, auch wenn sie Kirchendiener waren; ein Rohan, ein Dillon, trotz des geistlichen Kleides, trotz aller Edikte und Kanons, treiben die Hirschjagd nach Herzenslust, und dieses verderbenvolle Privileg allein hilft die Landeskultur total

ruiniren. Der allgemeine Zustand des Landes schon unter und seit Ludwig XIV. wird in folgende Bezeichnungen gefaßt: Abwesenheit der Herren von ihren zuständigen Sitzen, Apathie der Provinzen, sehr schlechter Zustand in Bebauung des Landes, Erpressung der Steuerpächter, Bestechlichkeit der Justiz, bedrückende Plackereien der Schloßverwalter, Verlassenheit und Elend der Provinzen, brutale Verwilderung der Vasallen — Alles aus der gleichen Quelle fließend und zum gleichen Ziele führend. — Was die allgemeine Lebensart und Lebensregel betrifft, so springt sie klar aus Daten heraus wie die folgenden: Unter Ludwig XV. und XVI. fanden sich noch Exemplare von jener Sorte alter Höflinge, die von einem auf 80 Jahre gebrachten Leben wohl 45 stehend in den Vorzimmern des Königs, der Prinzen und Minister vergeudet hatten. Der allgemeine Rath, um emporzukommen, war dieser: Ihr habt, wenn ihr erst Debütant seid, einfach drei Dinge zu thun: sagt von aller Welt Gutes, macht Anspruch auf Alles, was vakant wird und setzt euch, wo ihr könnt. Alle und jede Lebenskunst ging auf im savoir-vivre, im Empfangen und Empfangenwerden. Der ganze feudale Stab von seinen ersten bis zu den letzten Gliedern hatte sich umgewandelt. Wenn man mit einem Blick diese 30—40,000 Paläste, Hotels, adeligen Schlösser, Abteien und anderen Herrschersitze Frankreichs umfassen könnte: welch' anmuthende Pracht, was für ein glänzendes und anziehendes Land, dieses Frankreich! Es ist Alles ein Salon, und man sieht darin auch nur Salonmenschen, die sich mit dem beschäftigen, was der Franzose sehr gut des riens heißt. Bündnisse und Verträge, Schlachten und Staatsstreiche, Ministerien und Auflagen, die ganze Geschichte des Jahrhunderts wurde in Epigramme und Chansons verkehrt. Nie in der Weltgeschichte ist das Tanzen auf einem Vulkane feiner, sorgloser und grandioser in Scene gesetzt worden. Die Losung war in dem famosen Witzworte gegeben: Wie sollte man nicht entzückt sein über die großen Ereignisse der Zeit und ihre Erschütterungen sogar, weil sie Anlaß geben, so schöne Dinge zu sagen? Ein zweites Beispiel: Als die Schlacht von Hochstädt verloren gegangen und ein Lied darauf gedichtet worden, welches der raffinirte Geschmack der Pariser schlecht fand, da gipfelte sich das Interesse dieser selben frivolen Welt in dem Ausspruch: Wir ärgern uns über den Verlust der Schlacht, das Chanson taugt Nichts.

In dem unsäglich zerrütteten Finanzwesen, dem staatlichen wie dem privaten, regierte die allgemeinste, als selbstverständlich angenommene Räuberei, eine ganz unerhörte und dazu total müssige und eher belästigende Vergeudung, weßhalb außer dem Staat auch fast alle hohen Familien bis über die Ohren in Schulden staken. Darüber und über die aus diesem Unwesen entspringende Lebenshaltung einige der höchst charakteristischen Angaben. Was von Staatsgeldern den übrigen Diebereien entwischte, das ward aufs Leichtfertigste verschwendet an meist durchaus unverdiente, ganz übermäßige und auf Eine Familie gehäufte Pensionen, an Gaben und Domänenschenkungen, an überflüssige Stellen und Besoldungen. Begreiflich, daß das ausgesogene und ausgehungerte Volk, als es einmal hinter diese saubere Wirthschaft kam, mit aller Wuth gegen die offiziellen Blutsauger (écorcheurs) aufstand. Beispiele: Im persönlichen Dienste des Herzogs von Orléans standen 274 Personen, in demjenigen von Mesdames de France 210, von Madame Elisabeth 168, der Gräfin von Artois 239, derjenigen von Provence 256, der Königin 496. Als es sich um Einrichtung des Hausstandes bei der sogenannten Madame Royale handelte, einem Kind im Alter von einem Monat, da wollte die Königin, daß die schädliche Verweichlichung und der unnütze Zufluß im Dienstpersonal vermieden werde, man setzte sonach die Zahl der im Dienste dieses Kindes stehenden Personen auf das Minimum von 80 herab! Die Civilstandsordnung im Hause des Grafen von Artois zählte 456 Personen, die militärische 237. Für den König wurden verwendet 1857 Pferde, 217 Wagen, 1458 Personen, die er kleidete und deren Livree 540,000 Livres kostete; außer diesen waren es noch 1500 andre für seinen Dienst bestimmte Leute. Die Totalsumme, die ao. 1786 für den königlichen Marstall ausgegeben ward, macht 7,717,058 Livres, 486,546 für neu angekaufte Pferde. Auf Rechnung des Königs wurden jährlich 2190 Frcs. gesetzt, die er für Mandelmilch und Limonade brauche; das sogenannte grand bouillon für Tag und Nacht, welches die zwei

Jahre alte Madame Royale zu consumiren taxirt war, ward auf 5201 Livres angesetzt. Eine Kutsche, die einen Privaten 6000 Frcs. gekostet haben würde, fiel mit 30,000 in die königliche Rechnung. Gegen Ende Ludwigs XV. rechneten die Kammerfrauen für die Dauphine als Verbrauch an 4 Paar Schuhe wöchentlich, 3 Ellen Band täglich, um den Bademantel zu knüpfen, 2 Ellen Taffet täglich, um das Körbchen zu decken, welches Handschuhe und Fächer aufbewahrte u. s. w. Einige Jahre zuvor hatte man Kaffee, Limonade, Chokolade, Mandelmilch und Gefrornes mit 200,000 Frcs. im Jahr auf Rechnung des Königs gesetzt; mehrere Personen waren auf dem Etat für 10—12 Tassen auf den Tag eingeschrieben. Der Kaffee mit Milch und einem kleinen Brödchen kam für jede Kammerdame auf 2000 Frcs. zu stehen. Bei dieser Manier zu leben und zu rechnen ists nicht zu verwundern, wenn alle Welt bis an den Hals verschuldet war: Im Jahre 1778, nachdem die Ersparnisse Turgot's vorausgegangen, war der König seinem Weinlieferanten noch 800,000 Frcs., demjenigen für die Tafel $3^1/_2$ Millionen schuldig. Mme. de Guémenée schuldete ihrem Schuster 60,000 Livres; eine einzige Schneiderrechnung in dem ruinirten Hause de Montmorin kostete 1,800,000; die zwei Brüder Villemer bauten Landhäuschen zu 600,000 Livres und ruinirten sich. Kam es vor, daß solche Familien sich gar nicht mehr halten konnten, so mußte die Staatskasse aushalten, um sie wieder in Rang zu setzen; es wird nie genau zu berechnen sein, wie viele Millionen nur die zwei Brüder des letzten Königs dem Land gekostet haben, um von Zeit zu Zeit ihre enormen Schulden abzutragen; doch genügen die bekannt gewordenen Zahlen, um einen Alles verschlingenden und stets neu sich öffnenden Abgrund zu enthüllen. Und dazu that diese ganze vornehme Gesellschaft gar Nichts; gleichwol fanden die Leute keine freie Stunde im Tag zu ihrer Sammlung, suchten auch keine. Das ganze Leben ward in dem verzettelt, was der Franzose wieder einmal treffend niaiseries heißt, wir würden sagen Erbärmlichkeiten. Gegens Ende des Jahrhunderts wollte alle Welt Komödie spielen, und in der That, die Leute waren geborene Schauspieler; man hörte von Nichts Anderem sprechen als von kleinen in der Umgegend von Paris errichteten Theatern. Dazu kam damals die in Rousseau-Manier herausgewachsene Sentimentalität mit all' ihrer Emphase in Curs: die Nummer des „Mercur“, die ao. 1792 unmittelbar nach den, Septembermorden erschien, eröffnete sich mit Versen „an die Manen meines Zeisigs“.

Lenken wir unsern Blick von dieser dekorirten Welt des Scheins und der hohlen Lüge ab, um einen Blick zu werfen auf den ländlichen Bauernstand, welch' himmelschreiend verschiedenes Bild tritt uns da entgegen, wie ganz anders stellt sich da jenes glänzend lebenslustige Frankreich dar! Schon ein Jahrhundert vor der Revolution schreibt La Bruyère: Man sieht gewisse wilde Thiere, männlichen und weiblichen Geschlechts, auf den Feldern zerstreut, schwarz, aschfarben und ganz sonnenverbrannt, an die Scholle gefesselt, die sie mit unbesieglicher Hartnäckigkeit aufwühlen und umgraben. Sie haben eine annähernd articulirte Stimme, und wenn sie aufrecht auf ihren Füßen stehen, zeigen sie menschliches Gesicht, und wirklich, es sind Menschen. Sie ziehen sich Nachts in Höhlen zurück, wo sie von schwarzem Brod, Wurzeln und Wasser leben. Sie sparen den andern Menschen die Mühe zu säen und zu ernten, um zu leben, verdienen also, daß ihnen wenigstens jenes Brod nicht fehle, welches sie säen.“ Aber in That und Wahrheit, in den nächsten 25 Jahren, nachdem jenes geschrieben worden, fehlte ihnen dieses Brod vollständig, und sie starben heerdenweis. Im Jahre 1715 sind ihrer nahezu $^1/_3$ d. i. 6 Millionen vor Noth und Hunger umgekommen. Das Elend war schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts in fortwährendem Steigen begriffen, und viele Distrikte verloren damals schon $^1/_6$—$^1/_3$, ja bis auf die Hälfte ihrer Bevölkerung; unter dem Regenten zählte Frankreich kaum noch 17 Millionen Leute. Die allgemeinen Zustände aller Provinzen erklären sich, ganz abgesehen von Ludwigs XIV. verderblichen Eroberungskriegen, ganz einfach, wenn wir nur einen Blick auf die geradezu unglaublichen Erpressungen richten, denen die ganze Landbevölkerung zu allernächst, im weiteren Sinn der ganze dritte Stand (das Bürgerthum der Städte inbegriffen) ausgesetzt war, Erpressungen gleicherweise von drei Seiten — Staat und Gemeinde, Feudaladel, Kirche.

Alle wesentlichsten sogenannten Wahllandschaften (pays d'élection) in Frankreich zusammengenommen, sog die direkte Abgabe aus den Steuerpflichtigen heraus 55 Frcs. auf 100 Frcs. Einkünfte, also mehr als die Hälfte. Mit den indirekten Lasten stand es noch ärger. Man nehme die Zölle: Ein Schiff mit Wein aus Languedoc, Dauphiné oder Roussillon, die Rhone auf- und die Loire abfahrend, um durch den Kanal von Briare nach Paris zu gelangen, trägt, ohne die Rhonerechte zu veranschlagen, 35—40 Arten verschiedener Zollansätze, wozu dann erst das Eintrittsrecht in Paris tritt. Es zahlt diese Gebühren an 15—16 verschiedenen Plätzen, und diese wiederholten Verabgabungen zwingen die Fuhrleute 12—15 Tage mehr auf die Reise zu verwenden, als wenn die Zahlungen in ein einziges Bureau vereint wären. Von Lyon bis Aigues-Mortes zählt man 30 Zollschranken; was in Bourgogne 10 Sous kostet, kommt in Lyon auf 15—18, auf 25 in Aigues-Mortes. Das Octroi des Weins ist in Paris 47 Frcs. pro Saum; in dem Keller des Schenkwirthes zahlt er noch 30 à 40 Frcs. für das Recht des Detailabsatzes. Die an die Nationalversammlung eingereichten Hefte bezeugen unter Anderm Folgendes: In der Normandie constatiren die Gemeindepfarrer von St. Malo, daß von den 900 Einwohnern ihres Sprengels $^3/_4$ zu leben haben, die übrigen im Elende sind. Auf 1500 Bewohner von Saint-Patrice kommen 400 almosenbedürftige, auf 500 von Saint-Laurent leben $^3/_4$ von Almosen. In der 500 Personen zählenden Pfarrgemeinde Mauboeuf sind 100 am Bettelstab, und dazu laufen aus den umliegenden Pfarreien im Tag noch 30—40 Bettler herbei. In Bolbone (Languedoc) wird alle Tage von den Thoren des Klosters ein allgemeines Almosen ausgetheilt, daran nehmen 3—400 Arme Theil, nicht gerechnet das noch viel umfassendere, das man speziell den Alten und Kranken verabfolgen läßt. In Rennes sind 1788 nach einer Ueberschwemmung $^1/_3$ der Bewohner im Elend. Paris zählt nach der Volksaufnahme von 1791 unter seinen 650,000 Bewohnern 118,784 Arme. In ganz Frankreich stand es so, daß der Landmann an gar Nichts weiter mit größerem Eifer dachte, als wie er das Bischen, das er seinem Mund abgerungen, vor den Blutsaugern, die es ihm entreißen wollen, verstecken könne, und darauf wandte er die raffinirtest erdachten Mittel. Der wirklich angebauten Ländereien wurden Jahr um Jahr weniger, und der gequälte Landmann ließ sich lieber die äußerste Noth gefallen, als daß er sich vergebens nur zu Nutz und Frommen seiner Peiniger rühren wollte. Es kam dazu, daß da und dort die Weinreben ausgerissen wurden. Unbebaute Weideländereien, Distel- und Dorngesträuche nahmen übers ganze Land hin überhand.

Solche Daten sind die kräftigsten, um die bis auf den heutigen Tag noch keineswegs zu viel umgewendete und noch nie zu voller Lösung gebrachte Frage zu klären: Wie kommt es, daß die Revolution wie nach eisernem Naturgesetz ausbrechen und einen so furchtbarzerstörenden Verlauf nehmen mußte? Die Stränge hielten, so lange die halb verthierte Bauersame in Frankreich in dem althergebrachten Wahn befangen blieb: ihr Loos sei nun einmal Schicksalsbestimmung, es könne für sie keine andere Existenz geben als ihr Elend. So wie diese Köpfe anfingen zu denken, mußte das ganze Staats- und Gesellschaftsgebäude bis auf den letzten Stein wegrasirt werden. Von furchtbar erschütterndem Eindruck ist nach dieser Richtung die Prophezeiung, mit welcher der Band 1 von Taine abbricht. Er läßt den bekannten Kritiker und Literaturhistoriker La Harpe reden: Wir waren im Anfang des Jahres 1788 eine zahlreiche gemischte Gesellschaft bei einem Collegen von der Akademie, der ein großer Herr und geistreicher Kopf war, zu Mittag versammelt und hatten üppig gespeist. Man erging sich wie gewohnt in leicht hingeworfenen Witzreden über die Zustände des Landes und die Aussichten der nächsten Zukunft, und alle sahen lachend auch einem allenfalls folgenden Ausbruch entgegen. Da erhebt sich langsam und ernst Cazotte, ein Illuminat, und wendet sich an die Gesellschaft wie folgt: Meine Herren und Damen, wissen Sie, was auf uns wartet? Sie, mein Herr — enden auf der Guillotine; Sie, schöne Dame — auf der Guillotine; Sie, Verehrtester — öffnen sich qie Adern; Sie, reicher Herr — irren ohne Brod in der Fremde, und Sie, La Harpe — werden im Schrecken dieser Dinge ein Christ. — Man weiß, wie bald die furchtbare Prophezeiung dämonische Wahrheit geworden.

So macht sich das einschneidende Bild des alten Frankreich, und so erklärt sich die unerläßliche Nothwendigkeit und die magische Gewalt der Revolution.

Wir leben dato in einer Zeit, da die Literatur sich verzettelt und verflattert; sie produzirt kolossal viel, weil viel verbraucht wird; aber eine Masse von Kräften und Erzeugnissen gehn in feuilletonistischen Detailstrebungen auf oder arbeiten für die momentane Zehrung des Zeitungs- und Leihbibliotheken-Leserpublikums. Das mag Alles recht nett und unterhaltend sein; wir geben gar den Vortheil zu, daß diese Weise Viele zum Lesen bringt, die es auf ausdauernderem Wege nicht thun würden; aber es hat auch eine verderbende Seite an sich. Die raschlebige und leichtfüßige Manier ist wohl gut die Launen und Neigungen des Augenblicks, nicht aber unsere tiefer gründenden Bedürfnisse zu befriedigen; der Geist wird verflacht, und wirklich grundlegende Werke erscheinen im Verhältnisse zu der Massenproduktion sehr wenige, weil ihnen das leicht und geistreich spielende essay den Platz versperrt. Daß dabei nur die Oberflächlichkeit gewinnen kann, ist klar. Rasch und möglichst mühelos so weit in Alles eingeführt werden, um wenigstens in salonfähigen Phrasen sich darüber ergehen zu können, ist ohne allen Zweifel eine eben so krankhafte Sucht geworden wie die, möglichst schnell und ohne Arbeit reich zu werden. Geister von ernsterem Kaliber sollten es als ihre Mission betrachten, jener Manie mit Wucht entgegenzutreten. So wenig wir es dürfen geschehen lassen, daß die Poesie in der Novelle sich zerpflücke, eben so wenig darf die strenge Geschichtschreibung durch die Anekdote und den Journalartikel, durch die Plaudereien über kleinliche Einzelfragen und leichtgeschürzte Situations- oder Intérieurbildchen den Platz okkupiren lassen. In diesem tieferen Sinn arbeitet unstreitig Taine's Werk, das eine gewichtige kulturgeschichtliche Mission ausfüllt, und es ist gar sehr zu wünschen, daß dieses Buch unter uns Deutschen, die wir so ziemlich wahllos Alles durchstöbern und auch Alles übersetzen, denkende Leser finde. Die Lektionen, die es gibt, ohne auch nur ein einziges Mal zu dogmatisiren oder moralisiren, sind gewaltig, die Einblicke lichtvoll.

---

# Die Nibelungendichtung der Neuzeit.

Von **Reinhold Bechstein.**

Eine anziehende und lohnende Aufgabe würde es sein, einmal die deutsche Dichtung der Neuzeit im Zusammenhange nach den Stoffen zu betrachten, welche uns die Dichtung, insbesondere die deutsche Dichtung des Mittelalters dargeboten hat. Keineswegs würde sich eine solche Betrachtung, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag, auf die Periode der sogenannten romantischen Schule beschränken, sondern viel weiter zurück reicht die Wiederbelebung der mittelalterlichen Poesie, und bis in unsere eigenen Tage erstreckt sich die erneute Aneignung schon benutzter Vorwürfe. Heinrich Kurz hat bekanntlich in seinem großen Werke über die Geschichte unserer Literatur innerhalb der einzelnen Zeitabschnitte sowie unter den einzelnen Gattungen die dichterischen Leistungen auch nach den Stoffen geordnet und besprochen. Was hier nur angedeutet ist und für den Zweck der übersichtlichen Darstellung zugleich als eine praktische Maßnahme erscheint, müßte weiter ausgeführt und unter einen höheren wissenschaftlichen Gesichtspunkt gebracht werden.

Zwei Stoffe aus der mittelalterlichen Welt sind es vor allen, die unsere Poeten der Neuzeit mit entschiedener Vorliebe erfaßt haben: die Nibelungen und der Tristan. Der erste ist ein vaterländischer Stoff, der hehrste und gewaltigste, den uns die eigene Vorzeit überlieferte, gegen den der zweite in den Schatten treten muß. Wenn aber auch die Tristansage auf fremdem Boden erwachsen ist*), wenn erst französische Dichtungen unsere heimischen Dichter anregen mußten, die Mär von Tristan und Isolt auch in deutscher Zunge zu verkünden, so hat doch im Laufe der Zeit das fremde Gut die Geltung heimischen Besitzes gewonnen. Auch dem Deutschen wurden Tristan und Isolt bekannt und vertraut wie Gestalten der heimischen Sagenwelt. Für die Dichtung der Neuzeit ist die Tristansage schon um deswillen kein ganz fremder Stoff mehr, weil sie in deutschen Epen des Mittelalters niedergelegt ist, welche dann unsern Dichtern zur Quelle dienten. Auch tritt ihr Inhalt nicht durchaus in einen Gegensatz zu unserer völlig veränderten Weltanschauung.

Würden somit die Nibelungensage und die Tristansage nicht eigentlich schroff einander gegenüber stehen wegen ihrer verschiedenen Heimath, so läßt sich doch nicht leugnen, daß der fremde Schauplatz in der Tristanerzählung immer daran erinnert, daß sie nicht unser volles Eigenthum ist. Aber dies allein ist nicht maßgebend für den Vorzug, den das Nibelungenlied in neuerer Zeit unter uns gefunden. Es ist doch zugleich auch die tragische Großartigkeit der Nibelungensage und in ihr der Untergang eines ganzen Geschlechts, die verderbenbringende Gewalt des Bösen, was dieser Dichtung den Vorrang selbst vor dem so blendend schönen Meisterwerke Gottfried's von Straßburg sichert. Und eben das nationale Element und mit ihm die großartige Fabel haben auch die Dichter der Neuzeit in höherem Maße angereizt, als es die Tristanerzählung vermochte, der wir doch auch reiche Poesie und tragische Größe zugestehen müssen. Gegenüber der neuen

*) Soweit wir literargeschichtliche Kunde haben, ist uns die Tristansage von außen vermittelt worden. Simrock's Ansicht, daß die Tristansage uraltes deutsches Eigenthum sei, wird erst wissenschaftlich zu beweisen sein.

Nibelungendichtung sind es der Versuche, die Tristansage für unsere Zeit dichterisch neu zu beleben, beträchtlich weniger.

Thatsächlich hat es nun allerdings die moderne Nibelungendichtung mit zwei scharf gesonderten, inhaltlich und charakteristisch verschiedenen Sagentraditionen zu thun, ohne daß wir eine literargeschichtliche Scheidung vornehmen können. Ob die Poeten dem Nationalepos, wie es uns die mittelhochdeutsche Periode überliefert hat, oder der mythischen Sagengestalt des Nordens folgen, ist für die Gesammtbetrachtung kein Unterschied; es ist jede Behandlung des einen oder des andern Stoffes unter die Nibelungendichtung der Neuzeit zu rechnen, zumal die Dichter sich auch öfters der beiderseitigen Ueberlieferungen zugleich und gemischt bedienen.

In der Tristansage finden sich ebenfalls verschiedene Traditionen, aber ihre Abweichungen sind nicht wesentlich, sie bieten uns nur kleine Variationen. Somit beruht ein Theil der neuen Nibelungendichtung auch auf einer zunächst fremden Quelle, und diese doppelte Vorlage mußte zur Bereicherung dieses Literaturkreises beitragen.

Mir persönlich hat es nahe gelegen, die deutsche Tristandichtung der Neuzeit einer zusammenfassenden Betrachtung zu unterwerfen. Zunächst allerdings dachte ich nicht an eine auszuarbeitende Monographie, sondern zu eigener Belehrung verschaffte ich mir die Kenntniß oder den Besitz der ziemlich zahlreichen Stücke. Als aber dann meine Tristan-Ausgabe fertig war, schritt ich doch zur Ausarbeitung, die nach dieser streng wissenschaftlichen Beschäftigung und inmitten der Amtsgeschäfte eine Erholung gewährte.*) Lediglich literarhistorisch gestaltete sich aber meine Arbeit nicht. Neben der unumgänglichen ästhetischen Kritik hatte ich doch hauptsächlich die Vergleichung der neuen Versuche mit den alten Quellen im Auge. Diese zugleich einigermaßen philologische Haltung des Buches hat es umfangreicher werden lassen müssen, als es eine nur literargeschichtliche Betrachtung gefordert hätte. Ich glaube wohl, daß mein kleines Buch doch Manchem zu breit und ausführlich erscheinen mag, allein ich darf für die genauere Besprechung des Einzelnen gewiß das geltend machen, daß dadurch auch ein Bild der verschiedenen Erscheinungen gewonnen wird.

Eine solch zusammenfassende und eingehende Monographie, wie ich sie für die neue Tristandichtung geliefert habe, existirt von der neuen Nibelungendichtung nicht. Ich glaube auch nicht, daß sie, wenigstens fürs erste, auch gerathen wäre. Nicht daß der Gegenstand des Reizes entbehrte oder daß es einem Literarhistoriker nicht möglich wäre, der Aufgabe zu genügen, sondern die Ueberfülle des Stoffes würde bei ausführlicher Behandlung ein so umfangreiches Werk entstehen lassen, daß ihm schwerlich die Gunst eines ausgedehnten Leserkreises zu Theil werden könnte Aber nicht allein durch die reichere Produktion auf diesem Gebiete müßte ein solches Werk zu einem beträchtlichen Umfange gelangen, sondern auch die Verschiedenheit der benutzten Quellen würde genauere Auseinandersetzungen unbedingt nöthig machen. Und ein äußerliches kommt noch dazu. Die Tristanepen der Neuzeit sind entweder Fragmente oder Fortsetzungen zu Gottfried von Straßburg. Am umfangreichsten ist noch Immermann's unvollendetes Gedicht, die andern Bruchstücke sind alle sehr kurz. Die neuen Nibelungenerzählungen sind zum Theil weit ausgedehnt. Jordan's Epos z. B. ist räumlich größer als die ganze Tristanepik der Neuzeit zusammengenommen. Später, wenn erst überhaupt für unsere neuzeitliche Literatur eine mehr wissenschaftliche Behandlungsweise gewonnen und wenn zugleich der Sinn für derartige Studien gewachsen ist, wird nicht allein eine große Monographie über unsere neue Nibelungendichtung gewagt werden können, sondern sie muß selbst als Bedürfniß empfunden werden.

Hat es mir für meine kleine Schrift über die Tristandichtung der Neuzeit schon Mühe gekostet, aller Erscheinungen, namentlich der nicht selbstständig erschienenen, sondern in Sammlungen und Zeitschriften versteckten, habhaft zu werden, so wird dies für die

*) In der Einleitung zur 2. Auflage meiner Ausgabe wies ich darauf hin, daß ich mir eine Monographie vorgenommen habe unter dem Titel „Tristan und Isolt in deutschen Dichtungen der Neuzeit“. Das Buch ist vor Kurzem bei B. G. Teubner in Leipzig erschienen.

künftige Nibelungenmonographie noch viel schwieriger sein. Wie sehr lassen unsere öffentlichen Bibliotheken im Stich, wenn es das Gebiet der schöngeistigen Literatur betrifft! Vieles ist uns bis jetzt nur bibliographisch bekannt, anderes mag auch noch bei Durchmusterung der periodischen Literatur als völlig neu zu Tage treten.

Wird uns also erst die Zukunft eine umfassende und erschöpfende Würdigung unserer modernen Nibelungendichtung bringen, so haben wir in der allerjüngsten Zeit schon drei, beziehungsweise vier kleinere Schriften erhalten, welche diesem Gegenstande von verschiedenen Gesichtspunkten aus ihre Betrachtung widmen. Sie berühren sich natürlich vielfach, aber weder in der größeren oder geringeren Ausführlichkeit bei Betrachtung des Einzelnen, noch in den Auffassungen und Urtheilen stimmen sie immer zusammen. An der Hand dieser Schriften beabsichtige ich einen Ueberblick über die neue Nibelungendichtung zu geben. Zunächst aber werde ich diese Bücher selbst nach ihrem Gesammtinhalte zu charakterisiren suchen.

Zu diesen Schriften gehört aber nicht etwa die Abhandlung von Dr. Georg Reinhard Röpe über die moderne Nibelungendichtung mit besonderer Rücksicht auf Geibel, Hebbel und Jordan; denn dieses Buch ist schon 1869 erschienen und hat sich auch monographisch auf die genannten Dichter der jüngsten Zeit beschränkt.*)

Die erste in Betracht kommende Arbeit ist eine gekrönte Preisschrift aus dem vorigen Jahre von Dr. Ernst Koch, von demselben Gelehrten, dem wir eine sehr gediegene Abhandlung über die Nibelungensage verdanken.**)

Vielseitig, aber durchaus nicht allgemein, ist es bekannt geworden, daß das Direktorium des allgemeinen deutschen Musikvereins im Januar 1873 ein Preisausschreiben erließ, in welchem eine abhandelnde populärgelehrte Schrift über Wagner's Nibelungendichtung (Dichtung, nicht Oper) gewünscht wurde. Das Direktorium ging von der Voraussetzung aus, daß die in Bayreuth bevorstehenden Aufführungen von Richard Wagner's großem Bühnenfestspiel „Der Ring des Nibelungen“ allen Freunden der Kunst Anlaß gäben, sich mit der bereits vorliegenden Dichtung dieses Dramas näher bekannt zu machen. Um auch seinerseits das volle Verständniß derselben im Kreise der Mitglieder des allgemeinen deutschen Musikvereins und weit darüber hinaus nach Kräften zu fördern, habe das Direktorium sich entschlossen, einen Preis für eine Schrift auszusetzen, die Folgendes enthalten solle:

„1) Eine kurze übersichtliche und interessante Darstellung (Wiedererzählung) der altgermanischen Mythen und Sagen, aus welchen die Wagner'sche Nibelungen-Tetralogie hervorgewachsen ist. Mit Ausscheidung alles hier Unwesentlichen muß diese Erzählung gleichwohl in sich vollständig und auch für alle jene Leser faßlich sein, bei denen eine Kenntniß der Quellen, der altnordischen und altdeutschen Mythen und Sagen, nicht vorauszusetzen ist.

2) Einen kurzen, aber vollständigen Nachweis der Behandlung dieses Sagenstoffes in der deutschen Poesie, wie in der nacherzählenden prosaischen Literatur, bis auf unsere Zeit.

3) Eine anziehende Wiedererzählung des Inhalts der dramatischen Dichtung Richard Wagner's, so daß sich das Verhältniß dieses Gedichtes zum Sagenstoff und zu den früheren poetischen Bearbeitungen desselben zwanglos ergibt. In dieser Erzählung sind eigene poetische Formen zu vermeiden, wörtliche Anführungen aus Wagner's „Ring des Nibelungen“ zum Zweck einer lebendigeren Darstellung dagegen nicht ausgeschlossen.“

Preisrichter waren die Germanisten Professor Karl Simrock in Bonn und Professor

---

*) Zuerst erschien von Röpe im Programm der Realschule in Hamburg vom Jahr 1865 eine Abhandlung über die dramatische Behandlung der Nibelungensage in Hebbel's Nibelungen und Geibel's Brunhild, dann ebenfalls in einem Hamburger Programm vom Jahre 1869 eine Abhandlung über die epische Neudichtung der Nibelungensage in Wilhelm Jordan's Nibelungen, und schließlich folgte das zusammenfassende Buch (Hamburg 1869, O. Meißner).

**) „Ueber die Sage von den Nibelungen“ im Programm der königlichen Landesschule zu Grimma, Michaelis 1868; dann in zweiter Auflage als Buch: „Die Nibelungensage nach ihren ältesten Ueberlieferungen erzählt und kritisch untersucht.“ (Grimma 1872, Gustav Gensel).

Moritz Heyne in Basel und der Professor der klassischen Philologie Friedrich Nietzsche in Basel, der sich bereits als begeisterter Anhänger Wagner's kundgegeben hat.

Daß der Verfasser einer solchen Preisschrift auch für Wagner und sein Werk gestimmt sein mußte, war schon durch die Fassung des Ausschreibens bedingt. Eine tadelnde Kritik, und wenn sie noch so objektiv verfuhr, hätte den besten Bewerber um den Preis gebracht. Insofern nur die Wiedererzählung des Inhalts der dramatischen Dichtung Wagner's und die Darlegung ihrer Beziehungen zum Sagenstoff gefordert wurden, war allerdings das Lob des Dichters nicht unmittelbar vorausgesetzt, allein nach dem Geiste der Aufgabe hätte doch ein kühl referirender Autor nicht auf Beifall rechnen können. Das Preisausschreiben bezweckte doch mit der Erläuterung des schwierigen Werkes zugleich auch die Verherrlichung des Dichters. Darum werden sich gewiß auch nur solche beworben haben, die sich mit der Absicht des Ausschreibens eins wußten. Die Aufgabe war in ihren beiden ersten Theilen nicht ganz leicht; hier erforderte sie doch auch gelehrte Kenntnisse. Daß es unter den jungen Gelehrten auch solche gibt, die für Wagner schwärmen, läßt sich von vornherein annehmen, und so zweifelte ich keinen Augenblick, daß das Preisausschreiben auch entsprechend günstigen Erfolg haben und eine Abhandlung veranlassen werde, die über den nächsten Zweck hinausreiche und allgemein literarhistorische Geltung erlangen könne.

Im Stillen dachte ich mir auch Ernst Koch unter den Bewerbern und hegte die Ueberzeugung, daß, wenn er sich wirklich bewerbe, er auch wohl des Preises sicher sei. Der Erfolg hat mich nicht überrascht, aber doch erfreut.

Die Schrift wurde gedruckt und zunächst unter die Mitglieder des allgemeinen deutschen Musikvereins vertheilt. Sie erschien aber zugleich auch für weitere Kreise im Buchhandel.*) Seltsamer Weise ist sie von Seite der Kritik fast gar nicht beachtet worden, wenigstens sind mir nur äußerst wenige Besprechungen zu Gesicht gekommen.

Wir haben das Preisausschreiben nach seinem Wortlaute mitgetheilt und einige Worte über seine Tendenz angeknüpft: dadurch ist die Preisschrift von vornherein charakterisirt. Wie das Ausschreiben drei Theile feststellt, so zerfällt auch Koch's Arbeit in drei Abschnitte, von denen der letzte allerdings wieder in zwei Hälften zerlegt wurde.

Das erste Kapitel behandelt „die altnordische Sage von den Nibelungen". Hier finden wir einen gedrängten und sehr geschickt geschriebenen Auszug aus dem schon genannten Werke über die Nibelungensage, auf welches der Verfasser auch verweist. Dann folgt: „die moderne Nibelungendichtung bis auf Wagner". Das ist derjenige Abschnitt, der uns für unsere Betrachtung am meisten interessiren muß. Er ist im Hinblick auf den äußerst reichen Stoff sehr kurz gehalten, ganz wie es das Ausschreiben vorzeichnete. Dieser Theil ist nur die Vorbereitung zu dem erreichten Ziele Wagner's. Die Ueberschrift, die Koch diesem Kapitel gegeben hat, läßt die Tendenz noch entschiedener hervortreten, als es die gestellte Aufgabe that. Thatsächlich entspricht die Ueberschrift nicht der Darstellung, denn Koch gedenkt auch solcher Nibelungendichtungen, die nach Wagner erschienen sind. Der letzte dritte Theil beschäftigt sich ausschließlich mit Wagner's Dichtung. Zunächst gibt der Verfasser im dritten Kapitel den „Inhalt der Wagner'schen Nibelungendichtung", dem sich als viertes die „Charakteristik" derselben anreiht. Am Schlusse bezeichnet Koch Wagner's Ring des Nibelungen nicht nur als eine der schönsten Neubearbeitungen des Nibelungenstoffes, sondern als eine Schöpfung von kühner Originalität, als ein gewaltiges Denkmal deutschen Dichtergeistes.

Nach Ernst Koch, aber von diesem durchaus unabhängig schrieb Hans von Wolzogen im 2. Decemberheft 1875 der von Dr. Bruno Meyer redigirten Zeitschrift „Deutsche Warte" einen längeren Aufsatz „Ueber die poetische Verwerthung des Nibelungenstoffes". Später veröffentlichte von Wolzogen ein ausgeführteres, von uns näher

*) Richard Wagner's Bühnenfestspiel Der Ring des Nibelungen in seinem Verhältniß zur alten Sage wie zur modernen Nibelungen-Dichtung betrachtet von Dr. Ernst Koch, Professor an der K. S. Fürsten- und Landesschule zu Grimma. Gekrönte Preisschrift. Leipzig, Verlag von C. F. Kahnt. (Ohne Jahr, im vorigen Jahre 1875 erschienen). 93 Seiten 8.

zu betrachtendes Buch über den Nibelungenmythus in Sage und Literatur, so daß wir nur weniges über den genannten Aufsatz zu sagen haben.

Hans von Wolzogen ist als treuer Anhänger Wagner's bekannt, und so zeigt er sich auch hier von dessen Nibelungendichtung im höchsten Maße eingenommen. Ebenso preist er Jordan's Leistung. Von den andern Nibelungendichtern nennt er nur wenige. Den größten Raum widmet er dem Mythus und seiner Deutung.

Wie verschieden auch Koch und von Wolzogen dem Gegenstande gerecht zu werden suchen, so finden sie doch ihre Vereinigung einerseits durch den Mythus als Grundlage und Ausgangspunkt, andererseits im Preise Wagner's. Wesentlich anders gestaltet ist die folgende Arbeit, eine Programmabhandlung von Carl Rehorn über „Die Nibelungen in der deutschen Poesie“ aus dem Anfang dieses Jahres.*) Hier bildet das deutsche Nibelungenlied den Mittelpunkt der Erörterung und literargeschichtlichen Ueberschau, der Mythus wird nur insoweit herangezogen, als er für die neue Dichtung maßgebend war. Rehorn gibt eigentlich eine Geschichte des Nibelungenliedes in unserer Poesie nach der Zeit seiner Entstehung in der vorliegenden Gestalt. Da sich an das Nibelungenlied so viel gelehrte Arbeit knüpfte, so berührt die Abhandlung zugleich das Gebiet der Geschichte der germanischen Philologie. Da ferner die Wiederbelebung des Nibelungenstoffes für die Poesie der Neuzeit bestimmten Richtungen des dichterischen Geschmackes zu danken ist, so lag es für den Verfasser nahe, auch des Verhältnisses unserer Geistesheroen zu der altdeutschen Literatur zu gedenken, wenn sie auch nicht selbstthätig an der neuen Nibelungendichtung sich betheiligten oder wenn sie sich sogar ablehnend gegen sie verhielten.

Den Inhalt der einzelnen Kapitel anzugeben, würde zu weit führen. Am wichtigsten für die Geschichte der neuen Nibelungendichtung ist das 4. Kapitel, welches die „Bearbeitungen“ im Allgemeinen chronologisch und summarisch aufführt, dann das 6. Kapitel, in welchem „die alte Nibelungensage und ihre moderne Weiterentwickelung“ besprochen wird. Hier werden die einzelnen hervorragenderen Erscheinungen einer genaueren kritischen Würdigung unterzogen. Richard Wagner's Bühnenfestspiel ist an den Schluß gestellt, aber der Verfasser äußert sich nur kurz über Inhalt und Charakter dieses Dramas und nicht ohne Tadel der Sagenbehandlung.

Die Arbeit Rehorn's verdient als sorgsame Forschung und als klare Darstellung, der auch die Wärme nicht fehlt, alles Lob. Im Einzelnen hätte sie vielleicht prägnanter gefaßt sein können.

Bald nach dieser Programmabhandlung wurde das schon kurz erwähnte Werk von Hans von Wolzogen im Buchhandel veröffentlicht.*) Es hat vielseitige Aehnlichkeit mit der Arbeit Koch's, es ist aber umfangreicher. Es macht fast den Eindruck, als sei es ebenfalls durch jenes Preisausschreiben veranlaßt; denn nicht nur der Inhalt entspricht im Großen und Ganzen den Bedingungen desselben, sondern auch die Stoffeintheilung. Allerdings ist der Besprechung der Wagner'schen Dichtung nicht eine so große Ausdehnung gegeben wie in Koch's Monographie, auch sind keine Stellen zur Belebung des Dargestellten eingestreut, aber Wagner bildet doch den Schluß, durch ihn ist das Höchste erreicht. Sodann hat der Verfasser, eben weil er der Dichtung Wagner's keinen besonderen Abschnitt widmete, nur zwei Theile, nicht drei, genommen, wie auch schon der Titel des Buches erkennen läßt. Zuerst wird „der Nibelungenmythos in den germanischen Sagen,“ nämlich die Mythen von der Götternoth, sowie „die Sagen von der Nibelungen und der Götter Ende besprochen“. Im zweiten Theile „der Nibelungenmythos in der deutschen Literatur“ gibt der Verfasser zunächst eine kurze Aufzählung der nordischen Sagenquellen, dann folgt ein längerer Abschnitt „Deutsche Literatur“. Hier finden auch gelegentlich die

*) Veröffentlicht in der Einladungsschrift zu der am 3., 4., 5. und 6. April 1876 stattfindenden öffentlichen Prüfung der Musterschule (Realschule I. Ordnung und höhere Töchterschulen nebst Vorschulen) in Frankfurt am Main. (Progr. Nr. 322; (wird wohl auch in einem Separatdruck ausgegeben werden), S. 3—53. 4°.

**) Der Nibelungenmythos in Sage und Literatur von Hans von Wolzogen. Berlin, Verlag von W. Weber. 1876. XVI u. 143 Seiten. 8.

germanistischen Bestrebungen ihre Würdigung. Auch werden die Uebersetzungen sowie die prosaischen Nacherzählungen der alten Dichtungen nicht außer Acht gelassen. Die Hauptsache aber in diesem Kapitel ist die Vorführung und kritische Besprechung der zahlreichen Versuche der Neudichtung.

Dem Buche Hans von Wolzogen's gereicht besonders die unverkennbare Begeisterung seines Verfassers für seinen Stoff und für Wagner zur Empfehlung. Damit ist natürlich auch eine gewisse leidenschaftliche Erregtheit im Urtheil verbunden, was das Buch formal interessanter macht als die objectiver gehaltene Darstellung Koch's. Daß der Verfasser nicht eigentlicher Fachmann ist, daß ihn der Nibelungenmythos und das Nibelungenlied nicht auf Wagner, sondern daß ihn Wagner umgekehrt auf den Nibelungenmythos führte, wird jeder verständige Leser nach kurzer Lektüre herausfühlen. Nichtsdestoweniger ist Hans von Wolzogen's Leistung als gelehrte Arbeit eines Dilettanten sehr anzuerkennen. Sie gibt in Folge des Subjectivismus des Verfasser's auch Deutungen des Mythos, die zum mindesten als Anregungen auch dem Mythologen nicht ohne Interesse sein werden. Auch im literargeschichtlichen und bibliographischen Theile hat von Wolzogen recht fleißig geforscht, doch fehlt es nicht an Ungenauigkeiten, namentlich in den Jahreszahlen, wie wir es weder bei Koch noch bei Rehorn antreffen, obgleich auch bei diesen Berichtigungen nöthig sind. Das ästhetische Axiom von Wolzogen's „der Sage das Epos, dem Mythos das Drama" (S. 93), welches an verschiedenen Stellen vorgebracht und beinahe als etwas Selbstverständliches hingestellt wird, hat sicher keinen Anspruch auf absolute Geltung, sondern kann nur je nach Umständen einmal zutreffend erfunden werden. Gerade das dramatische Element des Mythos hat sich im Laufe der Zeit zur Sage und zum Epos gestaltet und mit dem historischen Elemente vermählt. Dieses dramatische Element in der Sage und in einem älteren Epos zu erfassen, wird sich kein Dramatiker der Neuzeit versagen wollen. Mit solchen Theorien wie die von Wolzogen's wird der Poesie nicht aufgeholfen, und es wäre ein Unglück, wenn die Dichter sie praktisch befolgten. Mit den Mythen sind wir ohnehin schon auf dem besten Wege, wieder zur Allegorie und zu den Verirrungen der Zopfzeit zurückzukehren. Lassen wir den Dichtern die freie Wahl! Wie verschieden auch Epos und Drama geartet sind und wie verschieden ihre Grundbedingungen und Ziele, so wenig sind sie doch in allen Fällen a priori an den Stoff gebunden. Nicht die Tendenz, sondern die Ausführung macht den Dichter.

---

Vergleichen wir nun die drei Schriften, soweit sie die moderne Nibelungendichtung literargeschichtlich betrachten, so bieten sie der Natur der Sache gemäß im Großen und Ganzen das gleiche Material, im Einzelnen aber ist bald diese, bald jene Darstellung reichhaltiger. Wir gewinnen also durch die Vergleichung aller drei Versuche und durch die Zusammenstellung des Dargebotenen eine größere Vollständigkeit der betreffenden Literatur.

Einen Ueberblick über diese Literatur gedachte ich, wie bemerkt, zu geben. Wollte ich nun eine Aufzählung folgen lassen mit verbindenden Worten, vielleicht mit Raisonnement versehen, so würde ich nicht viel mehr bieten, als namentlich Rehorn gegeben hat. Mir scheint eine einfache bibliographische Zusammenstellung, nach den Jahren geordnet, den besten Ueberblick zu gewähren. Diejenigen Stücke, die der epischen Literatur angehören, werde ich mit E dicht hinter der Jahreszahl bezeichnen, die dramatischen mit D, damit das Auge leicht die betreffenden Gattungen zusammenfindet. Die epischen Stücke sind bedeutend in der Minderzahl. Ich werde mitunter eine größere Genauigkeit in den bibliographischen Angaben erstreben, als die drei Verfasser zu gewähren brauchten, soweit ich es eben vermag. Zugleich soll auf die Seitenzahen der drei Schriften einfach verwiesen werden.*) Diese geben nun freilich im Einzelnen auch öfters nicht mehr als eine einfache Erwähnung, meist aber sind ihre Angaben auch ausgeführter und mit Beurtheilung verbunden, und da ists nicht uninteressant zu sehen, wie die Verfasser in ihren Urtheilen zusammenstimmen oder von einander abweichen. Ich erleichtere also

*) K. = Koch; R. = Rehorn; v. W. = von Wolzogen.

denen, die dem Gegenstande erhöhtes Interesse schenken und sich mit nur einer der in Rede stehenden Abhandlungen nicht genügen lassen wollen, durch diese Verweise das Suchen.

Wie in der folgenden Zusammstellung die epischen Stücke nicht von den dramatischen getrennt werden sollen, so läßt auch die Verschiedenheit der Quellen keine Scheidung zu, worauf schon aufmerksam gemacht ist. Einzelne Dichtungen sind mit aufgezählt, die streng genommen nicht zur neuen Nibelungenliteratur gehören, sich aber stofflich mit ihr berühren. Diese sind in Klammern eingeschlossen.

Bevor ich aber die Bibliographie gebe, erlaube ich mir, einige Bemerkungen noch vorauszusenden.

Einzelne Uebersetzungen des Nibelungenliedes haben schon den Charakter der eigentlichen Umdichtung. Solche Stücke sind trotzdem hier nicht mit aufgenommen, wie u. a. der hübsche Versuch von Ferdinand Naumann, aus dem Nibelungenlied eine Romanzendichtung zu gestalten (1866, Leipzig, Brockhaus. 2. Aufl. 1875, Wien, Rosner). Dagegen verdienten doch Bodmer's Balladen und Tieck's Umdichtung eingereiht zu werden. Wer sich über diese mehr selbständigen Uebersetzungen genauer orientiren will, sei auf Zarncke's Einleitung zu seiner Nibelungenlied-Ausgabe verwiesen.

Wie die Tristandichtung der Neuzeit mit einer Tristantragödie des Hans Sachs anhebt, so steht auch dieser Dichter der Reformationszeit an der Spitze der modernen Nibelungendichtung. Er schrieb jenes Stück im Jahre 1553 und den „hörnen Seifrit" im Jahre 1557 (nicht 1558, wie von Wolzogen, und nicht 1577, wie Koch angibt). Alle drei Verfasser gedenken dieses ersten Versuches, und bei ihnen herrscht eine seltsame Uebereinstimmung des Urtheils, die sich sogar bis auf ein bestimmtes Wort erstreckt. Koch spricht über Hermann's dramatische Neudichtung des deutschen Nibelungenstoffes und sagt: es war seit dem „rohen" längst vergessenen Versuche, den Hans Sachs der Oeffentlichkeit übergeben hatte, die erste. Später wird Hans Sachs' erster Versuch einer Dramatisirung des Nibelungenstoffes nochmals ein „roher" genannt. Wenn Rehorn sagt, daß der hörnene Sewfriedt (so ist der Name allerdings in der Nürnberger Gesammtausgabe geschrieben) zu den „rohesten" dramatischen Gedichten Hans Sachs' gehört, so ist der Ausdruck, weil er eine Vergleichung voraussetzt, zwar gemildert, aber man würde sich doch einer solchen Bezeichnung nicht bedienen, wenn man nicht die „Rohheit" der Kunst an sich annähme. Und auch von Wolzogen sagt von dieser Tragödie, sie sei sehr „roh" in Form und Behandlungsweise.

Nach den übereinstimmenden Urtheilen der Kenner gehört allerdings der Siegfried zu Hans Sachs' schwächsten dramatischen Schöpfungen, soweit es die Composition betrifft, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er nicht einer einzigen Quelle folgte, wie er sonst pflegte, sondern weil er verschiedene Ueberlieferungen zugleich verwerthen wollte. Die Quellenfrage ist übrigens bekanntlich noch gar nicht entgültig entschieden. Er hat auch dabei eine uns unbekannte Quelle benutzt, da wir nicht annehmen dürfen, der Dichter habe, ganz gegen seine Gewohnheit, den Stoff nach eigenem Ermessen umgeformt. Zugestanden aber auch, daß eben dieses Stück gegen andere Dramen zurücksteht, so ist doch die Bezeichnung „roh", weil sie einen Tadel einschließt, für dasselbe unangemessen. Hans Sachs ist als Dramatiker gar nicht roh; er scheint es nur, wenn wir ihn oberflächlich und von unserm heutigen Standpunkt aus betrachten und beurtheilen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Dramatisirung gegebener epischer Stoffe in der damaligen Zeit noch durchaus sich dem epischen Gange der Handlung gefangen gab, und nicht schöne Gedanken in der Rede, sondern Handlung und nur Handlung erstrebte. Das rechte Epitheton statt „roh" wäre in allen angeführten Stellen besser „einfach episch" gewesen. In der Einfachheit, Kürze und Knappheit des Dialogs könnten sich unsere pathetischen und redseligen Dramatiker an Hans Sachs ein Beispiel nehmen.

Die an letzter Stelle angeführte Nibelungendichtung ist erst ganz vor Kurzem erschienen und daher auch noch nicht bei Rehorn und H. von Wolzogen berücksichtigt. Sie gehört zu den selteneren epischen Versuchen und enthält vorzugsweise Balladen. Stofflich schließt sie sich eng an das Nibelungenlied an. Sie eingehender zu beurtheilen, bietet sich vielleicht später einmal die Gelegenheit.

1557. D. Hans Sachs: Tragedia. Mit 17. Personen Der Hörnen Sewfriedt ein Son König Sigmundt im Niderlandt, vnd hat VII. Actus. Anno M.D.LVII. Jar. Am XIII. Tag Septembris. Nürnberger Gesammtausgabe III. Buch, 2. Theil, Bl. 233.
K. 34. — N. 6. 39. — v. W. 72.

1781. E. Johann Jacob Bodmer: Balladen: 1) Sivrids mordlicher Tod. 2) Die wahrsagenden Meerweiber. 3) Der Königinnen Zank im 2. Bändchen der altenglischen und altschwäbischen Balladen (Zürich), S. 150—178.
N. 25. — vgl. Zarncke Einl. LXVI.

1803. D. Friedrich Freiherr de la Motte Fouqué: Der gehörnte Siegfried in der Schmiede, in Fr. Schlegel's Europa, 2. Band. 2. Stück, S. 82—87.
N. 26. 39. — v. W. 80.

1804. E. Ludwig Tieck: Zwei Romanzen: 1) Siegfried's Jugend. 2) Siegfried der Drachentödter, in den Gedichten (Dresden 1821), 1, 263 ffg.
v. W. 79.

(1805). E. Ludwig Tieck: Erster Gesang (Avent. 1—3.) der projectirten Bearbeitung von „Das Nibelunger Lied". Erst nach Tieck's Tode von v. d. Hagen in seiner Germania 10 (1853), S. 1—16 gedruckt.
v. W. 79 (wo aber 1853 statt 1803 zu lesen ist). — vgl. Zarncke Einl. LXVII.

[1806. D. Joh. N. v. Kalchberg: Attila, dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. (Gräz) 8.
N. 27. — Kayser's Index verzeichnet 1809.]

1808. D. Fr. Freih. de la Motte Fouqué: Sigurd, der Schlangentödter, ein Heldenspiel in sechs Abentheuren. (Berlin.) 4°
K. 26. — N. 27. 39. — v. W. 80.

[1808. D. Zacharias Werner: Attila, König der Hunnen in 5 Aufzügen. (Berlin) 8.
N. 27.]

1810. D. Fr. Freih. de la Motte Fouqué: Der Held des Nordens. (Berlin) 8. Drei Theile: 1) Sigurd der Schlangentödter. 2) Sigurds Rache. Heldenspiel in sechs Abentheuren. 3) Aslauga, Heldenspiel in drei Abentheuren. Auch in den ausgewählten Werken, Ausgabe letzter Hand (Halle 1841).
K. 30. — v. W. 80 fg.

1812. E. Ludwig Uhland: Siegfried's Schwert (Ballade) in der von Fouqué und Neumann herausgegebenen Zeitschrift „die Musen", unterzeichnet: Volker.
K. 32.

1819. D. Franz Rudolph Hermann: Die Nibelungen. (Leipzig.) Drei Theile: 1) Der Nibelungen Hort. 2) Siegfried. 3) Chriemhildens Rache.
K. 34. — N. 28. 40. fg. — v. W. 90 fg.

182.. (?) D. Amalie Louise von Liebhaber: Nibelungen (?).
N. 29 (nur erwähnt; vielleicht in ihrer unter dem Namen Amalie Louise herausgegebenen Versuchen, (Braunschweig 1824)?

182.. (?) D. Wächter (Veit Weber?): Nibelungen (?).
N. 29 (nur erwähnt).

1821. D. Ferdinand Wachter: Brunhild, Trauerspiel in 5 Aufzügen. (Jena).
v. W. 12.

1822. D. Johann W. Müller: Chriemhildens Rache, Trauerspiel in drei Abtheilungen mit dem Chor, 1) der Schwur. 2) Rüdiger. 3) Chriemhildens Ende. (Heidelberg.) gr. 8.
K. 35. — N. 28. 41. — v. W. 93.

1824. D. Karl Friedrich Eichhorn: Chriemhildens Rache. Ein Trauerspiel. Nach dem Nibelungenliede bearbeitet.
K. 35. — N. 28. 42. — v. W. 93.

1826. D. Johann August Christian Zarnack: Siegfried's Tod. Trauerspiel in 4 Aufzügen. (Berlin.) gr. 12.
K. 35. — N. 28. — v. W. 93.

183.. (?) D. August Kopisch: Chriemhild.
N. 29.

1834. D. Ernst Raupach: Der Nibelungen-Hort. Tragödie in fünf Aufzügen mit einem Vorspiel. (Hamburg.) 8.
K. 36 fg. — N. 29. 43. — v. W. 93 fg.

1835. E. Karl Simrock: Wieland der Schmied, auch erster Theil des Amelungenliedes im kleinen Heldenbuch (Stuttgart 1843—49.) 8. (3. Auflage 1874).
v. W. 84.]

1837. E. Hugo Hagendorff: Die Mähr vom hörnen Siegfried. Balladenkranz (19 Balladen) nach dem Volksbuch. Nebst einem Anhange. (Zeitz) 8.
K. 39.

1839. D. Christian Wurm: Die Nibelungen. Siegfrieds Tod. Eine romantische Tragödie in 5 Akten. (Nürnberg) 8.
K. 39. — v. W. 97.

1843. E. Guido Görres: Der hürnen Siegfried und sein Kampf mit dem Drachen, eine altteutsche Sage. Nebst einem Anhange über den Geist des germanischen Heidenthums und die Bedeutung seiner Heldensage für die Geschichte. (Mit 16 Lithographien nach W. Kaulbach). (Schaffhausen). 4.*)
v. W. 97.

1844. E. Gustav Pfarrius: Chriemhildens Rache. Nacherzählt. (Köln und Aachen.) gr. 12.
R. 26. — v. W. 97 (als Drama erwähn ).

1849. D. Wilhelm Osterwald: Rüdiger von Bechlaren. Ein Trauerspiel. (Halle) 8.
R. 29. 47.

1853. D. Reinold Reimar: Kriemhildens Rache. Trauerspiel. (Hamburg.) 16.
R. 29. 43. — v. W. 110.

1853 (1863). D. Richard Wagner: Der Ring des Nibelungen, Bühnenfestspiel in drei Theilen mit einem Vorspiel: 1) Das Rheingold. 2) Die Walküre. 3) Siegfried. 4) Götterdämmerung. (Zuerst als Manuscript gedruckt, dann veröffentlicht 1862 (Leipzig 1863), nun auch im 5. und 6. Bande der gesammelten Schriften und Dichtungen von Richard Wagner (Leipzig 1872); daneben noch andere Ausgaben.
K. 40—42. S. 45 bis zum Schluß. — R. 29. 51 fg. — v. W. 126 bis zum Schluß.**)

1854. D. C. Gerber: Die Nibelungen. Text zu der Oper von Heinr. Ludw. Edm. Dorn.
K. 42. — v. W. 110 (1855 angegeben).

1856. [D. (Anonymus): Helke, Schauspiel aus der deutschen Heldensage. (Leipzig.) 8.
R. 47 (in einer Anmerkung).]

1857. D. Emanuel Geibel: Brunhild. (Stugart. 2. Aufl. 1861.)
K. 42. fg. — R. 29. 48. — v. W. 98. fg.

1862. D. Friedrich Hebbel: Die Nibelungen, ein deutsches Trauerspiel in drei Abtheilungen: 1) der gehörnte Siegfried. 2) Siegfried's Tod. 3) Kriemhild's Rache. (Hamburg. 3. Aufl. 1874). 8.
K. 43. — R. 29. 44. — v. W. 100 fg.

1863. D. Robert Waldmüller: Brunhild. (Leipzig. Reclam's Universalbibliothek 511). 2. Auflage 1874.
K. 43. — R. 29. 47 fg. — v. W. 104 fg.

1866. D. Wilhelm Hosäus: Kriemhild, Trauerspiel. (Paderborn.) 16.
K. 43. — R. 29 (wo aber Berlin 1865 angegeben ist). 45.

1866. D. Lothar Schenck: Markgraf Rüdiger. Drama (Paderborn). 16.
R. 29. 46 (bei Heinrich Kurz ist der Dichter „Scheck" genannt).

1867. E. Wilhelm Wegener: Siegfried und Chriemhilde. (Brandenburg.) 8.
K. 44 — v. W. 112.

1867. E. Wilhelm Jordan: Nibelunge. 1. Lied. Siegfriedsage. 2 Theile (Frankfurt a. M. Selbstverlag). gr. 8. 7. Auflage 1875.
K. 43 fg. — R. 48 fg. — v. W. 116 fg.

1870. D. Ludwig Ettmüller: Sigufrid (wo erschienen?).
K. 43. — v. W. 112 (wo der Druckfehler Effmüller).

1874. E. Wilhelm Jordan: Nibelunge. 2. Lied. Hildebrant's Heimkehr. 2 Theile. (Frankfurt a. M. Selbstverlag.) 8.
K. 43 fg. — R. 48 fg. — v. W. 116 fg.

1874. D. Reinhard Sigismund: Brynhilde, Tragödie in 5 Aufzügen. (Rudolstadt.) 8.
D. Derselbe: Chriemhilde, Tragödie in 5 Aufzügen. (Rudolstadt.) 8.

1875. D. Arnd: Kriemhild. Trauerspiel. Weimar 1874, dort aufgeführt (Leipzig, Wagner).
K. 43 (Arnd-Kürenberg). — v. W. 112 (Arndt-Kürnberg.)

1875. D. Felix Dahn: Markgraf Rüdeger von Bechelaren. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen (Leipzig). 8.
R. 46.

1876. E. F. A. Feddersen: Nibelungenkranz. Balladen und Dichtungen. Zwei Abtheilungen: 1) Siegfried's Tod. 2) Chriemhild's Rache. (Hamburg.) 8.

---

*) Der Vollständigkeit wegen soll in dieser Zusammenstellung auch um des Titels willen hingewiesen werden auf das humoristische Gedicht „Nibelungen im Frack" von Anastasius Grün. (Leipzig) 1843. 8⁰. (2. Auflage 1853).

**) Die Zahl der Aufsätze und selbständig erschienenen Schriften über Wagner's Nibelungenoper ist schon beträchtlich. Sie sind zusammengestellt in der jüngst herausgekommenen Schrift: Ueber die Dichtung der ersten Scene des „Rheingold" von Richard Wagner. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Dichters von Edmund von Hagen (München, Kaiser) 1876. gr. 8⁰. 4 Mark. — Wenn für eine einzige Scene eine Schrift von 170 Seiten geliefert wird, so würde eine gleich ausführlich gehaltene Monographie über die gesammte Nibelungendichtung der Neuzeit nach vielen Bänden zählen und einen ganzen Schrank füllen.

# Adolf Wilbrandt's Glückswege.

Von S. Heller.

---

Der Leser hat ohne Zweifel etwas von dem großen Skandal gehört, den Adolf Wilbrandt's neuestes Stück, das fünfaktige Lustspiel „die Wege des Glückes," hier in unserer lieben, von Skandal lebenden Kaiserstadt Wien gemacht hat. Trotzdem möchte ich auch diesem Produkte gegenüber den ruhigen Gesichtspunkt wahren und von allen Parteimeinungen absehend, den rein literarischen Werth dieses Librettos zum berüchtigten Ofenheim=Prozesse untersuchen. Es verbirgt sich in dem Titel des Stückes eine verhängnißvolle Wahrheit. Man kann sich nämlich bei einem großen Theil der in den letzten Jahren erschienenen Gedichte, Dramen u. s. w. der Wahrnehmung nicht entziehen, daß der seelische Feingehalt dieser Poesien immer geringer, das Austönen einer eigenthümlichen Empfindung immer seltener, dagegen alles Gewicht auf die Tadellosigkeit der Mache — wie der bezeichnende Schneiderausdruck lautet — gelegt wird. Desto mehr aber verrathen diese neuesten Publicationen von einer gewissen unwillkürlichen Lyrik. Unbedacht und ahnungslos enthüllen die Autoren dem aufmerksamern Beobachter ihr geheimstes Sinnen und Trachten, das auf nichts weniger als auf hohe idealische Zwecke, auf innere Vollendung, auf das Gediegene und Bedeutende gerichtet ist. Und so sagen auch die Wege des Glückes von Wilbrandt jedem, der zu lesen versteht, mit naiver Unbewußtheit, was Wilbrandt will und seit Jahren sucht und wenn nicht alle Anzeichen trügen, auch endlich erreicht hat, er hat sie gefunden — die Wege des Glückes.

Die Geistesanlagen Wilbrandt's sind durchaus beachtenswerth. Er imaginirt rasch und leicht, sein Gefühl ist beweglich, anschmiegsam, mehr lebhaft als warm, seine Form bequem, nicht ohne eine gewisse Anmuth, ja stellenweise nach außen bestechend. Ohne erfinderisch zu sein, fällt ihm eine Masse ein, und er gruppirt seine Figuren (eine Gestalt ist ihm bis jetzt nicht gelungen) mit unleugbarer Geschicklichkeit. Wilbrandt besitzt außerdem einen Bienenfleiß nicht nur im Aufnehmen, sondern auch im Schreiben der mannigfaltigsten Dinge. Diesen schätzbaren Gaben stehen andererseits mancherlei Hindernisse im Wege. Dahin gehört vor allem eine tüchtige Portion Philistrosität, welche sich bei seinen Leistungen als geistige Nullität kund gibt. Er nicht ist im Stande wahre Mannesgröße zu fassen und sein Giordano Bruno z. B. ist ein armseliges blasirtes Geschöpf, sein Graf von Hammerstein bettelt, sein Volkstribun Gracchus ist eine gute ehrliche Haut und nichts weiter. Wilbrandt hat ferner eine Art Fabulirlust zu eigen, welcher indessen mit der Goethe'schen nur das Wort gemeinsam ist und die sich in ihrem innersten Wesen als bloße Geschwätzigkeit herausstellt, die erzählt um zu erzählen, nicht weil ihr im Erzählten ein Gedanke, eine tiefe Beobachtung, ein Welträthsel aufgegangen ist. Endlich wäre es schwer zu sagen, was Wilbrandt mit seinen sämmtlichen Werken, die bereits eine stattliche Zahl von Bänden, so ziemlich einen halben Kotzebue zählen mögen, eigentlich gefördert hat. Es spricht sich darin nichts aus, er legt keine Erfahrungen darin nieder, er schafft keine Typen, es ist

eben nur eine geschäftige Fertigkeit, wie etwa bei gewissen ehrsamen Familienvätern die Descendenz Jahr um Jahr regelmäßig wächst, nur daß die Generation, schwächlich und mit dem Keime des Todes in der Brust, keinen besonders erfreulichen Anblick bietet. Buben und Mädchen wie die Orgelpfeifen stehen in allen Größen da, nur pfeifen sie alle aus dem letzten Loch und nicht eines wird den Vater überleben. Wilbrandt hat bereits Alles gemacht. Zeitungsaufsätze und lyrische Gedichte, einen Roman, Novellen, ein Epos, Uebersetzungen. Vor etlichen Jahren begann er nicht ohne Glück sich auf die dramatische Bluette zu verlegen, dann kamen Lustspiele, Schauspiele, Trauerspiele, zahllos, endlos. Man konnte bei sämmtlichen Schriften Wilbrandt's die Frage aufwerfen: was will Wilbrandt? Da kam Wilbrandt nach Wien, da ereignete sich wenige Jahre nach seinem Aufenthalte daselbst der Prozeß Ofenheim, und nun weiß man auch was Wilbrandt will.

Daß er ein Ereigniß aus der unmittelbarsten Gegenwart, welches die Gemüther seiner Zeit aufs Leidenschaftlichste bewegte, zum Gegenstande seines neuesten Theaterstücks genommen hat, gereicht ihm gewiß zu keinem Vorwurf, ein großer Genius zeigt sich gerade bei Stoffen dieser Art in seinem vollsten Glanze. So hat Aeschylus den Perserkrieg in großartigstr Weise dramatisirt, so hat Lope de Vega den falschen Demetrius noch zur Zeit, als die politische Begebenheit sich in Rußland abspielte, in einem seiner ausgezeichnetsten Werke auf die Bühne gebracht; auch der Columbus desselben Autors (allerdings 100 Jahre nach der Entdeckung Amerikas geschrieben) hat unvergängliche Schönheiten, obwohl ihm ein ganz zeitgemäßes Thema zum Grunde liegt, und wessen Herz wallt nicht in Entzücken auf bei den Herrlichkeiten von Shakespeare's Tragödie Heinrich VIII., die mit der Taufe der Königin Elisabeth schließt, welche von ihrer Loge aus wahrscheinlich der ersten Aufführung dieser ihrer Apotheose anwohnte. Wenn ferner Wilbrandt in diesem seinen Opus, welches er nunmehr auch hat drucken lassen (Verlag von L. Rosner in Wien), die Bestechlichkeit der Presse und der Geschwornen geißelt, so wird kein Wohldenkender ihm das zum Verbrechen machen. Ein Theil der Presse ist wirklich corumpirt und mancher Geschworne ist Geld und guten Worten nicht unzugänglich, ja vielleicht zu keiner Zeit hat des Tacitus Wort: nam corrumpere et corrumpi saeculum est so allgemeine Anwendung gefunden wie gegenwärtig. Aber freilich liegt in der Behandlung solcher Dinge auch der Schwerpunkt des ganzen Verfahrens. Was so ein rechter Poet ist, hat auch den rechten Ernst zu seiner Sache, und dieser rechte Ernst hat in der dramatischen Poesie nur zwei Gestalten. Entweder der Dichter stellt die Idee in ihrer ganzen siegenden Großheit hin und vernichtet den Gegensatz derselben, das Gemeine, durch das mächtigste erhabenste Pathos, oder er stellt die Sache auf den Kopf, das Niedrige und Erbärmliche feiert seine ausgelassensten Orgien und wir bleiben eben deßwegen keinen Augenblick darüber im Zweifel, wo das Herz des Dichters ist. Eine dritte Behandlung ließ auch der Ofenheim-Prozeß nicht zu. Endweder die stahlgewappnete Melpomene mußte mit gewaltigem Kothurn die verfaulte bürgerliche Gesellschaft zu nichts zusammendrücken, oder in fröhlicher, zügelloser aristophanischer Komödie mußte der logos adikos in seinem Triumphe über den logos dikaios sich selbst in seiner ganzen Verworfenheit und Niedertracht objectiviren.

Es ist der Mühe werth, den Weg zu verfolgen, den Wilbrandt eingeschlagen hat, denn es liegt darin ein unwillkürliches Selbstbekenntniß. Er macht ein Lustspiel daraus im modern-französischen Sinn, ein Rührstück, wie etwa die hiesigen Volksschriftsteller O. F. Berg oder Anton Langer eines bei dieser Gelegenheit fabricirt hätten. Ihm war es um nichts weiter zu thun, als wieder einmal auf die Bretter zu kommen und das Publikum mit etwas Piquantem zu unterhalten. Die Erfindung ist von einer erschreckenden Armuth und Magerkeit.

Auf der Wetter-Alm (es könnte eben so gut in einem Kursalon oder auf einer Villa sein) treffen allerlei Bekannte und solche, die es werden sollen, mit einander zusammen. Da ist Kurt von Sarau, der sich um die Tochter des Justizministers bemüht, die jedoch aus Papas Pitaval eine besondere Zuneigung für Criminalverbrecher im großen Style gefaßt hat, den Juristen aber vom Schlage Kurt's, der eben daran ist, Staatsanwalts-Substitut zu werden, nicht besonders gewogen ist. Neben dieser Toni haben wir die ver-

wittwete Hermine Steinfurt, welche sagt, daß sie selbst einen Buckel heirathen würde, wenn nur eine Excellenz daran hinge, und die größte Närrin von allen, Susanne von Meiningen, eine bei Benedix huntertmal dagewesene reiche Erbin, welche aber nicht wegen ihres Reichthums, den ihre Cousine und Freundin Hermine bei jeder Umarmung durch ein Anlehen wacker ausnützt, sondern wegen ihrer andern löblichen Qualitäten gern geheirathet werden möchte und daher beschließt, als armes Mädchen in der Stadt, als Putzmacherin, Postbedienstete, Telegraphistin und dergleichen Unterkunft zu suchen. Warum sie tief verschleiert von ihrer Besitzung am Fuß der Wetter-Alm zu dieser emporgestiegen ist, läßt sich kaum recht einsehen, indeß wird hier überhaupt weniger mit Einsicht als mit Absicht gearbeitet. Und was sollte aus der ganzen Handlung werden, wenn sie nicht auf den Heuboden kröche, um dort von einem armen jungen Menschen, Namens Karl Wartenberg, gesehen zu werden. Dieser Karl ist ein Schriftsteller-Genie und so harmlos er im Beginn auftritt und mit seinem Freunde Waldstein über Lebensglück philosophirt, so fängt er doch bald an, diesem Freunde fürchterlich zu werden. Diese Philosophie vom Lebensglück wird durch eine sehr hübsche Scene, die komischste der ganzen Piece, auf das reizendste illustrirt. Schade nur, daß sie ein Doppel-Plagiat ist. Karl und Waldstein wetten auf ihren Führer Stephan, einen orginellen Kauz, der voll Albernheit und Weisheit steckt; Karl auf seine guten Gedanken, Waldstein auf seine Dummheiten. Jene hat Stephan vom Vater, diese von der Mutter, ganz wie der Baron in Scribe's Damenkrieg, in dem eine zweifache Seele wohnt, die tapfere der Mutter und die feige des Vaters. Das Kreuzfeuer von Fragen, in welches Stephan über das Glück des Lebens dann genommen wird, ist wieder aus dem ersten Theile von Shakespeare's Heinrich IV entnommen, wo der Prinz und Poins sich einen ähnlichen Spaß mit dem Kellner machen; man sieht Wilbrandt ist nicht blöde.

Karl und Waldstein sind über das Ideal des Lebensglückes mit einander uneins. Karl will nichts erreichen, was er nicht dem eigenen Werth verdankt und, wie er nach Wilbrandt's bezeichnender Vorschrift „im schlichtesten Ton" hinzufügt, lieber für eine gute Sache sterben, als einer schlechten dienen. Dagegen gibt es für Waldstein nur zwei Dinge auf Erden, die der Mühe werth sind, Geld und Macht. Er wird sie beide haben — man sieht den präsumtiven Ofenheim — denn kein Mittel ist ihm zu schlecht. Fink, mit beiden auf gutem Fuß, ist für alles Geniale und Großartige, und jede Schürze erregt ihm Sehnsucht und zaubert ihm eine neue Blume in sein Knopfloch. Da ist aber noch der abenteuerliche Graf Aurach, der von einem tollen Onkel ein Palais mit verrückten Bildern und wahnsinnigen Sammlungen, in welche alles Baarvermögen gesteckt wurde, und einen Strumpf mit 120 Gulden geerbt hat. Was damit thun, da unser Baron ein Lebemann ist mit einer Last von Schulden an alle Welt? Karl macht wie im Scherz ein Projekt. Aurach soll sich mit einem unternehmenden Kopfe verbinden, ihm das Palais überlassen. Der neue Eigenthümer „öffnet seine Salons, diese eröffnen ihm Credit," die Creditoren merken bald, daß der Besitzer der verrückten Bilder selbst einen hellen Verstand hat, sie associiren sich mit ihm, er spendirt und gewinnt und „endlich, eines Morgens wacht er vor Vergnügen zwei Stunden früher auf und sagt: Hol' mich der Teufel, ich bin Millionär." Aurach und Waldstein nehmen den Vorschlag sehr ernst, das par nobile fratrum gibt sich gegenseitig zu erkennen und verständigt sich bald. Karl soll in die Dienste der Beiden treten, um mit seiner glänzenden Feder die Sache in den Zeitungen zu fördern, er weist es natürlich entrüstet zurück, Wilbrandt hat ganz andere Aspecten für ihn. So geht Alles auseinander: die Männer, die Frauen. Jedes will etwas im Leben fischen: einen Liebhaber, ein Amt, ein schönes Kind, eine Excellenz zum Mann, ein kolossales Vermögen, und übers Jahr auf der Wetter-Alm wollen und werden sie sich alle wieder finden.

Die Dialoge sind in einem witzelnden Tone geschrieben, wie Schauspieler und Maler ihn bei ihren geselligen Zusammenkünften einzuhalten pflegen. Das tänzelt und tändelt dahin, da beißt immer das folgende Wort gleichsam in den Schwanz des vorhergehenden, so daß Gevatter Schneider und Handschuhmacher, wenn sie dieses Fangballspielen mit leeren Redensarten wie: „Frühstücken Sie mit Gott — und mit Austern," hören, wirklich

meinen, etwas Geistreiches gehört zu haben.*) Und so kommen wir denn durch eine ganze Steeple-chase voll solcher Schwätzereien in ein Post-Bureau, wo Susanne richtig Telegraphistin geworden ist. Karl, seines Zeichens Buchdrucker, der sie verschleiert auf der Alm gesehen, verliebt sich in sie, ohne zu ahnen, daß die Telegraphistin dieselbe Person mit jener Dame ist. Um nur mit ihr zu sprechen gibt er allerlei lächerliche Telegramme an nicht existirende Personen bei ihr auf. Diese scurrile Wesen Wilbrandt's mag dieser verantworten und mit seiner Persönlichkeit decken, aber bei seiner Herzensdame das Telegramm aufgeben: „Wilhelmine von kräftigen Drillingen entbunden. Unser Glück so grenzenlos wie unser Mangel an Kinderwäsche“ — das möchte denn doch über den Spaß gehen! O. F. Berg, Nestroy, Kalisch allenfalls; wer aber als Mann der Gegenwart bereits seine Biographie zum Besten gegeben hat, der sollte, mein' ich, etwas mehr auf sich halten. Hermine ist so indiscret, nach Susannen überall mit deren Photographie suchen zu lassen, wieder ein Zug aus der wienerischen Fiaker-Muse! Waldstein, der endlich dahinter kommt und zugleich erfährt, über was für Schätze Susanne verfügt, beschließt sie zu heirathen, und da er eben Karl belauscht hat, wie er auf dem Bureau, wo alle Welt ab und zu geht, seine Liebeserklärung machte, so tritt er vor, redet Susannen ein, Karl habe sie von der Alm aus wieder erkannt und werbe nur ihrer Reichthümer wegen um sie, und die Treffliche, der er eben einen Affront wegen zurückgebliebener telegraphischer Depeschen gemacht hat, glaubt ihm, das sei nur Verstellung gewesen, um ihren Charakter zu ergründen, findet Wohlgefallen an ihm, findet es auch an Karl, und weiß weder, wo ihr der Kopf, noch wo ihr das Herz steht. Waldstein aber hat richtig mit Aurach geschwindelt, den Handelsminister, der ihm noch widerstand, bei Nacht und Nebel von Fink anfallen und dann von Aurach retten lassen, so daß der Getäuschte in das Gaunerpaar nun alles Vertrauen setzt und Waldstein der Eisenbahnkönig des Landes geworden ist. Um Susannen in größerer Nähe zu haben, läßt er ihr hochromantisches Unternehmen mit Angabe des Postbureaus, wo sie beschäftigt ist, in die Zeitungen setzen, wodurch sie wieder in die Salons zurück muß, wo er ihr weiß macht, kein anderer als Karl habe die Notiz über sie verfaßt. Karl kommt dazu und wird wüthend; er beschließt blutige Rache zu nehmen, und auch Kurt, der inzwischen richtig Staatsanwalts-Substitut geworden ist, geht wie der Löwe in der heiligen Schrift herum, der da sucht wen er verschlinge. Er schnüffelt überall nach Waldstein und Aurach, er will durchschlagen wie Wilbrandt, hoffen wir, es wird ihm wie diesem gelingen. Schon ist er am Ziele seines Strebens. Waldstein hat sich in eine Spekulation eingelassen, zu deren Deckung er Obligationen verwendete, die keinen regelmäßigen Cours hatten. Dahinter kommt der, wie man sieht, in seinem Vorgehen nicht sehr correcte Kurt von Sarau durch Privat-Erkundigungen bei Waldstein's von diesem tyrannisirten und deßhalb übel von ihm sprechenden Leuten. Auch ist er dadurch, daß er Karl gegen Waldstein's Verleumdungen bei Susannen in Schutz genommen, wieder seiner angebeteten Toni näher gerückt. Seine Worte, die er von Karl brauchte: „Auch ist er kein altes Weib“, das waren Worte die Toni so entzückten, daß sie ihm deßhalb die Hand drückte. Das wird mir keiner meiner Leser glauben, und doch ists buchstäblich wahr. Solche Lächerlichkeiten hat bisher nur Paul Lindau seinen Frauenzimmerchen zugemuthet, aber Wilbrandt hat offenbar an dieser Weise Geschmack gefunden und seine in Rede stehende Novität beweist

*) Es ist unglaublich, welche Gattung von „Witzen“ uns Wilbrandt in seinen Stücken anthut. Es sind Leibweherzeugen erster Größe. So besteht z. B. Waldstein's Devise in dem frostigen Wortspiel: „Durch Verstand und Dienst zu Stand und Verdienst.“ — Einem Handelsagent, der auf Waldstein's Kosten Wein trinkt, ruft er nach: „So wird das Geld anderer Leuten flüssig.“ — Eine Telegraphistin muß eigens ihre Korallenohrringe zeigen, damit gewitzelt werden kann: „Es ist immer besser, daß eine junge Dame ihre Korallen, als ihre Krallen zeigt.“ — Ein Beamter bemerkt über einen Besucher des Postbureaus: „Erst am Briefschalter, jetzt am Depeschenschalter. Wie der mit seinem Gelde schaltert!“ — „Der Schuft ist ärgerlicher Weise entwischt!“ bemerkte Jemand. „Schade drum“, antwortet ein Andrer. „Sollte heißen: ist kerkerlicher Weise entwischt.“ — „Index ergo cum sedebit“, glossirt ein Handelsagent: „Wenn der Richter nun sitzen wird — — Unsinn! Der Richter wird nicht sitzen. Der Verbrecher wird sitzen ....“ Doch es wäre grausam, den Leser durch weitere Proben dieses unausstehlich öden Gewitzels zu peinigen. Es ist, um Selbstmordgedanken zu bekommen.

auch, daß er in diesem Punkte viel von Paul Lindau gelernt hat. Auch Karl erfüllt seine Drohungen gegen die Schwindler. Er hat eine Broschüre gemacht, nicht größer als einen Druckbogen, mit der Aufschrift „Dineskuren“ als satirische Wandlung des Namens Dioskuren, die nicht wie das letztere Wort Söhne des Zeus, sondern Söhne des Wirbels bedeutet, womit eben die darin auch genannten Waldstein und Aurach gemeint sind. Er zeigt den Bürstenabzug zuvor dem Juristen Kurt, der etliche Stellen blau anstreicht, weil dieselben so scharf seien, daß Karl darüber wegen Injurien ins Gefängniß müßte. Das ist schwer zu glauben! Ein solches Pamphlet, das Namen nennt, würde auch sonst eine Injurienklage zur unmittelbaren Folge haben. Karl beschließt die Stellen erst zu ändern (was er gleich thun könnte, aber dann müßte der Vorhang augenblicklich fallen und das Publikum könnte nach Hause gehen) begeht aber dabei zwei Dinge, die kein Kind in seiner einfältigsten Einfalt thun würde, und die auch diesen einen Menschen, der bisher noch einen Funken von Verstand zeigte, zum Narren wie alle andern stempeln. Er posaunt seine Schrift mit derem ganzen Inhalt aus, noch bevor sie erschienen ist, in Gegenwart der beiden Angegriffenen und Fink's. Und was wird damit erzielt? Ei! zunächst eine Scene wie sie Paul Lindau's Professor Laurentius zum Besten gibt, wobei allen Anwesenden auf die Hühneraugen getreten wird. Dann aber vertraut Karl dem unzuverlässigen Fink, den er ganz und gar unter der Herrschaft seiner beiden Gegner weiß, das kostbare Büchelchen an, auf dessen Titelblatt er schreibt: „Druck noch aufzuschieben“. Warum er das nicht selbst ausrichtet, da die Druckerei gegenüber sich befindet, oder Fink es mündlich bestellen heißt, warum er's nicht auf eine Karte und just auf seine Brandschrift, die er obendrein in ein offenes Couvert legt, schreibt, das ist nicht nur nicht einzusehen, das ist geradezu wahnsinnig. Aber freilich! jetzt nimmt Waldstein das Ding dem dummen Fink aus der Hand, ändert „noch“ in „nicht“, der Druck ist also nicht aufzuschieben, augenblicklich (um Mitternacht) ist der Bogen gedruckt, augenblicklich (um Mitternacht) kauft ihn Waldstein für schweres Geld und Karl wird ins Gefängniß geworfen. Aber um Mitternacht erscheint auch Kurt, um im Namen des Gesetzes Waldstein abzuführen — kurz eine sehr bewegte Schlußscene, erkauft durch ein Raffinement in der Anhäufung von Ungehörigkeiten und Unmöglichkeiten, und die liebe Susanne steht wieder rathlos da. Wer von diesen beiden ist kein Komödiant? die Arme!

Ich habe oben die komischeste Scene genannt, die ein Mixtum-Compositum von Scribe und Shakespeare war, ich komme jetzt zur rührendsten, ebenfalls einem Plagiat. Während Waldstein auf freiem Fuße belassen worden ist, kam Karl richtig auf drei Wochen in Arrest wegen Ehrenbeleidigung, verübt an Waldstein. Aber warum wartete man nicht, bis der Prozeß Waldstein's entschieden worden? Natürlich, weil wir sonst wieder eine rührende Kerkerscene verloren hätten. Sie ist in G. Freytag's Valentine längst dagewesen. Nur daß in der Valentine Georg wegen eines entehrenden Verbrechens hinterm Gitter sitzt, während uns hier eine Komödie vorgemacht wird. Wir sehen also, wie dem armen Karl zum Abendmahl eine nichtswürdige Bettelsuppe und ein niederträchtiges Stück schwarzes Brot vorgesetzt wird. Und dazu kommt Susanne, die längst sich auf Karl's Seite geschlagen hat, zu der Zeit, wo eben Waldstein vor den Geschworenen steht. Sie ist sehr gefühlvoll und tugendsam, und da sie gute Menschen gern essen sieht (so stehts wahrhaftig gedruckt!), so setzt sie sich bei ihm nieder und ißt ein Stück vom schwarzen Brote. Was sie zusammen wollen? O nichts! er wird nur jetzt eine neue Flugschrift machen und sie ihr dann auf ihr Gut am Fuß der Wetter-Alm bringen. Man hört schallende Musik, Waldstein ist eben freigesprochen worden, Karl aber muß brummen. Nun, auch seine Bettelsuppen mit schwarzem Brot haben ein Ende. Er kommt zu Susannen, er will sie zur Frau. Sie ist noch immer mißtrauisch, er soll ihr Freund bleiben, er soll fleißig kommen, sie macht sich aus dem Gerede der Welt nichts, und das sagt sie mit einem Blick! in einem Ton! Aber Karl geht nicht auf den Leim, er will sie zur Frau. Das wirkt! Und nun wird sie ihm wohl in die Arme fallen? O beileibe nicht! Sie fragt ihn so nebenbei, ob er telegraphiren könne; er kanns, der Glückliche! Sie hat sich, damit der fünfte Akt orginell ausgehe, einen Telegraphen-Apparat angeschafft und entfernt sich. Waldstein kommt, um Susanne's Entscheidung zu vernehmen,

da kündigt der arbeitende Telegraph ein kommendes Telegramm an, Karl rasch hinzu. Susanne telegraphirt ihm, daß sie ihm gut sei. Dann kommt sie, weist Waldstein kalt ab und nimmt Karl's Hand; Kurt bekommt seine Toni. Der Handelsminister demissionirt, Waldstein hat in Bestechungen an Zeitungen und Geschworenen sein Vermögen verloren, er wird von vorn beginnen, Kurt wird Staatsanwalt.

Nun hätten wirs also heraus, was Adolf Wilbrandt mit seiner Masse- und Dutzendproduktion will. Also spricht Fink zu Karl: „Was du geleistet! Genialer Karl! Deine neue Flugschrift — göttlich. In der Stadt liest sie Alles. Alle Kaffeehauskellner, alle Fiakerkutscher lesen sie; und die Gräfinnen und die Excellenzen.“ Also: Alles in der Stadt liest die Wege des Glücks oder möchte sie doch des lieben Skandals wegen lesen. Fügen wir hinzu: Alles in der Stadt Wien. Außerhalb Wien müßte das Ding langweilen. Wie nennt doch Karl seine Dineskuren? „Sie sind ein Schmarren, Kurt! müssen warm in die Welt oder gar nicht!“ Ein Schmarren! Wer kennt das Wort außerhalb Wiens? Wer versteht Kurt's Antwort darauf: „Dieser Schmarren ist bei einem göttlichen Feuer gebacken, Zornfeuer und Begeisterungsfeuer!“ Der Wiener ist sehr unhöflich, wenn er etwas einen Schmarren nennt. Nennen wir Wilbrandt's sämmtliche Werke Zuckerbäcker-Arbeiten, rasch aus den verschiedenen süßlichen Ingredienzien zusammengeknetet, rasch an die Flamme gestellt und wieder weggesetzt. Wer „die Wege des Glückes“ in Berlin aufführen wollte, der müßte sie wie eine Wienerische Posse erst localisiren lassen. Aber hier in Wien hat Wilbrandt einen Schuß ins Schwarze gethan. Er hat Fortüne gemacht. Nicht bei den Wienern; denn diese haben wohl ihre „Hetz“, wie sie den Skandal nennen, lieben aber den Hetzmacher nicht. Bei Hofe jedoch steht jetzt Wilbrandt obenan. Er hat sich ganz den Anschauungen des Hofes bezüglich des Prozesses Ofenheim anbequemt, der den Staatsanwalt decorirte und den Handelsminister absetzte. So wurde denn auch das Machwerk am Hofburgtheater aufgeführt und zwar vortrefflich, da sämmtliche Rollen den einzelnen Schauspielern, um abermals den ganz treffenden Schneiderausdruck zu gebrauchen, auf den Leib geschrieben sind. Das ist eigentlich ein schwere Calamität und der Ruin der dramatischen Darstellungskunst. Denn dadurch verliert der Schauspieler allmälig die Grundlage seiner Kunst, die Fähigkeit aus sich herauszutreten, und gute Dramen, welche dies von ihm fordern, werden mit der Zeit als unbrauchbar zurückgewiesen werden. Wilbrandt aber scheint jedenfalls in eine neue Phase seiner schriftstellerischen Thätigkeit getreten zu sein. Während er früher noch einige Achtung vor sich selbst hatte und in die Fußtapfen seines Freundes Paul Heyse trat, dem er in mancher hübschen Novelle glücklich nachahmte, hat er sich jetzt einen etwas profanern Paul zum Leitstern genommen, die Wege des Glückes sind richtiger die Wege Paul Lindau's. Dem Kritiker muß genügen, dies so weit es möglich ist, nachgewiesen zu haben, und da er weiß, daß es vergeblich sein würde, von solchen Wegen des Glückes abzumahnen, so läßt er nun Adolf Wilbrandt — seiner Wege gehen.

---

# Bulwer's letzte Romane.

Von Hieronymus Lorm.

Ein bedeutender Mensch scheidet vom Leben wie ein Vogel vom Aste auffliegt: noch eine geraume Weile nach seinem Entschwinden zittert die Stelle, die er verlassen hat, in lebhafter Bewegung nach.

Zu solchem Fortschwung mit dauernder Nachwirkung gehört schon selbständige Kraft. Wie Viele, die ihre Federn geräuschvoll sträubten, als sie noch auf dem schwankenden Lebensast saßen, und dort gewaltigen Lärm verführten, lassen die Stelle, die sie einnahmen, zurück, ohne daß sie deshalb in Bewegung gerathen wäre. Sie haben sich nicht fortgeschwungen, sie sind nur heruntergefallen.

Man kann Edward Lytton Bulwer nicht zu den Letzteren zählen, auch wenn seine Nachlaß-Romane, von denen der wahrscheinlich den Schluß bildende „Pausanias der Spartaner" erst vor wenigen Wochen erschien (die Uebersetzung in Hartleben's Verlag), nicht die Illusion erregten, daß der Autor noch immer in lebendiger actueller Bethätigung zu seiner Zeit spräche, denn Bulwer war einer der bedeutendsten Menschen, insofern sich ein solcher auf Grundlage der Erziehung, die England seinen Söhnen im günstigsten Falle zu geben vermag, und ohne ein Genie zu sein, nur immer herausbilden kann. Dennoch werden seine Leistungen, mit wie viel Talent und Geschick sie auch geschrieben sind und obgleich ihr Charakter der einer weltmännischen Bildung im höchsten Sinne ist, deren Aeußerungen sich als „Philosophie für die Welt" sonst lange zu erhalten pflegen, einer früheren Vergänglichkeit anheimfallen als der Geist verdiente, der sie geschaffen hat. Den Werken wird von der Kunstgattung, der sie angehören, dies Schicksal bereitet. Denn dem Roman werden wie dem Schauspieler, auch wenn er zu den guten gehört, wenn er „den Besten seiner Zeit genug gethan", von der Nachwelt keine Kränze geflochten.

Mehr aber als jede andere Produktion bemächtigt er sich dafür der Mitwelt, und der Autor beliebter Romane nimmt sich wie kein anderer Künstler seinen Lohn voraus. Bulwer war in Mode und die Zahl der Jahre, die der Nachwirkung des Geschiedenen entgehen, wird ersetzt durch die Zahl der Leser, die noch in seiner Gegenwart von ihm ergriffen wurden.

Ueber Romane sollten keine Rezensionen geschrieben werden, nur über ihre Leser. Romane gehören weniger in die Literatur- als in die Kulturgeschichte. Jede Art von Romanschriftstellern gibt es zu jeder Zeit, nur die Wirkung gerade der einen oder der anderen Art ist das besondere Moment einer bestimmten Zeit. Nennt man den „Werther", oder „die neue Heloise", so stellt sich der Erinnerung an den Inhalt auch sogleich die an den Charakter ihrer Epoche zur Seite. Allein auch minder berühmte, für den Geschmack und die Richtung ihres Zeitalters minder maßgebende Formen haben unabhängig von ihrem literarischen Werth oder Unwerth ihre eigene Kulturgeschichte. Welche anziehenden Ausschnitte aus dem modernen Gesellschaftsleben wären in der Beschreibung des Publikums und seiner Lebensformen und Ordnungen enthalten, welches in die Romane eines Cooper, James, Dumas, Paul de Kock verliebt war? „Vorüber, ihr Zeiten, vorüber!"

Und darum nannte ich in dieser Reihe absichtlich nicht Walter Scott, der noch lange nicht vorüber ist.

Haben wir nicht heute die Marlitt, deren Romane etwas Historisch-Bedeutsames, Wichtiges, Unvergängliches haben — in den Kreisen nämlich, in welchen sie gelesen werden?

Ein solches Publikum ist seinem Autor eine bestimmte Zeit lang gewissermaßen bedingungslos unterworfen. Es schöpft aus ihm sein Vergnügen, seine Weltanschauung und sogar eigenthümliche Charakterzüge, die es in das wirkliche Leben überträgt. Ein solches Publikum hatte Bulwer etwa anderthalb Jahrzehnte lang, 1835—1850. Es bestand aus denselben Leuten wie von jeher das Publikum beliebter Romanschriftsteller, aus lesegierigen Personen der halb und viertel gebildeten Stände und aus Kaufmannsdienern aller Art, die sich auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege einige historische Kenntnisse und einigen Einblick in weltmännisches Leben verschaffen wollen, hatte aber noch zwei Schichten von Theilnehmern mehr, die diesem Publikum besondere Nüancen verliehen: Gelehrte und gebildete Mädchen der sogenannten höheren Stände. Die ersteren wurden durch die in Mottos und Redepointen sich ausgebenden Citate aus der Literatur des Alterthums angezogen; die Mädchen aber genossen bei Bulwer den Vortheil, sich ihrer Roman-Lectüre rühmen zu dürfen, statt sie verstecken zu müssen.

So brachte die Muse Bulwer's Jedem eine Gabe und nur die nach wahrhaft dichterischen Wirkungen dürstende Seele ging wenig beschenkt nach Haus. Ein beliebter Romanschriftsteller zu werden, setzt jedenfalls eine Kunst voraus, die man in Deutschland von jeher in der Schriftstellerwelt sehr unterschätzt hat, wo man selbst auf diesem Gebiete lieber bedeutend als unterhaltend sein will: die Kunst, zu amusiren. Stellten sich aber jene Leser ein, deren Empfänglichkeit für Unterhaltung, ohne daß sie sich es ästhetisch klar machen könnten, mit den Bedingungen der Dichtkunst überhaupt auf das Genaueste zusammenhängt, so staunten sie, daß so viel Geist und Geschmack, Geschick und Eleganz und selbst Spannung der Conception die richtige Unterhaltung nicht bewirken konnten. Etwas fehlte und dieses Etwas war — der Dichter. Um dies theoretisch erschöpfend zu erläutern, gibt es nicht Papier genug in der Welt, die praktischen Beispiele zur Erklärung liegen aber an zwei anderen englischen Romanschreibern nahe. Sie bilden die denkbar größte Verschiedenheit an Erfindungen, Styl und Intentionen: Boz und George Eliot. Sie sind gar nicht mit einander zu vergleichen, ausgenommen in dem Einen Punkte, den sie gemeinsam besitzen und der Bulwer fehlt: der Roman, der Blumenstrauß, den sie aus den Geschehnissen dieser Welt zusammenbinden, ist für Jedermann vergnüglich zu schauen und zu riechen, für Denjenigen aber, der nicht zu aller Welt gehört, noch obendrein ein Selam.

Trotz der Begrenztheit seines dichterischen Talentes stellte sich Bulwer den Deutschen als ein Ideal dar: er war nämlich, was sie am höchsten schätzen, ein Gelehrter, und er war es in der Form, die sie im eigenen Lande vergebens suchen, ein eleganter und gewandter, weltmännischer und graziöser Gelehrter. Diese deutsche Schätzung war ihm wohl bekannt und er widmete aus Dankbarkeit einen seiner Romane der „Nation von Denkern", zum Glück nicht denjenigen, der in Deutschland spielt und der unbedingt sein schlechtester ist: „The Pilgrims of the Rhine". Gerade bei Behandlung dessen, was dem Herkommen am meisten für Poesie gilt, deckt sich ihr Mangel am schreiendsten auf; Märchen und Sagen, in ihrer ewigen Ursprünglichkeit und Nacktheit immer erfrischend, erhalten durch falsche künstlerische Gewandung ein abgetragenes, schäbiges Aussehen. Im Uebrigen beruht jede von Bulwer mit Absicht gesuchte Beziehung zu Deutschland auf einer schauderhaften Verwechslung gebildeter Reflexion mit philosophischem Genie, dessen Wesen ihm gänzlich unbekannt geblieben war.

So garstig sehen die Schranken eines Talentes sich in dem Augenblicke an, in welchem sie überstiegen werden sollen, während sie sich zu einer ganz behaglichen Raumstätte zusammenfügen, wenn man innerhalb derselben sein Genüge findet. Bulwer's dichterische Beschränktheit, wo er schöpferisch walten will, schließt einen Reichthum an poetischen Einfällen nicht aus, sondern ein. In dem Roman, in welchem er seine klassischen Liebhabereien und der Ausbeute seiner bezüglichen Studien vollen Lauf lassen konnte:

„The last days of Pompeji". ist mir die Blinde und der Gedanke, welchem sie zuletzt dient, stets wie ein Lichtblick der höchsten Poesie erschienen. Das unglückliche Mädchen tappt sich Jahre lang durch die Straßen der Stadt, an den blinden erloschenen Augen ziehen natürlich alle schönen Gestalten und freudigen Gestaltungen des Lebens wirkungslos vorüber. Dafür ist ihre Nacht auch eine unbeirrte, mit der größten Sicherheit findet sie bei so langer Gewohnheit überall den richtigen Weg, das verlangte Ziel. Nun beginnt der Vesuv sein Feuerwerk voll Schrecken und Entsetzen, der unaufhörliche Aschenregen verfinstert die Stadt, Niemand sieht mehr, Niemand weiß mehr einen Schritt zu wandeln. Nur für die Blinde hat sich nichts verändert und sie ist jetzt gleichsam die Einzige die in der blind gewordenen Stadt sieht, mit sicherer Hand leitet sie ihre Freunde auf jeden Weg, den sie zu gehen haben.

Wer würde in dieser Verwendung der Blinden für die Schlußkombination der Handlung nicht zugleich ein hochpoetisches Symbol für das Geschick des Menschengeistes erkennen? Zieht er sich aus dem Bereich der bunten Zerstreuung und farbigen Nichtigkeit einsam in sich selbst zurück, so gehen ihm zwar die Genüsse der Welt verloren, bricht aber über diese die Nacht herein, so ist er allein der Führer und die Leuchte in Wirrsal und Dunkel.

Wie sollte aber auch nicht, selbst bei mangelnder Schöpferkraft ein Poet sein, wer inmitten des genußreichen high life geboren, dazu an dem vielfach anregenden Staatswesen Englands politisch betheiligt, doch dies Alles bei Seite läßt, um immer wieder ausschließlich der Lust zum Fabuliren nachzugeben! Einen noch so kleinen Punkt wird solche Lust immer treffen, wo ihr sogar genial zu Muthe werden kann, und dies ist, sonderbar genug für den übrigens eingefleischten Englishman, bei Bulwer immer dort der Fall, wo seine Fabel französischen Boden berührt. Ich möchte darum „Pelham" seinen besten Roman nennen. Den bestechenden Zauber des höchsten Gesellschaftslebens, die Feinheit und den Esprit der Franzosen vermischte sein Talent mit dem Ernst englischer Reife in Dingen der Politik und der Lebensweisheit. In einem seiner nachgelassenen Romane „Die Pariser" sind diese Eigenthümlichkeiten seiner Begabung zur höchsten Entfaltung gekommen. Zugleich ist darin ein Muster für eine dem Wesen nach eigentlich ganz unstatthafte Gattung gegeben: für den historischen Roman aus der Gegenwart.

Der zweite, schon genannte Roman aus dem Nachlaß, „Pausanias der Spartaner", ist unvollendet. Pausanias war der Feldherr, der, nachdem er bei Platää glänzend gesiegt hatte, die Flotte der verbündeten Griechen bei Byzanz befehligte, später aber einen schmählichen Untergang fand. Nicht vielen Lesern dürfte es in Erinnerung sein, daß Lord Byron lange Zeit mit der Hauptkatastrophe im Leben des Pausanias beschäftigt war, wenn sie nicht auch die kleinen literarischen Abhandlungen Goethe's im Gedächtnisse fest hielten. Im 26. Band der schönen Ausgabe in 30 Bänden, die Cotta veranstaltete, als er noch Alleinverwalter der seitdem Gemeingut gewordenen Goethe'schen Schätze war, findet man S. 428 bei Gelegenheit der Bemerkungen über Byron's „Manfred" die Geschichte erzählt, wie Pausanias schwere Blutschuld auf sich ladet, die ihn bis an sein schmähliches Ende verfolgt. Ich will nicht citiren, was Jeder in seinem Bücherschrank findet, nur daran erinnern, daß es sich um den Todtschlag der schönen Cleonice handelt.

Im Roman Bulwer's kömmt es noch nicht so weit. Für die alten Verehrer des Verfassers von „Pelham" mag es werthvoll sein, auch dieses Fragment, zu besitzen; dem allgemeinen Interesse können die mancherlei Bemerkungen Stoff bieten, mit denen der Sohn das Werk seines verstorbenen Vaters eingeleitet. Was aber das Bruchstück an und für sich betrifft, obgleich ein solches nicht eigentlich beurtheilt werden kann, so läßt sich doch mit Gewissenhaftigkeit sagen, daß es bestätigt, was eben über die Vorzüge und Schranken des Bulwer'schen Talents ausgesprochen ist.

Herodot, Strabo und viele andere Schriftsteller des Alterthums sind fleißig citirt. Mich gelüstet es aber bei der großen Verschiedenheit in der Werthschätzung moderner Dichter eine Stelle aus Plutarch anzuführen, die nicht in diesem vielcitirenden Roman zu finden ist. Im Anfang seines „Perikles" sagt Plutarch: „Tugendhafte Handlungen bewirken bei ihrer Betrachtung einen Eifer und eine Lust zur Nachahmung. Bei anderen

Dingen folgt auf die Bewunderung der That nicht sogleich der Trieb, dasselbe zu thun. Ja, oft freuen wir uns des Werkes und verachten den Urheber, wie bei den Salben und Purpurgewändern, über die wir uns freuen, während wir die Färber und Salbenbereiter für gemeine Leute und Banausen halten. Recht treffend sagte daher Antisthenes (Cyniker), als er hörte, daß Ismenias ein tüchtiger Flötenspieler wäre: „Er taugt aber doch nicht viel; sonst würde er kein so tüchtiger Flötenspieler sein!" Und Philipp sprach zu seinem Sohne Alexander, der bei einem Gastmahle anmuthig und kunstvoll die Cither gespielt hatte: „Schämst Du Dich nicht, so schön zu spielen! Ehre genug für die Musen, wenn ein König sie würdigt, Zuhörer zu sein." Bei dem Sichbefassen mit niedrigen Dingen verräth man durch die auf unnütze Sachen verwendete Mühe zugleich Vernachlässigung des Edlen und Guten. Kein wohlgearteter Jüngling hegt beim Anblick des Zeus in Pisa oder der Hera in Argos den Wunsch, ein Pheidias oder Polyklet zu werden, noch ein Anakreon, Philetas oder Archilochos, wenn deren Gedichte ihm gefallen; denn es ist nicht nothwendig, daß wir den Urheber eines Werkes, das uns Vergnügen macht, der Betrachtung für Werth halten."

Unter den Künstlern, die hier mit solcher Geringschäzuug angeführt werden, gibt es welche, deren Werke oder deren Namen die Jahrtausende überdauerten. Der Contrast zu unserer Zeit erhellt von selbst. Bulwer wurde mit großen Erträgnissen und hohen Auszeichnungen überschüttet. Unsere Zeit hat die reichsten Belohnungen und Ehren gerade für beliebte Romanschriftsteller, deren Werke, selbst wenn sie mit dem Geschick und Geschmack des vornehmen Engländers geschrieben, von dem hier die Rede ist, kaum den Anspruch erheben dürfen, auch nur einige Jahrzehnte zu überdauern.

---

# Pariser Theaterbriefe.

Von **Gottlieb Ritter.**

## IX. Delacour und Hennequin.

Unter den wenigen erfolgreichen Dramatikern, welche die dritte französische Republik bisher hervorgebracht hat, nehmen unstreitig die unter der Collectivfirma Delacour und Hennequin vereinigten zwei jungen Pariser eine erste Stelle ein. Nicht als ob ihren Produkten ein besonderer literarischer Werth zuzuschreiben wäre, aber dennoch: ihre „Drei Hüte" errangen vor vier Jahren einen auch außerhalb Frankreichs großen Erfolg, ihr „Prozeß Veauradieux" wird an der Spree und der Donau, in England und im russischen Reiche gerade so gern gesehen und oft gegeben, wie an der Seine, und von den drei diesjährigen Erzeugnissen ihrer Muse dürfte zum Mindesten das letzte im Ausland dieselbe günstige Aufnahme finden, wie in Paris. Das alte Rien ne réussit que le succés ist eben nirgends von zwingenderer Wahrheit, als beim Theater und fordert sogar von der Kritik Berücksichtigung.

Das von Delacour und Hennequin kultivirte Genre ist die Intriguenposse, welche man die letzte Konsequenz der nackten Bühnentechnik nennen könnte. Augier, Dumas fils und Sardou in seinen bessern Stücken bestreben sich wenigstens, die operirende Maschinerie dem Blick des Zuschauers zu entziehen und mit allerlei, wenn auch noch so durchsichtigen Schleiern zu verdecken. Sie wünschen, obwohl im Grunde die Bühnenwirkung oft ihr einziger Zweck ist, ihrem Publikum vorzutäuschen, daß man es mit einem Dichter zu thun habe, und bewirken diesen frommen Betrug durch stellenweise Ansätze zur Charakeristik und vor Allem durch den immer bereiten Esprit, der dem Dialog nicht bloß einen pikanten und vornehmen, sondern geradezu literarisch und philosophisch bedeutenden Anstrich geben soll. Auf dies billige Mittel, das eine verwünschte Aehnlichkeit mit dem Lärm der Kureten hat, nur daß es sich hier darum handelt, das Knarren einer schlechtgeölten Maschine zu übertönen, auf diesen Kniff verzichten die Theaterschreiber gewöhnlichen Schlages ganz, um sich mit desto größerer Kraft der völligen Ausbeutung der Situation hinzugeben. Ihnen ist die Handlung, das Faktische Alles, und die Charaktere sind für sie nur das Produkt der Situation. Ihnen kommt es z. B. nicht darauf an, einen herzlosen Geizhals des ersten Aufzugs im zweiten Act als zärtlichen Vater, Liebhaber und Freund und im letzten als Verschwender zu zeigen: oder sie machen uns zu Anfang auf eine komische Marotte ihres Helden aufmerksam, wovon später gar nicht mehr die Rede ist; oder sie gründen die Lösung des Knotens auf die Charaktereigenthümlichkeit irgend einer Person, die wir nach dieser Seite hin noch gar nicht kennen gelernt haben. Das ist ihnen Alles gleichgültig, wenn nur die betreffende Person in der betreffenden Scene gewirkt hat. Der Dialog ist in solchen Stücken auf das Nothwendigste beschränkt; kein Geistreicheln, kein Witzeln über alles Mögliche und Unmögliche, das in den Stücken von „literarischem Werth" nur zu oft den Dialog schleppend und langathmig macht, weil der Autor oft weit ausholen muß, um dieses oder jenes Wort, woran ihm gelegen ist, anzubringen. Der Dialog dient blos zur

Füllung; ja ich habe diese Herrn sogar im Verdacht, daß sie ihn am Liebsten ganz aufgeben würden, wäre die Pantomime nicht in Mißkredit gekommen.

Gegen die Situationskomik an sich ist nichts einzuwenden. Sie ist die unmittelbarste und am meisten theatralische, aber sie bedarf der sorgfältigen Vorbereitung, der Einfachheit und Klarheit in ihren Motiven und der Breite im Moment ihrer Wirkung. Hier ist aber just der Punkt, wo die Mehrzahl der französischen Komödiendichter von heute, und allen voran Delacour und Hennequin sündigen. Sie motiviren nicht genügend, kompliciren die Intrigue bis zum unverständlichen Wirrwarr und zerstören durch die Hast, womit die komischen Motive, meist ohne sich zu steigern, aufeinander folgen, die volle und ganze Wirkung. Für die Hast haben diese Autoren freilich einen guten Grund: sie streifen nur allzu oft das Unwahrscheinliche, das Unmögliche und sogar das Absurde, so daß sie eine solche Hetzjagd arrangiren müssen, um den Zuschauer nicht zur Besinnung, zum ruhigen Ueberlegen kommen zu lassen. Viele Stücke verdienten in der That das Motto zu tragen: Ueberlegungsrecht vorbehalten. „Ferreol“, eines der besten jüngstfranzösischen Theaterprodukte müßte sich vor Allem gegen das Denken des Publikums verwahren; bei der Lektüre kommt uns die Fabel des Stücks abgeschmackt vor; schreitet es in nervöser Eile über die Bühne, vermag es uns zu fesseln und zu packen, bis der fallende Vorhang erlaubt, die Situationen nachzudenken und uns hinterher über das Stück zu ärgern und über unsern Beifall zu schämen.

Delacour und Hennequin pflegen in ihrem Genre der Intriguenposse eine besondere Abart. Sie dramatisiren das Quidproquo, die Begriffs-, Personen- oder Namensverwechslung. Das ist freilich nicht neu, denn die Komiker aller Zeiten und aller Völker haben sich dieses ewig jungen und unwiderstehlichen Effektes bedient; man denke nur an Shakespeare und Calderon, Molière und Scribe, Kotzebue und Benedix. Aber der Unterschied zwischen ihnen Allen und unserem Pariser Verfasserpaar besteht darin, daß jene ihrem Lustspiel meist bloß eine Intrigue zu Grunde legen, während Delacour und Hennequin in einem einzigen Stück gleich ein halbes oder ganzes Dutzend von Verwechslungen in Scene setzen. In „Was ihr wollt“ beruht die komische Intrigue auf der Männerkleidung der Heldin, in Calderons „Es ist schlimmer als es war“ in der Verwechslung eines doppelten Liebespaares; bei Molière genügt es, an den „Arzt wider Willen“ zu erinnern — was ist z. B. die Einbildung des Malade imaginaire anders als ein Quidproquo? — und daß ein Mißverständniß die Schürzung des Knotens auch in modernen Komödien übernimmt, sehen wir von den vertauschten Briefen und Kleidern bei Kotzebue und Benedix bis zur Verwechslung zweier ähnlichen Schwestern in „Giroflé-Girofla“. Wesentlich anders ist es bei Delacour und Hennequin. Wohl liegt auch ihren Stücken ein hauptsächliches Qui-pro-quo zu Grunde, aber dieses eine Mißverständniß komplicirt sich, indem es eine ganze Reihe von Personen und Motiven in Bewegung setzt, welche hier wieder eine Fluth neuer Verwechslungen und eine Komödie der Irrungen für sich und unter sich hervorbringen, bis zuletzt alle Mißverständnisse aufgeklärt und alle Dissonanzen gelöst werden. Dieses Konglomerat von Verwicklungen ist schon an sich so komplicirt, daß das bloße Spielenlassen der Maschinerie ganze Akte füllt. Wo sollte da noch Zeit und Stoff zur dichterischen Ausarbeitung, zur Charakterzeichnung, zum feineren Dialog gewonnen werden? Solche verwickelten Intriguenstücke müssen naturgemäß ihren Schwerpunkt in die Handlung verlegen, und da das ganze stoffliche Interesse in der Intrigue besteht, so erfordert die Mache weniger die Phantasie und Erfindungsgabe des Dichters, als die Fertigkeit eines Faiseurs im Kombiniren komischer Effekte, im erschöpfenden Ausnutzen der Verwechselung nach allen Seiten hin, in der Berechnung des proportionalen Werthes eines jeglichen Motivs. Der Plan ist Alles. Ein beinahe mathematisches Problem kann man es nennen, was da aufgestellt wird, und das vollendete Scenarium eines dramatisirten Mißverständnisses sieht einer umfangreichen Buchstabenrechnung nicht unähnlich; handelt es sich doch auch hier darum, durch eine Reihe von Gleichungen (hier Intriguen) aus gegebenen Größen (Bühnenfiguren und Motiven) die unbekannte Größe des komischen Effekts zu finden. Und wie in der Algebra, so hat es der Plan einer Intriguenkomödie neuesten Schlages nur mit Buch-

staben zu thun: was einst auf dem bretternen Gerüst der Scene im Fleisch und Blut agiren soll, das ist hier noch bloße Chiffre. Ein J bezeichnet den feurigen Isidor, der im zukünftigen Stück als flotter jugendlicher Liebhaber manche ehrsame Zuschauerin entzücken soll, und ist die Inkarnation des R, die züchtige Rosaura, erst einmal Wirklichkeit geworden, dann kennt der Enthusiasmus der Gründlinge im Parterre keine Grenzen. Steht nun im Plan J + R, dann hilft Alles nichts, und wenn die Moral, die Logik und selbst der Codex dagegen sein sollten: Isidor und Rosaura müssen zusammenkommen, denn der unerbittliche Geist der Mathematik will es haben.

Für eine so grobmaterielle Faktur ist der eine Antheilhaber der Firma Delacour und Hennequin mit einem staunenswerthen Kombinationsvermögen ausgestattet. Hennequin ist der Arithmetiker, der Kombinator des Quidproquos. Sein nüchterner und kühl berechnender Verstand kennt alle Geheimnisse der Intrigue; er operirt mit so überraschender Geschicklichkeit, wie noch Keiner vor ihm. Er weiß aus einem Mißverständniß ganze Dutzende von komischen Verwickelungen im engsten Rahmen abzuleiten, und eine Mehrzahl von verschiedenartigsten Intriguen gleichzeitig zu leiten und durchzuführen, ohne im tollsten Wirwarr auch nur eine zu vernachlässigen oder gar zu vergessen. Es ist wie das Kugelspiel eines Jongleurs; man gibt ihm zwei Kugeln, dann drei, vier, fünf und so weiter, und wie er vorher mit zweien, so wirft und fängt er jetzt ein Dutzend und mehr in sinnverwirrender Geschicklichkeit auf. Hennequin beschäftigt sich nur mit der Intrigue, die er komplicirt, vervielfältigt und löst; der Plan ist seine Arbeit, die Ausführung die seines Associés. Für diese ist Delacour nicht weniger befähigt, als sein Mitarbeiter für die technische Seite der Intriguenposse. Wohl hatte Hennequin anfänglich den Versuch gemacht, auch die Ausführung selbst zu übernehmen, aber der zwar immerhin günstige Erfolg seiner „Drei Hüte" zeigte ihm wohl, daß es mit der bloßen Verwechslung dreier Hüte, die von Kopf zu Kopf wandern und ein Mißverständniß nach dem andern hervorrufen, daß es mit der Maschinerie allein nicht gethan sei. Er associirte sich deshalb für die Folge mit Delacour, der die Ausführung des Plans zu übernehmen hatte. Delacour ist ein witziger Kopf und scharfer Beobachter, gerade genügend literarisch geschult, um einen anspruchslosen heitern Dialog zu schreiben und theatralisch gut erfahren, um mit den Erfordernissen der Bühnentechnik vertraut zu sein. Das erste Produkt, das aus der neugegründeten Possenfabrik hervorging, machte der Firma sofort einen geschätzten Namen. „Le Procès Veauradieux" ist der größte bisherige Erfolg der Dramatik der dritten Republik. Die Marke „Delacour und Hennequin" stieg deshalb sofort im Werth, und die Nachfrage wurde so groß, daß die Fabrik mit Dampfkraft arbeiten zu müssen schien, um den Bestellern gerecht zu werden. Die vergangene Wintersaison brachte nicht weniger als drei große Erzeugnisse auf den Theatermarkt. Man begreift daher wohl, daß sie nicht alle gleich gut oder auch nur gut sein können. Ebenso verhält es sich mit der Aufnahme, die sie beim Publikum fanden. Das Théâtre du Palais-Royal brachte „Poste restante" und erzielte einen halben Erfolg; das unglückliche Gymnase Dramatique machte mit dem „Oncle aux espérances" halbwegs Fiasco und das Vaudeville endlich errang mit den „Dominos roses" einen Erfolg, welcher den des „Prozeß Veauradieux" noch überbietet. Betrachten wir nunmehr diese drei neuesten Pariser Possen, die ungleich im Werth sind, aber immerhin an Witz und Bühnenwirkung ihren zeitgenössischen deutschen Seitenstücken überlegen sein dürften.

Das ursprüngliche Thema in „Poste restante" behandelt einen Vater, der sich einen Schwiegersohn erobert. Jener führt den Namen Jephta, der jedenfalls darauf hindeutet, daß diese Posse ursprünglich den kalauernden Titel „die Tochter Jephtas" führen sollte, wovor ein menschliches Rühren die Autoren schließlich noch verhindert hat. Jephta ist ein neuer Pariser Possentypus, nämlich ein Belgier. Vor Jahren wäre es vielleicht ein Deutscher oder ein Elsäßer gewesen, aber seit dem Kriege lacht man in Paris über den ungemüthlichen Germanen nicht mehr so herzlich wie ehedem, und der Elsäßer ist für die Posse kaum mehr zu verwenden, da sein deutscher Accent heute rührend wirkt. Also Jephta ist ein Belgier: als solcher trägt er seine Cigarren in der Mütze, seinen Proviant — Brüsseler Brot — im Stiefelrohr, benimmt sich wie ein Wilder von

den kleinen Antillen und endigt in seiner Konversation jeden Satz mit einem intimen: „Sais-tu?“ Man stellt sich ihm vor, aber er schreit einem entgegen: „Je ne vous connais pas, sais-tu?“ oder wenn man sich in ein Gespräch mit ihm einlassen will, ruft er wüthend: Voulez-vous me laisser tranquille, sais tu?“ Der Pariser will das so haben, denn er hält es für eine belgische Nationaleigenthümlichkeit und jubelt jedesmal gleich fröhlich auf, wenn wieder ein „Sais-tu?“ fällt. Natürlich kommen die Verfasser diesem billigen Wunsch gerne reichlich nach.

Der biblische Belgier hat in Erfahrung gebracht, daß sein Jugendfreund Pomaré im Amerika der Komödien gestorben ist und viermalhunderttausend Francs demjenigen seiner Verwandten vermacht hat, der sich zuerst verheirathet. Nun gibt es just einen jungen Pomaré, der im Begriffe ist, in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Aber seine Angebetete ist leider die Tochter Blesimar's, des Posthalters von Neuilly bei Paris und Jephta besitzt, wie sein Namensvetter im Lande Israels, eine heirathsfähige Tochter, die er sehr gern dem reichen Erben zur Frau geben würde. Jephta kommt mit seiner Tochter nach Paris, um den jungen Pomaré mit List oder Gewalt zu seinem Schwiegersohn zu machen, d. h. dessen Verlöbniß mit Fräulein Blesimar zu brechen und ihn seiner Tochter zu Füßen zu legen. In einer Komödie würde wohl der Löwenantheil bei der Ausführung solcher Pläne der Tochter zufallen: mit den Waffen ihres Geistes, ihrer Schönheit oder ihrer Liebenswürdigkeit müßte sie das Herz des spröden Liebhabers ihrer Nebenbuhlerin abtrünnig machen; es wäre ein Sieg der Koketterie, wie er auf der Bühne oft dargestellt wird. Aber in unserer Posse tritt die Tochter Jephta's ganz zurück; sie ist eine Figurantinrolle. Ihr Vater handelt für sie, und der Kampf um den Bräutigam gewinnt eben das an Entschiedenheit, was er an Delikatesse verliert. In der That sind denn auch des Belgiers Mittel ganz verzweifelt gewaltsam. Er dringt in das Postbureau von Neuilly ein, erräth die Geheimnisse der Familie Blesimar, schreibt verleumderische anonyme Briefe, macht den armen Pomaré im Hause seiner Braut ganz unmöglich und packt ihn endlich mit starken Armen, um ihn beim Notar seiner Tochter zum Mann zu geben. Um diesen Kern der Handlung gruppiren sich nun eine Reihe von Mißverständnissen, Verwechslungen und komischen Motiven, die den Stoff für ein Dutzend Einakter bieten könnten. Es läßt sich aber schwer erzählen.

In einem Bahnhof von Paris spielt der erste Akt, wo gleich der einleitende Akkord vortrefflich eine Intriguenposse einleitet. Eine wahre Hetzjagd beginnt. Bahnangestellte, Reisende, auf jemand Wartende rennen und schreien durcheinander. Man kommt und geht, reist ab und langt an; Koffer, Briefe, Kleider werden gewechselt und verwechselt; Ehemänner mit ihrer Maitresse, Ehefrauen mit ihrem Geliebten begegnen und verbergen sich; man ohrfeigt sich, spielt Versteck, man läßt sich rasiren, um sich unkenntlich zu machen, man vermummt sich und tauft sich um; kurz: der Imbroglio, die Verwirrung erreicht hier eine Höhe und Ausdehnung, wie sie nicht einmal Goldoni in seinem „Fächer“ erreicht hat. Wie es aber in dem französischen Postbureau des zweiten Aktes zugeht, das müßte einmal Stephan in Berlin sehen. Briefträger stempeln die Briefe im Vorzimmer, der Posthalter schließt die Bude einfach, wenn es ihm beliebt, man speist im Wartezimmer und hält ein gutes Familiendiner im Bureau, erklettert die Scheidewand zwischen Publikum und Personal und zankt und schlägt sich herum, wie in einer Kneipe. Nicht weniger gemüthlich sieht es bei dem Notar aus, wo Alles aufgeklärt und des Belgiers Sieg entschieden wird. Wie gut hat er zu intriguiren verstanden und wie sehr hat ihn der Zufall begünstigt! Er mußte gerade mit demjenigen Zug nach Paris reisen, worin auch die Schwiegertochter Blesimar's mit ihrem Geliebten und Blesimar jun. mit seiner Maitresse reisten. Nun werden die Koffer und Handsäcke verwechselt, und Jephta benutzt die Verwirrung, um eine Pression auf die beiden schuldigen Eheleute auszuüben, welche jetzt aus Furcht vor Verrath mit Vergnügen seine Pläne begünstigen und sich gegen Pomarés Heirathskandidatur erklären. Dies ist um so leichter, als Fräulein Blesimar einen Andern liebt. Dann das ergötzliche Motiv mit den anonymen Briefen, welche von verdächtigen „Sais-tu?“ wimmeln. Jephta theilt darin dem Vater und dem Onkel der Braut mit, Pomaré stamme aus einer bedenklichen Familie: sein Vater sei im Irren=

haus gestorben, der Bräutigam selbst sei brustkrank und seine dereinstigen Kinder seien der Schwindsucht geweiht. Dies gibt Anlaß zu einer urkomischen Scene, wo Onkel und Papa Blesimar den Bräutigam verstohlen betasten, um sich zu vergewissern, ob wirklich seine Lunge angegriffen sei und wie weit sich die Tuberkulose schon erstreckt habe. Dies Alles ist von einer zwar in ihren Motiven wenig wählerischen, aber so herzlichen, echt französischen Heiterkeit, daß man nur die Stoffüberfülle bedauern muß, welche das Ganze dermaßen verwickelt, daß die Uebersicht, die Klarheit darunter leidet, die das erste Erforderniß wirksamer Situationskomik ist.

Der Löwenantheil bei dem zweiten diesjährigen Erzeugniß der Firma „L'oncle aux espérances" scheint weniger dem Maschinisten der Intrigue, als dem ausführenden Delacour zugefallen zu sein. Zwar liegt auch dieser Posse eine Verwechslung zu Grunde, aber der Schwerpunkt des Stückes beruht mehr auf der komischen Charakterzeichnung eines grillenhaften Onkels und einer erbschleichenden Schwiegermutter. Der hoffnungsvolle Onkel Moulinot ist ein prächtiger Typus, der dem Erfinder Delacour alle Ehre macht. Er gehört zu jenen alten Herren, deren Vermögen wegen Kinderlosigkeit eines Tages dem nächsten Verwandten zufallen wird, und welche bis dahin mit beständigen Hinweisen auf die künftige Erbschaft nicht blos die Hoffnung, sondern auch den Schreck dieser Verwandten bilden. Dies ist bei Onkel Moulinot der Fall. Er ist Wittwer geworden und folgt deßhalb der Einladung seiner ebenfalls verwittweten Schwester, Madame Duvernay, welche bei ihrer verheiratheten Tochter wohnt, und übersiedelt sofort in das Haus der Nichte. Dort wird ihm ein glänzender Empfang zu Theil. Man hat dem hoffnungsvollen Onkel die neueingerichtete Wohnstube nebst Küche und Keller zur Verfügung gestellt, er hat sein eigenes Service, seine eigene Bedienung — nämlich die ganze Familie — und seine Privatmöbel, die Niemand außer ihm benutzen darf. Onkel Moulinot läßt sich das gefallen. Dem guten Willen, den man ihm in so reichlichen Maße schon entgegen bringt, werden aber auch von Seite des Onkels die höchsten Anforderungen gestellt, denn Herr Moulinot ist im Grunde ein ganz ekliger Mensch. Haustyrann bis ins kleinste Detail, versetzt er in kurzer Zeit das bisher so glückliche und stille Familienleben seiner Verwandten in die unsäglichste Aufregung. Er leidet am Asthma und quält damit seine Erben nicht weniger als mit seinen wenig angenehmen Charaktereigenschaften. Er ist launisch, streitsüchtig, mißtrauisch, despotisch; er leidet keinen Widerspruch, liebt den Klatsch, ist jähzornig und unversöhnlich. Kurz, er stellt das ganze Haus auf den Kopf und — seine Verwandten lassen sich das gefallen. Wenigstens werden sie dazu gezwungen durch Madame Duvernay, die Schwiegermutter des Hauses. Diese ist eine gute und brave Frau, aber sie kennt nur ein Ziel, ein Streben, einen Lebenszweck, dem sie alle Rücksichten unterordnet. Sie will die Universalerbschaft des Onkels Moulinot für ihre Tochter, ihren Schwiegersohn sichern. Zu diesem Zweck hat sie den bösen lieben Onkel ins Haus aufgenommen, umgibt sie ihn mit aller Liebenswürdigkeit und jedem Komfort, unterzieht sie sich mit Freuden der herben Sklaverei unter seinem strengen Machtspruch und zwingt sie ihre Kinder mit ihr in Demuth und Geduld auszuharren. Sie ist die Seele des Komplotts, dieses Kampfes der Schlauheit und Ausdauer gegen die brutale Verbohrtheit. Wohl weiß sie, daß Moulinot seinen Enkel Gaston bereits zu seinem einzigen Erben ernannt hat, aber deßhalb läßt sie den Muth doch nicht sinken. Je unausstehlicher der alte Griesgram wird, desto hingebender und liebenswürdiger seine Schwester. Das hat natürlich am Ende auch seine Grenzen. Nicht daß Frau Duvernay die Sache satt bekäme, o nein! aber ihre Kinder, das Ehepaar Pommerol, finden ihre Lage unerträglich, entwürdigend.

**Pommerol.** Dieser Mensch darf nicht länger im Hause bleiben.
**Frau Pommerol.** Ja, wir halten es nicht länger aus!
**Frau Duvernay.** Geduld, Geduld, meine Kinder!
**Pommerol.** Ich begreife nicht, daß Sie sich nicht gegen diese unwürdige Rolle empören.
**Frau Pommerol.** Ja, es ist wahr.
**Pommerol.** Weshalb so viel Erniedrigung?!
**Frau Duvernay.** Für Euch, meine Kinder!

**Pommerol.** Wir wollen nichts vom Onkel Moulinot. Mit Ihrem Eifer in unserem Interesse machen Sie uns nur unglücklich.

**Frau Pommerol.** Ja, wir wollen nichts vom Onkel Moulinot.

**Frau Duvernay.** Gut, so sorge ich für Eure Kinder!

**Pommerol.** Wir haben keine!

**Frau Duvernay.** Ihr werdet haben! (Legt ihre Hand aufs Herz, mit großmütterlichem Stolz) Ich fühle es hier!

Ein günstiger Zufall kommt Mutter Duvernay zu Hülfe. Der Onkel hat mit seiner Klatschsucht einen argen Streich gespielt. Er glaubt, die Freundin seiner Nichte, Alice, habe ein Verhältniß mit seinem Enkel und Erben Gaston und neckt nun diese Dame und ihren Gemahl mit einem Rendezvous, dessen Zeuge er vor langen Jahren war. Aber die betreffende Dame war nicht Alice, sondern Onkel Moulinots eigene Frau. In Folge dieses Mißverständnisses soll es zwischen Gaston und Alice's Gemahl zum Duell kommen. Alles geräth in Konfusion, Moulinot will ausziehen, Frau Duvernay ist in Verzweiflung.

Im letzten Akt erfährt der hoffnungsvolle Onkel die traurige Wahrheit, daß seine tugendhafte Selige und sein geliebter Erbe ihn betrogen haben. Er ist wie vom Schlag getroffen und sinkt vernichtet in den Fauteuil, umgeben von Frau Duvernay und ihren Kindern, welche befürchten, der Onkel werde sich beruhigen und verzeihen. Zum Glücke für sie geschieht dies nicht. Moulinot zerknittert das Bild derjenigen, die er schon auf Erden für einen Engel gehalten, und enterbt Gaston. Madame Duvernay triumphirt. Mit Rücksicht auf den veränderlichen und widerhaarigen Charakter des Onkels dürfte sie ihre Freude über diesen Sieg, der das Andenken einer Todten in nicht gerade zartfühlender Weise tangirt, freilich ein wenig mäßigen.

Am besten läßt sich die Manier des Verfasserpaares in der dritten, erfolgreichsten Novität: Les Dominos roses nachweisen, welche bis ins Kleinste ganz nach der Schablone gearbeitet ist. Die drei Hüte ihres gleichnamigen Stücks haben sich hier in drei Rosa-Dominos verwandelt und richten dieselbe Verwirrung an, veranlassen dieselben Verwechslungen und fordern dasselbe ungezwungene Lachen im Zuschauerraum heraus. Versuchen wir es, die Handlung dieser lustigen Intriguenposse zu erzählen, ohne uns in ihrem Labyrinth zu verlieren!

Zwei junge Frauen unterhalten sich im ersten Akt über die Treue ihrer Männer. Die eine ist sehr zur Eifersucht veranlagt, aber sie hat Zutrauen zu der Treue ihres Mannes. Skeptischer denkt ihre Freundin von dem ihrigen im Speciellen und überhaupt von den Männern im Allgemeinen. Sie ist z. B. davon fest überzeugt, daß ihre beiden Männer auf ein anonymes Billet-doux hin, das ihnen ein Rendezvous auf dem heute stattfindenden Opernhausball gibt, sofort alle möglichen Vorwände und Nothlügen anwenden würden, um ihre Frauen nicht, wie sie es bereits versprochen, ins Theater zu führen und statt dessen in die Arme der Briefschreiberin zu eilen. Die beiden Frauen beschließen, ihre Männer zu prüfen. Sie rufen das Kammermädchen und diktiren ihr zwei anonyme Einladungen zum Stelldichein in die Feder. Die Unterschrift lautet: der Roso-Damino. Beide Briefe werden den Ehemännern in die Hände gespielt. Was wird geschehen? Werden sie der Einladung in der Hoffnung auf ein Liebesabenteuer Folge leisten? Die vertrauensselige Frau bezweifelt es. Wir bezweifeln es nicht. In der That gehen die Männer in die Falle. Sehr komisch ist es nun anzusehen, wie Beide sich des lästigen Theaterbesuchs entledigen. Der Eine schützt Geschäfte vor, der Andere — es ist gerade der Gemahl der Vertrauenden — setzt sogar eine förmliche Geschäftsreise in Scene als die Folge einer fingirten Depesche. Ein Köfferchen, worin sein Ballkostüm, in der Hand, nimmt er rührenden Abschied und reist ab.

Nichts ist weniger neu, als dieser Ausgangspunkt. Schon hundertmal haben wir dergleichen auf der Bühne gesehen: wir kennen die Verwicklung, sehen die Mißverständnisse, die sich auf dem Ball ergeben werden, schon a priori voraus, und sind gewiß, dem Chassez-croisez zwischen zwei Rosa-Dominos und ihren beiden ahnungslosen Ehemännern eine Reihe von Situationen zu verdanken, die uns alle mehr oder weniger als

alte Bekannte anmuthen werden. Weit gefehlt, — denn eine zweite Intrigue setzt hier ein und läuft mit der ersten parallel.

Das Kammermädchen, welches jene beiden Briefe zu schreiben hatte, ist nicht weniger unternehmungslustig, als ihre Herrschaft. Sie weiß, daß Monsieur und Madame auf den Ball gehen, und daß heute Nacht Niemand zu Hause sein wird. Weshalb soll sie sich also daheim langweilen? Sie erinnert sich, daß unter der Garderobe ihrer Herrin sich ein letztjähriger Rosa-Domino befindet. Da sie zudem bestimmt weiß, daß die beiden Damen für den heutigen Abend neue Dominos bestellt haben, so beschließt sie, von dem disponiblen dritten Gebrauch zu machen. Sie schreibt zu diesem Zweck einen dritten anonymen Brief, worin sie einem Hausfreund und Verwandten ihrer Herrin, einem Studenten, ein Rendezvous auf dem Opernhausball gibt.

Diese drei Paare finden sich zur bestimmten Stunde. Die Handlung spielt im Büffetzimmer eines Restaurateurs; links und rechts befinden sich die Thüren zu den fragwürdigen Cabinets particuliers. Die drei Dominos kommen nach einander mit ihren drei Herren, Kellner eilen geschäftig hin und her, Thüren gehen auf und zu. Eine bewunderungswerthe Geschicklichkeit zeigen die Autoren darin, wie sie unter mehr oder minder plausibeln Motiven die Dominos und ihre Begleiter aus ihren Kabinets heraus und auf die Bühne bringen, wo dann natürlich das Quidproquo recht ausgelassen waltet. Die beiden Frauen verschwinden am Arm ihrer Begleiter, die eine mit dem Gemahl der andern, in den Kabinets; die eine läßt die Lärmglocke hören und die andere will ihrer Freundin, wie es verabredet war, zu Hülfe kommen. Beide treffen sich athemlos im Büffetzimmer. Die Herren kommen, neue Verwechslung. Abermaliger Austausch der Dominos; die beiden Ehemänner haben keine Ahnung, daß die schönen Masken ihre Frauen sind, wohl aber ist ihr Erstaunen nicht wenig groß, als sie einander treffen und ihr Abenteuer erzählen, welches beide den anonymen Briefchen eines Rosa-Dominos verdanken. Aber so spröde sind ihre Damen! Und mitten in dem Hin und Her erscheint ein dritter, bedeutend angeheiterter Domino am Arm des Studenten. Neues Chassez croisez! Der dritte Domino verwirrt die Verwirrung noch mehr und wird nach einander die leichte Eroberung der beiden Ehemänner, welche der Meinung sind, immer in Gesellschaft ihrer zärtlichen Briefschreiberin zu sein. Dieser dritte Domino ist natürlich das Kammermädchen, die Einzige, welche die Intrigue durchschaut, die sie ja selbst in Action gesetzt hat.

Aber an dieser sechsfachen Steeplechase ist noch nicht genug. Die Verfasser bringen ein neues Quidproquo und zwei neue Figuren in den tollen Wirrwarr und steigern den Imbroglio noch mehr. In der Familie der einen dieser beiden Frauen existirt nicht nur ein Vetter, welcher Student und ebenfalls von der Parthie ist, sondern auch ein Onkel, welcher als guter Bieder- und Ehemann lebt. Allzu früh verheirathet, findet er jetzt in seinen alten Tagen, er habe eigentlich viel zu wenig mitgemacht. Sein Ideal ist die Theaterdame, wie sie in seiner Phantasie lebt, und sein Traum einmal hinter die Coulissen zu gehen und allda den Niedlichen zu spielen. Dieser zwanzigjährige Wunsch soll sich endlich erfüllen. Der eine unserer Ehemänner hat beschlossen, den Beginn des Maskenballs im Variété-Theater zu erwarten und nimmt den Onkel mit in die Coulissen. Dort unterhält sich dieser auch richtig so ausgezeichnet, daß er, von seinen Verwandten im Stich gelassen, einer Statistin ein Souper anbietet. Im selben Restaurant trifft das vierte Paar mit den drei andern zusammen; aber der abenteuernde Onkel ist weniger glücklich. Nachdem seine Begleiterin, trotz ihrer Versicherung, gar keinen Appetit zu haben, ein opulentes Souper mit Austern, Melonen und Trüffeln hat auftragen lassen, verschwindet sie auf Nimmerwiedersehen und läßt den wartenden und in seiner Geduld die Zeitung lesenden Onkel zurück, der sich natürlich die Sache viel poetischer gedacht hat.

Die drei Herren mit ihren Rosa-Dominos kommen am Ende auch mit dem seine Schöne aufsuchenden Onkel zusammen. Allgemeines Erstaunen. Jeder der Herren hält sich für verathen und der Student verbirgt sich vergeblich. Der dritte Domino verschwindet, und der Onkel führt die beiden andern nach Hause.

Man sollte meinen, daß die Lösung dieser vielen Verwicklungen kaum mehr hin-

reichenden Stoff zu einem ganzen Akt geben könnte. Doch ist es so, und gerade dieser Aufzug ist weitaus der beste und lustigste des ganzen Stücks. Auch er hat sein eigenes neues Quidproquo, das diesesmal weder durch drei anonyme Briefe noch einen dritten Domino, sondern durch ein Armband herbeigeführt wird.

Der Onkel hat auch eine Gattin, welche Kant's Ausspruch in der Anthropologie, daß die Frauen herrschen und die Männer regieren, wenigstens halbwegs Lügen straft. Diese fromme Xantippe herrscht und regiert. Ihr Gemahl ist ein willenloses Nichts, das ganz unter ihrem Pantoffel steht. Sie hat im ersten Akt dem Studenten ein zerbrochenes Armband gegeben, damit er es dem Goldschmied bringen sollte. Der Vetter erfüllte zwar dies Gebot, vergaß aber das reparirte Armband wieder seiner Besitzerin zurückzugeben. Ja, der Junge ging sogar in seinem Champagnerrausch so weit, es seinem Domino als dankbares Andenken zu übergeben. Der dritte Domino steckte das geschenkte Bracelet sofort an den Arm; dort wurde es auch von den beiden Ehemännern bemerkt. Als es am folgenden Morgen zur Erklärung kommen soll, entdeckt der eine Ehemann die Aehnlichkeit des Papiers, worauf seine anonyme Einladung geschrieben war, mit demjenigen, das in der Mappe seiner Frau liegt. Die beiden Männer vergleichen ihre Billets: Die nämliche Schrift, der nämliche Stil, das nämliche Phantasie-Wappen auf dem Papier. Sie erkennen, daß ihre Frauen ihnen einen Streich gespielt haben und suchen die nothwendige Erklärung unschädlich zu machen, indem sie ihr zuvorkommen und sich stellen, als hätten sie es wohl gewußt, daß ihr reizender Rosa-Domino niemand anders war, als ihre Ehehälfte, sie wären sonst nicht so keck gewesen. Allgemeines Wohlgefallen, allgemeine Versöhnung. Ein einziges Wort zerstört den Einklang.

Im Bestreben, seine Schuld so viel wie möglich zu vertuschen, geht der eine Ehemann zu weit. Er glaubt, seiner Frau nichts Neues mitzutheilen, als er von ihrem Armband, ihrem Kaffeeflecken und Riß in ihrem Domino und überhaupt von ihrer erhörenden Zärtlichkeit spricht. Die arme Frau weiß nichts von all' diesen süßen Erinnerungen und erkennt nun plötzlich, daß eine Verwechslung oder vielmehr ein Verrath, eine Untreue stattgefunden hat. Sie überschüttet ihre Freundin mit Vorwürfen, denn es gilt ihr für ausgemacht, daß diese zu spät die Lärmglocke geläutet hat. Man holt die beiden Domino-Anzüge herbei und beweist sich gegenseitig, daß keiner weder befleckt noch zerrissen ist. Um so wüthender überhäufen sie jetzt ihre Ehemänner mit ihren Zornausbrüchen, denn Bracelet, Fleck und Riß beweisen deutlich, daß die Ungetreuen die schönere Hälfte der Nacht in der Gesellschaft eines weniger scrupulösen Rosa-Domino zugebracht haben.

Ein Zufall leistet den dritten Beweis für die Existenz eines dritten Dominos. Ein Kellner überbringt ein Armband, das ein Rosa-Domino im Kabinet particulier hat liegen lassen. Es gehört keiner der beiden Frauen. Da bringt ein anderer Zufall die Tante herbei, die das Bracelet sofort als das ihrige erkennt. Neues Quiproquo. Die beiden Herren schneiden bestürzte Gesichter, ihre Frauen brechen in ein schadenfrohes Gelächter aus, die Tante aber entgegnet auf die Anspielungen mit einem zornigen: „Halten Sie mich denn für eine leichte Person?!“ Zum Glück ist der Student zur Stelle, der denn auch sofort eingesteht, das Armband seinem Rosa-Domino geschenkt zu haben, den er übrigens nicht erkannt haben will.

Erst jetzt erfolgt rasch und sicher die Lösung. Die beiden Frauen erinnern sich des Dienstmädchens, dem sie jene Briefe diktirten und das sich seltsamerweise heute noch nicht blicken ließ. Man findet ihr Zimmer leer; der ausgeflogene Vogel hat blos einen Rosa-Domino, den dritten zurückgelassen. Die Zofe hat, (ein sehr glücklicher Einfall der Autoren!) sich selbst gerichtet und ist durchgebrannt ohne die Abrechnung zu verlangen, ja ohne nur den Mitschuldigen an diesem Abenteuer mitzunehmen. Dieser, der Rosa-Domino, wird geprüft: man findet den Kaffeefleck und den Riß im Aermel. Der Herr des Hauses und sein Freund haben nacheinander die Eroberung von Madames Dienstmädchen gemacht. Dies Ridicüle ist ihre Sühne, und die Sühne rettet gewöhnlich auf dem Theater die Moral.

Nichts liegt mir ferner, als dieses Stück als das beste in seinem Genre oder es

überhaupt als gut anpreisen zu wollen. Ich weiß wohl, daß die Verfasser sehr übel weg kommen, wenn man nach dem ethischen oder künstlerischen Werth der Dominos roses forschen wollte. Selten mehr als hier fühlt man die tiefe Wahrheit, die in La Fontaine's Stoßseufzer liegt: „Les delicats sont malheureux!“ Für die deutschen Begriffe von Wohlanständigkeit ist jedenfalls der zweite Akt zu pariserisch, obwohl man in der Operette schon Gewagteres nicht nur verdaute, sondern auch mit Beifall aufgenommen hat. Jedenfalls thut der Uebersetzer gut, wenn er dieses Stück, das hier mittelmäßig gespielt wurde und doch einen so großen Erfolg errang, jener scharfen Retouche unterwirft, die fast alle auf deutschen Boden verflanzten Pariser Stücke benöthigen, damit die „Delicaten“ keinen Anstoß nehmen.

Nirgends kommt der Genre von Delacour und Hennequin zum prägnanteren Ausdruck, als in den „Rosa-Dominos.“ Die Erfindung überrascht keineswegs durch ihre Neuheit. Diese Dominos haben schon auf manchen Bällen, in manchen Stücken gedient, aber ich bezweifle, daß sie jemals in einer mehr amüsanten, tollen und anziehenden Maskerade erschienen sind. Was nicht neu ist, erneut sich hier jeden Augenblick durch ein neues Detail, eine neue Ueberraschung. Man sagt sich: Ich muß das schon irgendwo gesehen haben! Dann wendet der Gang der Handlung, ein Zwischenfall tritt ein, Alles verändert sich und man glaubt sich vollständiger Originalität gegenüber. Das Unvorhergesehene, die Ueberraschung, regiert den ganzen dritten Akt. Jeder Schlag eines vorhergehenden Aufzugs findet hier seinen Gegenschlag, der umso besser wirkt, als die Vorbereitung bei aller Sorgfalt leicht und diskret war. Eine einzige Idee liegt diesen Chaos von Verwicklungen zu Grunde und gibt ihm Licht, Klarheit, Uebersichtlichkeit. Die Hast, womit sich die Quidproquos folgen, ist dennoch weise gemäßigt und ab und zu von einer Scene unterbrochen, die mehr ausgeführt ist, — wie um Athem zu schöpfen. Der Dialog ist fast nur skizzirt, wenigstens aufs Nothwendigste beschränkt. Der Esprit sagt nur, was er muß; er ist das Resultat der Situation; er thut was er kann und nicht was er will. Zu den Dominos roses haben die Autoren ein Dutzend Lustspiele geplündert. Wie viele Dutzende von Lustspieldichtern werden diese Posse plündern? Des Studiums, namentlich von Seiten unserer Possenschreiber, ist sie werth, man mag über ihren Werth denken, wie man will. Jedenfalls soll man über das „billige“ Quidproquo im Lustspiel nicht geringschätzig urtheilen, denn es scheint doch nicht ganz so wohlfeil zu sein, wenn man erwägt, wie sparsam wir mit guten Intriguenstücken bedacht sind.

---

# Kritische Rundblicke.

## Eine neue Anthologie.

Wenn Seume geahnt hätte, was heutzutage Alles an Liedern producirt wird, so würde er gewiß diejenigen nicht für „böse Menschen“ erklärt haben, die keine Lieder kennen. Im Gegentheil sind uns gerade diese die Liebsten von allen Einsendern und niemals gehen wir ohne stilles Bangen an die Prüfung einer neuerschienenen Gedichtsammlung. Um so freudiger überraschten uns Karl Böttcher's „deutsche Dichterhelden“ (bei Wilhelm Röhl in Leipzig erschienen), eine der geschmackvollsten und interessantesten Blumenlesen, die seit langer Zeit auf den Büchermarkt gekommen sind.

Zunächst war es schon ein äußerst glücklicher Gedanke der Verlagshandlung, die dichterischen Beiträge handschriftlich darzustellen, so daß die Käufer des Buches eine reiche Autographensammlung erhalten. Es ist sehr lohnend, ja es ist lehrreich, diese Handschriften mit prüfendem Auge zu betrachten. Sie erzählen von Art und Wesen ihrer Urheber mehr, als mancher Biograph zu berichten wüßte. Wie charakteristisch ist z. B. der Gegensatz zwischen Laube's energischen unzweideutigen Schriftzügen und dem glatten ängstlichen Gekritzel von Karl Frenzel. Die Schrift von Eduard Grisebach erscheint als ein ebenso absichtlicher Archaismus, wie wir manchen in seinen Gedichten finden. A. E. Brachvogel, einer der regsten literarischen Geschäftsleute, hat bezeichnend genug eine sehr „kaufmännische“ Handschrift; die von Oskar von Redwitz kam uns ziemlich „ausgeschrieben“ vor. Johannes Scherr schreibt sehr „geradezu“. Emanuel Geibel's Worte zeigen Schwung und Fülle. Bauernfeld hat seine Epigramme gegen den „Alten in Rom“ offenbar mit einer sehr spitzen Feder geschrieben, während die Verse der Marlitt auf einen ... Gänsekiel hindeuten. Die schief durcheinander laufenden Zeilen aber, die Hieronymus Lorm beigetragen hat, erzählen schon in ihrer äußern Gestalt von der Unglücksgeschichte eines langen Lebens; der Dichter ist fast ganz des Augenlichtes beraubt und leidet noch außerdem unter der Blindheit, welche die Masse verhindert, seine echtesten Vorzüge herauszufinden.

Doch nicht nur die Aeußerlichkeit, auch der Inhalt der „deutschen Dichterhelden“ verlohnt, daß man mit ihnen bekannt wird, wenn auch nicht Alles von gleichem Werth ist. Bodenstedt hat ein prächtiges Gedicht: „Nach dem Gewitter“ beigetragen. Felix Dahn konnte natürlich nicht umhin, auch hier etwas Patriotismus abzuladen. Er beginnt seine Strophen mit den Zeilen:

> „Heil Euch im Siegerkranz,
> Schirmer des Vaterlands!“

worauf ich nicht umhin konnte, unwillkürlich hinzuzufügen:

> „Ach, wie ist's möglich, Dahn,
> Daß ich Dich lassen kann!“

Von Ernst Eckstein fand ich zu meinem großen Staunen keine Gymnasial-Humoreske zu 1 Mark, sondern ein wirklich schönes Gedicht, das mit der melodischen Strophe beginnt:

> „Still und verborgen
> Trage dein Weh:
> Wonnen und Sorgen
> Schmelzen wie Schnee;
> Kummer und Reue,
> Alles zerstiebt!
> Es vergißt selbst die Treue,
> Wie treu sie geliebt.“

Ferdinand Freiligrath gibt die Uebersetzung eines Gedichts von Tennyson, Emanuel Geibel zwei wundervolle Strophen. Karl Gerock richtet in „reimlos metrischen Zeilen“ ein Gebet an Gott! Wenn Gott dies Gebet verstanden hat, so will ich an seiner Allmacht in Zukunft nicht zweifeln ..... Kernhaft ist ein Spruch von Anastasius Grün:

Könne wollen,
Wolle können.
Götter zollen,
Menschen gönnen
Dann dem Wollen
Auch das Können.

Auch was Julius Grosse, Karl Gutzkow, Hans Herrig beigetragen hat, ist beifallswerth. Von Paul Heyse habe ich schönere Lieder gelesen. Ergreifend ist ein Gedicht von Holtei, das mit der Strophe endigt:

Soll dies Herz nun brechen,
Das kein Glück erwarb,
Wird wohl Einer sprechen:
Schade, daß er starb?

Kinkel's Gedicht ist trefflich. Paul Lindau bietet einen Entwurf zu einer französischen Sensationskomödie, der zwei drollige Wendungen bietet, aber schließlich pointelos im Streusande verläuft. Hermann Lingg theilt aus einem Drama folgende markige Ballade mit:

Um König Manfred weinen
Sizilien und Tarent.
Es ragt ein Mal aus Steinen
An der Brücke von Benevent.

Ein Held, wie größer Keinen
Der Ruhm Italiens kennt,
Ruht unter dem Mal von Steinen
An der Brücke von Benevent.

So lang die Sonne wird scheinen
Und die Sterne am Firmament,
Schreit Rache das Mal aus Steinen
An der Brücke von Benevent.

Aus einem längeren Gedicht von Alfred Meißner gegen die Pessimisten ist die letzte Strophe hervorzuheben:

Todt ist, was einst zu Grabe fuhr —
Ertrag' es als ein Mann,
Daß jede Flasche einmal nur
Getrunken werden kann!

Albert Träger gibt den Trostlosen einen recht eigenthümlichen Rath:

Wenn du dein Glück verloren hast
Und Nichts (!) dir Trost und Frieden bringt,
Dann — — —

Nun rathe einmal der Leser, was man in solchem verzweifelten Augenblicke thun soll. Unser gemüthlicher Dichter antwortet:

Dann schau' den Vogel auf dem Ast,
Der froh für sich sein Liedchen singt,
Und wenn der Winter ihn erschreckt,
Sein Köpfchen, das vor Kälte bebt,
Geduldig unter'n Flügel steckt,
Es hat gesungen und gelebt.

Ich gestehe, daß mir im Schmerz die Betrachtung eines Vogels auf dem Ast immer nur eine sehr unzulängliche Beruhigung gewährt hat.

Von den zahlreichen übrigen Beiträgen (wir finden u. A. auch Scheffel und Storm vertreten) will ich nur noch Julius Rodenberg's „Spatzenlied" anführen, das an Rückert's liebenswürdigste Gedichte erinnert:

Ich bin wohl ein gemeiner Wicht,
Das Singen gar versteh' ich nicht,
In schönen Kleidern geh' ich nicht,
Es sieht mich auch kein Mensch nicht an,
Nur böse Buben dann und wann,
Die werfen mich mit Steinen;
Und dennoch will mir scheinen,
Als sei so schön die ganze Welt,
So blau die Luft, so grün das Feld —
Piep, piep, piep,
Ich habe die Welt so lieb!

Wir schließen mit einem Dankeswort an den Herausgeber, dem es gewiß keine geringe Mühe gemacht hat, hier so viel hübsche Gaben gastlich zu vereinen. **D. Bl.**

---

## Essays von Hans Hopfen.

Hans Hopfen hat (bei Cotta in Stuttgart) einen Band „Streitfragen und Erinnerungen" herausgegeben. Es ist eine krause buntscheckige Sammlung von Aufsätzen, die mit zu unwählerischen Händen zu eilfertig zusammengeschüttelt wurden. Mancher Aufsatz ist gehaltreich und werthvoll, mancher andere ganz müssig und leer. Hopfen besitzt augenscheinlich eine zu weitgehende Vaterzärtlichkeit für seine journalistischen Geisteskinder. Er möchte gern kein einziges in abgeschiedenen Pultfächern verkommen lassen. Er gibt sogar in väterlicher Fürsorge mehreren von diesen Geisteskindern einen genauen Tauf- und Geburtsschein mit auf den Weg, indem er weislich bemerkt, daß der eine Aufsatz auf der Insel Föhr im August 1872, der andre in Berlin an einem 13. April, ein dritter hier, ein vierter dort das Licht der Welt erblickt hat — Ort- und Zeitbestimmungen, die keinen andern Zweck zu haben scheinen, als daß sie den Literaturforschern der Nachwelt jeden Streit über die Entstehungsgeschichte dieser Reliquien ersparen sollen. Den blinden Cultus, den die übertriebenen Goethe-Verehrer mit den Papierschnitzeln ihres Idols treiben, den treibt Hopfen als übertriebener Hopfen-Verehrer mit seinen eignen Papierschnitzeln. Er scheint der Meinung zu sein, daß die Düfte seines Stils genügen, um das schon abgestorbene Tagesinteresse so einzubalsamiren, daß es noch als Mumie der Betrachtung werth bleibt. Mumienhaft in der That ist der Inhalt von mehreren der dargebotenen Essays. Was soll es z. B. wenn uns Hopfen über das länst abgethane Theaterreform-

buch von Georg Köberle eine 60, sage 60 Seiten lange Kritik zum Lesen — nein, zum Ueberschlagen vorlegt? Ebenso müssig ist der Zank mit Otto Devrient über „Theaterfreiheit und Theaterzwang“. Als eine starke Zumuthung erscheint, es uns, über Aufführungen der Kleist'schen Hermannsschlacht“ zwei Aufsätze lesen zu sollen. In dem ersten dieser Aufsätze ist höchstens die Abfertigung von Rudolf Genée dankenswerth, der neuerdings an der Bearbeitungssucht leidet und sich wie eine Schmeißfliege auf den Rand unsrer alten Dichtungen setzte. Die Skizze „Berliner Theaterfrühling“ konnte Hopfen aber in den Papierkorb werfen. Auch die Darstellung des Grillparzer'schen Schauspiels: „des Meeres und der Liebe Wellen“ an der Berliner Hofbühne wird ausführlich besprochen. Aus welcher Ursache, zu welchem Zweck belästigt man uns mit solchen Ephemeriden? Ebenso überlebt sind die politischen Skizzen und in einzelnen Erinnerungsbildern, wie „mon ami Justin“ und den „Bureaukraten-Idyllen“ haben wir unter den dichten Schleiern der Langenweile die Muse Hopfen's nicht mehr wiedererkannt. Wunderlich gemahnt es uns, in einem bei Cotta erschienenen Buche über die schauspielerischen Leistungen von Frl. Meyer und Herrn Weilenbeck Berichte zu lesen. Aus dem Nekrolog über Bernhard Scholz (einen, wie Daniel Spitzer sagen würde „heutzutage nicht mehr gekannten Dichter der neuesten Zeit“) werden die meisten Leser erst erfahren haben, daß Scholz gelebt hat — und kann man noch den Thränen, die Hopfen den Dichtern Halm und Grillparzer nachweint, Glauben schenken, wenn er dieselben Thränen am Grabe von Bernhard Scholz vergießt und mit folgendem herzbrechenden Seufzer von ihm Abschied nimmt: „Die Nebel wallen, die Sonne blendet. Mir gehn die Augen über. Ich sehe nichts mehr. Fahr wohl, alter tapferer Freund, männliche Seele Du, fahre wohl ....“ Ist es aber nur eine persönliche Freundschaft, welche diese Zeilen diktirt hat, so will es mir nicht behagen, daß Hopfen sich mit seinem gutstilisirten Schmerz und den angenehm-thränenden Augen so sichtbar vor den Spiegel der Oeffentlichkeit stellt. Kurz, auch dieser Aufsatz mußte herausbleiben. Nebenbei hat sich Hopfen oft nicht einmal Mühe gegeben, den einzelnen Feuilletons eine anständige buchgemäße Toilette zu geben, so daß uns Wendungen stören, wie die folgende: „Von dem Vielen, was ich noch zu sagen hätte und des knappen Raumes wegen in mein Herz zurückdränge“ ꝛc. .. Solche Zeitungsphrasen hätten füglich ausgemerzt werden sollen. Sie entstellen fast jede Seite des Buchs.

Doch der Band enthält auch einiges Beachtenswerthe und Treffliche.

Dahin rechne ich den Aufsatz über Friedrich Halm, worin die Werke des Dichters sehr liebevoll gewürdigt werden. Auffallend ist die Mittheilung, daß sich in Halm's Nachlaß noch Stücke finden, die von den Herausgebern seiner nachgelassenen Schriften zurückgehalten worden sind, so u. A. ein Komödienfragment: „Aristophanes in der Unterwelt.“ Hopfen bemerkt: „Die Beweggründe, welche jene Stücke von der Veröffentlichung ausgeschlossen haben, sind gewiß nur ehrenwerthe gewesen. Aber diese Beweggründe mögen so ehrenwerth gewesen sein, als sie wollen, da sie nicht aus dem ästhetischen Urtheil geschöpft sind, braucht das Publikum nicht nach ihnen zu fragen. Wie leicht können solche nur in wenigen Abschriften vorhandenen Blätter im Privatbesitz verdorben oder gar verloren werden? Und es handelt sich um Arbeiten aus der reifsten Periode Halm's. Die Oeffentlichkeit hat ein Recht auf den ganzen Dichter und der Dichter — auch der verstorbene — ein Recht auf die ganze Oeffentlichkeit. Mögen die Herausgeber ihm und der Oeffentlichkeit gerecht werden.“ Vielleicht fruchtet das Memento.

Der Aufsatz über Grillparzer enthält nichts Neues und Selbstständiges und ist nach dem Erscheinen der Gesammtausgabe überflüssig geworden. Indessen ist dieser Essay wegen seiner stilistischen Reize lesenswerth. Wie schön ist der Schluß der Beschreibung des Leichenbegängnisses: „Um halb sechs Uhr Abends erst hatte der letzte Redner seinen kurzen tiefergriffenen Abschied gesprochen. Hoch am dunkelnden Himmel stand der Mond; er legte seine vollen magischen Strahlen in die offene Gruft, ein silbernes Bahrtuch, darauf die kostbare Truhe langsam in die Tiefe glitt. Die goldene Leier am nachbarlichen Grabe Beethoven's wiederstrahlte friedlichen Glanz. Die Welt war ärmer geworden ....“ Originell ist in diesem Aufsatz auch ein Gleichniß, worin Hopfen die Verfasser von Buchdramen, die sich an eine nicht vorhandene Schaubühne wenden, mit Tondichtern vergleicht, die etwa ein Violinkoncert für die Posaune schreiben, oder mit Malern, die ein Transparent auf eine Panzerplatte pinseln wollten. — Zu Nutz und Frommen der Besitzer von Grillparzers Werken führen wir auch noch zwei Conjekturen an, durch welche Hopfen zwei

Schreib- oder Druckfehler in der „Jüdin von Toledo" verbessert. Im Beginn des 2. Aktes (Bd. 7, S. 177) räsonnirt ein Höfling:

Sie ist schön und eine Närrin
Und da die liebe Thorheit ist 'ne Thörin,
Gefährlicher als selbst die schlauste nicht.

Hopfen hat Recht, wenn er das folgendermaßen korrigirt:

Sie ist schön und eine Närrin,
Und da die Liebe Thorheit, ist 'ne Thörin
Gefährlicher als selbst die schlauste nicht.

Im 5. Akte (Bd. 7 S. 239) sagt der König:

Daß in Arabiens Wüsten
Der Wanderer ....
Mit einem Mal ein blühend Eiland trifft,
Umbrandet von dem See der trocknen Stellen.

Das muß heißen: „umbrandet von dem See der trocknen Wellen", wie Hopfen einleuchtend vermuthet. Grillparzer nennt die Wüste ein Meer von Sandwellen und die Oase ein Eiland in diesem Meer.

Lebendig und beredt ist der Aufsatz über Hermann Lingg, doch wird der Verfasser hier im Eifer des Gefechtes bisweilen verleitet, mit hitzigem Muthe eine offne Thür einzurennen. So ruft er einmal in barschem Tone: „Die Kunst darf im Himmel und auf Erden nehmen, was sie brauchen kann, aber auch nur das..." Diese Behauptung ist inhaltslos wie eine ausgeblasene Hülse. Es fragt sich ja eben nur: „Was kann die Kunst brauchen?" Darüber wollen wir etwas hören. Alles übrige kann uns nichts helfen.

Endlich verdient noch der Aufsatz gegen die Meininger sehr hervorgehoben zu werden. Diese Wanderbühne erregt noch immer bei ihren Wiedererscheinen in Berlin das Begeisterungsgeheul mancher Kritiker. Auf dem Wege einer maßlosen Selbstanpreisung, zu der sich viele Blätter der Hauptstadt willig gebrauchen lassen, haben sich diese wandernden Künstler einen Ruf zusammengetrommelt wie ihn keine andere kleine Hofbühne bisher erlangt hat. Sie verdienen diesen Ruf nicht, denn was sie in ihren Vorstellungen zu Werke bringen, ist meist nur ein glänzender Einband um ein leeres Buch. Sie sind nicht mehr und nicht weniger als die fähigsten theatralischen Buchbinder, die man sich denken kann, d. h. sie wissen das Aeußerliche der Bühnenkunst zu bewältigen, aber in dem schönen Rock fehlt ein schöner Körper und in dem schönen Körper würde man keine schöne Seele finden. Hopfen führt das sehr energisch aus. „Alles das", bemerkt er, „was neben der Leistung des Schauspielers auf der Bühne zu sehen ist, darf nie aufdringlich werden für die Beobachtung des Zuschauers. Weder durch ein Zuviel noch durch ein Zuwenig. Aber das Zuwenig ist lange nicht so störend wie das Zuviel. Denn eine mangelhafte Ausstattung, selbst ein Ungeschick läßt sich durch die Kunst des Schauspielers verdecken, läßt sich über ihn vergessen. Alles dagegen, was die gemeine Schaulust absichtlich zu beschäftigen geeignet ist, entzieht dem Hauptzweck des Dramas einen Theil meiner Aufmerksamkeit. Tritt vollends die Leistung der Mimen programmgemäß hinter den scenischen Prunk, den archäologischen Firlefanz, das Getümmel der Comparserie zurück, so weiß ich schlechterdings nicht, wie meine arme Seele zu Furcht und Mitleid gedeihen soll — es wäre denn zu Mitleid mit den Darstellern und zu Furcht vor dem Verfall der Kunst...." Es ist möglich, daß Hopfen da ein Wenig übertreibt, aber der Ruhm, der den Meiningern anposaunt wird, muß solche Uebertreibungen nothwendig hervorrufen. Es ist mit den Parteimeinungen wie mit den Pendelschwingungen: Wieviel das Pendel nach der einen Seite vorgestoßen wird, ebensoviel muß es nach der andern Seite wieder zurückschnellen, sonst bleibt die Fortschrittsuhr stehen. Darum gilt uns auch Hopfen's Aufsatz als ein dankenswürdiger Anstoß.

Schade, daß sich der Verfasser nicht entschlossen, ein dünnes, aber erfreuliches Buch herauszugeben. In ihrer gegenwärtigen anspruchsvollen Beleibtheit beweisen die „Streitfragen und Erinnerungen" an vielen Stellen eine Selbstüberschätzung des Autors, die den kritischen Widerspruch herausfordert. **O. Bl.**

# Miscellen.

Gustav Kühne wird nach langem Schweigen im Herbst dieses Jahres einen Band Novellen: „Rom und Wittenberg. Klosternovellen aus Luthers Zeit" erscheinen lassen.

*

Kurt Mook glossirt in einer Zuschrift an uns den Titel der „Deutschen Dichterhelden" von Karl Böttger in folgendem Epigramm:

Der Titel scheint mir wahrlich gut:
Mit solchen Versen ohn' Erröthen
Vor's deutsche Publikum zu treten —
Dazu bedarf es Heldenmuth.

Aus unsrer in diesem Heft abgedruckten Besprechung ersieht der Leser, daß wir nur für den kleinsten Theil des Buches dies Epigramm zutreffend finden.

*

Welche naiven Taktlosigkeiten bisweilen in Briefen an uns mitunterlaufen, davon lieferte ein österreichischer Schriftsteller eine Probe, indem er uns ein von ihm herausgegebenes Buch mit folgenden Zeilen schickte:

„Wenn Ihnen das Buch gefällt, so bitte ich Sie, öffentlich darüber zu schreiben, wenn Sie es aber für zu schlecht halten, so wollen Sie es als Geschenk von mir betrachten."

Wie großmüthig! . .

*

In der ersten Auflage von Julian Schmidt's französischer Literaturgeschichte findet sich wörtlich folgender Unsinn über George Sand:

„Sie war trotz ihres Liberalismus auf ihre vornehme Abkunft nicht wenig stolz, denn ihr Sohn war keine geringere Person, als der Marschall von Sachsen, der Bastard August des Starken."

Hiernach hätte George Sand mit August dem Starken ein Verhältniß gehabt.

*

In einem amtlichen Bulletin des „Anhaltischen Staatsanzeigers" vom 6. Juni d. J. findet sich folgende Blüthe des Stils:

„Mit innigem Danke gegen die Gnade und Hülfe des allmächtigen Gottes hat sich nun bei allen Hohen Patienten die Krankheit zur Genesung gewendet."

*

„Meeresstille und wilde Wellen" betitelt sich ein Band Gedichte von Julius Gräfe (Leipzig, Verlag von Joh. Fr. Hartknoch), worin wir folgenden Herzenserguß entdeckten:

**Auf einem Berge.**

Zum Entzücken ist die Gegend.
Stolze Burgen seh' ich winken.
Unten ruhen Blumenthäler,
Drauf sich Hirt und Herde wiegen.
Alles ist so schön, so herrlich,
Doch gewandert bin ich lange
Und ich tränke gar zu gerne
Eine Tasse schönen Kaffees.

Natürlich sind nicht alle Gedichte des Bandes von diesem Genre; einige verrathen sogar ein leidliches Formtalent. Wozu aber diese vorzeitige Herausgabe einer Sammlung? Es ist erstaunlich, welche Eile die jungen Poeten haben, Bücher zu schreiben, und wieviel Zeit sich dagegen das Publikum nimmt, eh' es sie liest.

*

„Die Humanität macht doch gar keine Fortschritte," rief jüngst ein Melancholiker aus.

Man frug nach der Begründung.

„Nun, früher peinigten die Fürsten ihre Völker mit Marterinstrumenten und jetzt schreibt der Herzog Elimar von Oldenburg Lustspiele . . . . Wo ist der Fortschritt?"

*

Im „Journal amusant“ fanden wir kürzlich folgenden bezeichnenden Scherz:

Eine junge Pariserin wurde von einem ihrer Bekannten, einem dramatischen Dichter, mit mehreren Billets zur Aufführung seines neuesten Stückes beschenkt. Sie sprach den Dank für die Freundlichkeit aus, fügte aber die Frage hinzu!

„Sagen Sie, lieber Freund, ist der Inhalt des Stückes auch derart, daß man seine — Mutter mitnehmen darf?“ . . .

*

## Nordseebild.

Die Wellen brechen sich am Strand. —
Ein Jüngling sitzt im Ufersand
Und liest als Labung seinem Ohr
Sich selbstbegang'ne Verse vor.
Schon las er fast den ganzen Band. —
Die Wellen brechen sich am Strand.

**O. Bl.**

*

Ein Berliner Reporter hatte kürzlich wegen eines Preßvergehens eine sechswöchentliche Haft abzubüßen. Als er wieder freikam, frugen ihn seine Freunde:

„Nun, Du hast Dich draußen wohl recht gelangweilt?“

„O durchaus nicht. Ich habe schriftstellerisch gearbeitet.“

„Du schriftstellerisch — was denn?“

„Neuigkeiten für drei Monate.“

*

## Kleine Lesefrüchte.

„Es ist nutzlos, Jemandem zu befehlen, nicht zu untersuchen, sondern zu glauben. Mit demselben Recht könnte man einem Menschen gebieten, nicht zu wachen, sondern zu schlafen.“ (Lord Byron.)

„Die Dichtkunst gefällt darum, weil sie dem Geiste die Dinge um uns her weit angenehmer darstellt als diese sich ihm von selbst darstellen“. (Johnson.)

„Einem großen Volke fehlten große Geister nie, die es schildern, wie von den hohen Alpen rings Seen fließen, darin sie sich spiegeln.“ (Wolfgang Menzel.)

„Wir sehn das Glück, wie den Regenbogen, nie über dem eignen Haupte, sondern immer über fremdem.“ (Derselbe.)

„Es giebt unvollendete Genien, die aber, wie der Cölner Dom, hoch ragen über die kleine fertige Welt unter sich.“ (Derselbe.)

„Unser Herz verhärtet sich ein wenig, eh' es schmilzt, gleich dem Schnee.“ (Derselbe.)

„Sage etwas, das sich von selbst versteht, zum ersten Mal, und du bist unsterblich.“ (Marie v. Ebner).

„Auf jeder Leipziger Messe hört man von den Buchhändlern den Seufzer: Ach, daß die deutsche Literatur so zurückkommt!“ (Adolf Glaßbrenner.)

---

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.
Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.


Einband-Decken
zu dem ersten bis dritten Bande der
Neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik,
eleg. in Engl. Leinwand mit stilvollen Arabesken in Gold- und Schwarz-
druck, reich verziert, sind zum Preise von 1 Mark 50 Pfge. durch alle
Buchhandlungen zu beziehen.